This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

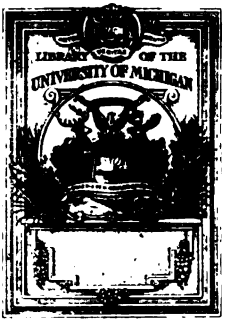
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

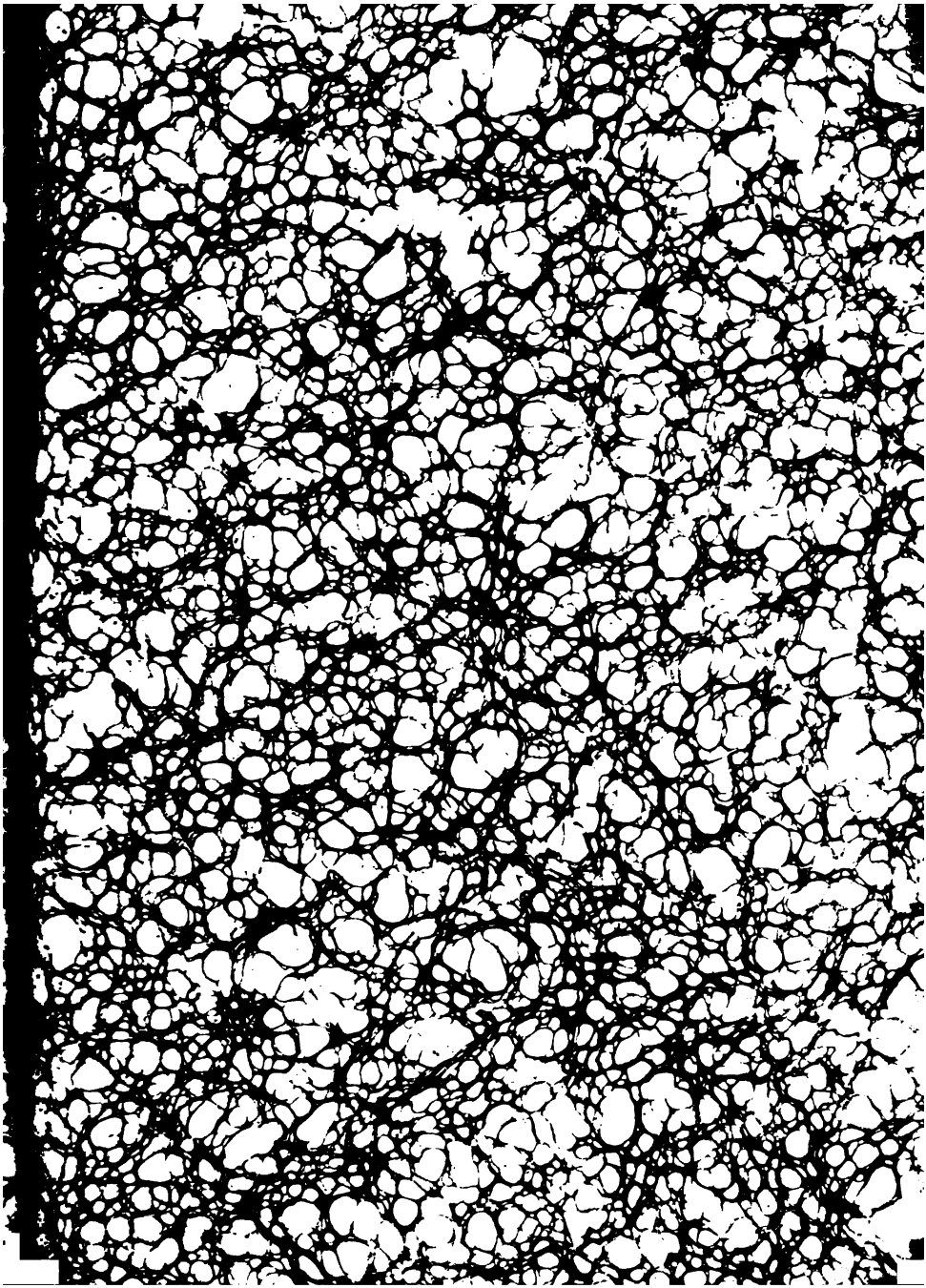
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



PRESENTED BY
RICHARD HUDSON
PROFESSOR OF HISTORY
1888-1911



II
20
.B395
1860

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,
ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Fünfter Band.

Mittlere Geschichte I.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1861.

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Einleitung 1

Mittlere Geschichte. Erster Zeitraum.

Von der Auflösung des weström. Reiches bis auf den Tod Karl's des Großen (476—814).

1. Theoderich, König der Ostgothen. (Reg. in Italien 493—526) . 6
2. Chlodwig, König der Franken (481—511) 14
3. Chlodwig's Nachfolger bis auf Chlotar II. (511—613) 21
4. Verfassung, Gesetze und Sprache der germanischen Völker . . . 29
5. Das Christenthum in Westeuropa 46
6. Das Reich der Westgothen in Spanien 50
7. Die Angelsachsen 54
8. Das oströmische Reich (474—527) 58
9. Justinian I. (527—565) 62
10. Das Vandalenreich zerstört (533—534) 69
11. Italien erobert (536—540) 73
12. Das Reich der Ostgothen zerstört (541—554) 78
13. Die Langobarden 86
14. Papst Gregor I. 92
15. Die Nachfolger Justinian's I. (565—610) 96
16. Mohammed, der Prophet. (Geb. 570, gest. 632) 100
17. Der Islam 109
18. Die Chalifen bis auf den Sturz der Ommayyaden (632—750) . 114
19. Bedrängnisse des byzantinischen Reiches 119
20. Leo der Isaurier (717—741) 124
21. Leo's Nachfolger (741—802) 127
22. Die Franken seit Chlotar II. (613—741) 131
23. Ausbreitung des Christenthums in Deutschland 137
24. Der heilige Bonifacius. (Geb. 680, gest. 755) 139
25. Die Päpste und die Langobarden 144
26. Pipin der Kleine (741—768) 147
27. Karl der Große (768—814) 151

223870

Mittlere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf den ersten Kreuzzug (814—1096).

		Seite
1.	Einleitung	179
2.	Die Araber	183
3.	Das byzantinische Reich	195
4.	Ludwig der Fromme (814—840)	205
5.	Krieg der Söhne Ludwig's und Vertrag zu Verdun (840–843)	212
6.	Die deutschen Karolinger (843—911)	215
7.	Culturzustand unter den Karolingern	221
8.	Die französischen Karolinger (843—987)	229
9.	Frankreich unter den ersten Capetingern (987—1060)	232
10.	Deutschland unter Konrad I. (911—918)	236
11.	Heinrich I. (919—936)	238
12.	Kaiser Otto I. der Große (936–973)	242
13.	Kaiser Otto II. (973—983)	254
14.	Kaiser Otto III. (983—1002)	258
15.	Kaiser Heinrich II. (1002—1024)	261
16.	Verfassung und Culturzustand unter den sächsischen Kaisern (919—1024)	264
17.	Kaiser Konrad II. (1024–1039)	276
18.	Kaiser Heinrich III. (1039—1056)	281
19.	Gründung der Normannenherrschaft in Unteritalien	285
20.	König Heinrich IV. bis zur Schlacht an der Unstrut (1056—1075)	288
21.	Wachsthum der päpstlichen Macht seit Karl dem Großen	296
22.	Papst Gregor VII.	301
23.	Gregor im Kampfe mit Heinrich IV. (1075—1085)	309

Einleitung.

Wir haben am Schluſſe des vorigen Zeitraums das römiſche Reich, welches die ganze Cultur der alten Welt in ſeinem Umkreis zuſammengezogen hatte, in einem allgemeinen Verfall geſehen, und die weſtlichen Länder deſſelben in einer gänzlichen Auflöſung ihrer bisherigen bürgerlichen Ordnung verlaſſen. Die unaufhörliche Kriegsnoth, der harte Druck der Steuern, die ſich fortwährend ſteigerten, der heilloſe Despotismus hatte die Einwohner erſchöpft, die Städte ſtanden verödet, die Aecker lagen ungebaut. War der Zuſtand aller Provinzen ein trauriger, ſo mußte dies am meiſten in Italien der Fall ſein, wo ſchon ſeit den letzten Zeiten der römiſchen Republik Landbau und Bevölkerung mit der Kraft und dem beſſern Sinne des Volkes immer mehr abgenommen hatten. Der römiſche Biſchof Gelaſius (ſtarb 496) ſagt in einem Briefe, in Tuscien und den benachbarten Provinzen ſei faſt kein Menſch mehr zu ſehen. So viel rhetoriſche Uebertreibung in dieſer Aeußerung auch liegen mag, ſo bedeutſam iſt ſie doch für den Zuſtand jener Zeit.

Wir haben noch Schriften aus dieſer Periode übrig, in welchen denkende und gefühlvolle Beobachter ihre Betrachtungen über den Untergang aller Herrlichkeit des Alterthums wehmüthig niedergelegt haben. Dieſe edlen Männer blicken in den jammervollen Umſturz etwa mit der Empfindung, wie man vor den Trümmern eines ehemals prächtigen Marmortempels ſteht, und in dem Schmerze über das viele Große und Glänzende, das nun zerſtört vor ihnen liegt, ſind ſie geneigt, den Verluſt für unerſetzlich zu halten, die ganze Menſchheit auf immer verloren zu geben, im Vertrauen auf die Verheißungen des Chriſtenthums kein anderes Heil als in einer anderen Welt zu hoffen, und den unbezweifelt nahen Unter-

gang der gegenwärtigen mit Zittern und Gebet zu erwarten; ja sie weisen wohl wie Salvianus auf diejenigen, welche die nächsten Urheber des gefürchteten Unterganges zu sein schienen, auf die Barbaren, als auf die Einzigen hin, mit und unter denen das Leben zu ertragen sei. Wenn diese Männer jetzt nach dreizehn Jahrhunderten wieder erwachen könnten, würden sie die Bildung, deren gänzlichen Untergang sie schon betrauern zu müssen glaubten, auf eigenthümliche Weise wieder hergestellt und belebt sehen.

Es ist ein neuer Stamm, der jetzt den Schauplatz der Weltgeschichte betreten hat, es sind die germanischen Völker, welche dieses neue Reich des Rechts und der Bildung erzeugt haben. Damals waren sie im Begriff, eine Weltherrschaft zu gründen, durch die Gewalt ihrer Waffen. Die römischen Provinzen waren von ihnen erfüllt, von den spanischen Küsten bis dahin, wo die Donau ins Schwarze Meer fällt, von der libyschen Wüste bis zu den Eisfeldern Norwegens hatten Deutsche die Macht in Händen. Auch das byzantinische Reich schien dem Drucke der Ostgothen erliegen zu müssen. Sollte nun mit seinem Staate auch der ganze geistige Inhalt des Alterthums vernichtet werden, und die Germanen, nur aus eigner Kraft langsam ihre Rohheit zur Cultur umbildend, die Geschichte ganz von Neuem beginnen? Oder trug die Hinterlassenschaft der Griechen und Römer noch eine solche Kraft in sich, die jugendlichen deutschen Völker von innen heraus zu überwältigen? Gewiß ist, daß diese Stämme nicht allein zur äußeren Herrschaft über die Erde berufen waren, die sie überdies sogar nur vorübergehend besäßen, sondern viel mehr zu der inneren und geistigen, welche sie indeß erst nach einem langen Bildungsprocesse in der neuen Zeit erlangt haben. Denn zunächst erhob sich das byzantinische Reich wieder und erhielt sich durch den zähen Mechanismus seiner Formen noch fast ein Jahrtausend, die Wissenschaften Griechenland's wenn auch als einen todten Schatz bewahrend, bis die Germanen zur Aufnahme desselben befähigt waren. Der Orient aber konnte noch weniger, und am wenigsten sofort, in die germanischen Lebenskreise gezogen werden, vielmehr entriß er sich seinerseits sogar den lange gewohnten römischen Formen und erzeugte neue, seinem eigenthümlichen Geiste sehr angemessene Gestaltungen. Und so fand sich denn auch zwischen jenen beiden äußersten Wegen, welche wir angedeutet, eine Mitte. Die Reste der alten Cultur wurden von den Germanen nicht zerstört; denn diese waren selbst an und in Rom groß geworden, und keine Starrheit hemmte die Aneignung des Fremden. Jene Trümmer konnten aber ebensowenig die Spannkraft des deutschen Geistes überwältigen. Das neue Element ist das vorherrschende

im Mittelalter; allmählig erst werden von ihm die Resultate der alten Geschichte aufgenommen und eigenthümlich verarbeitet.

Vornehmlich ist es die christliche Kirche, welche das Alterthum mit den kommenden Jahrhunderten in Verbindung setzt. Im römischen Reiche war das Christenthum geboren worden; hier hatte es seine dogmatische Entwicklung, hier politische Formen und zusammenhängende Institutionen für seine äußere Erscheinung erhalten, um dem ersten Drucke der Eroberer widerstehen zu können. Vielfach finden wir auch sonst die Kirche mit der römischen Welt in Verbindung; sie spricht deren Sprache, beschäftigt sich mit ihren Geisteswerken, und wendet auch bald das römische Recht für ihre Zwecke an. Sie hat einen großartigen Organismus, allgemeinen Zusammenhang, geordnete Abstufungen; sie geht nicht wie der Staat des Mittelalters in eine Masse einzelner Punkte auseinander. Aber in diesen dem Alterthume gemäßeren Formen, welche ihr den Einfluß und Nachdruck auf die rohen, für das rein Geistige noch nicht empfänglichen Germanen sichern, führt sie dennoch der ganzen folgenden Entwicklung neue Bildungsstoffe zu. Griechen und Römer waren für andere geistige Principien organisirt gewesen; das Christenthum findet seine wahre Stätte, seine innere Macht im Gemüthe erst bei den Germanen. Die Kirche zeigte den Völkern wie den Einzelnen, daß es jetzt nicht mehr darauf ankomme, die natürlichen Richtungen und Anlagen auszubilden, daß vielmehr nur im Widerspruche mit diesen rein geistige Güter zu erwerben seien. Und wie es gewöhnlich geschieht, daß neue Ideen in einem strengen Gegensatz zum Alten auftreten, und wie der Fortschritt zunächst das innerlich Zusammengehörende äußerlich in getrennte Massen auseinanderreißt: so verwarf auch jetzt die Kirche die Welt als das Niedere und Sündliche, statt sie geistig zu erheben und zu verklären. Nachdem sie zuerst die Völker des Abendlandes unter das Reich des Glaubens geeinigt, strebt Rom an ihrer Spitze darnach, auf die Gewalt weltlicher Bedürfnisse und Empfindungen eine neue Weltherrschaft zu gründen. Bald geräth deßhalb die Hierarchie in einen heftigen Kampf mit der weltlichen Macht, welche in dem Lehnsstaate zu ähnlicher Höhe erwachsen ist und nun ihr Recht behauptet; und dieser Kampf bildet den Mittelpunkt der merkwürdigen Begebenheiten unseres großen Zeitraums bis dahin, wo durch die beginnende tiefere Auffassung des Christenthums, durch den selbstständig gewordenen Geist der Völker, auch dies zweite Gebäude römischer Herrschaft in seinen Grundfesten erschüttert wird und zum Theil in Trümmer fällt. Da aber gegen dieselbe Zeit zugleich in den anderen Gebieten der menschlichen Thätigkeit, im Staate, im Kriege, in den Wissen-

schaften und Künsten, große und folgenreiche Veränderungen sich zutragen und neue Bahnen eröffnet werden, so schließt sich jene Periode der europäischen Geschichte, die mit dem Umsturze des weströmischen Reiches beginnt, am natürlichsten mit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts ab.

Der Name, welchen diese Hauptmasse der Weltgeschichte führt, der des Mittelalters, ist schon in so fern kein schicklich gewählter, weil er eine bloße Beziehung auf die alte Zeit, die dem Mittelalter vorangegangen, und die neue, die ihm folgt, andeutet. Auch ist er zu einer Zeit entstanden, wo die herrschende Ansicht vom Mittelalter keine unbefangene und richtige war. Da die neue Zeit, die ihm folgte, mit unbegränzter Verehrung des klassischen Alterthums begann, so sollte Alles, was sich von dem Geiste desselben entfernte, reine Barbarei sein; und da die besonderen Verhältnisse der folgenden Jahrhunderte, die Fortschritte derselben im Wissen wie in der Gesittung, große Veränderungen in allen Lebensverhältnissen herbeiführten, so war man geneigt, in jenem Zeitraume, wo über Staat und Kirche, ja fast über alle Verhältnisse des Lebens, ganz andere Begriffe vorwalteten, nichts Anderes als Rohheit, Unvollkommenheit und gänzlichen Mangel an Bildung zu wittern. So verhält es sich aber keineswegs. So sehr das Mittelalter auch gegen die höhere Geistes- und Lebenscultur des Alterthums zurückstand, so sehr es auch von den folgenden Jahrhunderten an Erfindungen und in der Entwickelung des menschlichen Daseins überflügelt worden ist: es war darum keineswegs eine Zeit allgemeiner Verfinsterung und Verwilderung, auf welche die späteren Geschlechter vornehm herabsehen dürften. Vielmehr schuf sich das Mittelalter Formen, die, seiner Denkungsart und Handlungsweise angemessen, sich nicht weniger folgerecht und umfassend ausbildeten als die des Alterthums, und sprach seine Gefühle und Anschauungen in Kunstwerken aus, deren erhabene Größe und tiefe Bedeutung kaum Jemand mehr verkennt. Nur aus sich selbst und in Beziehung auf sich selbst muß das Mittelalter von seinem Geschichtsschreiber behandelt werden; keineswegs aber danach, daß seine Formen für andere Zeiten und deren gänzlich veränderte Richtung mit Recht als ganz unpassend befunden werden.

Das Mittelalter theilt sich am natürlichsten in vier Perioden, welche den Stufengang seiner Bildung und Entwicklung bezeichnen.

I. Von der Auflösung des weströmischen Reiches (476) bis auf den Tod Karl's des Großen (814). Ein Zeitraum, während dessen die begonnene Völkerwanderung erst ihr völliges Ende erreicht, und die neugegründeten Staaten noch um ihr oft schnell wieder vorübergehendes Dasein kämpfen.

II. Bis auf den ersten Kreuzzug (1096). Die Zeit, wo die Staaten sich befestigen und die Ideen, welche das Mittelalter lenken, ihre Ausbildung erhalten.

III. Bis auf Rudolf von Habsburg (1273). Die Periode der Kreuzzüge und des Gipfelpunktes der Hierarchie, wo jene Ideen und ihre Wirkung am vollständigsten zur Erscheinung kommen; die eigentliche Blüthezeit des Mittelalters.

IV. Bis zur Entdeckung Amerika's (1492). Die Zeit, in welcher die Formen und Ansichten des Mittelalters schon zu verfallen und zu verschwinden beginnen, um allmählig denen der neueren Zeit Platz zu machen.

Mittlere Geſchichte.

Erſter Zeitraum.

Von der Auflöſung des weſtrömiſchen Reiches bis auf den Tod Karl's des Großen (476—814).

I. Theoderich, König der Oſtgothen.

(Reg. in Italien 493—526.)

Wie der deutſche Odoaker auch dem Namen des Kaiſerthums im Weſten ein Ende gemacht, und Italien gewonnen, hat der vorige Band gelehrt. Er war ſchon zum Chriſten getauft, und dem arianiſchen Glauben zugethan, doch ohne Haß gegen die katholiſche Partei. Vielmehr leitete ihn ſein Chriſtenthum zu allgemeiner Schonung und zu einer lobenswerthen Milde und Behutſamkeit. Er achtete die alten römiſchen Einrichtungen, ſtellte ſogar nach ſiebenjähriger Unterbrechung das Conſulat wieder her, und beſetzte es mit den würdigſten Römern. Er behielt die Geſetze der Kaiſer bei, und ließ auch die Civilverwaltung Italien's in den Händen des prätoriſchen Präfecten und ſeiner Unterbeamten. Die Städte bewahrten ebenfalls ihre frühere Verfaſſung, und in den Verhältniſſen der römiſchen Bevölkerung änderte ſich nichts. Ueber das adriatiſche Meer und über die Alpen unternahm er Kriegszüge, um Dalmatien zu gewinnen und Noricum vor den Einfällen der Rugier zu beſchützen, die damals am linken und rechten Donauufer in den Strichen zwiſchen den heutigen Städten Wien und Lorch und in Mähren ihre Wohnſitze hatten. Er beſiegte ſie und machte ihrem Reiche ein Ende. Dem Weſtgothenkönig Eurich überließ er, was dieſer im ſüdlichen Gallien erworben hatte; und ſo ſchien ſeine Regierung geſichert.

Allein auch er ſollte von einem Stärkeren verdrängt werden. Die Oſtgothen hatten, als ſie, nach dem Tode Attila's, von der Herrſchaft der Hunnen frei geworden waren, vom Kaiſer Marcian Pannonien (das weſt-

liche Ungarn) zum Wohnsitz erhalten, und drei Brüder aus dem Geschlechte der Amaler theilten sich darein. Doch mußten ihnen die griechischen Kaiser jährlich eine Geldsumme zahlen, um von den Plünderungen des beutelustigen Volkes verschont zu bleiben. Zu mehrerer Sicherung der darüber geschlossenen Verträge sandte Theodemir, einer jener drei Brüder, seinen siebenjährigen Sohn Theoderich als Geisel nach Constantinopel (zwischen 459 und 463). Dieser fand dort im kaiserlichen Palast Anlaß und Gelegenheit, die Kenntnisse und Einrichtungen der byzantinischen Griechen, die ihnen fortwährend große Vorzüge über die umwohnenden Barbaren gewährten, mit regem Sinne aufzufassen. Achtzehn Jahre alt, kehrte er unverderbt an Seele und Leib zu seinem Vater zurück, welchem damals auch die Herrschaft seiner Brüder zugefallen war; und als Theodemir bald nachher starb, wurde der Sohn einstimmig als Nachfolger anerkannt. Der oströmische Kaiser Zeno, der den Werth des Jünglings richtig würdigte, bemühte sich aus allen Kräften, ihn durch Gunstbezeigungen, namentlich durch die ihm für das Jahr 484 ertheilte Consulwürde, dann auch durch Einräumung eines Gebietes in Mösien, an sich zu fesseln, um sich seiner gegen andere in Thrakien ansässige Gothen zu bedienen, nämlich gegen die sogenannten kleinen Gothen, die wahrscheinlich Nachkommen derer waren, welche einst Kaiser Theodosius ins Reich genommen hatte. Sie wurden von einem Fürsten, ebenfalls Theoderich genannt, beherrscht, der aber nicht aus dem Hause der Amaler stammte. Er war ein Verwandter des Feldherrn Aspar — den Leo, um sich seiner Uebermacht zu entledigen, mit zweien seiner Söhne hatte ermorden lassen — und verlangte nun von Zeno Aspar's Erbschaft den Oberbefehl über die Gothen im römischen Dienst, den jener geführt, und bessere Wohnsitze für sein Volk. Dasselbe Commando begehrte nun auch der Ostgothe; denn die factische Macht über Kaiser und Reich, wie sie die Familie Aspar's über dreißig Jahre in Händen gehabt, war mit dieser Stellung verbunden. Es kam in der That zum Kriege zwischen beiden Fürsten; doch blieb die dem Ostgothen versprochene Unterstützung Zeno's natürlich aus, weil den Griechen am Siege desselben wenig gelegen sein konnte. Ihr Interesse verlangte nur, beide Völker zu schwächen, nicht aber eines übermächtig werden zu lassen. Theoderich beschloß endlich, nach mehreren Zwistigkeiten und wiederholten Einfällen in das byzantinische Gebiet, sich einen anderen Schauplatz für seine Thatkraft zu suchen, womit er den Wünschen seiner Gothen nur entgegen kam. Er machte daher dem Kaiser Zeno den Antrag, mit seinem ganzen Volke nach Italien zu ziehen und den Odoaker, den der griechische Hof als

Anmaßer betrachtete, der auch in ſeinen Kämpfen mit den Rugiern an der Donau als Feind der Oſtgothen aufgetreten war, aus dieſem ſchönen Lande zu vertreiben. Nach einer anderen Nachricht ſchlug der Kaiſer dem Könige, der eben im Begriff war, feindlich gegen Conſtantinopel vorzudringen, die Beſitzergreifung Italiens vor. Man kann dieſe ſcheinbar widerſprechenden Nachrichten ſehr wohl mit einander vereinigen, wenn man annimmt, daß die Wünſche beider Fürſten einander entgegenkamen, und daß der byzantiniſche Stolz den Oſtgothenkönig vermochte, öffentlich das als eine Vergünſtigung zu erbitten, was ihm vom Kaiſer vorher an die Hand gegeben war. Nichts Erwünſchteres konnte es für das oſtrömiſche Reich geben, als dieſe veränderte Richtung der gothiſchen Kräfte; und war wirklich der Anſtoß dazu von Zeno ausgegangen, ſo mochte er die gelungene Wirkung mit Recht für ein Meiſterſtück ſeiner Politik halten. Denn früher oder ſpäter hätte Theoderich wahrſcheinlich das öſtliche Reich in ſeine Gewalt gebracht, wie Odoaker das weſtliche. Wer aber in dem doch einmal verlorenen Italien gebiete, Odoaker oder Theoderich, das blieb ſich für Zeno ziemlich gleich; jedenfalls geſchah nur den Germanen ſelbſt ein Abbruch, wenn ſich die Oſtgothen aus der erdrückenden Nähe entfernten; ja es ließ ſich hoffen, im Fall des Sieges vielleicht ſogar eine gewiſſe Herrſchaft über Theoderich auszuüben, weil er nun unter kaiſerlicher Autorität focht und mit den höchſten römiſchen Ehrenſtellen bekleidet war. Urkundlich ertheilte der Kaiſer dem Gothenfürſten Italien, und empfahl ihm ſcheidend den Senat und das römiſche Volk. Ein Verwandter Zeno's begleitete den Zug. So brach denn das Volk der Oſtgothen mit Weibern, Kindern, Heerden und aller Habe aus Pannonien und Möſien auf (488), wanderte, eine ganze Welt, wie ein Schriftſteller jener Zeit ſagt, durch das Moravathal gegen die Donau, und ging dann über die Sau, um auf dem niedrigen, grasreichen Höhenzuge, der Drau und Sau ſcheidet, fortziehend Italiens Grenzen zu erreichen. In der Gegend von Sirmium, nahe bei Cibalis, in einem natürlichen Bollwerke zwiſchen Bergen und dem Fluſſe Ulca, wollten ihnen die Gepiden, deren Reich in den Ebenen der Theiß ſich ſüdwärts bis zur Drau und Donau erſtreckte, den Paß verlegen. Erſt nach hartem Kampfe, und nachdem ſie den Gepiden unter ihrem Könige Trauſtila ſo ſchwere Verluſte beigebracht hatten, daß ſich dieſe auch in der Folge nicht ganz wieder davon erholten, konnten die Gothen ſich Bahn brechen. Im Sommer 489 ſtanden ſie an der Schwelle Italiens. Auf die Nachricht eilte Odoaker mit ſeinem Heere herbei. An der Iſonzobrücke ſtieß er auf den furchtbaren Schwarm, wurde geſchlagen, und ſetzte ſich fliehend

an der Etsch in der Nähe von Verona. Zum zweiten Male verlor er hier eine Schlacht, und mußte nun hinter den Mauern Ravenna's Sicherheit suchen. Doch ein Feldherr des Besiegten, Tufa, der zu Theoderich übergegangen war, und sich jetzt zu seinem alten Herrn zurückwandte, gab durch diese doppelte Verrätherei dem Letzteren wieder auf einige Zeit die Oberhand, bis Theoderich, durch herzueilende Westgothen verstärkt, eine dritte Schlacht an der Adda (490) gewann, worauf Odoaker sich zum zweiten Male in das feste Ravenna zurückziehen mußte. Theoderich durchzog ganz Italien, unterwarf es sich völlig, erhielt von den Vandalen den Besitz Sicilien's, und kehrte dann nach Ravenna zurück, um der Herrschaft Odoaker's ein Ende zu machen. Aber drei Jahre lang vertheidigte sich der tapfere Mann, bis zuletzt das Murren der Einwohner ihn zwang, einen Vergleich mit den Gothen abzuschließen. Er übergab die Stadt auf die Bedingung, daß er Leben und Freiheit behalte (2. Febr. 493). Die ersten Tage der neuen Freundschaft wurden mit Gastmählern gefeiert; aber noch mitten unter den Lustgelagen ward plötzlich Odoaker, böser Entwürfe verdächtig, mit seinem Gefolge niedergehauen, Theoderich dagegen von den Ostgothen zum einzigen König von Italien ausgerufen.

Gegen 200,000 streitbare Männer sollen die Gothen gezählt haben, die nun denselben dritten Theil aller Ländereien Italiens für sich in Anspruch nahmen, der schon früher für Odoaker's Krieger hatte abgetreten werden müssen. Theoderich hatte seinen Wohnsitz entweder wie die letzten abendländischen Kaiser in Ravenna oder auch in Verona, und ordnete von hier aus mit Kraft und Besonnenheit die Verwaltung seiner weitläufigen Staaten. Denn ihm gehorchten nicht nur Italien mit den dazu gehörigen Inseln, sondern auch ein Theil des zugehörigen Gallien's, die Länder zwischen den Alpen bis gegen die Donau hinauf, und ein großer Theil von Pannonien und Dalmatien, wo er den deutschen Völkerschaften gothische Beamte (duces) vorsetzte. Nordwärts sicherte er seine Grenzen durch Befreundung mit den kriegerischen Nachbaren. Die Könige der Franken, Burgunden, Westgothen, Vandalen und Thüringer verschwägerten sich mit ihm, die Alamannen lehnten sich an ihn an, und selbst den Franken zeichnete sein Ansehen und seine Macht in ihren Eroberungen gegen die Westgothen Grenzen vor. Diese Stellung, die zwar ihren nächsten Grund in dem Besitze Italiens haben mochte, die er aber durch seine hohen Regententugenden zu erhalten und zu stärken wußte, erklärt die Achtung, die auch entfernte Nationen ihm zollten; erklärt es, wenn von den Aestyern an der Ostsee Geschenke in Ravenna

einliefen, und macht es begreiflich, wie die ältere Dieterichsſage den Gothenkönig Theoderich ſo an ſich ziehen und umgeſtalten konnte, daß er im Volksbewußtſein endlich Eins ward mit dem Dietrich von Bern. Zeigt ihn ſo die Ueberlieferung der Geſchichte als den germaniſchen Fürſten jener Zeit, der für die übrigen den Einigungs- und Vermittelungspunkt bildet: ſo iſt er für immer unſterblich geworden in dem ſchönen Glanze, den das deutſche Heldenlied um ſein Haupt gewoben hat. Konnte doch auch der Kaiſer Anaſtaſius, welcher die Oberhoheit über Italien wenigſtens durch die Anerkennung oder Verwerfung der dortigen Regierung üben wollte, nicht umhin, Theoderich's Herrſchaft, wenn auch zögernd und ungern, zu beſtätigen; und dieſer hinwiederum ließ ſich ſolchen Schein gern gefallen, ja vielleicht bedurfte er deſſelben, weil er dadurch in den Augen der Italiener Weihe und Rechtmäßigkeit erhielt. Procop ſagt in der Anſchauungsweiſe der Byzantiner, er ſei dem Rechte nach Tyrann, alſo Uſurpator, dem Weſen nach Kaiſer geweſen. Auch machte Theoderich wiewohl er das friedliche Verhältniß zu dem Oſtreiche gern aufrecht erhielt und an Achtungsbeweiſen es nicht fehlen ließ, nichtsdeſtoweniger ſeine völlige Unabhängigkeit geltend, bei zweimaligem Anlaß ſogar mit den Waffen. Doch nannte er ſich gleichwie Odoaker nur König, ſeine Herrſchaft das Reich der Gothen und Italer, und auf Inſchriften und Münzen jener Zeit findet ſich des Kaiſers Name überall auf der vorderen, der ſeinige auf der Rückſeite.

Während Theoderich ſo ſeine Lage nach Außen ſicherte, traf er mit gleichem Eifer die weiſeſten Maßregeln zur Befeſtigung ſeiner Macht im Innern. Er war weit davon entfernt, die römiſchen Einrichtungen umzuſtürzen; die Staatsverfaſſung blieb faſt ganz ſo, wie er ſie vorfand; den Senat, die Statthalter der Provinzen, die Behörden, welche Conſtantin der Große eingeführt hatte, behielt er bei, und beſetzte ſie in der Regel mit Römern; es veränderte ſich in Italien nichts weiter, als daß ein gothiſcher König die Stelle in dem Staatsgebäude einnahm, die für einen römiſchen Kaiſer beſtimmt war. Die Gothen ſtanden völlig abgeſondert unter ihren Herzogen, Grafen und Hauptleuten über Tauſend (Millenarien). Dieſe militäriſche Einrichtung, zu der das lange Herumziehen alle wandernden Stämme der Germanen genöthigt hatte, wurde auch bei der Anſiedelung beibehalten, und die Befehlshaber im Kriege blieben zugleich die Richter und Beamten im Frieden. Die Streitigkeiten zwiſchen Römern und Gothen ſchlichtete der gothiſche Graf mit Zuziehung eines rechtskundigen Römers. Für ſolche Fälle, ſcheint es, gab Theoderich ein beſonderes Edict (ediotum Theodorici) vom Jahre 506, das faſt ganz

aus dem römiſchen Recht geſchöpft iſt und hauptſächlich die Verhältniſſe des Güterbeſitzes und der Sklaven betrifft, worüber natürlich bei der Stellung der Gothen am leichteſten Zwiſtigkeiten ſich erhoben. Ob im Uebrigen gothiſche Gewohnheiten für die Gothen, römiſches Recht für die Römer gegolten, iſt trotz aller Wahrſcheinlichkeit nach neueren Unterſuchungen zweifelhaft. Mag übrigens das Edict nur für Römer gegeben ſein, oder mag es ein internationales Recht zwiſchen Gothen und Römern bezeichnet haben, oder endlich, mag es Theoderich wirklich auch für die Gothen untereinander erlaſſen haben *), ſo daß fortan nur ein einziges, das römiſche Recht, im Reiche gelten ſollte: auf alle Fälle zeigt ſich in dem ganzen Walten des Königs ein großes Nachgeben gegen das römiſche Element ſeines Staates, das dem Eindruck zugeſchrieben werden muß, deſſen ein reich gebildetes Leben uncultivirten, aber bildſamen Völkern wie den Gothen gegenüber immer gewiß ſein darf. In einer Hinſicht jedoch hielt er eine ſtrenge Trennung zwiſchen Gothen und Römern feſt. Den erſteren nämlich wies er den Wehrſtand und unabläſſige kriegeriſche Uebungen als ihren Beruf an; er theilte ſie in vierzehn Lagerbezirke, um ſie fortdauernd ſchlagfertig zu erhalten. Sie wurden das Militär, gewiſſermaßen die Kriegerkaſte des Reiches, für deren Unterhalt die übrige Bevölkerung durch die Abtretung des dritten Theiles ihres Grundeigenthums reichlich geſorgt hatte. Die bürgerliche Thätigkeit ſollte dagegen den Eingebornen überlaſſen bleiben. Ja, der König ſoll (was indeß nicht ſehr glaublich ſcheint) die Gothen ſogar abgehalten haben, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu ſchicken, weil „diejenigen nie ohne Furcht das Schwert erblicken würden, die jung ſchon vor der Ruthe gezittert hätten.“ Er ſelbſt hatte nicht einmal ſeinen Namen aus freier Hand ſchreiben gelernt, wenn die Erzählung wahr iſt, ſondern mußte die vier Anfangsbuchſtaben deſſelben durch ein Blech, in welches ſie eingeſchnitten waren, zeichnen. Doch beſaß er regen Sinn für feinere Bildung und zog die kenntnißreichen Römer mit Achtung hervor. Unter dieſen nahm Caſſiodorus die erſte Stelle ein, ein Mann aus einer alten römiſchen Familie entſproſſen, von großer Gelehrſamkeit und Einſicht,

*) Die erſtere Anſicht, die jetzt durchaus von den juriſtiſchen Autoritäten vertreten wird (vergl. Puchta Inſtit. 690 und Zöpfl Deutſche Rechtsgeſch. 87), führt zu der weiteren Annahme, daß Gothen oder barbari und Römer nicht als Benennungen nach den Nationalitäten, ſondern nach den Berufsweiſen unterſchieden werden müßten, ſo daß die Soldaten Gothen, die Nichtſoldaten Römer geheißen hätten. R. Köpke, Deutſche Forſchungen, Berlin 1859 S. 199, ſucht die Unrichtigkeit dieſer Auffaſſung nachzuweiſen.

und in öffentlichen Geschäften wohl erfahren. Er genoß Theoderich's Zutrauen in hohem Grade, und wurde von ihm zu den höchsten Staatswürden befördert. Zuerst war er Quästor, dann magister officiorum, im Jahr 514 Consul und später mehrmals, auch noch unter Theoderich's Nachfolgern, praefectus praetorio. Die Verfügungen des gothischen Königs flossen meistens aus seiner Feder. Eine uns noch übriggebliebene Sammlung dieser Verordnungen ist die Hauptquelle für Theoderich's Geschichte, aber in ihrer schlechten Schreibart, weitschweifig, dunkel und voll unnützen Prunks, zugleich ein Beweis für den tief gesunkenen Geschmack jener Zeit unter den gebornen Römern, und daß es nicht die germanischen Barbaren waren, von denen er ausging.

Wie sein ganzes Volk war Theoderich dem Arianischen Glauben zugethan, aber er übte gegen Andersdenkende eine für jene Zeiten bewundernswürdige Duldung und Milde. Die Katholiken wurden weder verfolgt noch irgend in ihren Rechten gekränkt; in ihre Kirchenangelegenheiten mischte sich Theoderich nur mit großer Behutsamkeit und nur so weit ein, als es durchaus nöthig war. Auch die Juden nahm er gegen Verfolgungen in Schutz.

Im siebenten Jahre seiner Regierung (500) machte der König eine Reise nach Rom und hielt daselbst einen Triumph im römischen Purpur. Senat und Volk, Papst und Geistlichkeit kamen ihm im feierlichen Zuge entgegen, so wie die Kaiser empfangen zu werden pflegten. Er verweilte hier ein halbes Jahr, um die Meisterwerke der noch immer prächtigen Stadt bewundern zu können. Gerührt von so viel Majestät und Herrlichkeit setzte er große Summen zur Herstellung des Verfallenen und Zerstörten aus, und zeigte sich dadurch des Besitzes dieser heiligen Erde nicht unwürdig.

Daß eine so einsichtsvolle und nachdrückliche Regierung drei und dreißig Jahre währte, mußte dem durch so lange Leiden entkräfteten Lande gewiß zum Segen gereichen. Ackerbau, Handel und Gewerbe, die vorher fast erstorben gelegen, blühten fröhlich wieder auf, und dies um so mehr, da er die großen Landgüter zerschlug und in kleinere Loose theilte, welche jetzt auch von den Gothen bebaut wurden. Er selbst war allenthalben gegenwärtig, fragte nach Allem, und war in allen Dingen thätig. In Zeiten feindlicher Bedrohung zog er nach Verona; außerdem war, wie schon erwähnt ist, sein gewöhnlicher Aufenthalt Ravenna.

Dies ist die kurze Geschichte eines Königs, der, obgleich nach römischem und griechischem Sprachgebrauch ein Barbar, dem gesunkenen Italien noch eine schöne Abendröthe schenkte, und dem nicht das Erobern

allein, sondern auch das Erhalten; nicht das Herrschen, sondern das Regieren und Ordnen; nicht das Umstürzen, auch das Beruhigen am Herzen lag. Nur kurz vor seinem Ende sehen wir den trefflichen Mann von der Milde, die seine ganze übrige Regierung bezeichnet, abweichen und zu Handlungen gereizt, die man aus seiner Geschichte wegwünschen möchte. Die Veranlassung dazu war folgende. Im Jahre 523, unter der Regierung des Kaisers Justin I., ergingen von Constantinopel aus die härtesten Verbote gegen den Arianismus. Theoderich, der darin einen mittelbaren Angriff auf sich selbst und seine Glaubensgenossen so wie eine Aufregung der italischen Bevölkerung gegen die Gothen sah und dies um so weniger ruhig ertragen wollte, je größerer Schonung gegen die katholische Partei er selbst sich bewußt war, fertigte deßhalb eine Gesandtschaft nach Constantinopel ab, an deren Spitze er den Papst Johannes stellte. Als dieselbe zurückkehrte, ohne etwas ausgerichtet zu haben, ja als er vernahm, daß der römische Bischof in Constantinopel mit hohen Ehren empfangen worden, ließ er ihn in Fesseln werfen, und einmal zu Mißtrauen gereizt, lieh er einer Anklage sein Ohr, welche einen römischen Senator, Albinus, als einen heimlichen Begünstiger der Kaiserherrschaft, der in Briefwechsel mit Constantinopel stände, verdächtig machte. Boethius, ein anderer Senator, durch Rang, Kenntnisse und Rechtschaffenheit gleich ehrwürdig, ward, weil er in der Vertheidigungsrede für seinen Freund die Worte gebraucht, er selbst und der ganze Senat seien des Verraths gerade eben so schuldig als Albinus, gleichfalls ins Gefängniß geworfen, und einige Zeit nachher hingerichtet. Denn Theoderich nahm jene Worte für den unverhohlenen Ausdruck der wirklichen Gesinnung der angesehenen Römer und meinte diese Opposition mit Strenge unterdrücken zu müssen. Der Gefangenschaft des Boethius verdanken wir das berühmteste Buch dieses bedeutenden Mannes, „die Tröstung der Philosophie (de consolatione philosophiae)", ein Werk in dialogischer Form, das gleich ausgezeichnet ist durch einfache und würdevolle Darstellung wie durch Reinheit der Sprache. Bald darauf traf dasselbe Schicksal auch des Boethius Schwiegervater, den greisen Symmachus, weil er über den Tod seines Schwiegersohns zu laut gemurrt hatte (525). So sehr man geneigt sein möchte, den großen Theoderich hier übereilter Härte und Grausamkeit zu zeihen, da die Geschichte von erwiesenen Verbrechen der Angeklagten nicht spricht, so sehr dient doch die ganze Lage der Verhältnisse, wo nicht zu seiner gänzlichen Rechtfertigung, doch zu seiner Entschuldigung.

Wie viele Wohlthaten Theoderich den Italienern auch erzeigt

hatte, wie beneidenswerth ſie ihre Lage auch finden mußten, wenn ſie dieſelbe mit ihrer frühern, ſo wie mit der ihrer meiſten Nachbarn verglichen: ſo konnten ſie es doch nicht vergeſſen, daß ihr Fürſt ein Barbar und ein Ketzer war. Von einem ſolchen regiert zu werden, galt ihren eingewurzelten Vorurtheilen für eine Schmach, und da an dem byzantiniſchen Kaiſer keiner von beiden Flecken haftete, ſo entſtand bei Vielen das Verlangen, unter die Herrſchaft deſſelben zurückzukehren; den Druck und das Elend, welche ihrer dann unausbleiblich warteten, vergaßen ſie. Des Königs Stellung war nach dieſer Seite viel peinlicher und ſchwieriger als die ſeines fränkiſchen Nachbars Chlodwig. Einmal mit dieſen geheimen Wünſchen bekannt, und voll von dem bitteren Gefühle, ſeine großen Wohlthaten nicht anerkannt zu ſehen, glaubte Theoderich, in einem dringenden Falle von der ſtrengen Form des Geſetzes abweichen zu dürfen, und die geheime Verbindung der Angeklagten mit dem byzantiniſchen Hofe mag, wo nicht unwiderleglich dargethan, doch ſehr wahrſcheinlich gemacht worden ſein. Nicht lange nach dieſen Begebenheiten ſtarb Theoderich am 26. Auguſt 526 und hinterließ das oſtgothiſche Reich (Söhne hatte er nicht) ſeinem Enkel Athalarich, dem Sohne ſeiner Tochter Amálaſwinth. Schon bei ſeinen Lebzeiten hatte er ſich ein großes Grabmal erbauen laſſen.

2. Chlodwig, König der Franken.

(481—511).

Als Theoderich das Reich der Oſtgothen in Italien gründete, ſaßen die Franken noch ungefähr in denſelben Gegenden des alten Gallien's, in welchen ſie Kaiſer Julian einſt hatte belaſſen müſſen; nur etwas mehr weſtlich hatten ſie ſich gezogen. Sie ſchieden ſich, abgeſehen davon, daß ſie von mehreren Fürſten regiert wurden, in zwei große Stämme. Die Salier ſaßen zwiſchen Maas und Schelde und reichten vielleicht noch weiter nach Südweſten; die Ripuarier am Niederrhein, wo ſie ſich mit den Alamannen, welche die Rheingegend von der Lahn aufwärts, an den Vogeſen und dem Schwarzwald inne hatten, berührten *). Das übrige

*) Die Abſtammung des Namens der Salier iſt ungewiß. Man hat ihn auf sal = domus, oder sala = curia, oder einen Fluß sala, auch auf einen Gau salo zurückführen wollen. Die Ripuarii ſind = riparii (qui ad Rheni ripas, circa fluvium consederunt). Vgl. Grimm Geſch. der D. Spr. 369. Holtmann über das Verhältn. der Malb. Gloſſe. 23.

Gallien vertheilte sich so, daß im Südwesten, an den Pyrenäen, die Westgothen, in dem alten Armorica Reste der Briten, die dem Lande bis heute den Namen Bretagne gegeben haben, in dem Flußgebiete der Rhone und Saone bis zur oberen Loire die Burgunden wohnten. Nur die Mitte des Landes ward noch von einem römischen Statthalter beherrscht, nachdem das römische Reich selbst schon in Trümmer gesunken war. Auf Aegidius, der mit dem König der salischen Franken, Childerich, in gutem Vernehmen gestanden hatte, war nämlich sein Sohn Syagrius gefolgt, den der Geschichtsschreiber der Franken, Gregorius von Tours, nicht unpassend den König der Römer in Gallien nennt. Wie er der einzige römische Befehlshaber war, so sollte er der letzte sein und durch seinen Untergang die Veranlassung zur Bildung eines Reiches geben, das allein von allen deutschen, die auf altrömischem Boden entstanden waren, sich durch Jahrhunderte erhielt und den Uebergang zu den Staaten des eigentlichen Mittelalters herstellte.

Childerich hatte mit seinem Tode, 481, seine Herrschaft einem fünfzehnjährigen Knaben, Chlodwig oder Chlodovech hinterlassen. Dieser strebte bald über die engen Grenzen des kleinen salischen Erbes hinaus. Im Jahre 486 eröffnete er den Kampf gegen seinen Nachbar Syagrius und dieser, in der entscheidenden Schlacht bei Soissons überwunden, floh zum Westgothen-König Alarich II., dem Schwiegersohn des großen Theoderich, dem Sieger sein Besitzthum, die Gegend um Paris, Soissons, Orleans, überlassend. Da Chlodwig mit anderen Fürsten der Franken verbunden war, so wagte Alarich nicht des Vertriebenen sich anzunehmen; er lieferte ihn auf Chlodwig's Forderung aus und ließ es zu, daß er hingerichtet ward. Chlodwig aber trat in den Besitz des herrenlosen Landstriches, in welchem besonders das reiche römische Staatsgut ihm zufiel. Die unterworfenen Römer und Gallier schützte Chlodwig in ihrem Bekenntnisse, dem der katholischen Kirche; und umgekehrt behauptet jener Gregor, daß die katholische Bevölkerung im ganzen Lande die heidnische Herrschaft der Franken jener der arianischen Burgunden und Gothen vorgezogen habe.

In dem Lande der Burgunden regierten damals vier Brüder neben einander, Chilperich in Genf, Godemar in Vienne, Godegisel in Besançon, Gundobald in Lyon. Nicht freilich in Frieden und Eintracht; Gundobald überzog die Brüder mit Krieg, ließ Chilperich mit zwei Söhnen tödten und seine Gemahlin in die Rhone stürzen und beschränkte Godegisel auf das Gebiet von Genf, während sich Godemar selbst den Tod gab. Von den beiden Töchtern Chilperich's, die noch am Leben

waren, begehrte Chlodwig die eine zur Gattin, Chlotilde oder Chrotechildis, die ihm nach einem Zögern von Gundobald gegeben ward. Der Letztere empfing Solidus und Denar nach alter germanischer Sitte als Zeichen des Loskaufs; Chlotilde aber zog gern aus der Haft des brudermörderischen Oheims davon in ihre neue Heimath. Soll sie doch schon auf dem Wege Rache gefordert und das Abbrennen burgundischer Wohnungen von ihrem Geleite verlangt, und mit Genugthuung und Dank gegen Gott das Leuchten der Flammen gesehen haben. Ihre Mitgift, die Chlodwig dann fordern ließ, gab Gundobald auf Rath seiner Freunde heraus. Chlotilde aber, die katholischen Bekenntnisses war, brachte dies an den salischen Hof, bewirkte es, daß ihre Kinder darin erzogen wurden, und zog später auch den Gemahl Chlodwig zu demselben hinüber.

Die Blutrache indeß, zu der Chlodwig als Vertreter der Chlotilde verpflichtet war, schob er vor der Hand auf; er war zunächst damit beschäftigt, die Alamannen zurückzuweisen und zu unterwerfen. Diese wohnten, wie vorhin gesagt, am Rheine aufwärts und dehnten sich bis in das heutige Schwaben aus, während sie mit ihrer Nordgrenze das Gebiet der Ripuarier und im Westen nunmehr auch Chlodwig's neuerworbene Besitzungen berührten. Oestlich von ihnen bis in das heutige Oestreich saßen die Bajoarier oder Baiern, ein Volk, das aus mehreren Resten deutscher Stämme zusammengewachsen war und wahrscheinlich von den Bojern, den früheren Bewohnern des Landes, seinen Namen hatte; nordwärts im mittleren Theile Deutschland's erstreckte sich das bedeutende Reich der Thüringer, das die Ebenen zu beiden Seiten des Thüringer Waldes und das heutige Hessen umfaßte; in dem Flachlande vom Harze bis zur Elbe und Eider saßen die Sachsen; im äußersten Nordwesten, nach der Ems zu, die Friesen. Die Alamannen waren damals im Kriege mit dem ripuarischen Könige Siegebert von Köln, den sie 496 bei Zülpich geschlagen hatten. Chlodwig zog dem Stammesvetter zu Hülfe und schlug die Feinde vollständig, so daß sie gezwungen wurden, den nördlichen und nordwestlichen Theil ihres Gebietes an die Franken abzutreten; den Rest behielten sie, mit ihren volksthümlichen Einrichtungen, doch abhängig von den Franken; nur die südlichsten Strecken begaben sich mit ihren Herzögen unter den Schutz des großen Theoderich von Italien. Es ist noch ein Schreiben von diesem an Chlodwig vorhanden, in dem er den Sieger ermahnt, gegen die Besiegten mit Mäßigung und Milde zu walten, und seinerseits die Oberherrlichkeit über die in Anspruch nimmt, die sich an ihn angeschlossen hatten. Zu

dem Frankenreiche sind diese gothischen Alamannen wahrscheinlich erst gezogen, als das ostgothische Reich von den Byzantinern zertrümmert wurde.

Die Schlacht, in welcher Chlodwig die Alamannen besiegte, wird insgemein wie diejenige, welche ihr voranging, die Schlacht bei Zülpich genannt; gewiß ist nur, daß sie nicht fern vom Rhein ausgefochten ward. Aber noch zu einer andern Sage hat sie Veranlassung gegeben: Chlodwig soll bei Gelegenheit derselben zum Christenthum bekehrt sein. Als in dem hartnäckigen Treffen die Entscheidung schwankte, soll er sich dessen erinnert haben, was Chlotilde ihm oft gesagt hatte, daß die menschliche Kraft nicht überall ausreiche, soll Hände und Augen zum Himmel erhoben und ausgerufen haben: „Jesu Christ, Chlotildis sagt, Du seiest der Sohn des lebendigen Gottes und gebest Sieg denen, die Dir vertrauen; gewähre mir den Sieg, und ich lasse mich taufen auf Deinen Namen", — und da alsbald die Feinde sich zur Flucht gewandt hätten, habe er, so meldet die Sage, am Weihnachtstage 496 durch die Hand des Bischofs von Rheims, Remigius, die Taufe erhalten; mit ihm zugleich 3000 Franken und seine Schwester Audofleda, die nachherige Gemahlin des Gothen Theoderich. Nicht ohne Grund rief ihm der Bischof zu: „Beuge demüthig Dein Haupt, Sigamber; verfolge, was Du angebetet; bete an, was Du verfolgt hast; denn so naturwüchsig und roh war noch der König, welchem Papst Anastasius, erfreut über dessen Bekehrung, den Namen des „allerchristlichsten" gab, daß er, als er von den Verfolgungen und Leiden des Erlösers hörte, ausrief: „Ich hätte ihn gerächt, wäre ich mit meinen Franken zugegen gewesen." Für den Papst und die katholische Kirche insgesammt war allerdings der Uebertritt des mächtigen, hochstrebenden Saliers ein Ereigniß von großer Wichtigkeit; hingen doch alle germanische Fürsten und Völker, wenn sie Christen waren, dem Arianismus an; huldigte doch auch der oströmische Hof den als ketzerisch verdammten Lehrer des Eutyches. Und nicht minder bedeutend ward dasselbe für das neugegründete Frankenreich, dem sich nunmehr die Sympathien aller Romanen, weil sie in den übrigen germanischen Staaten wegen ihres Bekenntnisses nicht ohne Anfechtung blieben, zuwandten. Möglich, daß auch diese Erwägung den Entschluß Chlodwig's bestimmte; doch ist man nicht berechtigt, seinen Schritt darum nur für Heuchelspiel zu erklären.

Es war die Zeit gekommen, an dem Burgundenkönig Gundobald die Rache zu nehmen, welche Chlotilde sehnlichst begehrte. Nachdem sich Chlodwig des Königs Godegisel in Genf und seiner Unterstützung ver-

sichert hatte, erklärte er Jenem den Krieg. Im Treffen bei Dijon verließ Godegisel die Sache seines Bruders und trug zur Niederlage desselben bei. Doch hielt sich Gundobald in Avignon, wohin er nach der Schlacht geflohen war, bis Theoderich, der Gothe, für ihn eintrat und Chlodwig nöthigte, auf billige Bedingungen Frieden zu schließen. Wohl nahm Gundobald später blutige Rache an dem Bruder Godegisel für dessen Abfall, er ließ ihn in Vienne, wo er am Altare eine Freistatt gesucht hatte, umbringen; doch wird seine Regierung in den folgenden Jahren als eine wohlthätige gerühmt, wie er denn auch die Anregung zu dem burgundischen Gesetzbuche, das nach seinem Tode (516) sein Sohn Sigismund verkünden ließ, gegeben hat.

Es ist zweifelhaft, ob die Briten in Armorica sich bereits früher oder erst nach dem Burgundischen Kriege dem Scepter Chlodwig's unterwarfen; jedenfalls gehorchten sie ihm, als er 507 gegen die Westgothen den Kampf aufnahm. Jetzt kam es ihm zu Statten, daß er Bekenner des katholischen Glaubens war; denn die von den Westgothen unterworfene Bevölkerung, zumal die Geistlichkeit, rief ihn durch geheimes Einverständniß wie durch offene Aufstände geradezu als Retter herbei. Aber es ist auch ein Beweis von der größeren Sicherheit und Machtentwickelung Chlodwig's, daß er sich schon nicht mehr scheute, ungeachtet der Abmahnungen Theoderich's, den Schwiegersohn desselben, den Westgothen Alarich II., anzugreifen. Eine Zusammenkunft der Gegner auf der Loire besserte ihr Verhältniß nicht. Chlodwig rief seine Franken zusammen, denen er sagte, daß es ihn betrübe, daß jene Arianer einen Theil von Gallien inne hätten, und daß er mit Gottes Hülfe ausziehen wolle, um selbst das Land einzunehmen; er vereinigte die Schaaren des Burgunden Gundobald sowie des Ripuariers Sigebert mit den seinigen und brach sodann auf. Wie er den heiligen Martinus von Tours mit Geschenken und Gelübden sich geneigt zu machen nicht versäumte, so ließ es auch dieser an Wundern zu seinen Gunsten nicht fehlen. Alarich erwartete ihn mit seinen Westgothen bei Poitiers; hinter dieser Stadt, bei Vouglé oder Vouillé, wagten diese den Kampf, ohne auf die herannahenden Ostgothen zu warten. Er fiel zu ihren Ungunsten aus; Alarich ward von Chlodwig selbst getödtet. Schon hatte sich die Hauptstadt Toulouse ergeben, schon konnte Chlodwig seinen ältesten Sohn Theoderich und den Burgunden die Vollendung des glänzend begonnenen Unternehmens überlassen, als der Ostgothe Theoderich sich erhob, um dem übermäßigen Ausgreifen der Franken ein Ziel zu setzen. Sein Feldherr Ibbas zwang die Letzteren sammt den Burgunden, die Belagerung von Arles aufzuheben, und brachte ihnen eine

empfindliche Niederlage bei. Doch behielt Chlodwig alles Land von der Loire bis an die Pyrenäen, nur das ſpätere Languedoc ſüdlich von der Garonne ward den Weſtgothen gelaſſen, deren vermindertes Reich Theoderich ohnehin noch in ſeinem Namen durch ſeinen Waffenträger Theudes verwalten ließ, ſo daß es erſt nach ſeinem Tode an Alarich's Sohn Amalarich, Theoderich's Enkel, gelangte. Den Theil des weſtgothiſchen Gebietes, der Italien zunächſt lag, das Land zwiſchen der Rhone und den Cottiſchen Alpen, behielt Theoderich ſogar als ein Zubehör oſtgothiſcher Herrſchaft ganz für ſich.

Nach dem Siege bei Bouglé war Chlodwig heimgekehrt, um in Tours ſeine Gelübde zu löſen. Er hatte für den glücklichen Ausgang des Krieges dem heiligen Martinus ſein Streitroß gelobt. Jetzt mochte er das Thier nicht gerne miſſen und bot dem Heiligen hundert Goldſtücke dafür; allein man ſagte ihm, das Roß ſei nicht von der Stelle zu bringen. Da legte er noch hundert Goldſtücke zu, und als es nun ging, bemerkte er, der heilige Martinus ſei gut in der Noth, aber theuer im Handel. Zugleich nahm er in Tours ein Geſchenk des byzantiniſchen Kaiſers Anaſtaſius in Empfang, die Purpurtunica und das Diadem, das ihm Jener mit dem Titel eines römiſchen Patricius überſandte; Seitens der Byzantiner ein Zeichen, daß ſie das Aufkommen eines mächtigen Nebenbuhlers gegenüber dem Oſtgothen Theoderich nicht ungern ſahen; von Seiten des klugen Chlodwig, der ſich dieſe Gabe ſelbſt erbeten haben ſoll, ein neuer Beweis, wie er kein Mittel verſchmähte, die Romanen, die er ſchon durch den Uebertritt zum Katholicismus gewonnen hatte, an ſich zu ziehen.

Seine letzten Lebensjahre verwandte Chlodwig darauf, auch das geſammte Frankenvolk unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen; denn außer ihm gab es noch Könige aus dem alten Merovingiſchen Geſchlecht: Sigebert, Chararich, Ragnachar, insgeſammt ausgezeichnet durch den Schmuck des langwallenden, ungeſchnittenen Haupthaares. Sie Alle räumte er durch grauſame Hinterliſt aus dem Wege. Gegen Sigebert von Köln reizte er deſſen eigenen, herrſchſüchtigen Sohn auf; und als der Vatermord vollbracht war und die Schätze des Getödteten getheilt werden ſollten, ließ er auch den Mörder hinterrücks mit der Streitaxt erſchlagen. Von den Ripuariern ließ er ſich dann auf den Schild erheben und zum König wählen. Chararich, deſſen Herrſchaft nicht zu beſtimmen iſt und der nicht gegen Syagrius Zuzug geleiſtet hatte, ward nebſt ſeinem Sohne des Haupthaares beraubt und in ein Kloſter geſteckt. Als aber der Sohn tröſtend zum Vater ſprach: „Vom grünen Holze iſt das Laub

gefallen, ſchnell können die Blätter wieder wachſen", wurden Beide hingerichtet. Auch dieſer Theil des Frankenlandes ward von Chlodwig eingezogen.

Ragnachar endlich war ſeinen Unterthanen wegen ſeiner Schwelgerei verhaßt. Chlodwig beſtach Einige derſelben durch eherne Waffen, die er für goldene ausgab, daß ſie ihren König im Kampfe verließen und ihn nebſt ſeinem Bruder Richar gebunden vor den Sieger führten. Mit erheucheltem Zorne rief er dem Ragnachar zu: „Wie haſt Du unſer Geſchlecht ſo erniedrigen können, daß Du Dich binden ließeſt?" Mit dieſen Worten hieb er ihn nieder. Und zum Bruder fuhr er fort: „Und wenn Du Deinem Bruder beigeſtanden hätteſt, ſo wäre er ſicher nicht gebunden worden." Auch dieſen erſchlug er. Die aber, die er mit den ehernen Waffen getäuſcht hatte, bedeutete er, daß ein Verräther kein beſſeres Geld verdiene. Ein dritter Bruder, Rignomer, ward gleichfalls beſeitigt. Gregorius von Tours fügt hinzu: „Noch viele andere Könige ließ er umbringen, auch ſeine nächſten Verwandten, von denen er fürchtete, ſie möchten ihm nach dem Leben trachten." Ja, um zu erforſchen, ob noch Jemand übrig ſei, klagte er in einer Verſammlung: „Wehe mir, daß ich nun wie ein Fremder unter Fremden bin, daß Keiner mir in der Noth hilft." In den Augen der katholiſchen Geiſtlichkeit jedoch nahm ihm ein ſolches Verfahren nichts von ſeinem Glanze; „ſo fällete Gott täglich", bemerkt Gregorius naiv genug, „ſeine Feinde unter ſeiner Hand, darum daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte und that, was ſeinen Augen wohl gefiel."

Ihm ſelber war es nicht beſchieden, die Früchte ſeiner Grauſamkeit lange zu genießen. Er ſtarb ſchon im 45. Jahre (511) zu Paris und hinterließ ſeine Gemahlin Chlotilde mit vier Söhnen: Theoderich, Chlodomir, Childebert und Chlotar. Trotz der ungebändigten Rohheit ſeines Charakters und der um den Beſitz der Herrſchaft begangenen Verbrechen bleibt ihm der Ruhm, durch die Kraft und Kühnheit ſeines Geiſtes von kleinen Anfängen aus den Staat begründet zu haben, von welchem die eigentliche Entwickelung des germaniſchen Lebens ausgegangen iſt.

3. Chlodwig's Nachfolger bis auf Chlotar II. (511—613).

Chlodwig hatte die Reſidenz ſeines ausgedehnten Reiches nach Paris, alſo in das Land des Syagrius verlegt. Seine Söhne theilten das Erbe, und zwar ſo, daß die Beſitzungen der verſchiedenen Herrſcher nicht in einer Provinz verbunden lagen, daß vielmehr das eroberte romaniſche Land wie eine andere Hinterlaſſenſchaft recht eigentlich als theilbares Erbgut betrachtet ward. Auch ſcheint es, daß ungeachtet dieſer Theilung die Zuſammengehörigkeit des Ganzen in der Anſchauung weder der Könige noch der Regierten verloren ging. Theoderich, als der älteſte, erhielt Auſtraſien (Oſterland), alſo einen Theil der altſaliſchen Beſitzungen, und Ripuarien ſowie die alamanniſchen Eroberungen, er ſaß in Metz; neben ihm herrſchte im weſtlichen Theile der Champagne und in dem übrigen Theile des alten Salierlandes Chlotar, der in Soiſſons wohnte; Childebert erhielt Neuſtrien (Neu-Weſtrien), alſo die frühere Herrſchaft des Syagrius mit der Normandie und dem Wohnſitze in Paris; an Chlodomir endlich, deſſen Hauptſtadt Orleans war, gelangten die weſtgothiſchen Eroberungen.

Während Theoderich ſeine Blicke naturgemäß nach dem Oſten wandte, gehorchten die anderen Brüder den Mahnungen der Mutter, die wohl im Kloſter frommen Uebungen oblag, aber nicht vergeſſen hatte, daß an den Burgunden die Blutrache noch zu vollziehen ſei. Gundobald's Söhne, Sigismund und Gundomar, waren dort ihrem Vater gefolgt, doch ſo, daß Sigismund aus Reue über einen Mord, den er an ſeinem unſchuldigen Sohne begangen hatte, bereits in das von ihm geſtiftete Kloſter St. Mauricius am Bernhard gegangen war. Sigismund ward gefangen genommen und von Chlodomir mit Frau und Kindern in einen Brunnen geſtürzt. Als darauf aber auch Gundomar angegriffen ward, folgte alsbald die Strafe des Himmels, indem die drei Frankenkönige bei Vienne geſchlagen wurden und Chlodomir das Leben verlor (524). Während Childebert und Chlotar die Hinterlaſſenſchaft des Bruders theilten, hatten die Burgunden einige Jahre Ruhe, umſomehr, da auch Theoderich der Oſtgothe, der gleichfalls Blutrache zu nehmen hatte, inzwiſchen ſtarb. Im Jahre 534 jedoch, nachdem in Auſtraſien auf Theoderich ſchon Theudebert gefolgt war, wurde der Kampf wieder aufgenommen, Gundomar beſiegt und das Land dem der Sieger einverleibt. Vielleicht beruhte es auf einem beſtimmten Vertrage, entſpricht aber auch dem Geiſte fränkiſcher Eroberung, daß nicht nur der Name

Burgund für die Zukunft ſich erhielt, ſondern auch die herkömmlichen Geſetze und Freiheiten den Unterworfenen gelaſſen wurden.

Unterdeſſen hatte ſich das auſtraſiſche Reich in bedeutender Weiſe nach Oſten ausgedehnt: die Thüringer waren von Theoderich vernichtet, ihr Land eingezogen worden. Der eine von drei Brüdern, unter welche dort die Herrſchaft getheilt war, Herminfried, dem Theoderich der Gothe ſeine Schweſtertochter Amalaberg zur Gemahlin gegeben hatte, ſtrebte des Ganzen Herr zu werden; den einen Bruder, Berthar, ließ er umbringen, dem andern, Balderich, entriß er das Erbtheil, nach dem Zeugniß des fränkiſchen Berichterſtatters auf Antrieb der oſtgothiſchen Gemahlin, während dieſe, wie gothiſche Geſchichtſchreiber überliefern, ihm zur Ehe gegeben war, um römiſche Bildung und Regierungskunſt in dem Lande einzuführen. Doch hatte er den Balderich nicht ohne Hülfe und Zuzug des Franken Theoderich zu beſeitigen vermocht. Als er dieſem nach dem Tode des Bruders den bedungenen Preis vorenthielt, unternahm der Franke im Verein mit Chlotar von Soiſſons einen zweiten Kriegszug. War doch jetzt Theoderich in Italien geſtorben, auf den wohl Herminfried ſich verlaſſen hatte. Unterſtützt von den Sachſen, den nördlichen Nachbarn der Thüringer, beſiegten die Franken den doppelt treuloſen König in der Schlacht an der Oneſtrudis (Unſtrut). Zwar entrann Herminfried diesmal noch, ſpäter aber ließ er ſich von Theoderich zu einer Zuſammenkunft nach Zülpich verlocken und hier ward er, auf der Mauer im Geſpräch mit Jenem begriffen, meuchlings hinabgeſtürzt (530). Seitdem fügten ſich die hauptloſen Thüringer der fränkiſchen Herrſchaft. Den Franken gelang, was die Römer in der höchſten Blüthe nicht erreicht hatten, vom Rheine her einen großen Theil des mittleren Deutſchlands zu unterwerfen. Aber ſie brachten auch nicht fremde Formen des Lebens und Knechtſchaft wie Jene, ſondern ein Verhältniß, das nicht ſowohl Unterwerfung, der der deutſche Freiheitsgeiſt ſeinen Nacken ſchwerer gebeugt hätte, als vielmehr eine Verbindung mit Stammesverwandten zu nennen war. Den Sachſen ward für ihren Beiſtand der nördliche Theil von Thüringen bis an die Unſtrut zu Theil, die Maingegend hieß fortan Franken, der Name Thüringen blieb auf die Gegend zwiſchen Saale und Werra beſchränkt. Den Untergang des thüringiſchen Königshauſes hat ein Dichter jener Zeit, Venantius Fortunatus, beſungen; er war der Freund von Berthar's Tochter Radegundis, der frömmſten Frau ihres Zeitalters, die zuerſt als die Gattin Chlotar's mit nach Soiſſons zog, ſpäter aber ihre Tage in einem Kloſter zu Poitiers, das ſie gegründet hatte, beſchloß. Amalaberg, die Wittwe Herminfried's, floh mit ihren

Kindern wieder heim nach Italien, kam dort in die Gefangenschaft der Oströmer und ward nach Constantinopel gebracht, wo ihr Sohn Amalafried ein byzantinisches Heer im Dienste Justinian's befehligte.

Chlotar I., der jüngste von Chlodwig's Söhnen, überlebte seine Brüder und deren Nachkommenschaft und vereinigte so das gesammte Reich wieder (558), welches sich schon in den ersten sechszig Jahren zu einem gewaltigen Umfange ausgedehnt hatte. Denn nicht nur, daß den Westgothen an den Pyrenäen ein weiteres Stück abgenommen war, daß nach dem Tode Theoderich's und mit dem Verfall des Ostgothenreiches überdies die Provence an die fränkischen Könige abgetreten ward: es unterwarfen sich auch außer den Alamannen die bairischen Herzöge aus dem Stamme der Agilulfinger; schon hielten fränkische Heere die Alpenländer bis an die Etsch besetzt und wagten selbst weitere Züge nach Italien; schon waren auch sächsische Stämme den Merovingern tributpflichtig. Mit Recht mochte sich daher Einer von diesen gegen den byzantinischen Kaiser rühmen, daß sein Reich sich vom Ocean und vom Sachsenlande bis zu der Donau und den Pyrenäen erstrecke.

Wenn dies Reich, ungeachtet der Schwäche seiner meisten Herrscher, ungeachtet der zügellosesten Rohheit und der furchtbarsten Gewaltthaten seiner Fürsten und Großen, von denen wir demnächst zu berichten haben, und trotz fortwährender Beunruhigungen von außen dennoch zusammenhielt und seine Macht keineswegs einbüßte, ja in der That allein von allen germanischen Gründungen den schweren Proceß der Mischung romanischer und germanischer Elemente vollzog: so muß es auf Fundamenten errichtet worden sein, die auch gegen alle jene schweren Uebel Stand hielten. Es spricht für das staatenbildende Vermögen des Frankenstammes und zumal Chlodwig's, daß die Heerverfassung, die Standesverhältnisse, die Gerichtsverfassung nach germanischer Weise bestehen blieben, daß besonders den einzelnen und so verschiedenen Landschaften und Stämmen Raum zu freier Bewegung gelassen ward, während das Steuerwesen hinwiederum nach römischem Muster gestaltet wurde, wie denn auch die Königsgewalt, auf die der größte Theil der alten Kaiserrechte übertragen werden konnte, wesentlich erweitert ward.

Die Geschichte der Merovinger ist, wie wir andeuteten, eine fast ununterbrochene Kette von entsetzlichen Ausschweifungen, Unthaten und Verbrechen. Herrschsucht und Ehrgeiz, Grausamkeit und Wollust treiben Männer wie Weiber zu Verrath und Mordthat. Diese Franken, die mit der römischen Bildung in Berührung kamen, als sie eben sich auflöste, die die heimische Sitte und Regel vergaßen und keiner neuen sich

unterwarfen, weil ſie keine vorfanden, haben in ihrer Laſterhaftigkeit etwas Naives und Unbefangenes, das uns noch mehr erſchrecken müßte als ihr Thun ſelbſt, wenn es nicht zugleich in ſeiner Rohheit ein Zeichen der innewohnenden natürlichen Kraft wäre. „In der Rohheit der Franken ging unter, was der Gallier noch an Bildung bewahrt hatte" — ſagt ein neuerer genauer Kenner dieſer Zeit — *) „und in der Verdorbenheit des Galliers, was der Franke Gutartiges mitgebracht hatte, ſo daß ein Austauſch von Laſtern der Verfeinerung und Wildheit die Grundlage der Vereinigung ward." Und wie im Königshauſe wüthen Gewalt und Habſucht unter den Großen; nach unten nimmt die Sklaverei überhand; Meineid, Hinterliſt, Mord ſind alltägliche Dinge, die Jeder vom Andern erwartet, gegen die er ſich durch alltägliche Mittel ſchützt.

Als Chlotar I. 561 ſtarb, nachdem er 50 Jahre König der Franken geweſen, ward das Reich abermals unter ſeine vier Söhne: Charibert, Guntram, Chilperich und Siegebert getheilt. Mit dem Tode Charibert's 567 beginnen jene Bruderkriege, die mit allen Gräueln, deren die Menſchheit fähig iſt, bezeichnet ſind und die erſt ein Ende finden, als 613 unter Chlotar II., Chilperich's Sohn, das ganze Reich zum zweiten Male vereinigt wird. Sie ſind vornehmlich hervorgerufen und genährt worden durch den wüthenden Haß zweier Königsweiber, deren Thaten und Geſchicke hier als ein Spiegelbild der ganzen Zeit eine Stelle finden mögen, der Brunhild von Auſtraſien und Fredegund von Neuſtrien.

Siegebert von Auſtraſien und Chilperich in Soiſſons heiratheten zwei Schweſtern, Töchter des Weſtgothenkönigs Athanagild; jener die Brunhild, dieſer die Galſwinth. Chilperich, übrigens ein gelehrter Herr wie Kaiſer Claudius, hatte neben ſeiner Gemahlin nach merovingiſcher Sitte ein fränkiſches Kebsweib, Namens Fredegund, von der er gänzlich abhängig war. Als Galſwinth eines Morgens erdroſſelt im Bett gefunden ward und der Verdacht des Mordes auf Fredegund fiel, die von Chilperich alsbald zur rechtmäßigen Königin erhoben ward, trieb Brunhild ihren Gemahl zum Kriege, zu welchem freilich Chilperich auch ſonſt Anlaß gegeben hatte, indem er nach Charibert's Ableben ſich in den Beſitz von Neuſtrien geſetzt, und ſogar einen Einfall in die auſtraſiſchen Länder gemacht hatte, während Siegebert auf einem Zuge gegen die Avaren begriffen war. So gaben die Blutrache und die Herrſchſucht die Ver-

*) Roth, Geſchichte des Beneficialweſens.

anlassung zu dem unseligen Bruderkriege. Die tapferen Austrasier verhalfen Siegebert zum Siege, er bemächtigte sich fast ganz Neustriens und schon waren die Mannen dieser Provinz im Begriff, ihn in der Ebene von Bitry als König auf den Schild zu heben, als sich im Getümmel zwei Männer an ihn heandrängten und ihm ihre vergifteten Messer in die Seiten stießen. Fredegund hatte sie abgeschickt. Während die gefangene Brunhild nach Rouen in sichern Gewahrsam gebracht wurde, hatte sich Chilperich Neustriens und der Stadt Paris wieder bemächtigt; aber den einzigen fünfjährigen Sohn des ermordeten Siegebert, Childebert II., hatte ein treuer Herzog Gundebald nach Austrasien gerettet, wo er sofort von den Großen, die in seinem Namen ungehindert schalten zu können hofften, anerkannt ward. Der Krieg zwischen Austrasiern und Neustriern dauerte daher fort. Brunhild indeß fand an Meroväus, dem Sohne ihres Feindes Chilperich von seiner ersten Gemahlin Audovera, einen unerwarteten Freund. Er entbrannte in Liebe zu ihr, der Wittwe seines Oheims, und der Bischof Prätextatus von Rouen verband sie; nunmehr stand auch der Sohn gegen den Vater Chilperich unter den Waffen. Da erkaufte dieser von den Austrasiern den Frieden durch die Herausgabe der Brunhild, die fortan in Austrasien mit Geschick und männlicher Kraft für ihren Sohn Childebert die Zügel der Regierung ergriff. Den Meroväus läßt der Vater Chilperich zur Strafe für seine Empörung scheeren, zum Presbyter weihen und schickt ihn gen Mans ins Kloster. Unterwegs entrinnt er zwar glücklich zu Brunhild, doch die Austrasier, schon unzufrieden mit der kräftigen Regierung der Letzteren, verjagen ihn; und als er nun vertrieben und flüchtig durch die Champagne irrt und die Bürger von Terouanne ihn hinterlistig in ihre Stadt locken, um ihn dem Vater auszuliefern, da zieht er es vor, von der Hand eines Freundes den Todesstoß zu empfangen, als in die Hände der Stiefmutter Fredegund zu fallen. Auch Prätextatus fiel späterhin am Altare unter dem Dolche des Mörders, den Fredegund gegen ihn ausgesandt. Dasselbe Schicksal hatte ihr zweiter Stiefsohn Chlodwig, den sie beschuldigte, drei Knaben, die sie damals an einer Krankheit verloren hatte, durch böse Zauberkünste aus der Welt geschafft zu haben. Und — als ob sie an dem Tode der Stiefsöhne noch nicht genug hätte — auch die Mutter der beiden Gefallenen, Audovera, die sie schon lange nicht mehr zu fürchten hatte, ließ das unmenschliche Weib unter Martern umbringen.

Da es nicht gelungen war, sich Childebert's zu bemächtigen und ihn unschädlich zu machen, so sollte auch gegen ihn wie gegen Brunhild das oft erprobte Mittel des Mordstahls angewandt werden. Fredegund

ſandte zwei Männer, noch dazu Geiſtliche, aus, die das blutige Werk vollführen ſollten. Sie wurden indeß gefangen und hingerichtet. Nunmehr ward der Verſuch gemacht, Childebert durch Verhandlungen heranzuziehen; ein Bündniß zwiſchen Chilperich und ihm hatte zum Zweck, den König Guntram von Burgund zu beſeitigen oder zu ſchwächen. Aber in der Schlacht, die daraufhin von Franken gegen Franken geſchlagen ward, blieb Guntram Sieger und die auſtraſiſchen Franken (minor populus, wie Gregor ſagt) zwangen durch einen Aufſtand die Großen, vornehmlich den Biſchof Egidius, der den Vermittler zwiſchen Chilperich und ſeinem Neffen geſpielt hatte, zurückzutreten, ſo daß der Friede wieder hergeſtellt ward.

Fredegund's Kinder waren geſtorben, ihre Stiefſöhne hatte ſie ſelbſt umbringen laſſen; jetzt gebar ſie einen Sohn, den ſein Vater Chilperich in der Verborgenheit auf dem Lande erziehen ließ, „damit das Kind nicht ſterbe, wenn man es öffentlich ſehe.“ Es iſt derſelbe Chlotar II., der allein von den Merovingern aus der furchtbaren Saat übrig blieb und nachher das ganze Reich noch einmal vereinigte. Zur rechten Zeit ward das Kind geboren, denn kurz nachher fiel ſein Vater, von der Jagd heimkehrend, von der Hand eines Meuchelmörders. Des Volkes Stimme nannte auch hier Fredegund als die Anſtifterin, die in unzüchtigem Verhältniß mit einem der Hofleute lebend, Entdeckung und den Grimm des Königs gefürchtet habe.

Fredegund floh von Soiſſons nach Paris und ſah kein anderes Mittel, ſich gegen Brunhild und die Auſtraſier zu halten, als den letzten der Söhne Chlotar's I., König Guntram von Burgund, zum Schützer ihres unmündigen Sohnes aufzurufen. Er kam und ließ das Kind Chlotar von den Großen und Städten des Reiches anerkennen. Er hatte die Echtheit des Knaben bezweifelt, aber es fanden ſich drei Biſchöfe und dreihundert edle Franken, welche dieſe mit der Königin beſchworen. Childebert von Auſtraſien, der gleichfalls mit einem Heere gegen Paris herangezogen war und vor allen Dingen die Auslieferung der Fredegund erlangt hatte, kehrte, da er König Guntrum bereits im Beſitz und die Einwohner gegen ſich geſtimmt fand, unverrichteter Sache zurück. Guntram ordnete das Reich von Soiſſons für Chlotar, zwang die Vornehmen herauszugeben, was ſie an Landbeſitz von den königlichen Gütern unrechtmäßiger Weiſe an ſich gebracht hatten, und machte ſich die Geiſtlichkeit geneigt durch Rückgabe deſſen, was ihr von Chilperich entriſſen worden war. Paris behielt er für ſich. Fredegund ward von ihm nach

Rouen gewiesen, wo sie Hof hielt und mit Gift und Dolch gegen ihre Gegner zu wüthen fortfuhr.

Ein gefährlicher Aufstand in Burgund und Aquitanien nöthigte Guntram, sich seinem Neffen Childebert von Austrasien, dem er wegen des Bündnisses mit Chilperich gegen ihn gegrollt hatte, wieder zu nähern; ja er setzte ihn zum Erben seiner Länder ein. In feierlicher Versammlung reichte er seine Lanze dem Neffen und erklärte ihn dadurch für mehrhaft. „Dies ist das Zeichen," sprach er, „daß ich Dir mein Reich übergebe, Du sollst der Erbe in meinem Lande sein." Und zu den Grossen gewandt: „Seht, Ihr Mannen, Childebert ist nunmehr ein Mann, er ist Euer König, dem Ihr fortan dienen sollt." Childebert war fünfzehn Jahr alt, so daß er keines Erziehers mehr bedurfte; aller Einfluß ging an Brunhild über. Nachdem eine große Verschwörung der trotzigen austrasischen Edlen gegen Childebert und Brunhild, an der sich auch die Geistlichkeit unter der Führung von Egidius betheiligt hatte, von Brunhild glücklich vereitelt war, schlossen beide Könige zur Befestigung ihres Thrones in persönlicher Zusammenkunft (auch Brunhild fehlte nicht), und in Gegenwart der Vasallen und Bischöfe, zu Andelot zwischen Langres und Nancy auf der Grenze beider Reiche, einen Vertrag (588) des Inhalts: „Treue und Freundschaft werden unter Austrasien und Burgund aufrecht erhalten, das Erbe Chariberts wird getheilt, Guntram bleibt im Besitz von Paris, das bisher Allen gemeinsam zugehört hatte. Wer von den beiden Königen länger lebt, beerbt den andern, falls dieser ohne Söhne stirbt. Die Gefolgsleute, welche auf fremdes Gebiet übergetreten sind, kehren zu dem Könige zurück, welchem sie nach Chlotar's I. Tode Treue geschworen haben. Keiner der Könige entzieht dem andern seine Leute, auch die freiwillig Kommenden nimmt er nicht auf. Was die Könige diesen oder der Kirche zugewendet haben oder noch zuwenden werden, verbleibt den gegenwärtigen Besitzern; was ihnen während der Unruhen genommen ist ohne ihre Schuld, wird zurückgestellt."

Schon früher hatte Brunhild die Großen in Austrasien ihre kräftige Herrschaft fühlen lassen und that auch jetzt Alles, um deren Trotz und Willkür zu brechen und die königliche Gewalt zu stärken. Sie war sogar dicht daran, auf die Aufforderung der Vasallen in Neustrien, Chlotar und Fredegund in diesem Lande der Herrschaft zu berauben. Nur der Unwille und Widerstand Guntram's hinderte sie daran. Aber dieser starb 593, und als nun dem Vertrage gemäß Burgund mit Austrasien vereinigt ward, riefen die Großen Neustriens, besorgt vor der übermäßigen Machtausdehnung der Austrasier, Fredegund und Chlotar

zurück und ſchützten ſie gegen einen Angriff Jener. Schon 596 ſtarb dann auch Childebert im fünfundzwanzigſten Jahre ſeines Alters. Sein Reich ward unter ſeine beiden Söhne Theodebert und Theoderich getheilt, von denen der ältere Auſtraſien, der jüngere Burgund erhielt.

Zum letzten Male machte jetzt Fredegund den Verſuch, ihre alte Gegnerin zu demüthigen, ſie gewann Paris und ſchlug in einer großen Schlacht das auſtraſiſche Heer; aber ſie erfreute ſich dieſes Sieges nicht lange, indem ſie ſchon im folgenden Jahre (597) ſtarb. Indeß vertrieb der Haß der auſtraſiſchen Großen Brunhild zu ihrem jüngeren Enkel Theoderich II. von Burgund, den ſie zu einem Kriege mit ſeinem Bruder Theodebert von Auſtraſien aufſtachelte. Zwei große Siege der Burgunder, mit denen auch Chlotar von Neuſtrien ſich verbunden hatte, bei Toul und Zülpich, ſättigten Brunhild's Rache an den Auſtraſiern. Theodebert ward auf der Flucht gefangen und getödtet. Seinen kleinen Sohn Meroväus ließ Theoderich von einem Kriegsmann beim Fuße ergreifen und gegen ein Felsſtück ſchleudern, daß das Gehirn weit umherſpritzte. Als darauf Brunhild auch zum Kampfe gegen Fredegund's Sohne Chlotar drängte, der ſeinen Preis für die geleiſtete Hilfe beanſpruchte, ſtarb Theoderich an der Ruhr (613). Jetzt, in ihrem achtzigſten Jahre, ſtand die Königin mit vier kleinen Urenkeln, Theoderich's Söhnen, allein da und wollte im Namen des älteſten die Regierung führen. Aber die auſtraſiſchen Großen waren ihrer vormundſchaftlichen Regierung ſatt; ſie ſandten Boten an Chlotar und forderten ihn auf, die Herrſchaft anzutreten. Noch brachte ſie zwar ein Heer gegen den Sohn der verhaßten Fredegund zuſammen; allein es kam nicht zum Kampfe und Brunhild, die vom Sohne der Feindin nichts Gutes erwarten durfte, ſuchte zu entfliehen, ward aber ergriffen und an Chlotar ausgeliefert. Dieſer ließ zwei der Knaben ermorden; des dritten ſchonte er, weil er ihn aus der Taufe gehoben; der vierte rettete ſich durch die Flucht, ohne daß man etwas von ſeinen ferneren Schickſalen weiß. Nun kam die ſpäte Strafe über die greiſe Frevlerin. Chlotar, auf den ſich das ganze Gift der Rachſucht ſeiner Mutter gegen dieſe Frau vererbt hatte, hielt ihr eine Reihe von zehn Königsmorden vor, von denen ſie jedoch vielleicht die wenigſten veranlaßt haben mag; nicht einmal die Schuld am Tode ihres Enkels Theodebert und ſeines Söhnleins iſt völlig erwieſen. Aber die verſammelten Franken, von heftigem Haſſe getrieben, ſtimmten mit lautem Geſchrei in ihr Todesurtheil ein. Darauf — ſo erzählt Fredegar — ließ der König ſie drei Tage lang auf verſchiedene Weiſe martern, zuerſt auf ein Kameel ſetzen und ſo durch das geſammte Heer führen, hierauf

mit dem Haupthaar, einem Arm und Fuß an den Schweif des wildesten Pferdes binden, so daß sie von den Hufen des davonsprengenden Thieres erschlagen ward, bis ihr Glied für Glied abfiel. Bei allem Bösen, das die Geschichte von dieser Königin meldet, das sich aber, näher besehen, vielfach auf Rücksichtslosigkeit in der Wahl ihrer Mittel zurückführen läßt, die bei dem gesetzlosen Zustande des Reiches und der Zeit nicht die edelsten sein konnten, sind ihre Thaten doch nicht ohne ein bewußtes und durchgehendes Streben, und ihr Kampf gegen die unter den schwachen Königen immer höher anwachsende Macht der Großen hat seine geschichtliche Bedeutnng. Vierzig Jahre hindurch hat sie diesen in Austrasien und in Burgund mit Kühnheit und Ueberlegenheit geführt, und aus vielem Mißgeschick sich jedesmal muthiger und nachdrücklicher erhoben.

Wenn aber nicht ohne Grund vermuthet werden darf, daß ihre Unthaten übertrieben sind, um die schwere Strafe zu rechtfertigen, die sie zuletzt erlitt, so darf die Geschichte nicht so günstig sich zu Fredegund stellen. Zwar ist Gregor von Tours, der Geistliche, ihr grundsätzlicher Gegner wie der ihres Gemahls Chilperich, den er einen Nero und Herodes nennt wegen seiner harten Eingriffe in die Rechte der Kirche; und auch er erkennt noch ihre Zerknirschung über ihre Sündenschuld, und ihre Liebe zu ihren Kindern an. Aber andererseits ist seine Schilderung von ihrem Wesen, die den Stempel der Wahrheit fast überall trägt, eine so schwarze und grauenvolle, daß es nicht gerathen ist, was neuere Geschichtschreiber versucht haben, den Eindruck derselben durch künstliche Entschuldigungen zu verwischen.

Chlotar II. vereinigte, wie schon gesagt, noch einmal das gesammte Frankenreich in seiner Hand.

---

4. Verfassung, Gesetze und Sprache der germanischen Völker.

Man ist seit geraumer Zeit davon zurückgekommen, die ursprünglichen Verhältnisse der Germanen als völlig ordnungslose und der Regel entbehrende anzusehen; allerdings nennen sie sich selbst noch während der merovingischen Herrschaft barbari, allein nur, um damit den Gegensatz gegen die Romanen zu bezeichnen. Zahlreiche genaue Untersuchungen, die in ihrem Ausgange auf den Berichten von römischen Schriftstellern beruhen, also sicherlich von unparteiischen Gewährsmännern, weisen

nach, daß die germanischen Lebensformen und Einrichtungen, selbst in den Zeiten vor der Völkerwanderung, nach einem sehr bestimmten und überall durchgeführten Princip sich gestaltet haben; welches Princip freilich von denen, die die alte Welt erfüllt hatten, wesentlich verschieden ist und, abgesehen von seinen mannigfaltigen Aeußerungen und Anwendungen, durchgehends den Stempel der Einfachheit und Naturgemäßheit trägt.

Im Gegensatze zu der absterbenden römischen Welt, die einst von der engen Zusammengehörigkeit der Stadt Rom ausgegangen war und die Centralisation, die für das spätere Reich Lebensbedingung geworden, über den ganzen Erdkreis getragen hatte, — beruhen alle Verhältnisse der Germanen auf der Neigung zur Unabhängigkeit, zur unbeschränkten Geltendmachung der persönlichen Freiheit; nur insofern diese Richtung des Volkscharakters geachtet und gewahrt bleibt, treten sie zu kleineren und größeren, zu gemeindlichen und staatlichen Verbänden zusammen. Jeder Einzelne also hat Rechte, wo es sich um das Geschick des Ganzen, dem er angehört, handelt, und wie jeder Einzelne, so folgerecht auch die Gesammtheit. Diese letztere ist es, welche vornehmlich, ja welche allein Beschlüsse über sich zu fassen hat. Viel weniger bedeutend ist das Gewicht der Beamten, der Herzöge und Fürsten und — wofern sie vorhanden sind, was nicht bei allen Stämmen der Fall ist — der Könige.

Es ergaben sich diese Verhältnisse naturgemäß aus dem Ursprunge und Wachsthume jener Verbände. Zuerst werden die einzelnen, unabhängigen Wohner, die auf ihrem Gute, wie über ihre Familie und die zu Knechten gewordenen Kriegsgefangenen unbeschränkt schalten und walten, durch die Bedingungen, die sich an Eigenthum und Landwirthschaft knüpfen, zusammengeführt. Sie vereinigen sich über die gemeinsame Benutzung der Theile des Bodens, die gesondert keine Früchte tragen, über Wiesen und Wälder, gleich nöthig für die Heerden wie für die Jagdlust der Germanen. Das Recht darauf ist an den Besitz des gesonderten Gutes geknüpft. So bildet sich durch das Zusammentreten der Bewohner der Einzelhöfe zunächst der Verband der Gemeinde, der Markgenossenschaft zur Abwehr der äußeren Feinde, zur Schlichtung von Streitigkeiten in den eigenen Grenzen über Mein und Dein. Zu gewissen Zeiten, bei Vollmond oder Neumond, treten die Markgenossen zusammen auf dem Mallberg oder der Mallstätte. In ähnlicher Weise sammeln sich die freien Männer nach Hundertschaften und nach Gauen, die sich wohl aus mehreren Hundertschaften zusammensetzen. Hier sind die Gegenstände der Berathung und Beschlußfassung schon bedeutender

es werden Urtheile gefällt über Alle, die den Frieden gebrochen, es werden die Strafen für die Schuldigen feſtgeſtellt, die Bußen für die Schädigungen an Leib und Gut, das Wehrgeld (compositio) zugeſprochen; es weiſt die Gemeinde die hartnäckigen Friedensbrecher aus ihrer Mitte, erklärt ſie für recht- und friedlos. Noch wichtiger ſind die Gegenſtände, welche auf den großen Verſammlungen des ganzen Volks behandelt werden. Hier wird über Krieg und Frieden berathen, über Frevler an der ganzen Nation geurtheilt; hier werden auch die Beamten gewählt, hier die Knaben mündig geſprochen, indem ihnen die Waffen eingehändigt werden; zugleich diente die Zuſammenkunft zur Heerſchau der Waffenfähigen. Solche Verſammlungen hießen Tinge, ſie waren entweder gebotene, beſonders berufene, oder ungebotene oder regelmäßige.

Wenn ſich neben den Freien, wie vorhin erwähnt, auch Unfreie oder Knechte befanden und überdem noch Freigelaſſene genannt werden: ſo wird andererſeits von früher Zeit an unter den Freien ſelbſt noch eine Verſchiedenheit bemerkt; es erheben ſich über die Geſammtheit der übrigen Freien (ingenui) einzelne hervorragende Geſchlechter, der Adel (nobiles). Wie dieſer Adel auch immer entſtanden ſein mag*), jedenfalls reicht er in ſeiner Entſtehung über die Zeit unſerer Ueberlieferung hinaus. Zu ihm gehören die Familien, welche durch vorzügliches Anſehen, durch bedeutenden Grundbeſitz, durch ungewöhnliche Thaten und nicht gemeine Weisheit beſonders ausgezeichnet ſind. Und aus dieſen Familien ſind denn auch die Könige **) entſproſſen, wie ſie bei manchen deutſchen Stämmen ſich nachweiſen laſſen; ja man darf geradezu behaupten, daß nur die Königsfamilien, wenigſtens in der Zeit vor der Völkerwanderung, den Adel ausmachen. Ob auch die Herzöge (duces) und Fürſten (principes) dieſen erlauchten Familien angehörten, iſt zweifelhaft; nicht aber dies, daß ſie Beamte für kleinere Kreiſe und beſtimmte Obliegenheiten waren. Den Königen wohnte ein Theil prieſterlichen Anſehens

*) Savigny und Eichhorn faſſen den Adel als einen erblichen, von den Freien geſonderten Stand und meinen, daß nur aus ſeiner Mitte die Beamten gewählt werden konnten. Waitz, deutſche Verfaſſungsgeſch. I. 65 fl. 9. und Andere weiſen ihm keine rechtlichen Privilegien zu, ſondern ſehen den Unterſchied von den Freien allein in dem hohen Anſehen, deſſen der Adel genoß. Leitet man Adal von Odal (Gut) ab, ſo muß ihm auf alle Fälle ein großer Grundbeſitz zugeſprochen werden.

**) Chuninc von Chunni, Geſchlecht, alſo Stammesoberhaupt. Wird Adal durch Geſchlecht überſetzt, ſo fallen die Worte in ihrer urſprünglichen Bedeutung zuſammen.

bei, ſie waren bei einzelnen Stämmen, wie bei den Franken und auch wohl einem Theile der Gothen, durch beſondere Tracht, das lange Haar, ausgezeichnet; ſie hatten ſelbſt hie und da die erbliche Nachfolge an ihr Geſchlecht gebracht, ſtatt gewählt zu werden. Immer aber bildeten die Freien den Kern der Nation; ſie waren der grundbeſitzende und kriegeriſche Stand, der eben dieſer letzteren Eigenſchaft wegen auch immer bewaffnet in den Verſammlungen erſchien.

An den Adel ſchließt ſich gleichfalls ſchon in ſehr früher Zeit ein Inſtitut, das den Germanen eben ſo eigenthümlich iſt als ihre geſonderte Lebensweiſe, das Gefolgsweſen (comitatus, Geleite). Der Krieg war der Nation nicht nur ein Act der Nothwehr; ſie ſuchte ihn. Wenn Fürſten und Könige Fehden auszufechten hatten, die oft nicht den Stamm und das Volk zugleich mit betrafen, ſo ſammelte ſich um ſie Alles, was Luſt und Freude an dem Kampfe hatte; meiſt wohl die Jugend der einzelnen Gaue, und nicht zum geringſten Theile vielleicht jüngere Söhne, die auf kein Erbe zu hoffen hatten. Natürlich mußte der Führer dieſes Gefolges in ſeinen Eigenſchaften, überhaupt in ſeiner Perſönlichkeit, eine Gewähr für den günſtigen Ausgang des Unternehmens bieten; war aber einmal das Verhältniß eingegangen, ſo bedingte es die feſte kriegeriſche Treue auf beiden Seiten. Mit dem Eintritt in die Gefolgſchaft eines kriegsberühmten Fürſten ging jedoch keineswegs die Freiheit der Perſon verloren, obwohl vielleicht verſchiedene Abſtufungen unter den Gefolgsleuten beſtanden haben. Es war auch nicht Schande, ſondern eine Ehre, unter den Genoſſen eines ſolchen Führers geſehen zu werden; ſind doch Verbindungen zu gemeinſamen Zwecken, Verbrüderungen aus freier Wahl eine durchgehende Erſcheinung in der deutſchen Geſchichte. Innerhalb des Gefolges bildete ſich ein reger Ehrgeiz aus, durch bedeutende Thaten dem Führer näher zu treten. Dieſer hatte die kriegeriſche Ausrüſtung mit Waffe und Pferd, ſowie den Unterhalt des Gefolges, das nicht immer nach vollendetem Zuge entlaſſen wurde, zu übernehmen.

Es iſt begreiflich, daß die Gefolgsführer in Anſehen und Bedeutung auch bei Nachbarvölkern um ſo mehr ſtiegen, je großartiger und erprobter das Gefolge war; die hiedurch erlangte Macht, glückliche Kriegszüge, reiche Beute hoben ſie über die anderen Freien empor und legten den Grund zu einer künftigen, ſtändigen Herrſchaft. In der That iſt durch das Emporkommen ſolcher Fürſten oder — als die Kriege mit den Römern und die Wanderungen begannen — durch das Anſchließen kleinerer Gefolge an einen tapferen Heerführer zu großen Unternehmungen, oder dadurch, daß ſich der vom Volke erwählte Herzog durch die Fortdauer

des Herumziehens und des Krieges an der Spitze erhielt, das Königthum entweder bei vielen Völkern überhaupt entſtanden, oder in ſeinen Befugniſſen erweitert, und jedenfalls der alte Staat der Germanen umgebildet worden. Dieſer war auf der vollkommenen Freiheit des Grundbeſitzes baſirt geweſen und hatte den bevorzugten Geſchlechtern wenigſtens in rechtlicher Beziehung noch keinen Vorrang geſtattet; nunmehr war es die Treue gegen den Führer, die Abhängigkeit von der Perſon, worauf ſich durch das immer weiter verbreitete Gefolgsweſen die fernere Entwicklung gründete, und dieſe Perſon ſelbſt trat in eine bisher nicht gekannte Rechts- und Machtſtellung ein. Die ganze ſpätere Staatsverfaſſung hat ihre Keime in dem Inſtitut der Gefolge. Das Gefolge gehörte fortan untrennbar zu der Würde der Könige und Herzöge, und manche Eroberungskriege, welche die Geſchichte als Unternehmungen eines ganzen Volkes aufgezeichnet hat, können nach allen Umſtänden nur Züge mit dem Gefolge geweſen ſein, das ſich auf dieſe Weiſe öfter von ſeinem Stammvolke ganz trennen mochte *).

Ein halbes Jahrtauſend verging den Germanen unter Reibungen und Kämpfen mit den Römern, ſie lernten das Leben von vielen neuen Seiten kennen, und immer mächtiger erwuchs in ihnen der Trieb, auch ihrem Daſein eine reichere Entfaltung zu geben und in ſchönen, fruchtbaren, wohlangebauten Ländern mit reichen Städten zu wohnen und zu herrſchen. Aber ihre eigenen Wohnſitze durch Mühe und Fleiß in ſolche Landſchaften umzuſchaffen, war ihrer Natur nicht zuſagend; ſie wollten einen ſolchen Beſitz unmittelbar und ſchon fertig; ſagt doch ſchon Tacitus, daß ſie es nicht für angemeſſen gehalten hätten, durch Schweiß und Arbeit das zu erwerben, was durch Schwert und Blut zu erreichen ſei. Andere Stämme trieb die Unmöglichkeit, ſich ohne angeſtrengte Arbeit im eigenen Lande zu ernähren, gegen das römiſche Reich; manche mögen auch von überlegenen Nachbaren gedrängt worden ſein. Die Bedürfniſſe des Weltreichs kamen den Germanen auf halbem Wege entgegen. In ſeinen Grenzländern hatten ſich die Beziehungen zu den Letzteren freundlicher geſtaltet, manche Stämme traten entweder auf römiſches

*) Im Gegenſatz zu dieſer Anſchauung ſucht Roth, Geſch. des Beneficialweſens S. 33 nachzuweiſen, daß die Angriffskriege germaniſcher Stämme weder ausſchließlich noch hauptſächlich Sache der Gefolgſchaften waren, „indem die dazu verwendeten Heere nirgend als aus Gefolgſchaften beſtehend, im Gegentheil an vielen Stellen als Volksheere bezeichnet werden.“ Der ſpätere Einfluß des Gefolgsweſens kann damit jedoch nicht in Frage geſtellt werden.

Gebiet über, oder unter den Schutz der Imperatoren (laeti, dediticii die Unterworfenen, foederati die Verbündeten); da nun aber auf die Länge die entarteten Nachkommen der Welteroberer dem unabläſſigen Drängen der kriegeriſchen Deutſchen nicht zu widerſtehen vermochten, und da auch in den Bevölkerungen der Provinzen jede vaterländiſche und volksthümliche Geſinnung, die dem Kampfe ein würdiges Ziel hätte geben können, in der Form des Kaiſerreichs längſt untergegangen war: ſo griff man gern darnach, das Heer durch in Dienſt genommene Germanen zu ergänzen und zu verſtärken. Während der Kriegsdienſt bei den Römern ſelbſt mehr und mehr allen Reiz verlor, ſchritt man immer häufiger zur Aushebung bei den germaniſchen Stämmen, die von den Römern abhängig waren; auch Freiwillige fanden ſich; einige Völker, die vorhin genannten foederati, ſtellten vertragsmäßig Hülfstruppen. Man verſuchte endlich auch ſich dadurch zu ſichern, daß man den Kreis des Kaiſerreichs enger zog und die Grenzländer, die das Ziel der Plünderungs- und Beutezüge waren, gänzlich den Germanen überließ, indem man ihnen theils gegen Grundbeſitz, theils gegen Kornzufuhren und Sold die Vertheidigung derſelben auftrug. So erhielten Jene, was ſie zunächſt wünſchten, für Waffendienſte reichlichen Unterhalt. Das Bedürfniß des Despotismus, ſich in reichbeſoldeten Kriegshaufen beſondere, dem Staate und Volke fremde Stützen zu geben, ſowie die Thronſtreitigkeiten, in denen jeder Bewerber durch ſolche Hülfstruppen zu ſiegen hoffte, mußte die Aufnahme der Germanen in das Innere der römiſchen Provinzen immer mehr ausdehnen. Bald waren dergeſtalt die deutſchen Völker nicht blos die Angreifer, ſondern auch das übermächtige Kriegsvolk des Reiches, welches ſich ſchließlich in ſeinem eigenen Namen in den römiſchen Ländern förmlich niederließ.

Der Verlauf dieſer Geſchichte hat uns ſchon gezeigt, wie ganz Europa ſich unter die Herrſchaft der Germanen beugen mußte. Wenn auch nicht von allen dieſen Eroberern wie vom großen Theoderich gerühmt werden kann, daß ſie die Lage der Einwohner verbeſſert und eine höhere Blüthe der Einwohner herbeigeführt haben, ſo darf man doch nicht etwa glauben, daß ſie nur vernichtend und zerſtörend auf den bisherigen Zuſtand eingewirkt hätten; vielmehr ließen ſie es ſich überall angelegen ſein, die Verhältniſſe in ihren neuen Wohnſitzen friedlich zu ordnen. Kaum hatten die Weſtgothen, wie ein römiſcher Schriftſteller ſagt, in Spanien Land erlangt, ſo verfluchten ſie ihre Schwerter und ergriffen den Pflug; ja wir haben ſichere Zeugniſſe dafür, daß die Eroberer an den meiſten Orten als Befreier von dem unerträglichen Drucke der

Kaiſerherrſchaft angeſehen wurden, und daß die Bevölkerungen in ihnen in der That mehr Bundesgenoſſen und Freunde als Herren fanden.

Freilich, im vollen Beſitz ihrer Güter konnten die Einwohner nicht füglich bleiben; war doch Ländererwerb und Ertrag eines reichen Beſitzthums der Zweck der Eroberung geweſen. Aber keineswegs wurden ſie ſämmtlich von Haus und Hof gejagt und zu Sklaven gemacht, ſondern nur angehalten, mit den Siegern zu theilen. So nahmen Odoaker und die Oſtgothen, wie früher bemerkt, den dritten Theil der liegenden Gründe, indem ſie dabei den Einrichtungen des römiſchen Quartierweſens folgten; die Burgunden und Weſtgothen kehrten freilich das Verhältniß um, ſo daß ſie ſich zwei Drittheile zueigneten und den Romanen nur das eine ließen; Hof und Garten wurden zur Hälfte getheilt, Wälder und Weideland blieben gemeinſchaftlich. Das mildeſte Verhältniß, wie neuerdings nachgewieſen iſt *), hatten die Provinzialen in dem fränkiſchen Staate; hier wurden ſeit Chlodwig überhaupt keine Landestheilungen mehr vorgenommen, und auch was von ihm eingezogen ward, hatte zum größeren Theile dem römiſchen Fiscus angehört, war alſo herrenloſes Gut geweſen. Eine Reihe der reichſten und angeſehenſten römiſchen Familien, unter andern die des Gregorius von Tours, blieb deßhalb im ungeſtörten Beſitz ihres Eigenthums.

Wie aber das Loos und die Lage der Beſiegten andere wurden, ſo war es hinwiederum natürlich, daß ſich auch die Verhältniſſe der Germanen ſelbſt, die ja mit dem Grund und Boden enge zuſammenhingen, anders geſtalteten. Zwar die alten Gemeinden ſcheinen nicht ſpurlos verſchwunden zu ſein, und wo ſie ſich auflöſten, wurden wenigſtens die Einrichtungen auf die neuen Wohnſitze übertragen, ſo daß dieſe Eigenthümlichkeit ſich auch in der Fremde noch wiederfindet, während ſie ſich bei den Stämmen, welche die Heimath nicht verließen, bei den Sachſen und Frieſen, ganz unverletzt erhielt. Deſto mehr änderten ſich die ſtändiſchen Einrichtungen. Gleichviel ob man annimmt, daß die Einbrüche in die römiſchen Provinzen von Gefolgſchaften geſchahen, oder nicht — jedenfalls ward das Weſen derſelben die Grundlage neuer Ordnungen; die Stellung und Bedeutung der Könige wurde eine ganz andere, der alte Adel der Germanen verſchwand oder ging in die Königsgeſchlechter auf.

Könige waren es geweſen, unter deren Führung ſie die Wanderungen angetreten hatten; Könige mußten an der Spitze auch des ſiegreichen Volkes bleiben, wenn anders die neue Eroberung nicht wieder verloren

*) Roth a. a. O.

gehen sollte. Und diese Könige konnten nicht von der Volksversammlung so abhängig sein, als sie es daheim gewesen waren; mochte diese noch immer über ihre Angelegenheiten Beschlüsse fassen, sie that es fortan nicht mehr unter ihren eigenen Beamten, sondern unter denen des Königs; die Kriegsverfassung, die auf der Wanderung gegolten hatte, blieb auch bestehen und maaßgebend für die Friedenszeit. Es kam dazu, daß die Rechte, die einst der Kaiser über die Römer ausgeübt hatte, nun in der ganzen Fülle, wenigstens in Bezug auf die unterworfenen Provinzialen, auf die deutschen Könige übertragen wurden, woher denn auch den Stammgenossen gegenüber ihre Bedeutung eine größere werden mußte. So ernannten sie denn auch für den Frieden die Beamten und fingen sogar an, nach dem Vorgang der Römer, sich mit einem den Kaisern nachgebildeten Hofstaate zu umgeben.

Damit aber verlor sich eben zugleich der alte, grundgesessene Geschlechtsadel, wie wir ihn bei den Germanen in ihren Stammsitzen kennen gelernt haben. Wenn die alte Dreitheilung in Knechte, Freie und Edle auch in der merovingischen Zeit noch wiederkehrt, so ist unter der letzteren Bezeichnung doch nur der Theil des Volkes zu verstehen, der eine hohe Stellung im Dienste des Königs einnimmt, diejenigen, welche die bedeutendsten Kriegs-, Staats- und Hofämter bekleiden, welche im Namen des Königs die Gerichtsbarkeit der Grafschaft verwalten. Wie die Könige in ihrer neuen Stellung der Genossen und Helfer nicht entbehren konnten, sondern sie verwenden mußten, um das Land in ihrem Interesse zu regieren: so fanden umgekehrt die Söhne der erlauchten Geschlechter, und nicht minder auch Andere, die sich durch Verdienste hervorgethan hatten, ihren Halt, ihre Ehre, ihren Lohn in der bevorzugten Stellung zu Jenen. Hatte auf die Entwickelung der königlichen Macht das Vorbild der römischen Kaiser eingewirkt: so war es andererseits unumgänglich, wenn die Könige sie festigen und sichern wollten, daß sie dieselbe auf die treue Anhänglichkeit der Kriegsbeamten, der Gefolgsleute bauten. Diesen waren in den eroberten Ländern Loose an Grund und Boden zugefallen, die sie als ihr Eigen besaßen (allode); die Könige ertheilten ihnen, um sie stärker an sich zu ziehen und enger mit sich zu verknüpfen, auch von den Theilen, die ihnen selber zugefallen waren, und von den kaiserlichen Gütern, die sie allein in Besitz genommen hatten, einzelne oder mehrere, kleinere oder größere Grundstücke zum Nießbrauch. So sonderten sie sich von den übrigen Freien, die außer ihren Allodien nichts besaßen, durch größeren Grundbesitz als ein bevorzugter Stand ab; manche auch, wie die Verwalter der Gerichtsbarkeit in den einzelnen

Districten, die Grafen, durch ihr Amt, mit welchem dann zu gleicher Zeit ein erhöhetes Einkommen verbunden war. Allein, sehr verschieden von den alten Einrichtungen, war dieser Adel vor der Hand kein erblicher; der Gunst des Königs verdankten die Empfänger, was ihnen verliehen ward; der Adel wurde Dienstadel und Beamtenadel. Immer mehr erweiterte sich der Kreis desselben; wen nach Thaten, nach Ehre, nach größerem Besitz gelüstete, die Edelsten wie die Tüchtigsten traten in ihn ein. Für den Lohn, der in dem Königsdienste winkte, war die Kriegsbereitschaft die Gegengabe; gegenseitige Treue das Band, welches beide Theile an einander fesselte (fidelitas, trustis regis, trustis dominica), das verliehene Gut gewissermaßen das Pfand derselben. Ein solches Gut hieß beneficium, später feudum, fe-od, Lehen, da es zuerst nur unter der Voraussetzung der Zufriedenheit des Königs gegeben ward; der Gegensatz ist das Eigen des Mannes, Allode. Die Empfänger des Lehens hießen Getreue, Mannen, Vasallen*); der Lehensherr führt oft den Namen senior, und die Abhängigkeit, die in rechtlicher Beziehung aus der trustis folgt, wird mit Mundium, Mundiburgium bezeichnet. Daß die Könige anfänglich befugt waren, auch zu widerrufen und zurückzunehmen, was ihre freie Gunst gewährt hatte, liegt in der Natur des Verhältnisses. Allmählig aber ward es gewöhnlich, den Besitzer im Genuß der Güter zu lassen; der Besitz wurde ein fester, zuletzt ein erblicher. — Auch die Romanen, von welchen eben erwähnt wurde, daß sie vielfach ihren Grundbesitz behielten (Romani possessores), traten im fränkischen Reiche wohl in die trustis regia ein und hießen alsdann convivae regis. Es ist dies ein neuer Beweis dafür, daß die merovingische Herrschaft keineswegs so schwer auf die Provinzialen drückte, als die anderer Stämme; aber auch dafür, daß sich die Mischung der verschiedenen Stämme im Frankenreiche rascher und friedlicher vollzog als anderwärts.

---

*) Es kommen für diese Stellung noch andere Bezeichnungen vor; so Fideles, Antrustiones — beide Worte, wenigstens das zweite, wahrscheinlich die lateinische Uebersetzung von Getreue, Angetraute. Desgleichen: Leudes, das Roth a. a. O. freilich nur von den einfachen Unterthanen verstehen will, während Zöpfl, Deutsche Rechtsgesch. 3. Aufl. S. 292, es als gleichbedeutend mit Antrustiones, fideles auffaßt. Bei den Langobarden heißen sie auch gasindii. In späterer Zeit wird die Bezeichnung vassi oder vasalli, die indeß auch schon früh neben jenen vorkommt, die gebräuchliche; beide Worte sind gleichbedeutend und werden durch socius, Geselle, erklärt. Ebenso deutet Grimm R. A. auch grafio, im Widerspruch mit Leo (Vorlesungen über die Gesch. des deutschen Volks), der es von einer keltischen Wurzel ableitet und durch „Staatsschreiber" erklärt.

Es ſind die angegebenen Verhältniſſe vorzugsweiſe im fränkiſchen Reiche ausgebildet worden; auch ſind wir im Stande, ſie hier genauer zu verfolgen, weil wir reichlichere Nachrichten als von anderen Staaten haben. Schon 50 Jahre nach Chlodwig's Tode tritt das Streben der Vaſallen kräftig hervor, verliehene Güter nur im Falle der Untreue vom Könige wieder zu ſeinem Grundbeſitz, dem Fiscus, einziehen zu laſſen; und dann zunächſt, auch bei Thronwechſeln, das vom vorigen Herrſcher Erworbene unter dem Nachfolger zu behalten; Rechtsgrundſatz wird dies erſt ſpäter. Das Zuſammenhalten des Fiscus gegen dieſe Eingriffe und Neuerungen war es, was der Brunhild den Haß der auſtraſiſchen Edlen in ſo hohem Grade zuzog. In den Vaſallen bildete ſich ein neuer Staat im Staate, der bald der mächtigſte und bedeutendſte wurde, oder in dem ſich vielmehr alle Macht und Bedeutung vereinigte; ein Stand, welcher dem hohen Adel der heutigen europäiſchen Staaten ſeinen Urſprung gegeben hat. In ſcharfem Gegenſatz mit der urſprünglichen germaniſchen Verfaſſung traten die vollkommen freien Männer derſelben allmählig in den Hintergrund, da die Könige es viel bequemer fanden, ihre Kriege, wo es irgend thunlich war, durch das bloße Aufgebot der Vaſallen zu führen, als ſie erſt der Berathung in der Verſammlung des Volks zu unterwerfen. Die heimathliche Staatseinrichtung, die der Natur und ungekünſtelten Lebensweiſe des alten Germaniens, ſeinen einfachen Verhältniſſen ſo trefflich zuſagte, mußte bei den mannigfaltigeren Richtungen und der Entwickelung eines reicheren Lebens, wie ſie die Beſitznahme der vordem römiſchen Provinzen herbeigeführt hatte, ungenügend gefunden werden; und ſtatt ihrer bildete ſich daher jetzt, wo die gegenſeitige Stellung der Könige und Vaſallen die Angel war, um die ſich Alles drehte, immer mehr die Lehnsverfaſſung heraus. Die Könige wurden durch Umwandlung nicht unumſchränkter, als ſie früher geweſen waren; vielmehr traten ihnen die Vaſallen, der früheren Abhängigkeit vergeſſend, der ſie doch ihre Erhebung verdankten, bald noch trotziger gegenüber, als vormals die Freien, weil ſie mächtiger waren, als dieſe. Die Merovinger bedurften ihrer beſonders in den unaufhörlichen Bruderkriegen; je mehr ſie aber durch verſchwenderiſche Vergebung von Beneficien dieſelben zu gewinnen trachteten, deſto höher ſtieg mit ihrer eigenen Verarmung ihre Ohnmacht. Die Hof- und Staatsbeamten ſind die angeſehenſten unter den Dienſtmannen, ihnen ward es um ſo leichter, Beneficien an ſich zu bringen. Auf ſie übertrug ſich der Name der Ministeriales, der zuerſt eine niedere Stufe der Diener und Gefolgsleute überhaupt bezeichnet hatte, inſofern ſie neben den Kriegs- auch zu Hofdienſten verpflichtet

waren. Vier von den Hofämtern sind besonders ausgezeichnet: der Major domus, auch wohl Seneschalk genannt, Aufseher der ganzen Hofhaltung; der Mareschalk, Aufseher der königlichen Rosse; der Schenk (pincerna), der wohl auch die Naturallieferungen einzunehmen hatte; und der Kämmerer (camerarius, cubicularius), der Aufseher des königlichen Schatzes. Der Major domus, dem ursprünglich keine hohe politische Bedeutung beiwohnte*), wurde in der Folge bei weitem der bedeutendste dieser Beamten, indem er, durch das Uebergewicht der Austrasier, aus deren hervorragendstem Geschlechte er bei diesen genommen wurde, getragen, allmählig eine Menge Aemter in sich vereinigte, und so am Ende den König selbst in Schatten stellte. Wir werden demnächst sehen, welche Rolle diese Majores domus im Verlaufe der fränkischen Geschichte spielten. Uebrigens waren es nicht die Könige allein, welche Beneficien vergaben, sondern auch die Kirche und die weltlichen Großen maßten sich dies Recht an und standen dann, wie die Könige, im Verhältniß des Lehnsherrn (senior) zu dem Lehnsmann, der mit dem verliehenen Gute auch die Dienstpflicht übernehmen mußte.

Wie die Standesverhältnisse in den neugegründeten Reichen sich schrittweise anders gestalteten, als sie vordem gewesen waren: so bildeten sich gleicherweise Recht und Gesetz den neuen Zuständen entsprechend allmählig um, so jedoch, daß hier ebenfalls von den alten Grundlagen ausgegangen wurde. Auch auf diesem Gebiete blieben die Hauptelemente germanischen Wesens, der Freiheit und selbständigen Sonderung in Geltung; es ward, wie bereits oben erwähnt ist, ebenso wenig den Germanen das römische Recht aufgezwungen, wie umgekehrt diese nicht daran dachten, ihr Herkommen zu Gunsten der Unterworfenen Preis zu geben. Für unsere Anschauungen in der That ein befremdender Stand der Dinge. Wir gehen von dem Grundsatze aus, daß die Art des Rechtes durch das Territorium bestimmt werde, daß wer in demselben lebt, auch nach dessen

*) Vgl. Waitz, Deutsche Verf.-Gesch. II. 367 flg. und 644 flg. Roth, Gesch. des Beneficialwesens S. 312. Waitz führt aus, daß der Major domus zuerst nur ein Beamter gewesen sei, dessen Geschäfte mit denen des domesticus verwandt waren, dann aber die anderen Hofbeamten in den Hintergrund gedrängt habe; die Machtentfaltung der Pipiniden habe mehr in der Tüchtigkeit des Geschlechtes und der Kraft der Austrasier als in dem Amte selbst ihren Grund gehabt.

Recht seine Verhältnisse beurtheilen lassen muß; im Sinne des Mittelalters war es, daß die nationale Abstammung auch auf das Recht ihren Einfluß bewahrte, daß in derselben Stadt der Germane nach germanischem, der Römer nach römischem Rechte lebte; selbst für die einzelnen germanischen Stämme wurde diese Regel in der Ausdehnung aufrecht erhalten, daß Franke, Burgunde, Gothe wohl an einem Orte wohnten, jeder jedoch nach seinem Rechte gerichtet wurde.

Gerade aber weil diese Verschiedenheit vorhanden war und weil in den neu erworbenen Sitzen Recht und Herkommen mehr gefährdet schienen als daheim, wo die Berührung mit fremder Rechtsgewohnheit gefehlt hatte, sahen sich die germanischen Völker zu größerer Sicherung und näherer Feststellung ihrer eigenthümlichen Bräuche und Rechte genöthigt; sie wollten, wie es in dem Prolog zu der lex Salica heißt, den Völkern, die sie durch die Tapferkeit ihres Arms unterworfen hatten, auch durch das Ansehen des Gesetzes voranstehen. Auch das Bedürfniß, dem Rechte in den neuen Ansiedlungen eine weitere Ausbildung zu geben, mag eingewirkt haben. Sachkundige Männer wurden beauftragt, das Wichtigste zusammenzufassen und niederzuschreiben, worauf ihre Arbeiten dann vom Volke genehmigt und, wie wir es bei den Franken wissen, vom Könige bestätigt wurden. Natürlich geschahen diese Aufzeichnungen in der lateinischen Sprache, deren sich die Germanen überall in amtlichen Dingen bedienten. Die sämmtlichen germanischen Stämme werden unter dem Namen leges barbarorum begriffen. Nur von den Gothen berichtet ihr Geschichtschreiber Jornandes, daß sie schon vor der Wanderung gewisse Rechtsvorschriften aufgezeichnet hätten; sonst gehören diese leges alle der Uebergangsperiode an, in welcher germanisches und römisches Wesen zusammenwuchsen, der Zeit also von der Mitte des 5. bis zum 8. Jahrhundert. Die lex Salica, die bereits vor Chlodwig entstanden zu sein scheint, ist die älteste Niederschrift. An diese schließt sich die lex Burgundionum, die unter König Gundobald zusammengestellt, unter Sigemund (517) vervollständigt ward. Die lex Ripuariorum wurde unter Childebert II., die lex Alamannorum unter Chlotar II., die lex Bajuariorum unter dessen Nachfolger Dagobert verfaßt. In noch spätere Zeiten gehören die leges Langobardorum und Wisigothorum, auch die der Angelsachsen, welche allein in der Volkssprache verzeichnet wurden. Die letzten endlich sind die der Sachsen, Friesen und Thüringer, deren Abfassung Karl dem Großen zu verdanken ist. An diesen Gesetzen ist in der Folge nicht Weniges geändert worden, wie es u. A. feststeht, daß Chlodwig die lex Salica einer Revision unterwarf.

Den Hauptinhalt derselben bilden Bestimmungen von Geldstrafen, durch welche Verletzungen an Leib, Leben, Ehre, Eigenthum eines Andern gebüßt werden. Auch in früherer Zeit war die Todesstrafe nur über diejenigen verhängt worden, die gegen das Gemeinwesen durch Feigheit oder Verrath gefehlt hatten; den Todtschlag wieder durch Tödtung von Seiten des Gerichtes zu strafen, war nicht germanische Sitte gewesen. Vielmehr fiel es der Familie des Erschlagenen zu, diesen an dem Thäter zu rächen; die Blutrache war im Laufe der Zeit nicht beseitigt worden. Noch immer war die Selbsthülfe gegen jede That, die den gemeinen Frieden störte, nicht nur erlaubt, sondern auch gewöhnlich; noch immer hatte neben dem Einzelnen, der geschädigt war, auch die Familie desselben dafür zu sorgen, daß von dem Beleidiger eine Sühne gegeben wurde. Daß eine solche als eine Wiederherstellung des durch Todtschlag, Verletzung oder Beraubung geminderten Vermögens der Familie schon in alten Zeiten verlangt, von der Gemeinde auch wohl festgesetzt und von dem Beleidiger oder den Seinigen gegeben ward, berichtet schon Tacitus. Nun aber war mit der Wanderung in neue Wohnsitze, mit dem Einrücken in die Nachbarschaft von Völkern, die einer sorgsam geordneten Rechtspflege gewohnt waren, das Bedürfniß auf Beseitigung der Blutrache und Selbstbefehdung reger geworden, und die Rechtsausgleichung durch die Sühne oder Buße ward zu einem vollständigen und genauen System ausgebildet. Auch ward sie nicht mehr durch Vieh, wie vordem, in den ursprünglichen Zuständen, sondern in Geld geleistet. Sie führt im Allgemeinen den Namen Wehrgeld (compositio); im Besondern aber heißt diejenige, welche für Verletzung von Personen bezahlt wurde, die sich wie Wittwen und Waisen im Königsfrieden befanden, fredum. Natürlich ist das Wehrgeld verschieden nach der Wichtigkeit der angethanen Schädigung; es stuft sich aber auch ab, und noch bestimmter, nach den Standesunterschieden der Betroffenen. Der freie Mann gilt ein Wehrgeld von 200 Goldstücken (solidi), der Antrustione oder Graf dagegen von 600; der Unfreie, der Lite, wird nur halb so hoch als der freie Mann geschätzt, auf 100; mit ihm gleich der große römische Grundbesitzer, wogegen der zinsbare römische Colone 75, und der Leibeigene gar nur 35 solidi gilt. Gleicherweise ist eine Taxe angegeben für geringere körperliche Verletzungen, so daß jedes Glied des Körpers, Auge, Ohr, Arm und Bein seinen bestimmten Werth hat. Der Zeigefinger eines Freien kostet 35 solidi, der Daumen 45; wer einen Franken mit der Faust schlägt, soll 3 solidi, wer ihn Fuchs oder Hase schilt, 6, und wer ihn bezichtigt den Schild weggeworfen zu haben, 45 bezahlen. Dieselbe

Buße war auf den Diebſtahl eines Leithundes, eines Falken, eines Bienenſtockes, eines zahmen Hirſches, eines Fuders Gras geſetzt. Wichtiger für uns iſt, daß auch die Ehre der Frauen in dieſen Geſetzen beſonders bedacht war; wenn die Germanen wirklich von der urſprünglichen Reinheit und Einfachheit der Sitte ſchon abgefallen waren, ſo war doch das Bewußtſein von dem, was ſich ziemte, noch nicht verloren gegangen. Wer nur die Hand oder den Arm einer freien Frau berührte, fiel in ſchwere Strafen, die ſich bis auf 35 Goldſtücke beliefen. Wie die Familie ein Recht an dem Wehrgelde des Verletzten hatte, ſo lag es ihr ebenſo ob, daſſelbe für den Verbrecher zu zahlen; jedes Mitglied hatte an Beiden ſeinen Theil; es konnte kommen, daß ein ſchweres Verbrechen für die ganze Familie die Veranlaſſung wurde, von dem eigenen Grund und Boden hinaus in die Fremde, in das Elend vertrieben zu werden. Doch mag nur in ſeltneren Fällen die Entſcheidung vor Gericht geſucht worden ſein, obwohl ſich allerdings bei Gregorius von Tours Beiſpiele finden; viel öfter werden es die Deutſchen vorgezogen haben, ihr Recht durch Selbſthülfe zu ſuchen, und Beiſpiele dieſer Art ſind die überwiegend häufigeren.

Das Verfahren im Gericht war einfach; es behielt ein den Germanen eigenthümliches Inſtitut, das der Eidhelfer (juratores), bei, deren Zahl je nach der Wichtigkeit der Sache ſich ſteigerte. Bevor die Geiſtlichkeit den Beweis mittels der Urkunden einführte, war es nothwendig, die Glaubwürdigkeit der Ausſage von beiden Parteien zu erhärten. Dies thaten die Eidhelfer, indem ſie auf ihren Eid verſicherten, daß ſie an die Wahrheit deſſen, was ihre Partei ausſagte, glaubten. Meiſt ſind ſie wohl die Angehörigen des Klägers oder Beklagten geweſen. Wenn der Beklagte bei ſeiner Einrede blieb, ſo wurde die Wahrheit durch das Ordale, das Gottesurtheil, ermittelt, oder es wurde ihm, wenn er ſich weigerte die Buße zu leiſten, anheimgegeben, ſich durch das Gottesurtheil zu reinigen. In der lex Salica erſcheint als Gottesurtheil der Keſſelfang, wobei der Angeklagte aus einem Keſſel voll ſiedenden Waſſers mit bloßer Hand einen Gegenſtand heraufholen mußte; ſpäter kommen auch der Zweikampf und die Feuerprobe vor. Das Unterliegen im Kampfe oder das Brandmal galten als Zeichen der Schuld.

Zu dem ordentlichen Gericht (dem echten Ting, mallus legitimus), das mehrere Male im Monat unter beſtimmten Förmlichkeiten und an beſtimmten Orten abgehalten wurde, kamen die freien, unbeſcholtenen und anſäſſigen Angehörigen der Gemeinden und Marken unter dem Vorſitz des Tunginus oder Centenarius, die der Gaue unter dem Vorſitz des

Grafen zusammen. Nicht alle Versammelte sind Richter; dies Geschäft liegt den Rachimburgen ob, deren wenigstens sieben sein mußten. Neben ihnen oder unter ihrer Zahl erscheinen sehr bald die Sacebarones, erfahrene Leute, die das Recht zu weisen und in zweifelhaften Fällen das Gesetz und den Brauch zu erklären hatten. Die Rachimburgen saßen, eine Art von Geschworenen, im Mallberge und sagten das Recht; vielleicht hatten sie sogar über die Ausführung des Urtheils zu wachen. Wenn außer dem ächten Ting Recht zu sprechen war, so beriefen die Vorsitzenden auch wohl zu einem außerordentlichen Gericht, dem gebotenen Ting, in welchem meist Acte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, Verträge, Erbschaftsvergleiche u. dgl. vorgenommen wurden.

Der höchste Richter ist der König. Schon von früh an gehörte die Handhabung der Gesetze zu den königlichen Functionen. Während aber vordem die Quelle der richterlichen Gewalt allein beim Volk gewesen war, ist diese nunmehr so auf den König übergegangen, daß er für den Rechtsschutz die höchste Instanz wird. Es hängt mit den übrigen Hoheitsrechten, die der König durch die Lehnseinrichtungen erlangt, zusammen, daß er über den ganzen Staat den obersten Schutz hat, daß er über den Landesfrieden wacht und so, nach unseren Vorstellungen, eine Art von Polizei handhabt, die freilich von der Jurisdiction noch nicht getrennt, sondern mit dieser eng verbunden ist. Daher sind seinem Schutze zunächst alle diejenigen überwiesen, die selbst ihre Rechte nicht vertreten können, also, wie oben erwähnt wurde, die Wittwen und Waisen. Daher nimmt er Beschwerden wegen Rechtsverweigerung entgegen, daher übt er das Recht der Begnadigung und hat überhaupt die Aufsicht über die Handhabung der Rechtspflege. Und da seine Beamte, die Grafen und Gauvorsteher, es sind, die den Gerichten vorsitzen, so ist es auch der natürliche Gang, daß von diesen wegen rechtswidriger Beurtheilung an ihn appellirt, oder überhaupt, sofern die gewöhnlichen Gerichte nicht ausreichen, auf seine höhere Macht zurückgegangen wird. Erschien der Verklagte in den Fällen vor dem Mallberg nicht, in denen er gehalten war der Ladung Folge zu leisten — es waren dies alle, in denen keine Gewaltthätigkeit im Spiele war — oder achtete er den Spruch der Rachimburgen nicht, so trat das Gericht des Königs ein; und wenn er auch vor diesem zu erscheinen versäumte oder sich weigerte, so wurde er aus dem Friedensschutze des Königs ausgeschlossen und in die Acht, d. h. für rechtlos, erklärt. Ueber die römische Bevölkerung übten die Grafen und späteren Herzoge im fränkischen Reiche ebenfalls alle Hoheitsrechte, doch war ihnen für die Gerichtsbarkeit über dieselben ein römischer Judex zur Seite gesetzt, der auch bei

Streitigkeiten zwiſchen Franken und Provinzialen zum germaniſchen Gericht gezogen wurde. Für ſolche Fälle war auch den Römern ein Wehrgeld geſetzt, von dem oben die Rede war.

Soweit die freien Gemeinden nicht durch den Eintritt ihrer Glieder in die Miniſterialität geſchwächt waren, bildeten ſie Bauerſchaften auf zerſtreuten Höfen oder jetzt auch ſchon in zuſammenhängenden Niederlaſſungen. Andere Strecken des Landes gehörten angeſehenen Gefolgsleuten, die ſie bei der Theilung des Landes erhalten oder durch königliche Gnade erworben hatten. Auf dieſen Grundſtücken war der Beſitzer uneingeſchränkter Herr, wie jeder Germane auf ſeinem Gute, und die Gewalt der königlichen Beamten reichte kaum in ſeine Grenzen. Landbauer und Handwerker waren hier meiſt unfreie Knechte, Sklaven (servi, Schalken), die rechtlos und dem Herrn leibeigen waren. Ihr Loos war ein hartes, obwohl bei weitem nicht ſo ſchwer, als es bei den Völkern der alten Welt geweſen war. Auch verlor ſich unter dem Einfluß der Kirche die eigentliche Sklaverei in nicht zu langer Zeit und bildete ſich in das Verhältniß der Hörigkeit um. Die Hörigen (servi casati, hobarii) waren an die Scholle gebunden und hatten von dem Ertrage derſelben dem Herrn oder Beſitzer einen nicht unbedeutenden Zins zu geben; politiſche Rechte beſaßen ſie nicht. Ihre Lage war der der römiſchen Colonen gleich, welchen ſeit geraumer Zeit unter der Kaiſerherrſchaft die Bebauung des Grundes und Bodens überwieſen geweſen war. Eine Zwiſchenſtufe zwiſchen den Hörigen und Freien bildeten die Liten oder Lazzen, bei den Baiern und Langobarden Aldionen genannt. Dieſe waren perſönlich völlig frei, hatten ihr Wehrgeld, ihr Beſitz erbte in ihrer Familie; ſie durften nur ihren Sitz nicht verlaſſen ohne Genehmigung des Herrn, der ſie vor Gericht vertrat und an den ſie dafür einen Zins bezahlten. Auch freie Männer, die kein eigenes Beſitzthum hatten, traten nicht ſelten in ein näheres Verhältniß zu einem Größeren und Reicheren, und ließen ſich Stücke eines Gutes zu ihrem Unterhalt gegen Verpflichtung zum Waffendienſt geben. Sie traten dann in Allem, was ihr Dienſtverhältniß anging, wie die Liten, unter den Gerichtsbann des Herrn, der über ſie mit Zuziehung ſeiner übrigen Dienſtmannen zu Recht ſaß, wie der König, wenn er über einen Lehnsmann urtheilte, die übrigen Vaſallen berief, um im Herkommen nicht zu irren und von ihnen unterſtützt zu werden.

Das älteſte deutſche Sprachdenkmal in zuſammenhängender Rede, welches auf uns gekommen, iſt ein Theil der Ueberſetzung der Bibel vom Biſchof Ulphilas, für die Gothen in ihrer Mundart verfaßt. Als Probe mag hier das Vaterunſer ſtehen. Es lautet wie folgt:

Atta unsar, thu in himinam, veihnai namo thein. Qvimai thindinassus theins. Vairthai vilja theins, sve in himina, jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. Jah afilet uns thatei skulans sijeima svasve jah veis afletam theim skulum unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins, Amen!

Bald aber hatten alle deutſche Stämme, mit Ausnahme der im eigentlichen Deutſchland wohnenden und der in Britannien eingewanderten, mit dem Bekenntniß zu dem lateiniſch redenden Chriſtenthum ihre Sprache eingebüßt und die der Eingeborenen in den eroberten Ländern, als der Gebildeteren, angenommen. Die reine germaniſche Eigenthümlichkeit wurde hierdurch beſonders immer mehr und mehr überwunden und verdunkelt, da des Menſchen Sinnesart mit ſeiner Sprache in einem innigen Zuſammenhange ſteht. Je urſprünglicher die Sprache, deſto reiner und urſprünglicher iſt der Strom, der in ihr fließt, deſto natürlicher und unverfälſchter ſind die Vorſtellungen; je abgeleiteter und von ihrem Urquell entfernter die Sprache, deſto mehr geht auch von der Stärke und Reinheit des Begriffs verloren und die Anſchauung trübt ſich, da ihr die Unmittelbarkeit mangelt. So entſtand denn im neueren Europa jener große Gegenſatz zwiſchen den rein germaniſchen Völkern und den Neulateiniſchen oder Romaniſchen, ein Gegenſatz, der ſchon in dem Verhältniß der deutſchen Auſtraſier und der allmählig zu Franzoſen werdenden Neuſtrier hervorzutreten beginnt. In dem Leben der romaniſirten Germanen ſtrömt zwar noch fortdauernd eine deutſche Ader, ihre Sitten und Neigungen weiſen vielfach auf die Wurzel hin, der ſie entſproſſen, und mehr als einmal erkennt ſich im Mittelalter das ganze germaniſche Europa als zu einem Stamme gehörig; andrerſeits aber leben ſich die Menſchen, nachdem ſie Sprache und Himmelsſtrich vertauſcht, auch in den fremden Charakter hinein, und die Romanen haben auf dieſe Weiſe die Friſche und Tiefe des germaniſchen Geiſtes zum Theil verloren. Dafür zum Erſatz iſt ihnen die Schärfe des römiſchen Verſtandes geworden; eine größere Fähigkeit politiſcher Geſtaltung, und ſchnelleres Erſtarken des Staates durch das Aufgeben der ſpröden Perſönlichkeit. Die Deutſchen aber haben mit der Sprache das reinere Gemüth und die

Innerlichkeit bewahrt, die ſie in der Folge zum Volk der Familie, der Empfindung und der allſeitigen Wiſſenſchaft, wenn auch nicht des in der Welt heimiſchen Willens und des einfachen Handelns, gemacht haben. Die vorzüglichſten jener neulateiniſchen Sprachen ſind die italieniſche, ſpaniſche, portugieſiſche und franzöſiſche, die aus der Verſchmelzung der römiſchen, neben dem klaſſiſchen Latein gebräuchlichen Volksſprache, auf der ſie beruhten, mit der Sprache der deutſchen Einwanderer in der Art hervorgingen, daß zwar ihr Wortvorrath, wenn nicht ganz, doch zum größeren Theile romaniſch blieb, ihre Syntax aber, freilich unfrei erſtarrt, germaniſche Regeln befolgte.

5. Das Chriſtenthum in Weſteuropa.

Wenn die Germanen von der Natur mit den Anlagen ausgerüſtet waren, einen großen Platz in der Geſchichte und Entwickelung unſeres Geſchlechtes einzunehmen: ſo war es das Chriſtenthum, welches dieſe Anlagen zu erziehen am meiſten beitrug. Denn ganz abgeſehen von der rein religiöſen Wirkung des Chriſtenthums auf die Einzelnen, iſt es unverkennbar, daß ſie an der Hand deſſelben vorzugsweiſe von der Rohheit zur Bildung geleitet wurden, indem die Religion der Liebe und Wahrheit ihnen ein geiſtiges Ringen eröffnete und zur Pflicht machte, und ein erhabeneres Ziel vorhielt als ſinnlichen Beſitz und äußeren Genuß. Allerdings wurde bei der erſten Bekehrung der Deutſchen mehr die Saat zur künftigen Ernte ausgeſtreut, als daß die Früchte ſchon ſichtbar geworden wären. Die Wenigſten drangen zum Kern des Chriſtenthums hindurch; viele dieſer rohen Gemüther fühlten höchſtens Scheu vor dem Geheimnißvollen der neuen Religion, welches ihnen wie eine unbekannte Macht Ehrfurcht abnöthigte, ohne daß es bis zur ſittlichen Beſſerung durchgedrungen wäre; ſie ließen mehr ihre Sinne und Einbildungskraft von dem Pompe des glänzenden Gottesdienſtes fortreißen, als daß ſie nach der Bedeutung und dem Verſtändniß geforſcht hätten. Die Geſchichte der merovingiſchen Könige liefert leider einen nur zu klaren Beweis, wie wenig das Chriſtenthum ihre wilden Leidenſchaften zu zähmen vermochte. Nichts deſto weniger iſt auch jene Zeit ſchon voll von den heilſamſten Einflüſſen der neuen Religion. Die Kirche brachte allmählig mehr Feſtigkeit in die Verbindung der neuen Staaten und mehr Menſchlichkeit in ihre Geſetze. Oft nahm ſie die geringeren Volksklaſſen in Schutz gegen mächtige Unterdrücker.

Der Sturm der Völkerwanderung hatte das vordem ſo mächtige

Kaiserreich des Abendlandes zu Boden geworfen, aber die auf einen unsichtbaren und geistigen Grund gebaute Regierung der Kirche, die Hierarchie, war mitten unter den Trümmern unwandelbar stehen geblieben. Von diesem wohlgefugten Gebäude ging das Christenthum der Germanen aus, und in dieses ward es aufgenommen; so verpflanzte sich seine Form ohne große Störung aus dem alten Staat in den neuen. Daß innerhalb der Kirchengemeinschaft die Laien von den Geistlichen regiert werden müßten, blieb ein unbestrittener Grundsatz. Bei Vergehungen gegen die Religion, die christliche Sitte und die Disciplin der Kirche, in den Sachen der Ehen und Testamente blieb, wie es im römischen Reiche gewesen war, der Bischof oder dessen Stellvertreter, der Archidiakon, mit Zuziehung der Presbyter der bischöflichen Kathedralkirche, die einzige richterliche Behörde, und das Verfahren derselben, welches in den Rechtsstreitigkeiten anfangs ein ganz einfaches schiedsrichterliches gewesen war, entwickelte sich nach und nach zu einem weitläufigen Proceß, der sich auf Grundsätze des römischen Rechts stützte, da dieses als das für die Kirche und die Geistlichkeit geltende anerkannt wurde*). Die Strafen, welche die Kirche verhängte, bestanden in Bußübungen und Kasteiungen, oder aber, wenn sich Jemand widerspenstig zeigte, in Excommunication, d. i. Ausschließung aus der Gemeinschaft des Abendmahls, und Anathema, gänzlicher Entfernung vom Gottesdienste und von der Gemeinde der Gläubigen, welche unter einem feierlichen Bannfluche ausgesprochen wurde. Doch ließ die Kirche es häufig zu, daß die gesetzliche Buße in eine den Umständen angemessene verwandelt wurde, und fromme Handlungen, Wallfahrten, Stiftungen, ja selbst Geldzahlungen an die Stelle körperlicher Züchtigung und längerer Bußzeit traten. Den Geistlichen sollte nur der Geistliche richten; indeß kamen von dieser Regel doch Ausnahmen genug vor. Der Laie war indeß nicht verbunden, gegen den Priester vor dem Richterstuhle des Bischofs zu klagen; er klagte bei dem weltlichen Gericht, zu welchem dann der vorgesetzte Geistliche gezogen werden sollte. Den Gerichtsstand der Bischöfe selbst bildete in solchen Sachen gewöhnlich eine Synode angesehener Kleriker und Laien unter dem Vorsitz des Königs.

Aber der Einfluß der Geistlichen erstreckte sich auch über die Kirchenverhältnisse hinaus, und wurde bald von der größten Bedeutung im Staate. Zu der Achtung, welche die Neubekehrten vor den Priestern ihrer Religion hegten, kam noch die vor ihren Kenntnissen, indem der Besitz des Wissens sich damals fast allein auf die Geistlichen zu beschränken

*) Ecclesia vivit secundum legem Romanam. Lex Rip.

anfing; sowie der steigende Reichthum der Kirche, da fromme Seelen viele Tempel und Klöster stifteten und ausstatteten, oder den Besitz der schon vorhandenen durch reiche Schenkungen und Vermächtnisse, besonders an liegenden Gründen, außerordentlich vermehrten. Auch Beneficien empfingen die Bischöfe, und kamen dadurch ganz in die Verhältnisse der Reichsvasallen. Wenn daher ihr Ansehen und ihre geistliche Würde nicht hingereicht hätte, ihnen den Platz, den sie in den Staatsversammlungen der Letzteren von jetzt an einnahmen, zu sichern, so würde es schon durch ihren Güterstz geschehen sein. Als Grundherren traten sie zu den Eingesessenen ihrer Güter in dieselben Rechte wie die weltlichen Herren, und übten hier die Aufsicht und Gerichtsbarkeit durch ihre dazu bestellten Vögte. Andrerseits wurde die Kirche in den neuen Staaten auch wiederum in mancher Rücksicht von den Regenten abhängiger als sie es im römischen Reiche gewesen war. Besonders wichtig war es, daß der Staat auf die Bischofswahlen einen großen Einfluß gewann, und dies im fränkischen und westgothischen Reiche von den Bischöfen selbst als ordnungsmäßiger Gang anerkannt wurde. Die Synoden der Bischöfe durften nicht ohne des Königs Genehmigung versammelt werden, ihre Schlüsse und Decrete mußten diesem zur Bestätigung vorgelegt werden, und wurden nicht für gültig gehalten, bis sie diese erlangt hatten. Hiedurch geschah es, daß das Institut der Provinzialsynoden immer mehr in Verfall kam, und mit diesen die Rechte der Metropoliten, die sie größten Theils nur auf diesen Versammlungen ausgeübt hatten; namentlich die Entscheidung in Klagsachen gegen Bischöfe und über Appellationen vom Spruche der Bischöfe. Da jetzt also die höhere Behörde für die Bischöfe fehlte, wurden dergleichen Sachen meistens vor den König gebracht. Zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten ihrer Reiche bestellten die germanischen Herrscher gewöhnlich einen angesehenen Geistlichen ihres Hofes mit dem Titel Erzcapellan (auch Apocrisiarius und Referendarius genannt), dem es denn auch bald an Einfluß in weltlichen Dingen und an Geschäften dieser Art um so weniger fehlte, weil er zugleich Vorstand der königlichen Kanzlei zu sein pflegte. Von den Leuten der Kirche ward die Heeresfolge gefordert; ja die Bischöfe, wenn gleich die Geistlichkeit persönlich vom Heerbann eximirt und ihr selbst das Tragen von Waffen verboten ward, zogen sogar in Person zu Felde. Dieses gegenseitige Uebergreifen der kirchlichen und der Staatsgewalt legte den Grund zu dem großen Kampfe, in den beide in den folgenden Zeiträumen gegen einander geriethen, der alle Beziehungen des Mittelalters ergreift und durchdringt, und einen Haupttheil seiner Geschichte ausmacht. Schon

in der merovingischen Zeit sind die Bischöfe, in den Rath der Getreuen des Königs aufgenommen, oft ein heilsames Gegengewicht gegen das trotzige Aufstreben der Großen, denen sie an Ansehn bei dem Volke wie an geistiger Ueberlegenheit weit voranstehen. Gregorius von Tours führt zahlreiche Beispiele hievon wie umgekehrt von der Verweltlichung der hohen Geistlichkeit, an.

Wie das Mönchswesen aus dem Orient in die Abendländer kam, ist schon in der alten Geschichte erzählt. Es würde aber hier niemals die bedeutenden Fortschritte gemacht und die großen Wirkungen gehabt haben, die es als ein wichtiges Glied in der Kette der Ereignisse erscheinen lassen, wenn es nicht eine ganz neue Einrichtung und Ordnung bekommen hätte. Der merkwürdige Mann, der ihm diese gab, war der heilige Benedict von Nursia (geb. 480, gest. 543), indem er, als Abt von Monte Cassino und zwölf anderen Klöstern in Unteritalien, schriftliche Statuten für seine Mönche aufsetzte, die sein Ansehen in Kurzem zu einer allgemeinen Richtschnur für viele andere Mönchsklöster heiligte. Man nannte sie die Regel des heiligen Benedict. Zu dieser und zu unbedingtem Gehorsam gegen die Oberen mußte sich jeder Aufgenommene durch ein unverbrüchliches Gelübde verpflichten. Es band jeden Mönch auf Lebenszeit; er ward „Gott geopfert," wie der Ausdruck war, und konnte nicht wieder in die Welt zurück, was bei den orientalischen Klöstern bisher möglich gewesen war. Allen Freuden des Lebens mußte er entsagen, um ganz für den Himmel zu leben. Die Benedictiner — so nannte man die nach Benedict's Regel lebenden Mönche — waren, wie alle Schüler eines kräftigen Meisters, emsig bemüht, den Geist desselben so weit als möglich zu verbreiten, und dies glückte ihnen so wohl, daß nach einigen Jahrhunderten fast alle Mönche im Abendlande Benedictiner waren.

Benedict hatte seinen Mönchen außer dem Beten auch Anbau des Landes und Handarbeiten, sowie Unterricht der Jugend zur Pflicht gemacht. Auch die Beschäftigung mit den gelehrten Studien sollte nach dem Rathe des gelehrten Cassiodor, der denselben irgendwo eine sichere Stätte zu retten suchte, eine Aufgabe der klösterlichen Thätigkeit sein. Dadurch kam in das abendländische Mönchswesen ein ganz anderer Geist, als in dem orientalischen herrschte. An die Stelle der Beschaulichkeit und des steten Grübelns wie des daraus sich ergebenden unthätigen Hochmuthes trat hier eine thätige, praktische Richtung, wodurch die Klöster den westeuropäischen Ländern höchst wohlthätig wurden. Aus ihnen gingen die heldenmüthigen Glaubensboten hervor, die von Liebe und Eifer ge-

trieben, sich unter die Heiden wagten, das Evangelium zu predigen, die mit Aufopferung aller Lebensgenüsse und Bequemlichkeiten, mit Verläugnung des Hungers und Frostes, Hunderte von Meilen weit unbetretene Wüsten durchirrten, und barbarische Sprachen erlernten, die keine Beschwerde, keine Gefahr achteten, und das Leben für ihren großen Zweck mit freudigem Muthe hingaben. Oft legten sie in noch unangebauten Gegenden wieder Klöster an, und da entwilderte sich dann mit dem innern Leben auch das äußere. Oede Striche wurden urbar gemacht, Moräste ausgetrocknet, Wälder gelichtet, das wüste Land gewann in Kurzem ein fruchtbares, blühendes Ansehen. Die große Selbstverläugnung, mit welcher die Mönche, so lange der bessere Geist in ihnen lebte, sich ihrem schweren Berufe unterzogen, ihr anhaltender Fleiß, ihre bedachtsame Ordnung, wurde den Landeseinwohnern ein großes, folgenreiches Beispiel. In jenen von wildem Kriegsgetümmel geängsteten Zeiten wurden die Klöster ein sicherer Zufluchtsort für die Bedrängten; stille Seelen, die dem Geräusche und den Leidenschaften der Welt entgehen wollten, flüchteten in ihren Schooß. Damals, wo der Sinn für Wissenschaft und Gelehrsamkeit bei den entarteten Abkömmlingen der alten Welt ganz erstorben war, bei dem frischen Geschlechte aber noch keine Wurzeln geschlagen hatte, waren die Klöster im Abendlande in der That die einzigen Oerter, welche das völlige Abreißen des Fadens verhüteten und ihn aus der alten Welt in die neue herüberleiteten.

Die folgenschwerste Thatsache war aber die: daß das arianische Bekenntniß der germanischen Völker allmählig überall durch das römisch-katholische verschlungen ward.

---

6. Das Reich der Westgothen in Spanien.

Nach den Eroberungen Chlodwig's war die Herrschaft der Westgothen, wie oben erzählt ist, mit Ausnahme eines kleinen Landstriches in Gallien, auf die Pyrenäische Halbinsel beschränkt, wo daneben auch noch das Suevenreich bestand. Amalrich blieb im Jahre 531 im Kampfe gegen die Franken. Mit ihm erlosch das Geschlecht der alten Könige. Theudes, der schon vorher Statthalter von Spanien gewesen war, folgte, und von diesem an wurde der Staat der Westgothen ein vollständiges Wahlreich, wodurch dem Ehrgeiz der Großen ein weiter Spielraum eröff-

net ward, und bald die inneren Unruhen, Zerrüttungen und Aufstände eintraten, welche diese Regierungsform fast immer hervorruft. Theudes fiel durch Meuchelmord (548), und gleiches Schicksal traf seinen Nachfolger Theudisclus (550). Gegen Agila empörte sich Athanagild und rief die Oströmer um Hülfe an, die eben damals unter Justinian's Herrschaft Afrika, Italien und alle Inseln des Mittelländischen Meeres wieder erobert hatten. Eine griechische Flotte erschien an der Küste Spanien's und durch diese Unterstützung siegte Athanagild bei Hispalis (554), Agila wurde ermordet. Aber die Oströmer bemächtigten sich sogleich der ganzen Südküste des Landes am Mittelmeer und am Ocean, von Neukarthago bis Lacobriga (Lagos). Nur Feldherren wie Belisar und Narses und die nöthige Hülfe von Constantinopel fehlte, um dem westgothischen Reiche zur selbigen Zeit mit dem ostgothischen ein Ende zu machen. Achtzig Jahre lang behaupteten sich die Griechen in diesen Gegenden trotz aller Anstrengungen der Gothen. Unter Athanagild ward Toledo Residenz (560).

Größere Festigkeit und stärkere Grundlagen gab dem spanischen Reiche der Westgothen erst Leovigild (569—586), der Nachfolger Athanagild's, einer ihrer kräftigsten Könige. Die Oströmer waren in das Innere des Landes vorgedrungen, die Gebirgsbewohner im heutigen Aragon aufgestanden; die Vasconen in den Provinzen Biscaya und Navarra, noch niemals unterworfen, beunruhigten die Grenzen durch räuberische Einfälle. Aller dieser Feinde und Schwierigkeiten ward der unerschrockene Leovigild Meister. Die empörten Unterthanen wurden bezwungen, gegen die Vasconen machte er glückliche Feldzüge, die Griechen warf er auf die Küste zurück, und seine Schnelligkeit erfüllte die Feinde mit Furcht und Schrecken. Den größten Widerstand leisteten die Katholiken; die Stadt Assidonia hatte rebellirt, ebenso wollte Cordova lieber der orthodoxen Herrschaft des römischen Reiches, als dem arianischen Könige gehorchen. Beide Städte wurden erobert und durch ihre Plünderung andere Widerstrebende zurückgeschreckt. Eine noch bedeutendere Opposition von Seiten des Katholicismus ging aber von Leovigild's eigenem Hause aus. In seinem ältesten Sohne Hermenegild, den er an der Regierung Theil nehmen ließ, hatte die Mutter Theodosia, des griechischen Statthalters in Spanien Severianus Tochter, schon früh eine Neigung zur katholischen Kirche geweckt, und den Bemühungen seiner gleichfalls orthodoxen Gemahlin Ingundis, Siegebert's von Austrasien und der Brunhild Tochter, so wie des Bischofs von Sevilla Leander, gelang es endlich, ihn vollständig zum Uebertritt zu bewegen. Er knüpfte

Verbindungen mit den Griechen und den Sueven an, die, zuerst Bekenner der Nicäischen Lehre, dann Arianer, um diese Zeit wieder zur katholischen Kirche zurückgetreten waren. Ein großer Theil der Bevölkerung, nicht allein Provinzialen, sondern auch Gothen, war für Hermenegild. Des Königs Lage wurde gefährlich; im Norden waren die Basconen wieder aufgestanden und die Frankenfürsten Childebert und Guntram, so wie Theodemir, der König der Sueven, rüsteten sich, seinem Sohne zu Hülfe zu ziehen. Zuerst wandte er sich gegen die Basconen, besiegte sie und bestrafte den Aufruhr mit großer Härte, so daß viele auf die andere Seite des Gebirges hinüberzogen nach Frankreich, und der Landschaft Gascogne den Namen gaben. Darauf zog Leovigild südwärts und belagerte seinen Sohn in Sevilla, das er ihm zum Aufenthalt angewiesen, nachdem er ihm Merida entrissen hatte. Das suevische Heer, das Theodemir zum Entsatz heranführte, umzingelte er und zwang den König, zu schwören, fortan jede Feindseligkeit aufzugeben und den gothischen Herrschern Treue und Gehorsam zu leisten. So war in Sevilla jede Hoffnung auf Hülfe verschwunden. Als die Belagerer nun auch den Guadalquivir sperrten, nahm die Hungersnoth überhand und die Stadt ergab sich nach zweijähriger Vertheidigung. Hermenegild rettete sich nach Cordova, er hoffte sich mit Hülfe der kaiserlichen Truppen noch weiter gegen seinen Vater halten zu können. Die Griechen verließen ihn aber, als sie von Leovigild 30,000 Solidi erhalten hatten. Dieser wies darauf dem Hermenegild die Stadt Valencia als Verbannungsort an. Das Mißtrauen zwischen beiden dauerte indeß fort, und als der Sohn jene Stadt verließ, vielleicht um nach Frankreich zu entkommen (584), wurde er zu Tarragona ergriffen. Er weigerte sich standhaft, als Preis der Freiheit das Abendmahl aus den Händen eines arianischen Geistlichen zu empfangen; da befahl der Vater seine Hinrichtung. Bald darauf vollendete Leovigild die Unterwerfung des suevischen Reiches. Als Eurich, Theodemir's Nachfolger, von seinem Schwager Andeca entthront worden war, fiel er unter dem Vorwand, jenen zu rächen, ins Land, vergalt dem Andeca Gleiches mit Gleichem und vereinigte das Reich der Sueven, das keine weitere Spuren des Daseins hinterlassen hat, mit dem seinigen (585). Ebenso glücklich wurden die Einfälle Guntram's von Burgund in Septimanien (585 und 586) zurückgeschlagen. Leovigild zog zuerst die Kriegsbeute zum königlichen Fiscus und hob überhaupt die Königswürde, die in dem Wahlreiche sehr an Ansehn verloren hatte, durch kräftiges Auftreten gegen die Großen.

Der religiöse Gegensatz zwischen den katholischen Einwohnern des

Landes und den arianiſchen Gothen war indeß keineswegs mehr ſo allgemein und ſo heftig, als es nach Hermenegild's Empörung und Untergang ſcheinen könnte. Auch Leovigild hatte dieſe Sache mehr aus dem politiſchen Geſichtspunkt betrachtet. Denn allmählig hatte die ſpaniſche Kirche durch ihre Einheit und den ſtrengeren Organismus ihrer Verfaſſung, durch die ſchlagfertige Disciplin ihrer Geiſtlichen, die überwiegende Anzahl ihrer Bekenner und die größere ihr beiwohnende Intelligenz, immer mehr Anhänger unter den Gothen ſelbſt erworben. Als daher Leovigild's gleich kraftvoller zweiter Sohn Reccared, der ihm in der Regierung folgte (586—601), ſich zum Katholicismus bekannte, thaten es mit ihm die meiſten arianiſchen Biſchöfe, ſo wie ein großer Theil des weſtgothiſchen Volkes. Dadurch war das größte Hinderniß enger Vereinigung zwiſchen der gothiſchen und der früheren Bevölkerung des Landes gehoben; aber durch die nun erfolgte Verſchmelzung ward auch die Volksthümlichkeit der Weſtgothen ſehr ſchnell verändert, und ihre Sprache von der lateiniſchen verdrängt.

Unter der Regierung des milden und weiſen Reccared erfreute ſich Spanien eines durch innere und äußere Unruhen wenig geſtörten Friedens, wie er damals faſt nirgends anzutreffen war. Andere Lichtpunkte in der Geſchichte des weſtgothiſchen Reiches ſind die Regierungen des Königs Siſebut (612—620), der im Kriege tapfer, im Frieden für das Wohl ſeiner Unterthanen emſig bemüht, Freund der Wiſſenſchaften und Künſte, ſelbſt gegen beſiegte Feinde menſchenfreundlich und mild, und nur aus Religionseifer gegen die ſchon ſeit ihrer Zerſtreuung unter Kaiſer Hadrian in Spanien zahlreichen Juden grauſam war; ferner des Königs Recceſwinth (649—672), des liebenswürdigſten und uneigennützigſten Fürſten, der auf dem weſtgothiſchen Throne geſeſſen, der ohne Geräuſch und Aufſehen das Glück ſeiner Unterthanen begründete. Unter ſeiner Herrſchaft wurde die Geſetzgebung der Weſtgothen, welche Eurich begonnen, Leovigild und Chindaſwith (Recceſwinth's Vater) fortgeführt hatten, vollendet und zu einem Ganzen vereinigt, das alle übrigen germaniſchen Volksrechte in Form, Ausdruck und ſyſtematiſcher Vollſtändigkeit übertrifft. Es zeigt uns deutlich das Uebergewicht, das die römiſchen Lebenselemente, wie auf dem Gebiete der Religion, ſo auch auf dem des Staates über die gothiſchen Anlagen im Laufe der Zeit erlangt hatten. Auf die gänzliche Vereinigung beider Völker berechnet, ſoll es, wenn gleich großen Theils auf römiſches Recht baſirt, Provinzialen wie Gothen verbinden, und das Syſtem der perſönlichen Rechte iſt durchweg aufgehoben. Dieſes Geſetzbuch, forum judicum (fuero juzgo) genannt, hat in allen

Punkten, wo es nicht durch neuere Beſtimmungen erſetzt iſt, bis auf den heutigen Tag ſeine Gültigkeit in Spanien behauptet.

Aber alle dieſe Keime, aus denen ſich eine höhere Blüthe des Staates hätte entwickeln können, wurden zertreten durch den Uebermuth der Großen, der ſich nicht lange nach Receſwinth furchtbarer als je erhob, da dieſer die Erblichkeit der Nachfolge den Großen zu Liebe wieder aufgegeben und den Thron für wählbar erklärt hatte. Andrerſeits wurde die königliche Gewalt durch die Biſchöfe, die hier noch eines weit größeren und höheren Anſehens genoſſen, als in den übrigen germaniſchen Staaten, zu ſtark beſchränkt. Schon Reccared hatte in ſeinem Eifer für den katholiſchen Glauben, und einer Stütze gegen die Edlen bedürftig, den Einfluß der Geiſtlichen ſehr gehoben. Die Concilien zu Toledo, wo auch die weltlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, bildeten die geſetzgebenden Verſammlungen des Staates; und bereits vom König Siſenand (631 bis 636) wird berichtet, daß er vor einer ſolchen Verſammlung mit den Zeichen der größten Unterwürfigkeit erſchien, kniend und unter Seufzern und Thränen redete. Von Zuſammenkünften des Volks zur Königswahl oder Berathung anderer Angelegenheiten findet ſich keine Spur. Receceſwinth zog zwar Herzoge und Grafen zu den Kirchenverſammlungen, ſo daß dieſe nun wahrhafte Land- und Reichstage zu ſein ſchienen, aber die Zahl der anweſenden Biſchöfe war immer weit größer, als die der weltlichen Großen und der Einfluß der letzteren unbedeutend. Und ſuchten nun auch die Biſchöfe die Könige gegen Anmaßungen des Adels zu ſchützen und Geſetzlichkeit und Ordnung aufrecht zu erhalten, wuchs auch unter ihrem Einfluß wiſſenſchaftliche Bildung und nahm auch der materielle Wohlſtand zu: es reichte dies Alles dennoch nicht aus, dem Staate Einheit und durch die Einheit Kraft nach Innen und Außen zu verleihen.

---

7. Die Angelſachſen

Von der erſten Niederlaſſung der Sachſen in Britannien iſt in der alten Geſchichte Erwähnung geſchehen. Es kamen aus den heimathlichen Sitzen immer mehr Schaaren dieſes Volkes und der ihnen ſtammverwandten Jüten, Angeln und Frieſen herüber, welche man unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Angelſachſen begreift, woher ſpäterhin auch das Land England genannt worden iſt. Von den alten Bewohnern der

Insel unterwarfen sich manche den kühnen Eroberern beim ersten Angriff, andere erst nach langer hartnäckiger Gegenwehr; und diejenigen, welche sich in die westlichen Gebirgsgegenden von Wales und Cornwales gezogen hatten, vertheidigten dort bis ins zehnte und dreizehnte Jahrhundert ihre Freiheit und ihre alte Sitte*). Große Schaaren flohen auch über das Meer nach Armorica, wo schon früher Briten vor den Picten und Schotten Zuflucht gesucht hatten, so daß die nachmals mit dem Frankenreiche vereinigte Landschaft von dieser Bevölkerung fortan den Namen Bretagne führte. Der größte Theil des heutigen England wurde nach und nach von den neuen Ankömmlingen besetzt, die dort acht Staaten stifteten, nämlich: Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln, Mercia, Deira und Bernicia. Die beiden letzteren wurden später vereinigt und Northumberland genannt, daher das Ganze Heptarchie oder Siebenreich heißt. Häufig hatte einer der Könige in diesen Reichen eine Oberhoheit über die übrigen. Geraume Zeit war die höhere Gewalt bei den Herrschern von Kent, als des zuerst gegründeten und mächtigsten Staates, später gewöhnlich bei denen der westlichen Staaten, zuletzt kam sie an Wessex. Die harten Kämpfe mit den Briten hatten die Folge, daß hier die römische Sprache und Verfassung ganz vertilgt wurden, und an deren Stelle ein rein germanisches, kein romanisches oder neulateinisches Wesen trat. Außer jenen fortgesetzten Kriegen gegen die alten Bewohner bietet die Geschichte der Insel lange Zeit nichts dar, als Fehden der sächsischen Königreiche gegen einander und Unruhen innerhalb derselben.

Die Sachsen waren, als sie das Land eroberten, noch Heiden, und das Christenthum fand anfangs keinen Eingang bei ihnen, weil es die Religion ihrer Feinde war, gegen die sie einen Vernichtungskrieg führten. Als aber Aethelbert, König von Kent (560—616) und Oberkönig, die Tochter des früher erwähnten Frankenkönigs Charibert heirathete, brachte diese, Bertha, Geistliche und christlichen Gottesdienst mit, und gewann durch ihre Tugenden der neuen Religion Freunde unter den Sachsen; sowie auch in den übrigen Reichen das Christenthum den Sachsen nachher besonders durch ihre Königinnen angenehm wurde. Dies bahnte den Bemühungen des Papstes Gregor des Großen (unten Abschn. 14.) für die Bekehrung der Angelsachsen den Weg. Er hatte sich für diesen Gedanken, schon ehe er Papst geworden war, begeistert, als er einst auf dem

*) Zu den britischen Fürsten, welche sich im Kampfe für ihre Nationalität hervorthaten, gehört der sagenhafte Artur oder Artus (um 500), der im späteren Mittelalter selbst von deutschen Dichtern mit seiner Tafelrunde als das Muster wahrer Ritterlichkeit so hoch gefeiert wurde.

Sklavenmarkte zu Rom Jünglinge zum Verkauf ausgeſtellt ſah, die ſich durch einen außerordentlichen Wuchs, ſo wie durch Schönheit des Geſichts und lange, auf vornehme Abkunft deutende Haare auszeichneten, und auf ſeine Nachfrage vernahm, daß ſie zum Volke der Angeln gehörten. Wohl, rief er aus, ſie ſollen der Engel (angeli) Genoſſen in den himmliſchen Reichen ſein, denn ein engliſches Antlitz tragen ſie *). Auf weiteres Forſchen erfuhr er den Namen ihres Landes, Deira. De ira eruti, der Verdammniß entriſſen und zur Barmherzigkeit Chriſti berufen, entgegnete Gregor. Und als ſie ihren König Aella nannten, ſprach er: Allelujah, das Lob Gottes, der die Welt geſchaffen hat, ſoll in jenen Reichen geſungen werden. Er ſelbſt hatte vor, ſogleich nach Britannien zu gehen, und erbat ſich Begleiter vom Papſt Pelagius, doch wollte ihm dieſer eine ſo lange Entfernung nicht geſtatten. Als er nun aber ſelbſt den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, ſandte er (596) den römiſchen Abt Auguſtin mit vierzig anderen Geiſtlichen nach Britannien. Sie reiſten durch Gallien, mit Empfehlungsſchreiben des Papſtes an die Königin Brunhild und deren Enkel, die Könige von Auſtraſien und Burgund, desgleichen an einige galliſche Biſchöfe verſehen, und erhielten überall Unterſtützung, auch fränkiſche Gefährten, die ſich den Angelſachſen leichter verſtändlich machen konnten. So landeten ſie an der Küſte von Kent, wurden von der Königin Bertha auf alle Weiſe unterſtützt, und predigten mit ſo vielem Glück, daß ſich der König bald taufen ließ, und zu Weihnachten 597 zehntauſend Sachſen ſeinem Beiſpiele folgten. Gregor's weiſe Vorſchriften, das Bekehrungswerk nicht durch offene Gewalt zu betreiben, ſondern von dem milden Geiſte des Chriſtenthums die Hauptwirkung zu hoffen, die Gewohnheiten des Volkes zu ſchonen und ihre heiligen Oerter nicht zu zerſtören, ſondern für die chriſtliche Gottesverehrung zu weihen, trugen nicht wenig zu dieſem Erfolge bei. Zwar hafteten ebendeßhalb bei dem Volke die Erinnerungen an die alten Gewohnheiten länger als ſonſtwo — die Namen der Wochentage ſind dafür ein Beweis —, und es blieben Rückfälle zum Heidenthum keineswegs aus; aber in verhältnißmäßig kurzer Zeit war dennoch das ganze Volk dem neuen Glauben

*) „Bene, inquit, et Angli Angelicam habent faciem et tales Angelorum in coelis decet esse cohaeredes". Dieſe anſprechende Erzählung findet ſich bei Beda, dem Ehrwürdigen, in ſeiner Hist. eccl. gent. Angl., der in ſeinem Kloſter in Northumberland ein ſchönes Beiſpiel von der Art giebt, wie angelſächſiſche Geiſtliche ſpäter die gelehrten Studien trieben. Vgl. auch Lappenberg Geſch. von England. I.

gewonnen. Augustin wurde Erzbischof von Canterbury, der Hauptstadt von Kent; andere Bisthümer diesem untergeordnet entstanden schnell, und bis zum Jahre 681, wo Sussex, zuletzt unter den Reichen der Heptarchie, zum Christenthum übertrat, war die Bekehrung der Angelsachsen vollendet. Für den Norden Englands wurde ein zweites Erzbisthum zu York errichtet. Eine vorzüglich feste Ordnung erhielt die angelsächsische Kirche durch Theodor von Tarsus in Cilicien, der im hohen Alter nach Britannien kam und 668 den Stuhl von Canterbury bestieg. Besonders machte er sich um die Bildung der Geistlichen sehr verdient, indem er Bücher austheilend und lehrend ganz England durchzog, und so namentlich auch Kenntniß und Liebe zur griechischen Literatur verbreitete. Er ist der Gründer jener Schule von Geistlichen, die in der Folge durch ihren Eifer für das Bekehrungswerk und ihre wissenschaftliche Bildung selbst für andere Länder erfolgreich wirkte. Mit dem Christenthum begann auch die schriftliche Gesetzgebung der Angelsachsen, deren Urheber jener Aethelbert von Kent ist; in seinen Verordnungen, wie in denen des Königs Ina von Wessex, der eine Verschmelzung der Briten mit den Angelsachsen herbeizuführen suchte, wurde besondere Rücksicht auf die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens genommen.

Im nördlichen Theile der Insel wohnten die beiden in der alten Geschichte öfter erwähnten Völker, die Picten und Scoten oder Schotten, von welchen letzteren Land und Volk den Namen behalten haben. Beide Stämme wird man für Kelten zu halten haben, wenn sich auch der Zusammenhang der Picten mit Irland nicht so nachweisen läßt als der der Scoten. Diese letzteren bewohnten die westlichen Hochlande, die Picten die südlichen und nördlichen Theile Schottlands. Die Picten verloren sich allmählig unter den Scoten. Nach Südschottland war das Christenthum schon zu den Zeiten der Römer gekommen, nach den nördlichen Strichen brachten es im fünften Jahrhundert der britische Presbyter Gildas und im sechsten Columba, ein Irländer, in dessen Vaterlande um 432 der heilige Patrik die Lehre des Evangeliums verbreitet hatte. Der Hauptsitz strenger klösterlicher Ordnung, aber auch strebsamen, wissenschaftlichen Sinnes war hier das Kloster Bangor.

8. Das oſtrömiſche Reich.

(474—527.)

Von den ſechs Reichen, welche die Germanen in Spanien, Gallien, Italien und Afrika geſtiftet hatten, dem weſtgothiſchen, ſueviſchen, fränkiſchen, burgundiſchen, oſtgothiſchen und vandaliſchen, haben wir ſchon zwei, das ſueviſche und burgundiſche, von den mächtigeren Nachbarn verſchlingen ſehen. Wie dieſe wurden im ſechsten Jahrhundert zwei andere, das vandaliſche und das oſtgothiſche, auch ſchon wieder zerſtört, und zwar durch die Waffen des oſtrömiſchen Reiches, zu deſſen Geſchichte wir uns daher jetzt wenden müſſen. Conſtantinopel war noch immer der Mittelpunkt der damaligen Welt und eine Hauptſtadt auch im neueren Sinne des Wortes. Handel und Reichthum aller Länder, Pracht und Luxus, feinere Bildung und alle ſinnliche Genüſſe des Lebens fanden ſich hier mit den Kunſtſchätzen des Alterthums vereint. Zugleich der Sitz des Hofes, die Garniſon der Haustruppen, der Sammelplatz einer großen leichtbeweglichen Volksmaſſe, umfaßte dieſe Stadt alle Elemente des byzantiniſchen Reichs, denn auch die ſtreng geordnete mechaniſche Verwaltung, die Conſtantin eingeführt hatte, fand hier ihre Concentration. Daher erſcheinen die Provinzen als durchaus untergeordnet, und nur Städte wie Antiochien und Alexandrien bewahren noch einen größeren Einfluß durch ähnliche aber minder umfaſſende Verhältniſſe als die Hauptſtadt. In den Händen jener drei Gewalten, des Hofes, des Heeres und des Pöbels der Hauptſtadt, iſt die durch kein Geſetz oder Herkommen geregelte Beſetzung des Thrones, um welchen ſich der Einfluß der Weiber und der Verſchnittenen, das ganze Treiben orientaliſchen Herrſcherlebens gelagert findet. Doch erhält ſich, allen dieſen Verhältniſſen und den Angriffen von Außen ſo wie der eignen militäriſchen Schwäche zum Trotz, der Staat vornehmlich durch die geſicherte Lage Conſtantinopel's und die feſten Formen ſeiner Adminiſtration, in welche die Kaiſer ſelten eingriffen, noch viele Jahrhunderte. Das eigentlich geiſtige Leben bildet auch fernerhin die Theologie und die Beſtimmung der chriſtlichen Dogmen, die ebenfalls in der höhern Bildung der Bewohner Conſtantinopel's einen Brennpunkt, und in den Volkshaufen dieſer Stadt aller Zeit fertige Kämpfer für ihre tiefſten Fragen finden. Denn wenn auch der große Streit über die Vereinigung Gottes und des Menſchen im menſchgewordenen Gott durch die Synode zu Chalcedon erledigt ſchien, dauerte dennoch die Partei der Monophyſiten in großer Stärke fort, und zwang die Kaiſer, immer neue dogmatiſche Verſuche zu deren Vereinigung mit der rechtgläubigen

Kirche zu machen, da dieſe Gegenſätze nicht rein theoretiſch blieben, ſondern gewöhnlich auch zu praktiſchen und politiſchen wurden.

Auf Leo I., der im Jahre 474 ſtarb, folgte ſein Enkel Leo II., der noch ein vierjähriges Kind war, und als Mitregent deſſen Vater, der Iſaurier Zeno, den der verſtorbene Kaiſer aus den Reihen ſeiner Landsleute bis zum Gemahl ſeiner Tochter Ariadne emporgehoben hatte, um an jenen, welche ebenfalls zahlreich in den griechiſchen Heeren dienten, eine Stütze gegen Aſpar und ſeinen bedeutenden gothiſchen Anhang zu haben. Der junge Leo ſtarb nach wenigen Monaten und ſein Vater war nun Alleinherrſcher. Seine Schwiegermutter Verina, die ehrgeizige Wittwe Leo's I., beſchloß, ihn zu ſtürzen und ihrem Bruder Baſiliskus, berüchtigt durch die unglückliche Expedition gegen Geiſerich, die Krone zu verſchaffen. Kaum hörte Zeno, was gegen ihn im Werke ſei, als er furchtſam nach Iſaurien entfloh und ſeinem Gegner den Thron überließ (475). Um die leicht errungene Herrſchaft beſſer zu begründen, ſuchte dieſer die Monophyſiten für ſich zu gewinnen, indem er die chalcedoniſchen Schlüſſe durch ein kaiſerliches Edict aufhob; aber dadurch wurden alle Anhänger derſelben ſeine Widerſacher, an ihrer Spitze der Patriarch von Conſtantinopel, Akacius, der in der Kirche gegen Baſiliskus predigte und das Volk wider ihn aufregte. Daniel, ein Säulenheiliger, ſtieg ſogar von ſeiner ſeltſamen Wohnung herab, kam nach der Hauptſtadt, und unterſtützte durch ſein großes Anſehen beim Volke den Patriarchen. So kehrte Zeno, von zahlreichen Schaaren der Iſaurier begleitet, als er die gegen ihn ausgeſandten Feldherren gewonnen, nach zwanzig Monaten (477) ohne große Mühe in ſeine Hauptſtadt zurück. Baſiliskus wurde nach Limnas in Kappadocien gebracht und ſoll da mit Weib und Kind den Hungertod erlitten haben. Von Zeno's Schwäche wider die Oſtgothen und von den Künſten, die er in Bewegung ſetzte, um ſich dieſer Feinde zu entledigen, iſt ſchon in der Geſchichte Theoderich's des Großen die Rede geweſen. Auch innere Gährungen erſchütterten ſeinen Thron, doch gelang es ihm, ſich wider zwei ſpäter auftretende Anmaßer zu behaupten, beſonders durch Hülfe Theoderich's, der im Jahr 485 gothiſche Hülfsvölker nach Aſien führte und die Empörer in einer blutigen Schlacht bei Seleucia in Iſaurien ſchlug.

Anfangs entſchloſſen, der chalcedoniſchen Meinung das Uebergewicht zu ſichern, wich Zeno ſpäterhin doch von dieſer Richtung ab. Petrus Mongus, erwählter Biſchof von Alexandrien, der monophyſitiſchen Lehre ergeben (denn hier hatte dieſe noch immer entſchieden das Uebergewicht), ſtellte ihm die Gefahren, welche für die Ruhe des Reiches

aus den Verſuchen zur Unterdrückung ſeiner Secte hervorgehen würden, mit großer Beredſamkeit vor, worauf der Kaiſer den Verſuch machte, die Parteien durch eine Vereinigungsformel (Henotikon), die er im J. 482, mit dem Rathe des Akacius, erließ, zu verſöhnen. Es waren darin nur die allgemeinen Beſtimmungen aufgenommen, über welche die Anhänger der chalcedoniſchen Synode mit den Monophyſiten gleich dachten, und alle beſtimmten bei den Streitigkeiten gebrauchten Ausdrücke vermieden. Aber auch dieſes Henotikon erreichte ſeinen Zweck nicht, denn die Eiferer auf beiden Seiten waren mit der Umgehung der Streitpunkte nicht zufrieden, ſondern forderten völlige Verdammung der Gegner; beſonders erklärten ſich die römiſchen Päpſte heftig gegen eine Verordnung, die das Anſehen der chalcedoniſchen Schlüſſe wieder erſchütterte, und gewannen auch im oſtrömiſchen Reiche eine zahlreiche Partei.

Nach Zeno's Tode wurde Anaſtaſius I. Kaiſer (491—518), indem ſich Ariadne, die Wittwe des Verſtorbenen, mit ihm vermählte. Er war ein alter ſchwacher Mann, der früher Silentiarius im Palaſte geweſen war, ein Amt, welches von den höheren Hofſtellen ſehr weit entfernt iſt; auch geſtaltete ſich ſeine Regierung durch äußere Kriege, innere Aufſtände und die heftigſten Religionsſtreitigkeiten nicht weniger unruhig, als die ſeines Vorgängers. Longinus, Zeno's Bruder, hatte durch die Iſauriſchen Truppen auf den Thron zu kommen gehofft, und machte nun im Geheimen Vorbereitungen zu einem Aufruhr. Doch wurden ſeine Pläne entdeckt, er ſelbſt ergriffen, nach Alexandrien geſchickt und dort zum Presbyter geweiht. Bald darauf erhob ſich das ganze Iſauriſche Volk und konnte erſt nach ſechsjährigem Kampfe wieder unterworfen werden. Jetzt brach auch nach achtzigjährigem Frieden der Krieg gegen die Perſer wieder aus, indeß die Grenzen in Paläſtina von den Arabern, an der Donau von den Bulgaren, und in Armenien von den hunniſchen Stämmen, die ſich am Aſowſchen Meere erhalten hatten, beunruhigt wurden. Bei ſeiner Thronbeſteigung hatte Anaſtaſius dem damaligen Patriarchen Euphemius eine ſchriftliche Erklärung ausſtellen müſſen, nichts gegen die Schlüſſe von Chalcedon zu unternehmen, da ſeine Rechtgläubigkeit früherhin nicht ohne Makel geweſen war. Nur unter dieſer Bedingung hatte jener den Kaiſer krönen wollen, eine Feierlichkeit, die Leo I. zuerſt eingeführt hatte. Anaſtaſius ſuchte ſich nun in der Mitte der beiden kirchlichen Parteien zu halten und eine gewiſſe Vereinigung zu bewerkſtelligen, um es nicht zu Ruheſtörungen kommen zu laſſen. Da er ſich aber zu dem Ende den Exaltirten, beſonders in der Hauptſtadt widerſetzen mußte, kam er bald beim Volke in den Verdacht des ärgſten Mono-

physitismus und gab dergestalt dennoch Veranlassung zu furchtbaren Auftritten. Schon früher ist bemerkt worden, daß die Monophysiten absichtlich Ausdrücke suchten, wodurch die Einheit beider Naturen in Christo recht stark bezeichnet wurde. So hatte Peter der Gerber, so genannt von dem Gewerbe, das er früher als Mönch betrieben, Patriarch von Antiochia, im J. 471 in einen damals gewöhnlichen Kirchengesang, das Trishagion (Dreimal heilig): „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser", die Worte aufgenommen „der du für uns gekreuzigt bist." Dieser Zusatz konnte auch von den Anhängern der Lehre von den beiden in Christo zu einer Person vereinigten Naturen, wie sie auf dem Concilium zu Chalcedon ausgesprochen wurde, als Gegensatz zum Nestorianismus angenommen werden, und die Monophysiten brachten dies beim Kaiser in Vorschlag. Er war nicht abgeneigt, aber als sich das Gerücht in der Hauptstadt verbreitete, der Kaiser begünstige jene Einschaltung, entstand eine wüthende Empörung, die vielen Menschen das Leben kostete, und den Kaiser beinahe um den Thron gebracht hätte. Am dritten Tage gelang es ihm endlich, zu den Volkshaufen im Hippodrom zu reden und sie zu beruhigen. Als aber trotzdem Anastasius hierauf einen heftigen monophysitischen Mönch, Severus, zum Patriarchen von Antiochia machte, und mehrere Bischöfe von der chalcedonischen Partei absetzte, ergriff Vitalianus, ein Enkel Aspar's, diesen Anlaß, die Fahne der Empörung neuerdings zu erheben, indem er als Beschützer der Katholiken auftrat. An der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann ging er, unter furchtbarer Verwüstung Thracien's auf die Hauptstadt los, und nöthigte den Kaiser zu einem Vergleiche, in welchem dieser die Zusammenberufung eines allgemeinen Conciliums und die Wiederherstellung der chalcedonischen Schlüsse verhieß.

Als Anastasius gestorben war, wurde der Befehlshaber der Leibwache, Justin, durch die Soldaten zum Kaiser erhoben (518—527). Dieser damals schon im achtundsechzigsten Lebensjahre stehende Mann war aus Dardanien (einem Theile der heutigen Bulgarei), von barbarischer Abstammung, niederer Herkunft und ohne Kenntnisse. Doch wußte er sich geschickter und kluger Männer zur Führung der Regierungsangelegenheiten zu bedienen. Er strebte nach dem Ruhme strenger Rechtgläubigkeit, stellte den lange unterbrochenen Kirchenfrieden mit den römischen Päpsten und dem Abendlande wieder her, und erließ strenge Anordnungen wider die Ketzer aller Art. Sein Neffe Justinian, von gleicher Herkunft, beim Volke und Senate sehr beliebt, wurde von ihm mit den höchsten Würden bekleidet, und vier Monate vor seinem Tode

unter lautem Jubelruf des Volks und mit allgemeiner Zuſtimmung, zum Mitregenten erhoben und zum Nachfolger beſtimmt. Juſtin's Regierung hat überhaupt nur als eine Vorbereitung für ſeinen Nachfolger Intereſſe. Die erneute Ordnung, die durch den Quäſtor Proklus in alle Zweige der Verwaltung, zumal der Finanzen, gebracht wurde, machte es jenem allein möglich, die Kräfte des Reiches wieder einmal nach Außen zu kehren.

---

9. Juſtinian I.

(527—565.)

Nach dem Tode Juſtin's (1. Aug. 527) war Juſtinian Alleinherrſcher. Er täuſchte die Erwartungen nicht, die man von ihm gefaßt hatte *). Seine Gedanken richteten ſich ſehr bald auf die Wiederherſtellung des alten Kaiſerreiches, wie es Conſtantin beſeſſen. Zwar war er ſelbſt kein Feldherr, aber er hatte den Blick, die rechten Männer herauszufinden, und die Geſchicklichkeit, ſich ihrer für ſeine Zwecke zu bedienen. Was ihm an Thatkraft und Entſchloſſenheit abging, erſetzte ſeine Gemahlin Theodora, ein kühnes, leidenſchaftliches Weib, die ſich durch Schönheit und Geiſt von den Künſten der Mimen und aus dem Schmutze gemeiner Unſittlichkeit einen ſeltenen Weg zum Kaiſerthrone gebahnt, und ſich auf dieſem Platze ſo wohl befeſtigt hatte, daß ihr Name neben dem ihres Gemahls auf allen Geſetzen, Verordnungen und öffentlichen Denkmälern mit erwähnt werden mußte, wie denn der Patriarch von Conſtantinopel bei der Krönung Juſtinian's auch ihr die Krone aufſetzte.

Selbſt ein größerer Geiſt, als der Juſtinian's, hätte dem byzantiniſchen Staate ſchwerlich wieder ein neues, friſches Leben einhauchen können; das Volk war allzu erſchlafft und herabgeſunken; aber wie es ihm gelang, dem Reiche auf einige Zeit wieder eine größere Ausdehnung

*) Ueber ſeinen Charakter wie ſeine Bildung ſind lange Zeit ſehr abweichende Urtheile gefällt. Als ein Muſter aller Tugenden wird er von Procopius, der eine officielle Geſchichte ſeiner Regierung ſchrieb, geſchildert; wogegen die historia arcana, die im 17. Jahrhundert in der vaticaniſchen Bibliothek gefunden wurde, ihm alles mögliche Ungünſtige nachſagt. Eine gewiſſe Bildung, ein richtiger Blick für Menſchen und Verhältniſſe, Sinn für Ordnung ſind ihm gewiß nicht abzuſprechen.

zu verschaffen, als es unter seinen Vorgängern gehabt, so ist er der Nachwelt auch durch manche Einrichtung für das Innere bekannter geblieben, als alle seine Nachfolger. Vorzüglich hat das, was er für die Gesetzgebung that, oder durch Kundige thun ließ, seinen Namen unsterblich gemacht. Die Seele dieser Unternehmung war Tribonianus, sein Minister und Günstling. Unter dessen Aufsicht und thätiger Mitwirkung erschienen nach und nach: eine Sammlung der Verordnungen früherer Kaiser (codex Justinianeus), ein wissenschaftliches Lehrbuch des Rechts (institutiones), und eine Sammlung von Erklärungen und Aussprüchen berühmter Rechtslehrer (pandectae, digesta). Dazu kamen in der Folge noch neue Verordnungen Justinian's (novellae). Das Ganze wird bekanntlich das corpus juris genannt. Justinian hat durch diese Zusammenfassung der Rechtsregeln und Gesetze den Ruhm, die Resultate vielhundertjähriger Bestrebungen und Arbeiten des römischen Weltreichs der Nachwelt als die reichste und unerschöpflichste Erbschaft überliefert zu haben. In dieser Form ist das römische Recht dem Abendlande gebracht worden, es hat seinen Einfluß auf alle neuere Gesetzgebungen behauptet, ist in diese übergegangen, und erweiset sich noch jetzt als die fort und fort geltende Grundlage und Norm. Sodann wurden die Künstler durch würdige Werke beschäftigt und geehrt. In Constantinopel allein wurden fünfundzwanzig neue Kirchen gebaut; unter ihnen die vorher schon zweimal abgebrannte Sophienkirche, ein erhabenes Prachtgebäude, an welchem zehntausend Menschen fast sechs Jahre lang arbeiteten, und deren Kosten auf sieben Millionen Thaler nach unserm Gelde geschätzt wurden. Außerdem viele Krankenhäuser, Brücken und Wasserleitungen, und vor allen Dingen eine ungemeine Anzahl von Festungen und Castellen zur Beschützung des Reiches. Von Belgrad bis zum Schwarzen Meere lief eine Kette von mehr als achtzig festen Plätzen an der Donau hin. Von der Propontis bis zum Schwarzen Meere hatte schon der Kaiser Anastasius zum Schutze der Hauptstadt und ihres Weichbildes gegen die Barbaren eine zwölf Meilen lange Mauer erbaut, die Justinian noch verstärkte. Gegen Persien hin, wo sich die Grenze hinter Palmyra, Dara und Nisibis hinzog, wurde besonders Dara stark befestigt. Alle diese Bauten zu Pracht und Nutzen erhöhten allerdings den Glanz der Regierung Justinian's; andrerseits vermehrten aber auch die Summen, die dazu erfordert wurden, den Abgabendruck, der im byzantinischen Reiche ohnehin schon sehr groß war.

Die lebendige Industrie des griechischen Reiches wurde durch Justinian mit einem neuen Zweige bereichert. Seit den Zeiten des

Augustus kannten die Römer seidene Gewänder und die Kaufleute, die sie brachten, wußten, daß die Seide Product eines Landes im äußersten Orient sei, Serika genannt. Es war ein Theil von China; und in der That ist das östliche Asien, besonders China, das Vaterland des Seidenwurms und der Seidencultur. Dort kannte man lange Zeit allein die Erzeugung und Bearbeitung dieser Producte. Die Handelsstraße ging durch das persische Reich, und Constantinopel war mit seinem Bedarf an Gewändern, deren Gebrauch der Luxus nicht mehr entbehren konnte, von einer Macht abhängig, die immer als Feindin oder als Nebenbuhlerin dastand. Daher war es sehr willkommen, daß zwei persische Mönche, die auf ihren Bekehrungsreisen, wie sie damals sehr häufig durch ganz Asien gemacht wurden, den Seidenwurm gesehen hatten, den Kaiser davon in Kenntniß setzten, und, nach reichlich erhaltener Unterstützung, eine zweite Reise nach jenem Lande, welches sie Serinda nannten *), Behufs weiterer Ermittelungen unternahmen (552). In ihren ausgehöhlten Wanderstäben brachten sie denn auch wirklich von dorther eine Menge Sameneier glücklich nach Europa, wo nun der Seidenbau, besonders in Griechenland, mit großem Eifer betrieben ward, und zahlreiche Manufacturen seidner Stoffe entstanden. Von da verbreitete sich die Seidencultur im zwölften Jahrhundert nach Sicilien und Italien.

Die Kämpfe im Innern ruhten unter Justinian's Regierung nicht, und wenn die Verschiedenheit der politischen Meinungen und Wünsche die Menschen jetzt nicht entzweite, so gaben außer der Religion die großen Rennspiele im Circus den Stoff dazu her. Die Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit waren bei diesen desto gefährlicher, da die ganze Stadt an solchen Tagen an einem Ort zusammengedrängt war. Denn die Sucht, dergleichen Spiele zu sehen, hatte seit den Zeiten der alten Republik ins Unglaubliche zugenommen. Und nicht genug, daß die Wagenlenker mit einander wetteiferten und sich deßhalb in bestimmte stehende Abtheilungen schieden, die gegenseitig mit Erbitterung um den Sieg rangen; auch Diejenigen, welche Rennpferde und Wagen unterhielten, spornten Ehrgeiz und Eifersucht, und das Interesse für die eine oder die andere dieser Parteien war die Hauptbeschäftigung der Jünglinge aus den höheren Ständen. Ihrem Beispiele folgte die übrige Menge.

*) Welches dieses Land gewesen, ist zweifelhaft und wohl nicht leicht zu bestimmen. Entweder war es das heutige Sirhind in Vorderindien, oder das Land der Seren, nämlich China, oder endlich Serendib, d. i. Ceylon. Vgl. C. Ritter Geschichte der Erdkunde und Entdeckungen, herausgeg. von Daniel, S. 81 und 82.

Die erste Erwähnung einer bleibenden Unterscheidung solcher Parteien findet sich schon zu Rom unter Caligula; und Kaiser wie Nero, Domitian, Commodus u. a. wandten ihre Gunst der einen oder der andern zu. Constantin erbaute für diese Factionen getrennte Sitze in seinem neuen Hippodrom zu Byzanz; ebenso finden sie sich auch in den übrigen Städten des östlichen Reiches, besonders zu Antiochia. Sie waren vollständige Corporationen geworden, die eine eigene Verfassung und Vorsteher, Demokraten und Demarchen genannt, und viele Beamte Gebäude, Ställe u. s. w. hatten. Es gab vier solcher Gesellschaften, die sich durch die Farbe ihrer Binden oder Gewänder kenntlich machten. Es waren die Blauen (*Βένετοι*, veneti), mit denen sich die Weißen (*ὁ δῆμος λευκὸς*, albati) verbunden hatten, und die Grünen (*Πράσινοι*, prasini), zu welchen sich die Rothen (*ὁ δῆνος ῥούσιος* rossati) hielten. Auch außerhalb der Spiele wurden die Farben getragen, auch bei allen übrigen Gelegenheiten suchte man die seinige zur herrschenden zu machen. So wurden aus den Wettkämpfern und ihren Zuschauern furchtbare Staatsfactionen, welche die schwache Regierung des Kaiserreichs zu erschüttern vermochten. Zum Ausbruch thätlicher Gewalt war die alte Eifersucht dieser Parteien schon zu Anastasius' Zeit gekommen, wo einmal dreitausend Blaue in einem solchen Aufruhr ermordet wurden. Der Regierung Justinian's waren noch größere Schrecken aufbehalten. Er war durch Theodora vermocht worden, sich für die blaue Partei zu erklären. Jene nämlich, die Tochter eines gewissen Acacius, der die Fütterung der Bären für die Thierhetzen besorgte, war einst nach dem Tode des Vaters, als sie noch in zarter Jugend um Unterstützung für ihre Mutter im Hippodrom bei den Grünen flehte, von diesen mit Hohn zurückgewiesen worden, wogegen die Blauen sich ihrer angenommen hatten. Solche Schmach hatte sie jener Partei nicht vergessen. Ueberdies versteckten sich gewöhnlich auch noch ernstere Dinge hinter diesen Farben. So waren die Blauen jetzt für die orthodoxe Lehre und die Grünen bildeten zugleich als Monophysiten die kirchliche Opposition. Jene erhielten nun jeden möglichen Vorzug; sie saßen im Hippodrom zur Rechten des Kaisers und gingen bei öffentlichen Feierlichkeiten den Grünen voran; gegen diese verübten sie im Vertrauen auf des Hofes Gunst die schreiendsten Gewaltthätigkeiten, viele wurden des Nachts in den Straßen gemordet, und um jeden Frevel ungestraft üben zu können, schloß sich alles Gesindel der Hauptstadt der begünstigten Faction an. Die Beamten und Richter schützten ihre Parteigenossen und selbst in das Heer drangen diese Entzweiungen und Kämpfe. Als

nun im Jahre 532 im Januar Justinian das Fest seiner Thronbesteigung mit großen Spielen in der Rennbahn feierte, ergriff die grüne Bande die Gelegenheit, ihn laut um Beistand gegen die Feindseligkeiten der Blauen anzurufen. Der Kaiser ließ sie zur Ruhe verweisen und der Beamte, dem dies aufgetragen war, schalt sie Ketzer, Juden und Manichäer. Mit lautem Rufe stimmten die Blauen in diese Vorwürfe ein und die Grünen verließen schwer gereizt die Rennbahn. An eben dem Tage befahl aber der Präfect der Stadt, Eudämon, die Hinrichtnng einiger Ruhestörer aus der Mitte beider Parteien. Darüber erhoben sie sich vereint gegen den Kaiser. Vergebens suchte Justinian durch Entsetzung Eudämon's und des verhaßten prtorischen Präfecten Johannes, so wie des Tribonian, der damals Quästor war, die Wüthenden zu beruhigen. Die Präfectur wurde angezündet, und ein großer Theil der Stadt ging in Flammen auf; unter andern Gebäuden auch die von Constantin erbaute Sophienkirche, die der Kaiser deßhalb, wie vorhin erwähnt, wieder aufbauen ließ. Auch die kaiserlichen Soldaten warfen Feuer in die Gebäude, in denen sich die Empörer vertheidigten. Fünf Tage lang dauerte das Rauben und Morden. Die Straßen sahen einem Schlachtfelde gleich. Schon war Hypatius, ein Neffe des frühern Kaisers Anastasius, zum Herrscher ausgerufen, die Truppen schwierig, und Justinian auf dem Punkte, heimlich zu entfliehen, als noch der Kaiserin Entschlossenheit und muthige Rede ihn zurückhielten. Man gewann durch List einen Theil der Blauen und zog sie von der Vereinigung mit den Grünen ab; und nun fielen plötzlich der Feldherr Belisarius, vor Kurzem nach einem Verluste von der Führung des persischen Krieges, wo er seine ersten Waffenthaten verrichtet hatte, ungnädig abgerufen, mit seiner Leibwache, und Mundus mit einer Schaar Heruler über die in die Rennbahn zusammengedrängten Grünen her und hieben dreißigtausend derselben nieder. Hypatius und sein Bruder wurden ergriffen und auf Befehl des Kaisers erdrosselt. Mehrere angesehene Männer und Senatoren, welche betheiligt waren, ließ Justinian ebenfalls streng bestrafen. Von dem Losungsworte der Empörer νίκα (siege) heißt dieser Aufruhr in der byzantinischen Geschichte die Nika *).

Nach diesen Vorfällen blieb der Circus zwei Jahre lang geschlossen; doch bei den ersten Spielen, die wieder gehalten wurden, griffen die

*) Vgl. Ad. Schmidt, der Aufstand in Constantinopel unter Kaiser Justinian. 1854.

Grünen ihre Gegner von neuem mit der größten Erbitterung an, und selbst das Erscheinen des Kaisers konnte dem blutigen Kampfe kein Ende machen. Justin II., Justinian's Nachfolger, zügelte dann die Parteien mit strenger Hand, aber noch lange finden sich Spuren ihres Einflusses und ihrer Umtriebe, und unter Phokas bekämpfen sie sich noch einmal in allen Städten des Reiches. Allmählig verlor sich indeß das leidenschaftliche Interesse an den Wettkämpfen; doch blieben die Corporationen der Farben, wenn auch weniger zahlreich, bestehen und zeigten sich dann noch zuweilen bei Feierlichkeiten und Festen des Hofes in glänzenden Aufzügen.

Nicht weniger bewegt als das Volksleben waren unter Justinian auch die theologischen Bestrebungen. Wenngleich streng rechtgläubig, suchte er dennoch wie Zeno und Anastasius eine Vereinigung der Parteien zu bewirken und setzte seinen Ehrgeiz darein, die Monophysiten zur Kirche zurückzuführen. Theodora, die früher längere Zeit in Alexandrien, ganz von Anhängern dieser Lehre umgeben, gelebt hatte, begünstigte diese im Stillen. Alles dies bewog den Kaiser im J. 533, die berühmte Formel „Gott ist gekreuzigt" durch ein Gesetz für rechtgläubig zu erklären. Noch mehr, es gelang den Monophysiten um diese Zeit einen ihren Ansichten geneigten Mann auf den Stuhl der Patriarchen von Constantinopel zu erheben. Ferner war es ein besonderer Anstoß, den die Monophysiten an der chalcedonischen Kirchenversammlung nahmen, daß die drei syrischen Kirchenlehrer des fünften Jahrhunderts, welche sie als Nestorianer haßten, als rechtgläubig anerkannt hatte. Man stellte nun dem Kaiser vor, daß er die Monophysiten durch die Verdammung jener Lehrer gewinnen, daß auch die Gegenpartei sich nicht widersetzen würde, da selbst der Bischof von Rom, Vigilius, hiemit einverstanden sei. Diesen hatte nämlich die Kaiserin unter der geheimen Bedingung, sich für die Monophysiten zu erklären, durch Belisar, der damals mit dem griechischen Heere in Rom lag, zum Bischof dieser Stadt ernennen lassen, nachdem sein Vorgänger, Silverius, der auf die Anträge der Kaiserin nicht hatte eingehen wollen, auf ihren Befehl, unter dem Vorwande geheimer Einverständnisse mit den Gothen abgesetzt und aus der Stadt verbannt worden war. Hierauf erließ Justinian ein Gesetz, das mehrere Schriften jener Kirchenväter für ketzerisch erklärte. Es wurde späterhin de tribus capitulis benannt. Da dies aber ein versteckter Angriff auf das chalcedonische Concilium schien, so setzten sich viele Bischöfe besonders im Abendlande dagegen; und auch der Umstand, daß Vigilius, der nach Constantinopel berufen worden war, die drei Capitel verdammte,

machte die afrikaniſchen und illyriſchen Biſchöfe in ihrer Meinung nicht ſchwankend. Der Kaiſer rief endlich eine Synode zu Conſtantinopel zuſammen (553), welche die fünfte ökumeniſche heißt *). Indeß war Vigilius ſelbſt wieder zurückgetreten, weil er bei der Stimmung der abendländiſchen Geiſtlichkeit dort ſeine Autorität gänzlich zu verlieren fürchtete. Er weigerte ſich, ein zweites kaiſerliches Edict, die Uebereinſtimmung des Glaubens (ὁμολογία πίστεως), zu unterzeichnen, und obgleich in der Stadt anweſend, wohnte er doch den Sitzungen des Concils nicht bei, ja vertheidigte jetzt ſogar in einem „Conſtitutum" die angegriffenen Schriften. Deſſen ungeachtet ſprach die Verſammlung die Abſetzung aller Geiſtlichen und die Excommunication aller Laien aus, die ſich jenen Beſtimmungen des Kaiſers nicht fügen würden. Auch den Vigilius bewog endlich die Sehnſucht nach ſeinem Bisthum und nach Freiheit — acht Jahre war er ſchon zu Conſtantinopel — ſowie die trübe Ausſicht, dem kaiſerlichen Scepter doch nicht zu entgehen, da Narſes um dieſe Zeit ganz Italien unterworfen hatte, ſeinen Beitritt zur Synode zu erklären, worauf er die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt, aber noch auf der Reiſe ſtarb (555). Die Abſicht, in der Juſtinian dieſen neuen Zwiſt erregt hatte, erreichte er dennoch nicht; vielmehr blieben die Monophyſiten beharrlich bei ihrem unterſcheidenden Lehrſatze, und als ſie nun vom Kaiſer Verfolgungen erfuhren, trennten ſie ſich gänzlich von der herrſchenden Kirche. In Aegypten, wo ſie auch koptiſche Chriſten genannt wurden, hatten ſie zu Alexandria ihren beſondern Patriarchen, deſſen Autorität ſich auch über Abyſſinien erſtreckte, da dieſes Land von Aegypten aus bekehrt und dann auch der monophyſitiſchen Lehre gewonnen worden war. In Syrien und Meſopotamien wurden ſie durch die Thätigkeit eines Mönchs, Jakob al Barai, d. i. der mit Lumpen bedeckte, zu einer feſten Kirchengemeinſchaft verbunden, und unter ein beſonderes Patriarchat zu Antiochia geſtellt; in Armenien gewannen ſie gleichfalls die Oberhand **). So war denn das Endergebniß dieſer langen Zwiſtigkeiten

*) Das erſte ökumeniſche Concilium iſt das nicäiſche; ein zweite das conſtantinopolitaniſche vom J. 381; das dritte das epheſiniſche von 431; das vierte das chalcedoniſche von 451.

**) In allen dieſen Ländern beſtehen die Monophyſiten bis auf den heutigen Tag fort. Der Name Jakobiten wird im weiteren Sinne von allen Monophyſiten gebraucht, im engern von denen in Syrien, Meſopotamien und Babylonien. Dieſe letztern ſollen ſich gegenwärtig nur noch auf dreißig- bis vierzigtauſend Familien belaufen. Auch die Kopten in Aegypten, die in Armuth und Elend leben, ſollen nicht zahlreicher ſein. In Abyſſinien iſt das Chriſtenthum

die dem Staate höchst verderbliche Trennung der morgenländischen Kirche in die drei Parteien der Nestorianer, Monophysiten und Rechtgläubigen. Die dogmatische Feinheit und Spitzfindigkeit des ganzen Streits wird am anschaulichsten durch die sehr schmale Linie, auf der sich, wie am Ende des vorigen Bandes erzählt ist, die rechtgläubige Lehre zwischen jenen beiden als ketzerisch verdammten Parteien allein zu halten vermochte.

Auch gegen die letzten Reste des Heidenthums richtete Justinian scharfe Befehle, und die philosophischen Hörsäle zu Athen, die noch immer von einer dem Christenthum widerstrebenden Weisheit, der neuplatonischen, wiederhallten, ließ er für immer schließen. Die letzten heidnischen Philosophen, unter ihnen der in seinen Schriften noch lebende Simplicius, wanderten nach Persien aus. Sie kehrten zwar nach wenigen Jahren zurück, allein das Interesse an der Form einer Philosophie, deren Inhalt sich allgemein verbreitet und selbst in die Gedankenreihe der christlichen Kirchenväter Eingang gefunden hatte, war völlig erstorben.

Das römische Consulat, das, nach Gibbon's Ausdruck, von einem Schatten zu einem Namen herabgesunken war, wurde nach dem dreizehnten Regierungsjahre Justinian's nicht mehr besetzt, und so erlosch das Alterthum allmählig auch in dem letzten Wiederschein seiner ehemals lebendigsten und wirkungsreichsten Gestalten.

---

10. Das Vandalenreich zerstört.

(533—534.)

Schon unter Justin's Regierung (522) hatte der Krieg gegen das persische Reich, den östlichen Grenznachbar, wieder begonnen. Justinian

---

in dieser Form die Landesreligion, doch herrschten dort auch mehrere eigenthümliche Gebräuche, besonders solche, welche jüdischen Ursprungs sind. Endlich bilden die Armenier eine der Denkart und den Gebräuchen ihrer Väter streng ergebene monophysitische Secte. Viele Armenier leben in anderen Ländern, vornehmlich in der Türkei, aber in dem obersten Vorsteher ihrer Kirche, Katholikos genannt, der seinen Sitz zu Etschmiatzin, einem Kloster in der Nähe von Eriwan, hat, haben Alle einen Vereinigungspunkt, mit Ausnahme derjenigen, die sich in den letzten Jahrhunderten an die römische Kirche angeschlossen haben. Die Armenier besitzen eine Nationallitteratur, und es finden sich mehr wissenschaftliche Kenntnisse und eine höhere Bildung bei ihnen, als bei allen übrigen monophysitischen Secten.

hatte denſelben aufgenommen und unter vielen Beſchwerden, ſelbſt nicht ohne Verluſte, die auch Beliſar nicht abzuwenden vermochte, fortgeführt, als es 533 ſeinen Unterhändlern gelang, mit dem neuen Großherrn Chosroes dem Erſten (531—579), bei den morgenländiſchen Schriftſtellern unter dem Namen Koshru Nushirvan berühmt, einen Frieden zu ſchließen, oder vielmehr mit elftauſend Pfund Goldes zu erkaufen. Die in Aſien verlorne Ehre wollte er in den beiden andern Welttheilen wieder erobern, und zwar warf er zuerſt auf Afrika ſein Auge, wo noch immer die Vandalen herrſchten; doch nicht jene tapferen, abgehärteten Vandalen, die einſt unter Geiſerich Rom erobert hatten, ſondern ein unter dem heißen Himmelsſtrich verweichlichtes, in alle Lüſte der Beſiegten verſunkenes Volk. Bereits mit dem Tode des Stifters Geiſerich (477) hatte die Kraft des Reiches zu ſinken begonnen. Blutige Verfolgungen der Katholiken ſtärkten und erhöhten den Haß der alten Einwohner des Landes wider die arianiſchen Vandalen; die niemals unterworfenen nomadiſchen Mauren hatte in den erſten Zeiten nur Geiſerich's Geſchick und ſieggekrönter Name im Zaum gehalten. Als dann Hilderich, ein milder Mann, den Thron beſtieg (523), den Katholiken Ruhe gönnte und ſich näher an das byzantiniſche Reich anſchloß (er rühmte ſich römiſchen Blutes in ſeinen Adern; denn Kaiſer Valentinian's Tochter, mit Hunerich, Geiſerich's Sohn, vermählt, war ſeine Mutter), erregte er dadurch bei den Vandalen großes Mißvergnügen. So war es denn einem Vetter des Hilderich, Namens Gelimer, gelungen, den ſchwachen König vom Throne ins Gefängniß zu werfen und ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen (530). Dieſen Anlaß ergreifend, erhob ſich Juſtinian, drang in mehreren Briefen an Gelimer auf die Wiedereinſetzung Hilderich's, und da dies nicht fruchtete, ſo trug er ſeinem wackern Feldherrn Beliſarius den Krieg gegen Gelimer auf.

Beliſar, von dunkler Herkunft, war unbezweifelt der erſte Kriegsheld ſeiner Zeit. Gegen die Perſer hatte er zuerſt ſein militäriſches Talent entwickelt; ſein ferneres Emporſteigen ward durch ſeine Gattin Antonina, eine Freundin der Kaiſerin Theodora, und durch die Dienſte bewirkt, die er dem Kaiſer im Nikaaufruhr geleiſtet. Sein Schreiber Prokopios, der uns ſeine Geſchichte hinterlaſſen hat, rühmt ſeine Redlichkeit und Milde, die aus ſeinem edlen, ſchönen Geſicht, ſowie die Tapferkeit aus ſeinem großen und ſtarken Körper, hervorgeleuchtet habe; und wenn er auch eigene Bereicherung nicht verſchmähte, ſo erklärt dies einerſeits ſeine Stellung zum Hofe, andrerſeits die Nothwendigkeit für den Heerführer jener Zeit, auf eigene Koſten eine ſtarke, ihm perſön-

lich ergebene Leibwache als Kern der bunt zuſammengeſetzten Armeen zu halten. Nach ſeinem erſten gothiſchen Kriege beſoldete Beliſar 7000 Reiter aus eigenen Mitteln. Dem Kaiſer hat er eine muſterhafte Treue bewahrt, wenn ſchon die Lage eines ſiegreichen Feldherrn, an der Spitze eines kriegsgeübten, aus ihm ergebenen Fremdlingen zuſammengeſetzten Heeres, in reichen und entfernten Provinzen verlockend genug ſein mochte. Was uns Prokop von Beliſar's übergroßer Nachſicht gegen ſein herrſchſüchtiges und verbuhltes Weib erzählt, die ihn auf allen Feldzügen begleitete, zeigt, wie ſehr damals auch das Anſehen des wichtigſten Mannes auf Weibergunſt und Hofränke geſtützt werden mußte; und dennoch konnte alles dieſes Beliſar weder vor Verläumdung noch Ungnade ſchützen.

Nur mit zehntauſend Fußſoldaten und fünftauſend Reitern, unter denen vierhundert Heruler unter der Anführung des tapfern Pharas und ſechshundert Hunnen waren, ſchiffte ſich Beliſar im Sommer 533 im Hafen von Conſtantinopel ein. Ganz andere Vorbereitungen waren zu den früheren Expeditionen gegen Afrika gemacht worden. Die Flotte, ſechshundert Schiffe, mit ciliciſchen, ägyptiſchen und ioniſchen Seeleuten bemannt, landete glücklich an der afrikaniſchen Küſte. Beliſar, mit unumſchränkter Vollmacht verſehen, richtete ſeinen Zug über Leptis und Adrumetum gerade auf Karthago zu, erließ eine Proclamation an die Vandalen, in der er erklärte, nicht als Feind, ſondern als Freund und Befreier des rechtmäßigen Königs zu kommen, und gewann überall die Eingebornen durch die ſtrengſte Mannszucht. Gelimer, ohne alle Kunde und Vorbereitung, ſammelte eiligſt einige Schaaren, aber ſeine Krieger wurden bald zerſtreut, und ihm blieb nichts übrig als ſchnelle Flucht. Karthago ſtand nun dem Sieger offen; er ließ die Flotte in den dortigen Hafen ſegeln, und zog an der Spitze ſeiner Truppen in die Stadt ein. Keine Plünderung, nach der wilden Sitte der Zeit, ängſtigte die Einwohner; in geſchloſſenen Gliedern zogen die neuen Beherrſcher durch die Straßen, wurden ohne Unordnung einquartiert, und Beliſar gab in Gelimer's Palaſt ſeinen Hauptleuten ein fröhliches Gaſtmahl.

Seine erſte Sorge war nun, die Hauptſtadt ſchnell zu befeſtigen; ſeine zweite, gegen das neue ſtärkere vandaliſche Heer auszuziehen, welches Gelimer und deſſen Bruder zuſammengebracht hatte. Eine Schlacht in den Gefilden zwiſchen Bulla und Trikamarum endete mit vollſtändiger Niederlage der Vandalen. Beliſar kehrte triumphirend nach Karthago zurück, und konnte dem Kaiſer berichten, daß er in weniger als drei Monaten die Eroberung des Vandalenreiches beendet habe.

Die entfernteren Landſtriche zu unterwerfen, ſandte er eine einzelne Schaar aus. Sardinien, Korſika, die Balearischen Inſeln und in Afrika die Küſtenſtädte bis Ceuta hin ergaben ſich willig den griechiſchen Anführern. Gegen den entflohenen König, der ſich in ein numidiſches Bergſchloß geworfen hatte, ward der Heruler Pharas mit ſeinen Truppen geſandt. Dieſem ergab er ſich zuletzt (534) vom Hunger gezwungen. Beliſar blieb hierauf noch einige Zeit in Afrika, um die Einrichtung der neuen Provinz zu bewerkſtelligen. Denn der rechtmäßige Throneigenthümer Hilderich war, zur geheimen Freude des Kaiſers, ſchon vor Gelimer's Flucht auf deſſen Befehl ermordet worden. Afrika erhielt demnach einen römiſchen Präfectus Prätorio mit einem Beamten- und Kanzleiperſonale von dreihundertſechsundneunzig Köpfen; unter ihm verwalteten drei Conſularen und drei Präſides, jeder von fünfzig Unterbeamten umgeben, die ſechs Provinzen. Vier Duces mit ihren Truppenabtheilungen wurden in Afrika, ein fünfter in Sardinien ſtationirt. Das alte drückende Steuerweſen wurde ſogleich wieder organiſirt und die Güter der Vandalen für den Fiscus eingezogen. Der arianiſche Gottesdienſt ward ſtreng unterſagt.

Im Herbſt 534 kehrte Beliſar, ein dritter Scipio, nach Conſtantinopel zurück, wo ihm der dankbare Kaiſer einen Triumph bewilligte, eine Ehre, die ſich ſeit Tiberius die Kaiſer allein vorbehalten hatten. In feierlichem Zuge, jedoch zu Fuß, begab ſich Beliſar von ſeinem Hauſe nach dem Hippodrom, von den vornehmſten der gefangenen Vandalen und den reichſten zur Schau getragenen Beuteſtücken umgeben; dort warf er ſich dem Kaiſer zu Füßen. Daſſelbe that Gelimer, der im königlichen Purpur hinter ihm her ging. Dieſer vom Schickſal ſo tief gebeugte Herrſcher erhielt von Juſtinian anſehnliche Güter in Galatien, wohin er ſich mit ſeiner Familie und ſeinen Freunden zurückzog. Die gefangenen Vandalen, eben ſo viele der Tüchtigſten ihrer Landsleute, die freiwillig römiſche Dienſte nahmen, erhielten Standlager an der perſiſchen Grenze. Von den Zurückgebliebenen hört man nichts mehr, ſie ſcheinen ſich dort unter den übrigen Einwohnern verloren zu haben. Das Volk war überhaupt niemals ſehr zahlreich geweſen. Nur 50,000 Krieger hatte Geiſerich vor etwas mehr als hundert Jahren über die Meerenge geführt.

11. Italien erobert.

(536 — 540).

So leicht wurde ein großes Reich zertrümmert, weil es nicht durch die innere Kraft und Neigung des Volks belebt, sondern von fremden Herrschern ohne Weisheit und Liebe zusammengehalten worden war. Der rasche und glänzende Erfolg reizte den unternehmenden Justinian, mit dem ostgothischen Reich in Italien dasselbe zu versuchen. Seit Theodorich's Tode waren Eintracht und Ansehen der Gothen merklich verfallen. Theoderich's Tochter Amalaswinth konnte ihrer schwierigen Stellung als Regentin des Reichs während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Athalarich, so viele Kenntnisse und gute Eigenschaften sie auch besaß, nicht gewachsen sein, da die Regierung über die Gothen einen Mann und einen Krieger erforderte. Dennoch wollte sie selbst dann noch gern die Regierung behalten, als Athalarich, erst im vierzehnten Jahre seines Lebens, gestorben war (534). Sie nahm zu dem Ende ihren Vetter Theodat zum Mitregenten an, auf den ihre Wahl weniger deßhalb fiel, weil er durch hervorstechende Eigenschaften der neuen Stellung würdig erschien, als vielmehr, weil er dem alten Geschlechte der Amaler zugehörte und sich bereit finden ließ, ihr die volle Gewalt zu lassen. Kaum indessen sah Theodat sich an die Spitze gestellt, als er mehrere treue Anhänger Amalaswinth's ermorden ließ und sich ihrer selbst bemächtigte. Sie wurde zuerst auf eine Insel im Volsinischen See geführt und dort bald darauf umgebracht.

Günstige Umstände für einen Kaiser, der Italien wieder zu erobern brannte. Den Mord der Königin zu rächen, die allerdings in freundlichem Vernehmen mit Justinian gestanden, seinem Heere die Besiegung der Vandalen in Afrika erleichtert, und mit ihm vielfache Unterhandlungen gepflogen hatte, um sich byzantinische Hülfe zur Behauptung ihrer Herrschaft und im Nothfall einen Zufluchtsort in den Ländern des Kaisers zu sichern, ward Belisar mit siebentausend Mann Isaurier, Hunnen und Mauren zur See nach Italien gesandt (535). Er eroberte zuerst das schwach besetzte Sicilien, und hielt am letzten Tage des Jahres seinen Einzug in Syrakus. Alles gerieth in ängstliche Bewegung, und Theodat, der bei weitem nicht der Mann für einen so gefährlichen Zeitpunkt war, betrug sich zaghaft und unentschlossen. Indeß hatte Italien noch beinahe ein Jahr lang Ruhe. Belisar mußte im Frühling (536), statt nach Italien, nach Karthago übersetzen, um einen Aufruhr der Truppen gegen den kaiserlichen Statthalter, den Verschnittenen Salomon,

zu stillen. Nachdem er die Empörer besiegt, kehrte er, im Herbste 536, nach Sicilien zurück, und setzte von da sogleich nach Rhegium über. Die Städte Unteritalien's ließen ihn ohne Schwertstreich ein, nur Neapel ward mit Sturm erobert und eben deßwegen geplündert, anderen Städten zur Warnung. Der Verlust Neapel's vollendete die Unzufriedenheit der Gothen mit Theodat. Das in der Nähe von Rom versammelte Heer erhob den Vitiges, einen tapferen Krieger, wenn auch von geringer Herkunft, nach germanischer Sitte auf den Schild und begrüßte ihn als König. Theodat, der sich ebenfalls zu Rom befand, suchte zu entkommen, wurde aber auf der Flucht erschlagen, Ende 536. In dem Manifest, durch welches Vitiges seine Wahl bekannt machte, sagte er tadelnd und im Gegensatz zu Amalaswinth's und Theodat's Regierungsweise: „Nicht in engen Gemächern, im freien Felde bin ich erwählt worden, nicht unter schmeichelnden Höflingen, sondern unter starrenden Schwertern beim Schalle der Trompeten. Wir selbst, häufig im Kriege, wissen tapfere Männer zu schätzen, und werden jeder wackeren That Augenzeuge sein."

Deßhalb verschmähte er aber auch Unterhandlungen nicht. Justinian hatte die Frankenkönige Childebert, Chlotar und Theodebert aufgefordert, sich zum Angriff auf den ihnen von Alters her verhaßten Stammes- und Glaubensfeind mit ihm zu vereinigen, und diesem Antrag durch übersendete Geldsummen mehr Nachdruck zu geben versucht. Sie sagten zu, sandten aber in fränkischer Weise zugleich an Theodat: „auf ihnen laste die Blutrache für die getödtete Amalaswinth, ihres Ahnen Chlodwig Schwestertochter, er möge Sühne geben oder ihre Fehde tragen." Dieser, von allen Seiten bedroht, gab 2000 Pfund Goldes und versprach außerdem Abtretung aller gothischen Besitzungen in Gallien. Vitiges bestätigte nun diesen Vertrag, und erhielt, sogar nachdem er auch Rhätien einzuräumen und die südlichen Alamannen nicht länger zu schützen versprochen hatte, die Hoffnung auf geheimen Beistand der Franken. So deckte der Gothenkönig sich den Rücken und konnte die Streitkräfte, die in Gallien und in den Donauländern standen, heranziehen. Er erwartete ihre Ankunft in Ravenna. Zur Vertheidigung Rom's hatte Vitiges 4000 Gothen unter Anführung des tapfern Leuderis zurückgelassen. Der Papst Sylverius mußte ihm Treue schwören und die vornehmsten Senatoren wurden als Geiseln nach Ravenna geführt. Trotzdem gewann Belisar noch im Winter des Jahres die Stadt Rom, durch Einverständnisse mit den Katholiken, ohne Schwertstreich. Die römische Bevölkerung stellte sich hier wie gewöhnlich auf die Seite ihrer Stammesverwandten und Glaubensgenossen, zu denen

Stolz und Erinnerungen alten Glanzes, deſſen erblichene Strahlen jetzt auf einmal neu zu leuchten begannen, ſie gleichmäßig hinzogen. Beſonders hinderlich war den Gothen außerdem ihre vereinzelte Anſiedelung in den weiten Landſtrecken und die Erſchlaffung, welche in Folge derſelben und langjährigen Friedens ſchnell eingetreten war, ſo wie die vollſtändige politiſche Organiſation, die Theoderich ehemals den Provinzialen gelaſſen hatte.

Endlich rückte Vitiges (März 537) mit der geſammelten Volksmacht gegen Rom heran. Der griechiſche Feldherr konnte nicht hoffen, ihr in der Schlacht die Spitze zu bieten, und wählte mit richtiger Einſicht, ſtatt des Kampfes im offenen Felde, den künſtlicheren Feſtungskrieg. Nach einigen Gefechten ließ er ſich in die Stadt einſchließen, was um ſo weniger gefährlich ſchien, da den Gothen keine Flotte zu Gebote ſtand, mithin die Verbindung zur See offen blieb. Dieſe Vertheidigung Rom's gegen eine außerordentlich überlegene Macht iſt Beliſar's größte Waffenthat; hier entwickelte er ſein ganzes Feldherrntalent, in unermüdlicher Thätigkeit und Wachſamkeit, in der Geſchicklichkeit, mit welcher er ſeine geringen Streitkräfte benutzte, mit der er die fremdartigen Beſtandtheile ſeines Heeres einig und muthig erhielt. Auch die Gothen waren nicht ſtark genug, die Stadt vollſtändig zu umlagern, und zeigten außerdem wirklich das größte Ungeſchick. Dennoch wurde die Lage der Stadt bedenklich, als es ihnen gelang, die befeſtigte Hafenſtadt am rechten Tiberufer einzunehmen und ſo die Zufuhr faſt ganz zu hindern, wodurch ein ſehr fühlbarer Mangel in der Stadt entſtand. Endlich als Beliſar Verſtärkungen erhalten, an 5000 Mann, verlangten die Gothen, ebenfalls durch Krankheiten und Mangel geplagt und der langen Belagerung überdrüſſig, da Beliſar jeden Vergleich, falls nicht Italien ganz zurückgegeben würde, verworfen hatte, einen dreimonatlichen Waffenſtillſtand, um mit dem Kaiſer zu unterhandeln. Während der Dauer deſſelben eroberte Beliſar die Hafenſtadt wieder, ſandte eine Truppenabtheilung nach Picenum, und eine andere, tauſend Mann ſtark, zur See über Genua nach Mailand, auf Bitten des katholiſchen Biſchofs dieſer Stadt, Datius, um die Gothen im Rücken zu beunruhigen. Dies Mittel verfehlte ſeine Wirkung nicht. Als die Kunde eintraf, daß die Griechen Ariminum in der Nähe Ravenna's genommen und die Städte Oberitalien's ſich ihnen unterwürfen, hob Vitiges nach einem Jahr und neun Tagen verlorner Mühe die Belagerung auf. Er warf Beſatzungen in die Städte Tuscien's, und ſchlug ſein Lager vor Ariminum, um die Feinde aus der gefährlichen Nähe ſeiner Hauptſtadt zu treiben; den Reſt des Heeres führte

ſeine Neffe Braias nach Mailand, dieſe Stadt zu berennen. Zu ihm ſtießen 10,000 Burgunden von Theodebert, dem König von Auſtraſien zu Hülfe geſendet. Franken ſandte dieſer nicht, wegen des Bündniſſes mit dem Kaiſer. Es konnte ſcheinen, als ſeien die Burgunden aus eigenem Antrieb auf Abenteuer ausgezogen.

Beliſar brach dagegen am Ende des Junius 538 von Rom auf und rückte nach Ariminum, um dieſe Stadt zu entſetzen. Zu gleicher Zeit landete ein zweites römiſches Heer, ſiebentauſend Mann, und unter dieſen zweitauſend Heruler, in Picenum; doch ſollte es unter der ſelbſtſtändigen Anführung des Verſchnittenen Narſes verbleiben. Wahrſcheinlich fürchtete Juſtinian, Beliſar könnte auf dem Boden des alten Kaiſerthums leicht in Verſuchung gerathen, ſich unabhängig zu machen; ein Gedanke, der überhaupt den Feldherren öſtlicher Reiche niemals ſehr fern gelegen hat. Immerhin wirkte dieſer gedoppelte Oberbefehl für den Fortgang des Krieges ſehr nachtheilig. Bei der Annäherung beider Heere gingen zwar die Gothen unter Vitiges nach Ravenna zurück; aber bald brachen Zwiſtigkeiten unter den beiden Feldherren aus und hinderten alle weitere Unternehmungen. Darüber konnte man dem faſt ausgehungerten Mailand nicht zu Hülfe kommen, ſo daß es nun, zu Anfang des Jahres 539 von Braias eingenommen, ein ſchreckliches Schickſal erfuhr. Die Barbaren hieben alle männlichen Einwohner, angeblich 300,000 an der Zahl, nieder, ſchleppten die Weiber als Sklavinnen fort, und ſollen, nach Prokop's (wahrſcheinlich übertreibender) Erzählung, dieſe nächſt Rom größte Stadt Italien's bis auf den Grund geſchleift haben. Erſt als Juſtinian die Kunde hievon erhielt, rief er den Narſes zurück und gab Beliſar den Oberbefehl über beide Heere.

Dieſer, nun wieder uneingeſchränkt, belagerte ſogleich Auximum und Fäſulä, deren Beſatzungen ſich mit ausgezeichneter Tapferkeit vertheidigten; eine andere Abtheilung ſeines Heeres ſtand bei Dertona gegen den Braias, als König Theodebert plötzlich ſelbſt in Italien erſchien. Er mochte den Zeitpunkt für günſtig halten, während Griechen und Gothen ſich aufrieben, auf eigene Hand Erwerbungen zu machen und reiche Beute zu gewinnen. Kriegsluſtiges Volk aus allen fränkiſchen Ländern hatte ſich ihm in großer Zahl angeſchloßen. Gothen und Griechen ſtanden erwartend, wem von Beiden er zum Beiſtande gekommen ſein möchte, und ließen ihn ruhig über den Po ziehen. Aber auf einmal behandelte er Beide feindlich, plünderte ganz Oberitalien aus, und kehrte zuletzt vom Hunger beſiegt, über die Alpen zurück. In den folgenden Jahren unterwarfen ſich die Franken indeß ohne Mühe die Gegenden der cotti-

ſchen Alpen, die oberen Landſchaften Ligurien's, und dehnten ſich bis in die ſüdöſtlichſten Ausläufer der Alpen, bis nach Venetien und den Küſten des Adriatiſchen Meeres aus.

Um dieſe Zeit gelang dagegen dem Vitiges ein anderer Verſuch. Er bewog nämlich durch eine Geſandtſchaft den König Chosroes von Perſien zum Friedensbruch mit dem Kaiſer, und unterhandelte dann mit dem erſchreckten Juſtinian ſelbſt, ohne Beliſar's Vorwiſſen. Als nun Beliſar gegen Ravenna rückte, um dem Kriege ein Ende zu machen, kamen Geſandte mit Friedensbedingungen aus Conſtantinopel an, des Inhalts, daß Vitiges die Provinzen nördlich vom Po mit dem königlichen Titel behalten, alles Uebrige aber mit der Hälfte ſeiner Schätze an den Kaiſer abtreten ſolle. Doch Beliſar, der den Sieg in Händen hatte und ſich den vollen Lorbeer nicht entgehen laſſen wollte, verſagte dem Vertrage ſeine Zuſtimmung in der ſicheren Hoffnung, den König bald zur unbedingten Unterwerfung zu zwingen.

Die Gothen, an Rettung verzweifelnd, verfielen indeß darauf, dem Beliſar ſelbſt heimlich die Herrſchaft und Krone Italiens anzutragen, wenn er vom Kaiſer abfallen wolle. Seine Kriegskunſt und Tapferkeit hatten eines großen Eindrucks auf ſie nicht verfehlt, und Vitiges ſelbſt hatte dieſem Plane ſeine Zuſtimmung gegeben. Beliſar widerſtand der ſtarken Verſuchung, heuchelte aber liſtig Untreue, und ward nun ohne Schwertſtreich in das ausgehungerte Ravenna eingelaſſen (Jan. 540). „Als ich," ſagt Prokop, „das römiſche Heer in die Stadt einziehen ſah, wurde mir der Gedanke recht lebhaft, daß doch nicht Kraft, nicht Menge der Menſchen über die Begebenheiten entſcheide, ſondern daß ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe. Denn die Gothen waren an Zahl und Körperkraft ihren Ueberwindern weit überlegen, auch ſpieen ihnen ihre eigenen Weiber ins Geſicht, indem ſie ihnen zeigten, welchen unkräftigen Siegern ſie ſich ergeben hätten."

Vergeblich erwarteten die Gothen jetzt Beliſar's Abfall. Er blieb ſeinem Kaiſer treu, beruhigte die Stadt, und gab dem Vitiges eine Wache in ſeinem Schloſſe. Schon wollte er noch den letzten Reſt der Gothen aus Oberitalien vertreiben, als der Kaiſer ihn zurückrief. Er ſchiffte ſich mit dem gefangenen Könige und den vornehmſten Gothen, auch mit dem königlichen Schatze, in Ravenna ein, und warf ſich demuthsvoll dem Kaiſer zu Füßen (540). Einen Triumph erhielt er diesmal nicht, den ausgenommen, den kein Neid ihm rauben konnte, daß die von Bewunderung erfüllte Volksmenge dem Sieger der Vandalen und Oſtgothen, derſelben, die noch vor fünfzig Jahren dem byzantiniſchen Reiche

den Untergang gedroht hatten, auf den Straßen laut zujauchzte. Vitiges erhielt den Rang eines Senators und Patricius, starb aber schon zwei Jahre nachher in Constantinopel.

12. Das Reich der Ostgothen zerstört.

(541—554.)

Bei allem Glanze der Regierung Justinian's I. empfing doch das große Kaiserreich unter ihm sehr empfindliche Stöße. Koshru Nushirvan drang schon im Jahre 540 verheerend über die Grenzen, ging bis Antiochien, eroberte diese Stadt und machte sie dem Erdboden gleich. Nach seiner Rückkunft aus Italien erhielt Belisar den Oberbefehl gegen ihn und deckte zwei Jahre lang mit glücklichem Erfolge das Reich. Da wurde der große Feldherr in Constantinopel angeklagt, während einer Krankheit des Kaisers, sich kühner Worte in Beziehung auf Theodora bedient zu haben. Er mußte den Befehl niederlegen und als Privatmann in Constantinopel, seines Vermögens fast ganz beraubt, unter den Augen des Kaisers leben. Nach seiner Entfernung kamen die Perser sogleich wieder bis vor Edessa und ängstigten diese wichtige Festung durch eine heftige Belagerung. In Folge davon sah sich Justinian genöthigt, durch ungeheuere Summen einen Waffenstillstand zu erkaufen.

An der Donaugrenze ging es noch schlimmer. Hier hatten die Heruler, Reste der Schaaren Odoaker's, mit andern von der Oder herabziehenden noch heidnischen Stämmen ihres Volkes vereinigt, ein neues Reich gestiftet und ihre westlichen Nachbarn, die Langobarden, die jetzt im ehemaligen Lande der Rugier wohnten, so wie im Osten die Gepiden zinspflichtig gemacht. Bei erneutem Kriege aber hatte sich das Glück gewandt und zu Gunsten der Langobarden entschieden. Die Heruler waren in einer großen Schlacht fast vernichtet worden, und die Ueberbleibsel hatte Anastasius in Thracien aufgenommen. Justinian siedelte sie in die Gegend von Singidunum über, unter der Bedingung, daß sie in allen Kriegen ihm Dienste leisteten. Darauf waren, auch zum Schutze der Grenzen, den Langobarden Sitze am rechten Donauufer eingeräumt worden, und bei einem Kriege zwischen ihnen und den Gepiden, da diese Völker nun durch die Vernichtung des heruliſchen Reiches Nachbarn waren, hatte sich Justinian für die ersteren er-

klärt. Dafür ließen die Gepiden Hunnen und Slaven über die Donau, welche weit und breit plünderten.

Es zeigt sich um diese Zeit, nachdem die germanischen Völker sich alle mehr westwärts gewendet haben, ein bedeutendes Vordrängen der östlichen Stämme auf allen Punkten vom Schwarzen Meere bis hin zur Ostsee, in den Stromgebieten der Oder und Weichsel nicht minder als im Thale der Donau. Schon zur Zeit des Kaisers Anastasius waren die Bulgaren an den Mündungen dieses Flußes erschienen. Aus ihren früheren Sitzen an der Wolga herabziehend, waren sie der großen grasreichen Steppe gefolgt, die den Nordrand des Kaspischen und Schwarzen Meeres umsäumt, und hatten ihre Ankunft durch häufige, fast jährlich wiederholte Einfälle bezeichnet. So drangen sie im Jahre 517 in Verbindung mit slavischen Stämmen bis zu den Thermopylen und wütheten, wie alle tatarischen und slavischen Völker blutdürstig von Natur, mit unerhörter Grausamkeit. Als nun während des Krieges in Italien auch die obere Donau von den Gothen nicht mehr geschützt wurde, kamen hier ebenfalls große Schaaren von Slaven heran, durchplünderten die ganze Halbinsel, gingen südlich bis zum thracischen Chersonnes, erstürmten seine Befestigungen, verheerten Alles bis zum Isthmus von Korinth und führten die Einwohner zu Hunderttausenden hinweg. Obgleich diese Stämme übrigens bei den meisten Einfällen an den festen Städten scheiterten, auch im Ganzen des bergigen Landes wegen weder ergiebige noch weidenreiche Wohnsitze fanden, so blieben doch viele in den Provinzen des griechischen Reiches zurück und vermischten sich dann allmählig mit der übrigen Bevölkerung *).

*) Auf diese wiederholten Verheerungen und Ansiedelungen haben neuere Gelehrte, zuerst und vorzugsweise Fallmerayer, die Ansicht vom gänzlichen Untergange des hellenischen Volkes und von der rein slavischen Natur der heutigen Bewohner von Griechenland, so weit dieselben nicht erweislich albanesischer Abkunft sind, gegründet und in zahlreichen Schriften durchzuführen versucht. Diese Hypothese, die seitdem lebhaft nach beiden Seiten hin erörtert ist, kann nach den neueren Forschungen in ihrem vollen Umfange nicht aufrecht erhalten werden. Zwar sind einzelne Theile von Griechenland, auch der Peloponnes und seine Gebirge, seit Anfang des 6. Jahrhunderts von zahlreichen slavischen Völkerschaften, Bulgaren und Avaren (vgl. Curtius, Peloponnes I, 86 ffg.), überfluthet worden, und es hat der Peloponnes danach geraume Zeit ein völlig slavisches Gepräge getragen, dessen Spuren sich noch bis auf den heutigen Tag in Ortsnamen erhalten haben. Dagegen ist in anderen Theilen, besonders an den Ostküsten und auf den Inseln, das griechische Leben fortdauernd sehr kräftig geblieben; und da seit 807 eine Reihe von Feldzügen Seitens der Byzantiner gegen die Eindringlinge

In Afrika, wo man den harten Steuerdruck und die Willkür der byzantiniſchen Regierung zu drückend fand, brachen immer neue Empörungen der Mauren aus, zu denen ſich oft noch die ſchlecht beſoldeten Soldaten des Exarchen geſellten; ſo daß der tapfere Salomon einmal nach Sicilien flüchten mußte, und nachher in einem Treffen gegen die Mauren umkam. Die ſonſt ſo blühende Küſte von Afrika verödete unter ſo langem Kriegselend.

Der Muth der Oſtgothen in Italien wuchs nach Beliſar's Entfernung gleichfalls wieder. Auch hier machten ſich die Beamten und die nicht bezahlten Truppen durch ihre Erpreſſungen den Einwohnern bald unerträglich. Dies erweckte bei den Feinden neue Hoffnung. Nachdem des Vitiges Nachfolger, Ildebad, von der Hand eines beleidigten Gothen gefallen war, und der hierauf zum König gewählte Rugier Erarich untauglich gefunden und gleichfalls aus dem Wege geräumt war (541), erhoben die Gothen einmüthig ihren Beſten, den jungen Totilas, der die Beſatzung von Tarveſium befehligte, auf dem Schilde zum König, und verſuchten von den wenigen Punkten im Norden aus, die noch in ihrem Beſitze waren, die Wiedereroberung Italien's. Die zwiſchen unaufhörlichem Wechſel ſchwankenden Bewohner dieſes verheerten Landes wurden jetzt in der That mehr den Gothen, als den zügelloſen Kaiſerlichen geneigt, ſeitdem ſie die ſtrenge Enthaltſamkeit und Gerechtigkeitsliebe des edlen Totilas kennen lernten. Mit dem kleinen Reſte ſeiner Landsleute eroberte dieſer Held in kurzer Zeit die oberen Städte wieder, zog dann mit Uebergehung der größeren, Ravenna, Florenz und Rom — nach Unteritalien, und vertrieb dort allenthalben die griechiſchen Truppen, ſelbſt aus Neapel.

---

erfolgte, ſo wurden durch dieſe wie durch die Anſtrengungen der Klöſter die heidniſchen Slaven entweder aufgerieben oder unterworfen und zu Chriſten bekehrt, bei welcher Arbeit auch die geringen Reſte der alten Bewohner im Innern das Ihrige thaten. Es iſt Thatſache, daß ſich in der heutigen griechiſchen Sprache Idiome finden, die nicht auf ſlaviſche oder andere Miſchungen, ſondern auf die alten Stammesunterſchiede zurückzuführen ſind. Abgeſehen alſo von den Albaneſen, die eine beſondere Stellung einnehmen, haben die Slaven ſich zwar zeitweiſe in Griechenland feſtgeſetzt und ſo viel Einfluß auf Sprache und Volk geübt, daß ihre Spuren noch heute erkennbar ſind; andererſeits iſt es aber der gemeinſamen Arbeit der byzantiniſchen Waffen wie der Kirche gelungen, dieſelben ſo zu Griechen umzuwandeln, daß Sitte und Volksart der Letzteren den vollſtändigen Sieg davongetragen haben.

Dieſe reißenden Fortſchritte bewogen endlich den Kaiſer, den Oberbefehl in Italien wiederum in Beliſar's Hände zu legen. Er kam im Frühjahr 544 zu Ravenna an, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannſchaft. Deſto härter mußten die armen Einwohner ausgepreßt werden. Der Krieg wurde läſſig geführt, aus Mangel an Mitteln, doch war Totilas entſchieden im Vortheil. Vergebens ſendete Beliſar die dringendſten Bitten um Hülfe nach Conſtantinopel, vergebens forderte er den Kaiſer auf, ihm wenigſtens ſeine eigene Leibwache zu ſchicken, die gegen die Perſer zurückbehalten worden war. Totilas warf ſich endlich auf Rom und belagerte es. Drinnen lagen 4000 Kaiſerliche unter einem Führer, Namens Beſſas, deſſen niedriger Geiz die Bürger faſt mehr als die Belagerung erſchöpfte. Beliſar, zum Entſatz zu ſchwach, nahm wenigſtens eine feſte Stellung an der Mündung der Tiber. Lange hielt ſich die Stadt, obgleich die ärmeren Bewohner ſchon Katzen, Mäuſe, Gras und Neſſeln aßen; endlich zogen vier iſauriſche Schildwachen, mit Beſſas unzufrieden, in der Nacht zum 17. Dec. 546 einige Gothen an Seilen auf die Mauer, worauf dieſe von innen das aſinariſche Thor öffneten, durch welches die Ihrigen ſofort eindrangen. Totilas, eine Hinterliſt fürchtend, blieb mit ſeinem Heere in geſchloſſenen Gliedern bis zum Anbruch des Tages in den Straßen ſtehen, allein da die Beſatzung die Flucht ergriff, ging er ruhig in die Peterskirche, als ein guter Chriſt ſein Dankgebet zu verrichten, indeß ſeine Gothen plünderten; doch wurde weiter kein Blut vergoſſen. Wie ſchon früher ermahnte Totilas auch nach dieſem Siege die Seinigen zur Gerechtigkeit, Tugend und Ordnung, den Urſachen ihres bisherigen Glückes; dem Senat warf er ſeine Undankbarkeit gegen die gothiſchen Könige vor, die ihn ſtets mit Wohlthaten überhäuft hätten, und ſchickte Geſandte an Juſtinian.

Indeß hörte er von einigen Fortſchritten der Griechen in Lucanien; im Begriff dorthin zu eilen, beſchloß er vorher die Mauern der Stadt und die großen Gebäude der vergangenen Zeiten, die als Caſtelle benutzt wurden, zu zerſtören, damit die Feinde ſich darin nicht feſtſetzen könnten, und hatte in der That ſchon den dritten Theil der Mauern niederreißen laſſen, als ein Schreiben und Boten von Beliſar, der ſich noch in der Hafenſtadt befand, eintrafen, die ihn in liſtiger Abſicht ermahnten, die größte und ſehenswertheſte Stadt, welche die Sonne beſcheine, nicht von der Erde zu vertilgen. Totilas, keineswegs unempfindlich für die Stimme der Menſchlichkeit und Milde, ließ mit dem Zerſtörungswerke innehalten, und brach auf, die Senatoren als Geiſeln mit ſich fortführend. Sogleich rückte nun Beliſar in Rom ein, ließ in größter Geſchwindigkeit

die Lücken in den Mauern wieder ausfüllen, und vollendete binnen fünf und zwanzig Tagen, ſo gut es gehen mochte, eine Befeſtigung. Totilas, der indeß die Griechen zur Räumung Lucanien's gezwungen hatte, kehrte beſtürzt zurück, konnte aber die Stadt trotz aller Anſtrengung und Tapferkeit, mit welcher die Gothen drei Tage hintereinander Sturm liefen, nicht wieder nehmen. Darauf dauerte der kleine Krieg in Unteritalien noch zwei Jahre fort. Beliſar führte ihn verdroſſen, weil der Kaiſer ihm durchaus keine zureichende Hülfe ſchickte, und bat endlich nach fünf, gegen den Erfolg der früheren gehalten, unbedeutenden Feldzügen um ſeine Zurückberufung. Er erhielt ſie und kehrte nach Byzanz zurück (549, Anf.).

Nach ſeinem Abgange fiel Rom abermals in Totilas' Hände, der es auch diesmal mit edler Schonung behandelte, die entflohenen Bürger zurückrief, und ihnen zur Erholung die lange ausgeſetzten Rennſpiele wieder erneuerte. Er war jetzt auch im Beſitz einer Flotte, durch die er Rom mit Korn verſorgte, Rhegium, Tarent, Sardinien und Corſika ſeiner Herrſchaft gewann und Sicilien brandſchatzte, ja ſogar über das ioniſche Meer ſetzte, und die griechiſchen Küſten heimſuchte. Dabei trug er dem Kaiſer unaufhörlich Frieden an, und gelobte ihm kriegeriſchen Beiſtand. Aber Juſtinian wollte nichts davon hören. Im Jahre 552 gewann der Krieg neues Leben, als der ſchon erwähnte Narſes, des Kaiſers Liebling und bisheriger Schatzmeiſter, mit einem auserleſenen Heere von Langobarden, Hunnen, Herulern und ſogar Perſern, den Marſch zu Lande nach Italien antrat. Er hatte bedeutende Geldſummen empfangen, ſowie unumſchränkte Vollmacht, und war auch außerdem der Mann dazu, das Werk eines Beliſar rühmlich fortzuſetzen. In ſeinem kleinen, ſchwächlichen Körper wohnte eine Heldenkraft, die früher zu glänzen verdient hätte, und in ſeinem Blick lag ein Ernſt, der kein Lächeln über ſeine Mängel aufkommen ließ; ließ ſich doch Fulkaris, ein Anführer der Heruler, den er gegen die Alamannen ſchickte, in einem unglücklichen Treffen lieber erſchlagen als zur Flucht bereden, denn „der Tod ſei nicht ſo ſchrecklich als der zornige Blick des Narſes.“ Dieſer wünſchte den langen Streit in Italien durch eine Schlacht zu entſcheiden, und rückte dem Totilas, der mit ſeinem Heere von Rom herbeikam, entgegen. Bei Taginä, am Fuße der Apenninen, geſchah das Treffen, im Sommer 552. Der überlegenen Kriegskunſt des Narſes und der größern Zahl ſeines Heeres ward der Sieg zu Theil; ſechstauſend Gothen bedeckten das Schlachtfeld, auch Totilas fiel. Rom ergab ſich dem Sieger ohne Widerſtand, es wechſelte jetzt zum fünften Mal in dieſem Kriege ſeinen Herrn.

Noch waren mehrere mit Besatzungen versehene Städte in den Händen der Gothen. Bei Pavia sammelten sich die jenseit des Po befindlichen und wählten den Tejas, abermals ihren Besten, zum König. Zu Cumä lagen des Totilas Schätze, es befehligte hier Aligern, Tejas' Bruder; diesen, der zunächst bedroht schien, zu retten, zog der neue König schnell nach Campanien hinunter, durch große Umwege die Römer, die ihn in Tuscien erwarteten, täuschend. Am Fuße des Besuv's nahm er eine Stellung; vor seiner Front floß ein Bach und der linke Flügel lehnte sich an das Meer; hier führte ihm die gothische Flotte Lebensmittel zu. Seine Absicht war, einer Schlacht auszuweichen, weil er Hülfe von den Franken erwartete, und zugleich die beiden wichtigen Städte Cumä und Neapel zu decken. Zwei Monate lang verhinderte er alle Versuche der Römer, ihn anzugreifen, bis es dem Narses gelang, den gothischen Flottenführer zu bestechen. Hiedurch wurden die Römer Herren des Meeres und der Zufuhren, und Tejas sah sich gezwungen, weiter in das Gebirge hinauf zu ziehen. Er lagerte auf dem Mons Lactis. Als hier der Mangel überhand nahm, waren die Gothen entschlossen, lieber den Heldentod als den Hungertod zu sterben. Früh am Morgen saßen ihre Reiter ab und fielen, mit dem Fußvolk vereint den Berg hinunterziehend, auf die Römer. Das wüthendste Morden begann. Tejas trat mit Schild und Lanze an die Spitze der Seinen, und focht von Allen gesehen in der Vorderreihe, wie ein alter homerischer Held, das feindliche Geschoß mit dem Schilde auffangend und Viele erlegend. Endlich fiel er von einem Speere durchbohrt, als er eben den Schild wechseln wollte, in welchem zwölf Wurfspieße hingen. Die Feinde trugen seinen abgehauenen Kopf auf einer Stange als Siegeszeichen umher. Aber die Gothen, dadurch nur mehr erbittert, wehrten sich löwenmüthig noch den ganzen Tag, blieben auch die Nacht in den Waffen, und erneuerten am folgenden Morgen den verzweifelten Angriff. Endlich am dritten Tag von der langen Blutarbeit ermattet, ließen sie dem Narses sagen, sie sähen, daß der Himmel ihnen Italien nicht beschieden habe, doch seien sie eher bereit, zu sterben, als sich gefangen zu geben; wenn ihnen aber verstattet würde, mit ihrer ganzen Habe frei abzuziehen, wollten sie sich Wohnsitze außerhalb Italiens suchen. Der kaiserliche Feldherr bewilligte die Forderung, und so traten sie ihren Weg an. Eine Schaar dieser Gothen, etwa tausend Mann stark, fand indeß den eingegangenen Vertrag so lästig, daß sie, nach Pavia gekommen, sich dort festsetzte und unterstützt von ihren Landsleuten diese Gegenden zu behaupten hoffte, zumal da fremde Hülfe nahe schien. Theodebald, König von Austrasien, der Nachfolger Theodebert's, hatte

zwar Tejas' Bitte um Hülfe abgeſchlagen; dennoch aber ſammelten Leutharis und Bucellin, zwei Brüder, Herzoge der Alamannen, ein großes Gefolge zum Zuge nach Italien, der die reichſte Beute verſprach. An 70,000 Franken und Alamannen zogen jetzt mit ihnen über die Alpen und den Po, und nahmen Parma weg. Die Griechen ſchloſſen ſich in die feſten Städte ein, und ließen ſie vorüberſchwärmen. So fluthete ihr wilder, verheerender Zug, um ſo wilder, als die Alamannen damals noch nicht zum Chriſtenthume bekehrt waren, bis in die Spitze Calabrien's hinunter. Was auf dem platten Lande Italien's noch zu rauben und zu zerſtören übrig war, das raubten und verbrannten dieſe Barbaren, bis Mangel und Krankheiten, denen ſelbſt Leutharis erlag, ſie zum Rückzuge nöthigten. Hier lauerte ihnen Narſes mit achtzehntauſend Mann auf. Es kam zur Schlacht in der Gegend von Capua (554). In dieſer blieb auch Bucellin mit dem größten Theil der Seinen, und nur ein ſchwacher Reſt der Entronnenen ſah das Vaterland wieder.

Bis in den folgenden Frühling hielten ſich hierauf noch die letzten Gothen in Conza und zwei andern feſten Orten. Endlich ergaben ſich auch dieſe dem Narſes (555). Sie wurden nach Conſtantinopel geſchickt; andere Haufen hatten ſich jenſeit der Alpen in Rhätien und Noricum niedergelaſſen. So ging nach neunzehnjährigem Kampfe das oſtgothiſche Reich in Italien, nicht unrühmlicher als einſt Karthago, zu Grunde. Italien war nun wieder römiſche Provinz. Juſtinian hatte ſchon unter dem 15. Auguſt 554 ein Statut für die neue Organiſation des Landes erlaſſen und alle Einrichtungen Theoderich's, Amalaſwinth's und Theodat's beſtätigt; nicht aber das, was Totilas, der Tyrann, wie der Kaiſer ihn nennt, verordnet hat. Ravenna ward der Sitz des kaiſerlichen Statthalters (ſpäter Exarch genannt), der wieder ſeine Duces unter ſich hatte. Die Einkünfte aus dem ſo fürchterlich mitgenommenen Lande können nicht groß geweſen ſein, denn Ackerbau, Gewerbe und Handel lagen ganz vernichtet; und wenn von Prokop's Angabe, daß ſchon im vierten Jahre des Krieges, ſelbſt unter Beliſar's ſtrenger Mannszucht, in der einzigen Landſchaft Picenum 50,000 Landleute Hungers geſtorben, auch nur ein ſehr kleiner Theil wahr iſt, welch' einen ſchrecklichen Schluß dürfen wir dann nicht vollends auf den Zuſtand Italien's am Schluſſe des neunzehnten Kriegsjahrs machen!

Der Norden und Oſten blieben fortwährend die ſchwache Seite des Reiches. Im Winter des Jahres 558 machten hunniſche Stämme den letzten Verſuch, in die inneren Länder vorzudringen. Zwanzigtauſend Reiter gingen über die gefrorene Donau und zogen durch Scy-

thien, Möſien und die Päſſe des Balkan ohne Hinderniß. Eine Abtheilung wendete ſich gegen Thermopylä, die zweite gegen den thrakiſchen Cherſonnes, die dritte unter dem Chan ſelbſt, 7000 Pferde, marſchirte auf Conſtantinopel. Die beiden erſten wurden geſchlagen, gegen die dritte zog Beliſar, hochbetagt, mit einem Haufen unkriegeriſcher Bürger und flüchtigen Landvolks aus, und zeigte, daß die alte Geſchicklichkeit und das Kriegsglück auch nach zehnjähriger Waffenruhe nicht von ihm gewichen ſeien. Er brachte den Hunnen einen Verluſt bei, den er zwar bei dem Zuſtand ſeiner Truppen nicht verfolgen konnte, der aber doch die Hauptſtadt aus drohender Gefahr rettete, und bewirkte, daß jene ſich langſam gegen die Donau zurückzogen. Den Perſern mußte Juſtinian den Frieden mit einem jährlichen Tribut abkaufen, und doch ſahen ſie die Gewährung deſſelben noch als eine Gnade an. Als im Jahre 561 mit den Perſern ein fünfzigjähriger Friede auf die Bedingung geſchloſſen wurde, daß der Kaiſer einen jährlichen Tribut von 80,000 Goldſtücken zahlen ſollte, und die Römer bei der Berathung bemerkten, die Perſer ſpannten ihre Forderungen deßhalb ſo hoch, weil die Eroberung von Antiochien ſie übermüthig gemacht habe, antwortete der perſiſche Wortführer: „Der König der Könige und Herr der Menſchheit (Chosroes) blickt auf ſolche unbedeutenden Erwerbungen mit Verachtung herab, und von zehn Nationen, die ſein unwiderſtehlicher Arm beſiegt hat, achtet er die Römer als die am wenigſten furchtbaren.“ Und wie dergeſtalt der Kaiſerſtaat nach außen immer mehr an Kraft und Bedeutung verlor, ſo wurden auch im Innern die Hülfsquellen immer geringer, ſo daß die Unterthanen ſelbſt, noch in den letzten Lebensjahren Juſtinian's, dieſem unzufrieden und aufrühreriſch gegenüberſtanden. Eine Verſchwörung, nach deren Entdeckung einer der Angeklagten auch zwei Hausbeamte Beliſar's der Theilnahme beſchuldigte, welche, gefoltert, dem Befehl ihres Herrn gemäß gehandelt zu haben ausſagten, brachte dieſen um Kaiſer und Reich ſo hoch verdienten Mann unſchuldig in Verhaft (Dec. 563), aus dem er erſt im Julius 564 wieder befreit ward. Daß er zuletzt blind und hülflos in den Straßen von Conſtantinopel habe betteln müſſen, iſt ein ſpätes Mährchen. Das Jahr darauf ſtarb er; acht Monate nach ihm auch Juſtinian, am 14. November 565, in einem Alter von dreiundachtzig Jahren. Theodora war ſchon 548 geſtorben.

13. Die Langobarden.

Narſes war der erſte byzantiniſche Statthalter Italien's und ſtand mit dem Titel eines Exarchen der Verwaltung des Landes, von Ravenna aus, nicht ohne Einſicht, aber auch mit Strenge vor. Als er wegen zu harter Bedrückung der Unterthanen und Erhöhung der Steuern bei dem Nachfolger Juſtinian's, Juſtin II., verklagt wurde, mußte er ſeine Stelle dem Flavius Longinus abtreten, zog ſich nach Rom zurück, wo er ſeine Wohnung auf dem alten Capitol nahm, und ſtarb bald nachher. Es geht die Sage, Narſes ſei der Gemahlin Juſtin's, der Kaiſerin Sophia, die von großem Einfluß auf die Regierung war, verhaßt geweſen; ſie habe mit ſpöttiſcher Hindeutung auf ſeinen Eunuchenſtand ihm Spinnrocken und Weiberkleider geſendet und ihm geheißen, nach Conſtantinopel in die Weiberſtuben zurückzukehren; er habe darauf erwiedert, er wolle ihr einen Faden ſpinnen, an dem der Kaiſer lange abwickeln werde. Und nun habe er die Langobarden nach Italien gerufen.

Dies kriegeriſche Volk war während der Jahrhunderte der Völkerwanderung aus Norddeutſchland, wie ſchon oben erwähnt, bis Pannonien und auf das rechte Donauufer, in die Gegenden der Drau und Sau, herabgekommen und hier zum Chriſtenthume nach arianiſchem Bekenntniß bekehrt worden. Den Krieg mit den Gepiden hatten die Langobarden nach mehrmaliger Unterbrechung fortgeſetzt; worauf Juſtinian, wie es ſcheint, den Frieden vermittelt hatte (551). Beide Völker verſprachen, das kaiſerliche Heer, welches Narſes damals nach Italien führte, zu unterſtützen. Die Langobarden gaben 2200 ausgezeichnete Krieger, denen 3000 geringeren Anſehens folgten; die Gepiden ſtellten nur 400, doch gleichfalls bewährte Kämpfer. Aber nur kurze Zeit dauerte daheim der Friede. Als Alboin, Audoin's Sohn, ein kühner Jüngling, deſſen Name noch lange nachher im Volksliede glänzte, bei den Langobarden, und Kunimund, Thoriſend's Sohn, bei den Gepiden zur Herrſchaft kam, brach der alte Zwiſt aufs neue aus. Eben damals waren die Avaren aufgetreten, ein Volk vom tatariſchen Stamme, zu welchem auch die erſt ſpäter auftretenden Chazaren, Petſchenägen und Kumanen gehörten; der Geſammtbereich dieſer Völker erſtreckte ſich von den Nordküſten des Aralſee's bis zum Don und ſüdlich bis zum Oxus und den Bergen des Kaukaſus. Von den Türken gedrängt, waren die Avaren weſtwärts gezogen, hatten ſich mit Juſtinian (558) vertragen, die Ueberreſte der Hunnen am Aſow'ſchen Meere unterworfen und rückten, die Bulgaren niederwerfend (562), nunmehr an der Donau herauf, bis

ſie Nachbaren der Gepiden wurden. Dieſe Lage der Dinge nahm Alboin wahr, ſchloß mit den Avaren ein Bündniß, und eröffnete dann erſt den Kampf gegen die Gepiden, die dergeſtalt von zwei mächtigen Feinden in die Mitte genommen wurden. Kunimund ſuchte ſich zuerſt der Langobarden zu erwehren. Aber das Glück war wider ihn; er fiel unter Alboin's Streichen, und mit ihm bedeckte der größte Theil ſeines Volkes das Schlachtfeld (566). Seitdem iſt der Name deſſelben aus der Geſchichte verſchwunden. Alboin nahm die Tochter des erſchlagenen Gepidenkönigs Kunimund, die ſchöne Roſimund, zum Weibe und den Schädel deſſelben nach alter Germanenſitte zum Trinkgeſchirr.

Die Avaren wurden jetzt das Hauptvolk in Ungarn; ſie unterwarfen ſich die umwohnenden Slavenſtämme und gründeten ein Reich, das faſt ſämmtliche außerdeutſche Provinzen des heutigen Oeſtreichs umfaßte. Während ſie in immer wiederkehrenden Raubzügen bald das ſchwache byzantiniſche Kaiſerreich, bald ihre weſtlichen Nachbaren beunruhigten, hatte ſich Alboin nach Italien gewendet. An ſeine Langobarden ſchloſſen ſich noch Ueberreſte der Gepiden an; ja es wird ſogar einer Schaar von 20,000 Sachſen erwähnt, die nachher wieder durch Gallien zurückgingen. Im Jahr 568 überſtieg er die juliſchen Alpen, überließ ſeinem Neffen Giſulf die Bewachung der Gebirgspäſſe, weil er ſich den Rückweg auf Pannonien offen erhalten wollte, und eroberte in raſcher Folge die meiſten Städte Oberitaliens. Nur Pavia widerſtand drei Jahre; es mußte ausgehungert werden. Damals ſollen ſich, wie in Italien ſo überhaupt im Abendlande, zuerſt die bisher ungekannten Menſchenpocken gezeigt und furchtbare Verwüſtungen angerichtet haben. Der hartnäckige Widerſtand Pavia's hatte den Zorn des Eroberers rege gemacht; er hatte geſchworen, wenn er hinein komme, keines Geſchlechtes noch Alters zu ſchonen. Aber als beim Einzuge unter dem Thore des heiligen Johannes ſein Pferd ſtrauchelte, ſtimmte die böſe Vorbedeutung ſein Herz zur Milde; er führte ſein Gelübde nicht aus, und die Einwohner huldigten ihm. Während der Belagerung waren andere ſeiner Schaaren über den Po gegangen und hatten ſich der ſchwächeren Städte längſt der Apenninen bemächtigt.

Der Exarch, Flavius Longinus, war viel zu ſchwach, um einem ſolchen Feinde zu widerſtehen, und ſein Kaiſer, Juſtin II., viel zu ſehr mit Perſern und Avaren beſchäftigt, um an Italien denken zu können. Es blieb alſo nichts übrig, als die Langobarden gewähren zu laſſen und ruhig zuzuſehen, wie eine Stadt nach der andern ihnen in die Hände fiel. Alboin's Thaten freilich ward bald von anderer Seite her ein Ziel

gesetzt. Paulus Diaconus erzählt, daß seine eigene Gemahlin Rosimund seinen Tod herbeigeführt habe. Auf ihr lastete die Blutrache ihres erschlagenen Vaters; der König hatte sie selbst noch an ihre Pflicht erinnert. Zu Verona, bei einem Schmause, zwang er sie in der Trunkenheit, aus ihres Vaters Schädel, seiner Trinkschale, zu trinken. Sie forderte jetzt den Helmichis, Alboin's Schildträger, zum Morde auf. Da dieser aber sich weigerte, die That selbst auszuführen, weil er des Königs Milchbruder sei, so vertraute sich die Königin dem Peredeo an, einem starken und entschlossenen Manne. Als Alboin nach dem Mahle der Ruhe pflegte, entfernte Rosimund alle Waffen und band des Helden Schwert fest an das Bettgestell. Helmichis führte jetzt den Mörder hinein. Alboin erwacht, greift zum Schwert, und als er es nicht losreißen kann, wehrt er sich grimmig mit dem Fußschemel, bis er Peredeo's Streichen erliegt (573). Helmichis, der die Krone zu erwerben gedacht hatte, mußte mit Rosimund vor der Erbitterung der Langobarden fliehen. Longinus sandte ihnen ein Schiff den Po hinauf, das sie bei nächtlicher Weile mit den Schätzen des Königs und wenigen Getreuen bestiegen. In Ravenna warb der Exarch um die Hand von Rosimund, und sie, die lieber zu herrschen als zu gehorchen wünschte, reichte dem Helmichis, als er aus dem Bade stieg, den Giftbecher. Da er getrunken, erkannte er den mahnenden Tod und zwang die Königin mit gezogenem Schwert, den Rest des Bechers zu leeren.

Nach Alboin's Tode wählten die Langobarden einen ihrer Vornehmen Kleph zum Könige, unter welchem die Eroberungen bis zum Süden des Landes ausgedehnt wurden. Schon Kleph vertrieb und tödtete Viele der großen römischen Landbesitzer. Als er nach achtzehnmonatlicher Regierung umgebracht wurde, rissen die langobardischen Großen, nach Paulus Diaconus sechsunddreißig, alle Macht an sich und hinderten zehn Jahre lang die Wahl eines neuen Herrschers. Auch steigerten sie noch das harte Verfahren Kleph's gegen die Bewohner und dehnten es auf die kleineren Besitzer aus, die um diese Zeit fast alle zinspflichtig wurden.

So war Italien in zwei große Hälften geschieden; die eine unter der Herrschaft des griechischen Kaisers, die andere unter der der Langobarden. Von den Letzteren heißt noch heute der nördliche Theil die Lombardei. Zum Exarchat von Ravenna gehörten die heutige Romagna und der Küstenstrich um Rimini bis Ancona, ganz Unteritalien, und die Seegegenden von Genua, welcher Ort jedoch später gleichfalls von den Langobarden erobert ward. Auch Sicilien, Sardinien und Corsika erkannten um diese Zeit noch des Kaisers Herrschaft an. Die

größeren Städte, wie Rom, Neapel u. s. w., wurden unter Oberaufsicht des Exarchen von Unterbeamten verwaltet; diese Duces hatten des Kriegszustandes wegen eine ziemliche Selbständigkeit und wußten in der Folgezeit den Zusammenhang mit Byzanz noch mehr zu lockern.

Wie häufig übrigens auch zur Zeit Kleph's und nach seinem Tode Reiche und Grundeigenthümer unter den alten Bewohnern vertrieben oder getödtet wurden, weil die Langobarden nach ihren Gütern lüstern waren: so blieb doch nichts desto weniger eine zahlreiche landbauende Bevölkerung in Italien übrig, ja sie machte fortwährend den größeren Theil der Einwohner aus, da verhältnißmäßig nur wenig Langobarden ins Land gekommen waren. Sie mußte den Siegern, wie einst den Gothen, den dritten Theil des Ihrigen geben, jedoch nicht von den Ländereien selbst, sondern von dem Ertrage, weil dieser müheloſe Erwerb dem rohen Zustande des langobardischen Volks angemessener war. Ueberhaupt verfuhren die Langobarden weit härter als jemals die Gothen vor ihnen; sie betrachteten sich völlig als die Herren, die Römer als ihre Unterthanen. Daher hörte denn auch die römische Verfassung überall auf, selbst in den Städten. Die Bürger wurden wahrscheinlich, nach ihren verschiedenen Beschäftigungen und Gewerben, an den König und die Großen, oder später auch an die Kirche, mit bestimmten Leistungen gewiesen. Sie standen unter besonderen Beamten, Gastalden genannt; während die einheimischen Bauern zu Erbpächtern gemacht und zu schweren Frohndiensten gezwungen wurden, übrigens sich jedoch in der Folgezeit mit den geringeren Freien der Langobarden selbst gemischt zu haben scheinen. Die Jurisdiction über die Provinzialen wurde nicht ihnen selbst überlassen, sondern von den Langobarden geübt; ein römischer Notarius ward nur zugezogen, um Auskunft in den Fällen zu geben, wo keine germanischen Rechtsgewohnheiten existirten.

Alboin war als Führer eines Gefolges, Gasindii genannt, in Italien aufgetreten. Unter ihm standen zunächst die Herzöge oder Duces, die größere Landes- und Heertheile befehligten; demnächst die Sculdahi, die den Hundertschaften vorstanden; endlich die Decani, die Führer der Zehentschaften, hier Faren genannt. Wie Gisulf von Friaul schon unter Alboin, so errangen bei den weiteren Eroberungen auch die Herzöge von Spoleto und Benevent, da sie die Grenzen sicher zu halten hatten, eine selbständige Stellung. Ueberhaupt lebten die 36 Großen in ziemlicher Unabhängigkeit; nach der Ermordung Kleph's hatten sie sogar einen Theil der königlichen Güter an sich gerissen. Eigenthümlich ist ihnen, daß sie ihren Aufenthalt nicht auf dem Lande nahmen, sondern

es vorzogen, sich in den größeren Städten festzusetzen; daher „blieb Italien ein Land der Städte.“ Die Absonderung und Vereinzelung dieser kleinen Herrscher hat es verhindert, daß das langobardische Reich zu einer festeren Begründung und längeren Dauer gelangt ist.

Auch sind die Langobarden nie in den Besitz von ganz Italien gekommen; der lange währende Kampf nöthigte die Bewohner der byzantinisch gebliebenen Gebiete allmählig wieder zu kriegerischer Thätigkeit. Zwar kam von Constantinopel wenig Unterstützung; dafür aber konnte auch ein so starker Druck, wie er unter Narses stattgefunden hatte, auf die Provinzen, die sich selbst erhalten mußten, nicht mehr ausgeübt werden. Sobald nun die Schwere und der gleichmachende, ertödtende Mechanismus des oströmischen Reiches mit seinen Steuern, Lasten, Beamten und Verordnungen etwas nachließ, gewahren wir wieder in den nicht langobardischen Städten Italien's die Anfänge eines individuellen Lebens und den neubeginnenden Einfluß der Bürger auf die Leitung ihrer Angelegenheiten; an ihrer Spitze noch immer die alten Senatoren und Decurionengeschlechter, so viel deren im Drange der Zeit sich erhalten hatten. In den Händen dieser Familien waren fast schon seit Jahrhunderten die um die Städte herumliegenden Felder, Wiesen und Weiden. Jetzt mußten diese gegen feindliche Raubzüge vertheidigt werden; die Bürger bewaffneten ihre Colonen, führten sie ins Feld und bauten Burgen und Castelle für ihre Besitzungen, zum Schutz und zur Zuflucht. Italien's locale Zerrissenheit in viele kleine Thäler und Abschnitte begünstigte diese Richtung, noch mehr die Lage vieler Städte an der See; besonders in Venedig, wo durch die Flüchtlinge ganz von selbst der Seeverkehr gehoben ward, blieb das romanische Wesen ungebrochen herrschend. Die einzige große Ebene, das Stromgebiet des Po, war ganz in den Händen der Langobarden und der Hauptsitz ihrer Macht.

Als Authari s, Kleph's Sohn, herangewachsen war, wählten ihn die Herzöge 584 zu ihrem Könige. Er suchte die Freundschaft Garibald's, Herzogs der Baiern, und warb unerkannt, als ob er nur der Gesandte wäre, um die Hand seiner Tochter Theodelinde. Er erhielt das Versprechen; Theodelinde erschien auf seinen Wunsch und reichte ihm, als dem vermeinten Boten, einen gefüllten Becher. Authari s leerte denselben und gab ihn zurück, wobei er mit dem Finger die Hand der Braut drückte, und ihr mit der andern Hand über das Gesicht fuhr. Er zog darauf unter baierischem Geleite seiner Heimath wieder zu, an deren Grenze er sich erst näher erklärte. Mit nervigem Arm hieb er seine

Streitaxt in einen Baum, und rief: „Das ſind die Hiebe eines Königs der Langobarden!“

Man hatte wieder eines Königs bedurft, weil Nachricht eintraf, daß der neue Kaiſer Mauricius (ſeit 582) auf die Wiedereroberung Italien's ſinne, und zu dem Ende bereits ein Bündniß mit dem Könige der Oſtfranken, Childebert, geſchloſſen habe. Wirklich machten die Franken mehrere Feldzüge nach Italien, auch der Exarch blieb nicht unthätig, aber Alles war ohne bleibenden Erfolg, weil es den Franken an Ernſt und gutem Einverſtändniß mit den Griechen fehlte. Autharis ſtarb ſchon 590, doch die Langobarden hielten ſeine Wittwe Theodelinde ſo werth, daß ſie ſich willig erklärten, Denjenigen als König anzunehmen, den ſie zum Gemahl wählen würde. Sie entſchied ſich für Agilulf, Herzog von Turin, welcher darauf im folgenden Jahre (591) zu Mailand auf der Verſammlung des ganzen Volkes zum König ausgerufen ward.

Dieſer Agilulf ſetzte den Krieg gegen den kaiſerlichen Exarchen muthig fort, und würde ſich gewiß auch Rom bald unterworfen haben, wenn damals nicht ein ſo einſichtiger und kraftvoller Mann wie Gregor I. auf dem päpſtlichen Stuhl geſeſſen hätte. Dieſer viel erfahrene Biſchof, deſſen noch vorhandene Briefe uns den beſten Aufſchluß über die Ereigniſſe jener Zeiten geben, that mehr als der Kaiſer und ſein Exarch zur Beſchützung Italien's. Er unterſtützte die Vertheidigungsanſtalten nachdrücklich und beobachtete alle Bewegungen der Langobarden mit großer Aufmerkſamkeit. Mit der ſehr einflußreichen Königin Theodelinde, die als baieriſche Fürſtin katholiſchen Glaubens war, unterhielt er einen vertrauten Briefwechſel. Durch ihre Vermittelung gelang es ihm ſogar, als die Stadt durch Mangel an Geld und Truppen in der höchſten Gefahr war, einen Stillſtand für Rom und deſſen Landſchaft zu bewerkſtelligen. Ja, er erregte endlich durch ſeine Schriften einen ſo frommen Eifer bei dieſer Fürſtin, daß ſie nicht eher nachließ, bis ſie den König vom arianiſchen Glauben zum katholiſchen hinübergezogen hatte. Nach dem Vorgange des Königs traten allmählig auch Viele aus dem Volke zur römiſchen Kirche über, und wenn auch ſeitdem die übermäßige Begünſtigung der Kirche und ihrer Diener nicht ſelten den Unwillen der Menge erregte und Auflehnung gegen die Könige veranlaßte, die in den nächſten funfzig Jahren alle aus der Verwandtſchaft Theodelinde's erwählt wurden, ſo kam doch die Orthodoxie bald ſo in Aufnahme, daß faſt in jeder Stadt neben dem arianiſchen Biſchofe ein katholiſcher war. Rotharis, der 644 ein auf germaniſchen Grundlagen beruhendes Geſetzbuch gab und

überhaupt eine feſte Organiſation des ganzen Staatsweſens im Auge hatte, war zwar wieder Arianer; Grimoald jedoch, der bis 652 Herzog von Benevent geweſen war und ſich dann des Thrones bemächtigt hatte, entſchied den Sieg der katholiſchen Lehre, legte aber freilich auch durch die Verdrängung der alten Königsfamilie den Grund zu lang dauernden Zwiſtigkeiten.

14. Papſt Gregor I.

Wie ſich in den römiſchen Biſchöfen oder Päpſten der Gedanke gebildet hatte, die oberſte Stelle der chriſtlichen Kirche in Anſpruch zu nehmen, und welche Umſtände ihnen dabei zu Statten kamen, iſt ſchon im vorigen Theil erörtert. Eine neue Welt eröffnete ſich denſelben wiederum, als mit den neugeſtifteten germaniſchen Staaten im Abendlande ſich auch ſo viele neue Kirchenverhältniſſe bildeten. So lange die römiſche, d. i. die chriſtliche und gebildete Welt, ein Ganzes ausgemacht hatte, konnten die Intereſſen der Kirche und Religion dem Staate gegenüber auch gemeinſchaftlich beſorgt werden; jetzt, wo ſie in eine Vielheit einzelner Staaten zergangen war, war dies weit ſchwieriger, und die Gefahr des Zerfallens bei einem entſtehenden Kampfe mit der rohen und ungeordneten weltlichen Gewalt nicht gering. Damals that Einheit in der Kirche vor allem Andern Noth, und der Gedanke, dieſe Einheit in der Perſon eines die kirchlichen Angelegenheiten leitenden Oberhauptes darzuſtellen, und ihnen dadurch einen Mittelpunkt zu gewähren, iſt die Seite des Papſtthums, für die ſich große und ſtarke Seelen mit vollem Recht begeiſterten. Daß aber auch die Beſten unter den Päpſten bei der Durchführung dieſer Idee hier und da zu Mitteln ihre Zuflucht nahmen, mit denen ſich der einfache, rein chriſtliche Sinn nicht verſöhnen kann, iſt die Schattenſeite dieſer Beſtrebungen, welche deutlicher hervortrat, als ſie in der Folge der Zeiten mit den Fortſchritten der Entwicklung in Widerſpruch geriethen.

Es war der abendländiſchen Kirche gelungen, den Gefahren, die ihr beim Umſturz des weſtlichen Kaiſerthums gedroht hatten, glücklich zu entgehen. Als alle Provinzen mit Arianern oder mit Heiden erfüllt waren, hatte ſie wohl gezittert, aber bald ſich mit friſcher Kraft zur Ueberwindung dieſes Gegenſatzes erhoben. Es war größtentheils gelungen, und

während die morgenländische Kirche sich an den speculativen Bestimmungen über die Naturen in Christo zerarbeitete, pflanzte die abendländische siegreich von neuem das Kreuz auf die britischen Küsten. Der Primat Rom's hatte eher gewonnen als verloren. Die Bischöfe dieser Stadt wurden zunächst von jeder lästigen Aufsicht der Kaiser frei, welche die Patriarchen von Constantinopel fortwährend behinderte; sie konnten unter der gothischen Herrschaft, die sich um innere Angelegenheiten der Kirche nicht kümmerte, dreist den dogmatischen Ansprüchen des Orients entgegentreten und sich dem westlichen Europa, ohnehin diesen Interessen weit fremder als seine starken Vorkämpfer, als die festen Stützen der Orthodoxie hinstellen. Noch eines andern Vortheiles aber erfreuten sich die römischen Bischöfe. Die Kirchen von Gallien, Spanien, Illyrien, Africa, die damals verschwindenden Reste des Christenthums in Britannien und den Donauländern, in größerer Bedrängniß als die Gemeinde von Rom, sahen sich stärker auf ihren alten Mittelpunkt hingewiesen und die Nothwendigkeit eines außernationalen Anhalts machte sich immer fühlbarer. Wenn nun auch Theoderich und Athalarich in Bezug auf die Papstwahl die Majestätsrechte der Bestätigung und Beaufsichtigung oder Lenkung derselben übten, so konnte doch schon Gelasius im Jahre 494 den Vorrang des römischen Bischofs als Glaubenssatz aufstellen, und einige Jahre später Papst Symmachus die Unabhängigkeit der inneren Verfassung und Verwaltung der Kirche vom Staate aussprechen. Um dieselbe Zeit sammelte der Abt Dionysius zu Rom einen Theil der Beschlüsse der allgemeinen und Provinzialsynoden, der Canones; und fügte die Entscheidungen und Lehrbriefe (Decretalen) der Päpste über einzelne ihnen vorgelegte Fälle hinzu. Durch solche Zusammenstellung und Parallelisirung mit den anerkannten Kirchengesetzen fanden auch die Decretalen nach und nach Gehorsam.

Mit der neu gegründeten byzantinischen Herrschaft in Italien machten indeß die Kaiser ihre alten Rechte wieder geltend. Den Exarchen mußte jedesmal der Tod des Papstes gemeldet werden, dann wurde nach Constantinopel über die Wahl berichtet und für die Bestätigung eine Abgabe bezahlt. Vigilius (s. o.) und Pelagius I. (gest. 560) bestiegen nach einander durch Hofcabalen den heiligen Stuhl.

Der Einbruch der Langobarden und die daraus entstehende Unordnung und Auflockerung der Verhältnisse in Italien schien die römischen Bischöfe nach jener Seite hin wieder freier athmen zu lassen. Andrer Seits erkannten sie aber auch wohl: gelang den Langobarden die Eroberung des ganzen Landes, so war es um ihre eigene höhere Stel-

lung geschehen; auf ein Verhältniß wie zu den Gothen war bei der viel größeren Wildheit des neuen Herrschervolkes nicht zu rechnen. Dadurch ward die Haltung der Päpste bestimmt; im Besitz großen Landeigenthums, waren sie schon hiedurch zur Vertheidigung mitzuwirken veranlaßt, und die großen Geldmittel, über welche die römische Kirche verfügen konnte, setzte sie auch in den Stand, Vieles dafür zu thun. So ließ es gleich Pelagius II. (gest. 590) nicht an Thätigkeit in dieser Richtung fehlen.

Den Ruhm aller Päpste jener früheren Jahrhunderte hat jedoch Gregor I., genannt der Große (590—604), überstrahlt. Er stammte von einem altrömischen Patriciergeschlechte, dem Anicischen, entsagte aber, obgleich schon bis zur Würde eines Präfecten von Rom emporgestiegen, dem weltlichen Leben, und wurde Mönch. Da er nachher seiner Gaben wegen zum Papst erwählt wurde, mußte er fast gezwungen werden, sich diesem schwierigen Berufe zu unterziehen. Als er aber einmal Haupt der römischen Kirche war, zeigte er die regsamste Thätigkeit, und wie wir diese schon bei der Bekehrung der Angelsachsen kennen gelernt haben, so griff sie überall ein, wohin er nur mit seiner Wirksamkeit reichen konnte. Wo damals im Abendlande das Evangelium unmittelbar von Rom aus gepredigt ward, wurde durch die Missionäre auch das Ansehen des Papstes verbreitet; selbst die entferntesten Völker wurden gewöhnt, ihn als durch Christus zum Oberhaupte der Kirche bestellt, ja als dessen irdisches Abbild zu betrachten. Je weiter von Rom entfernt, desto größer war die Ehrfurcht vor dem Papst. In Spanien waren ein Jahr vor Gregor's Wahl die Gothen und kurz zuvor auch die Sueven zum katholischen Bekenntniß übergetreten; er wußte die so vergrößerte Kirche in der demüthigen Abhängigkeit zu erhalten, die sie unter dem Druck des Arianismus immer gegen Rom gezeigt hatte. Geringer war die Verbindung mit Gallien, doch that Gregor auch hier Alles, um sie zu befestigen. Ueberall, wo die päpstliche Autorität noch nicht anerkannt war, suchte er sie geltend zu machen; wo man ihrer im Drange der Zeiten vergessen, frischte er sie auf. Angesehenen Bischöfen wurde häufig das Pallium, was alle Bischöfe des Orients bei ihrer Weihe empfingen, zugesendet, um ihre Abhängigkeit von Rom anzudeuten. Ueberall zeigte sich Gregor großmüthig gegen Nachgebende, freundlich gegen Schwankende, unerschütterlich gegen Widerstrebende. Doch wurde über das Ferne das Naheliegende nicht vergessen, vielmehr auch hier der Grund zur Bekehrung der Langobarden gelegt. Mit dem Patriarchen von Constantinopel gerieth Gregor in einen heftigen Rangstreit, da jener den Titel eines ökumenischen

oder allgemeinen Biſchofs annahm. Gregor erklärte ſich auf das Entſchiedenſte dagegen, als aber Alles vergeblich blieb, nannte er ſich ſelbſt, um jenen Hochmuth durch den ſtärkſten Ausdruck von Demuth zu beſchämen, einen Knecht der Knechte Gottes (servus servorum Dei). Ein anderer Titel für den römiſchen Biſchof ward ſeit derſelben Zeit in der katholiſchen Chriſtenheit gebräuchlich. In früheren Jahrhunderten war jeder Biſchof Pápa, Vater (*Πάππας*), genannt worden; von jetzt ab blieb der Name Papſt auf den römiſchen, den erſten der katholiſchen Chriſtenheit, allein beſchränkt.

Trotz ſeiner vielfach bewegten Wirkſamkeit nach außen, zeigte Gregor auch die milden Tugenden eines wahrhaft chriſtlichen Biſchofs in vollem Maße. Er hatte keinen leichten Beruf in jenen Zeiten, wo die Langobarden das römiſche Gebiet hart bedrängten, wo er die Stadt und das Land umher gegen die feindlichen Ereigniſſe und Anmaßungen ſchützen und der durch die Kriegsſtürme erzeugten vielfachen Noth begegnen ſollte. Von den Reichthümern der römiſchen Kirche machte er den wohlthätigſten Gebrauch, indem er dafür Korn aus Sicilien kommen ließ, Hoſpitäler anlegte, den Armen Geld, Nahrung und Kleidung, den Kranken Koſt und Pflege, und vielen tauſend Hungernden Geld, Brod, Wein und andere Nothwendigkeiten reichen ließ. Die Zeiten waren ſo ſchlimm, daß Alles ſich zu den Klöſtern drängte. Der Kaiſer Mauricius mußte durch ein Edict verbieten, Jemanden, der ſchon in Staats- und Kriegsdienſten geſtanden, in das Mönchsleben aufzunehmen, gegen welchen Befehl der Papſt indeß beſcheidene Vorſtellungen that. Wie er einen hohen Begriff von den Pflichten ſeines Amtes und ſeiner Stellung hatte, ſo ſollte ſich auch die Geiſtlichkeit überhaupt durch Lehre und Wandel vor den Laien auszeichnen; er war deßhalb ein eifriger Wiederherſteller und Förderer der Kirchenzucht. Für den chriſtlichen Gottesdienſt ſorgte Gregor nicht minder durch eigene belebende und tröſtende Reden, als durch neue Feſtſtellung feierlicher Formen und Ceremonien. Sein Meßkanon*), oder Abendmahlsliturgie, iſt nach und nach in der

*) Diejenigen, welche der Austheilung des Abendmahls nicht beiwohnen wollten, oder als Katechumenen nicht beiwohnen konnten, wurden in den früheren Zeiten des Chriſtenthums am Schluſſe des vorausgegangenen Gottesdienſtes vom Prieſter entlaſſen, mit den Worten: Ite, missa est (scil. concio: geht, die Verſammlung iſt entlaſſen). Missa oder, wie die Deutſchen ſagten, Meſſe, hieß alſo urſprünglich Entlaſſung der Unberechtigten, ſpäterhin die heilige Handlung, welche darauf folgte, endlich der Inbegriff der dabei von dem Prieſter vor dem Altar gehaltenen Gebete.

römiſchen Kirche der einzig herrſchende geworden. Zur Aufnahme der Kirchenmuſik ſtiftete er zu Rom eine eigene Unterrichtsanſtalt für dieſelbe.

---

15. Die Nachfolger Juſtinian's I.

(565—610.)

Kaiſer Juſtinian hinterließ keine Kinder. Von ſeinen ſieben Neffen folgte ihm derjenige, der mit der Leibwache und den Hofbedienten am vertrauteſten war, unter dem Namen Juſtin II. (565—578). Im Weſten eroberten die Langobarden Italien, und gegen Norden waren die Grenzen des Reiches den Avaren preisgegeben, denen der gewohnte Tribut verweigert worden war. Von einem andern Tatarenvolke, den Türken, die in den Steppen jenſeit des Jaxartes hauſeten, erſchien eine Geſandtſchaft in Conſtantinopel; der Chan Djeſabul ließ ſeine Hülfe gegen die Perſer und Avaren anbieten. Der Kaiſer ehrte den neuen Freund aus allen Kräften, ſchickte Geſchenke und Gegengeſandtſchaften und ſchloß ein Bündniß ab. Damals glaubte man nicht, daß ein Stamm deſſelben Volkes zur Vernichtung des oſtrömiſchen Kaiſerthrons beſtimmt ſei. Dies Volk war roh, aber die Häupter nicht ohne Prachtaufwand. Des Großchans Bettgeſtell und alle ſeine Geſchirre waren von maſſivem Golde, ſeine Zelte, Vorhänge und Kleider von Seide, ſein Harem nach morgenländiſcher Sitte von den ſchönſten Jungfrauen des Landes angefüllt. Wegen dieſer Verbindung erneuten auch die Perſer den Krieg mit dem griechiſchen Reiche; ſie fanden indeß erfolgreichen Widerſtand.

Selbſt ſchwach, war Juſtin doch darauf bedacht, die Herrſchaft nach ſeinem Tode in gute Hände zu bringen; darum ernannte er 574 einen trefflichen Mann, Namens Tiberius, zum Cäſar, der dieſen verhaßten Namen wieder zu Ehren zu bringen ſuchte, indem er mit Weisheit und Milde, aber leider nur vier Jahre (578—582), regierte. Er ſetzte vor ſeinem Tode den Feldherrn Mauricius, der ſich im Perſerkriege ausgezeichnet hatte, zu ſeinem Schwiegerſohn und Nachfolger ein.

Aber vielleicht eben weil der verſtorbene Kaiſer hoch verehrt worden war, mochte der Nachfolger nur wenig Zutrauen erlangen. Beſtändig von Geldmangel gedrückt, konnte er immer nur halbe Schritte unternehmen. Das Kriegsvolk murrte über geringe oder vorenthaltene Beſoldung, und doch erregten die Feinde an den Grenzen ſtets neue

Noth. Die Avaren waren damals unter ihrem kriegerischen Chan Bajan auf der höchsten Stufe ihrer Macht. Schon unter Tiberius war Sirmium an Bajan verloren gegangen; gegen Mauricius stimmte der Barbar einen noch übermüthigern Ton an, und behandelte ihn wie seinen Vasallen. Er steigerte nicht nur den dem Kaiser auferlegten jährlichen Zins von 80,000 auf 120,000 Goldstücke, sondern dieser mußte sogar, um sich ihn geneigt zu erhalten, alle seine Launen befriedigen. Der Chan wollte einen Elephanten sehen; es wurde ihm der größte, den der Kaiser besaß, gesandt. Er wünschte sich ein goldenes Bett, seidene Zeuge, morgenländische Gewürze, und Alles mußte ihm geschickt werden. Aber dennoch fielen die Avaren stets von neuem in das Reich, so daß sich der Kaiser entschloß, nach glücklicher Beendigung des persischen Krieges (590) das Waffenglück wieder gegen sie zu versuchen. Auf einem dieser Feldzüge geschah es, daß die Soldaten, die dem Mauricius Geiz und Härte vorwarfen, sich empörten, einen Centurio Namens Phokas zum Kaiser ausriefen, und verlangten, von ihm nach Constantinopel geführt zu werden. Die Hauptstadt ward belagert, auch die Einwohner zeigten sich dem Mauricius wenig geneigt, ja feindlich gegen ihn; die grüne Faction war mit den Rebellen im geheimen Einverständniß; schon kurz vorher war bei einer Procession, welcher der Kaiser barfuß beiwohnte, sogar mit Steinen nach ihm geworfen worden und der Aufstand hatte nur mit Mühe unterdrückt werden können. Jetzt entstand ein nächtlicher Tumult; Mauricius entfloh mit seiner Gemahlin und neun Kindern über den Bosporus, und überließ die Stadt dem Phokas, der bald darauf, von dem gezwungenen Patriarchen gekrönt, seinen Einzug hielt, und dem Heere seine Untreue durch ein reiches Geschenk vergalt (23. Nov. 602).

Phokas, nichts als Soldat, ohne Bildung, auch von Person klein, häßlich, rothhaarig, nahm die Einwohner der Hauptstadt früh gegen sich ein. Schon als er zum ersten Male den Rennspielen im Circus beiwohnte, und die grüne Bande unvorsichtig begünstigte, erinnerten ihn laute Stimmen von der Gegenpartei, daß Mauricius noch lebe. Diese Droher glaubte er ernstlich schrecken zu müssen. Er sandte nach Chalkedon hinüber, wo der Flüchtling Schutz gesucht, ließ ihn und seine fünf Söhne aus der Kirche reißen, und sie alle, einen nach dem andern, die Kinder aber zuerst, vor des Vaters Augen hinrichten (27. Nov. 602). Der dreiundsechzigjährige Mauricius ertrug den jammervollen Anblick mit stiller Gottergebenheit, und stieß bei jeder Hinrichtung die Worte David's aus: „Herr, du bist gerecht, und alle deine Gerichte sind

recht!" Das jüngste Knäblein zu retten, gab die treue Amme ihr eigenes dafür hin, aber der Vater selbst bemerkte und verhinderte den edlen Betrug. Alle sechs Köpfe ließ der Tyrann nach Constantinopel bringen und dort auf Pfähle spießen; die Rümpfe wurden ins Meer geworfen. Nicht lange nachher wurden, auf ein Gerücht, daß ein Sohn des Mauricius noch lebe, Gemahlin und Töchter des unglücklichen Kaisers auf die Folter gespannt und zuletzt gleichfalls hingerichtet. Solche Mittel fand Phokas nöthig, um mit Ruhe Herr sein zu können. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Furcht grausam macht, und daß die Herrscher desto ärgere Tyrannen sind, je unsicherer ihre Herrschaft ist. Bald hatte er nicht mehr an Todesurtheilen genug; man ersann peinigende Qualen oder Verstümmelungen, die ein langes aber jammervolles Alter zuließen.

Acht Jahre ertrug das Reich das entwürdigende Joch. Jede Provinz war reif zur Empörung. Der alte Heraklius, Exarch von Afrika, hatte schon seit zwei Jahren keinen Tribut mehr gesendet, und an diesen würdigen Mann erging vom Senat zu Constantinopel die dringende Aufforderung, das Vaterland zu befreien. Er überließ dies kühne Unternehmen seinem gleichnamigen Sohne und dessen Freunde Niketas; jener sammelte eine Flotte, dieser führte ein Landheer durch Aegypten und Asien an den Bosporus. Die Flotte stand der Kaiserstadt gegenüber, ehe Phokas an Gegenwehr gedacht, und die Einwohner begrüßten sie mit Jubelgeschrei. Phokas, nun eben so verlassen als ehemals Mauricius, ward in seinem Palast ergriffen, seines kaiserlichen Schmuckes beraubt, und gebunden auf das Admiralschiff geführt. „Wirst du besser regieren?" fuhr er den Heraklius an, der ihm seine Grausamkeiten vorhielt. Der wüthende Pöbel übte hierauf an ihm seine Rache, hieb ihm Glied für Glied, und zuletzt erst den Kopf ab, und trug die blutigen Stücke seines Leichnams mit Jubelgeschrei durch die Straßen. Heraklius aber hielt seinen Einzug (5. Okt. 610), und ward von dem Patriarchen gekrönt. Niketas, der später eintraf, unterwarf sich willig dem Glück seines Freundes, und begnügte sich mit der Ehre, dessen Schwiegersohn zu werden.

Heraklius (610—641) war ein Regent, in dessen Leben kraftlose Unthätigkeit und beherztes Ermannen seltsam neben einander stehen, und seine zweiunddreißigjährige Regierung bietet einen überraschenden Wechsel von Erniedrigung und Glanz des Reiches dar. In Persien regierte (591 bis 628) Chosroes II., ein Enkel des ersten, ein unersättlicher und glücklicher Eroberer, und der gefährlichste Feind, den das oströmische Reich

bis jetzt gehabt hatte. Er eroberte 611 Syrien, 614 Palästina, 616 Aegypten und Cyrene, und endlich ganz Kleinasien. So blieben auch die östlichen Provinzen des römischen Reiches von der Verheerung nicht verschont, welche Germanen, Hunnen und Avaren bereits über die westlichen gebracht hatten. Ueber zehn Jahre lang stand ein persisches Lager an der asiatischen Küste Constantinopel gegenüber, und hätte Chosroes eine Seemacht gehabt, so wäre es vielleicht schon jetzt um das oströmische Kaiserreich geschehen gewesen.

In dieser Bedrängniß faßte der ganz entkräftete Heraklius den Entschluß, seine Residenz nach Karthago zu verlegen, und sich lieber an einer kleinen, aber sichern Herrschaft genügen zu lassen. Doch die Beredtsamkeit des Patriarchen hielt ihn zurück. Dieser wackere Mann ließ ihn in der Sophienkirche schwören, mit dem Volke, das Gott in seine Hand gegeben, treu zu leben und zu sterben. So blieb er denn, obgleich fast nichts weiter als die Hauptstadt noch sein war, da auch vom Norden her wilde Feinde um sie hauseten. Die Avaren schleppten aus den Vorstädten Constantinopel's viele Tausende als Sklaven weg.

Aber die Griechen unter Heraklius können trotzdem zu einem herrlichen Beispiele dienen dafür, was ein schwaches Volk vermag, wenn es von festem Vertrauen zu seinem Oberhaupte beseelt wird. Nach einigen Jahren rüstete sich nämlich der Kaiser (622), dem Eroberer seine Beute wieder abzujagen. Die Kirchen liehen ihm ihre Reichthümer. Die Provinzen fielen ihm schnell wieder zu; die Chazaren, die um diese Zeit mächtig am Kaukasus herrschten, verbanden sich mit ihm; und Heraklius, der über den Tigris setzte und tiefer als selbst Trajan in Persien eindrang, zwang den vorher so stolzen Chosroes 627, nach Ktesiphon zu fliehen, wo derselbe, der in ächt orientalischer Weise sich für seine Niederlagen durch Grausamkeit gegen seine Satrapen entschädigte, und dadurch selbst eine Verschwörung hervorrief, im folgenden Jahre von einem seiner neunzehn Söhne, Namens Siroes (Schirjuh), ermordet ward. Siroes schwang sich nun auf den Thron, ermordete noch siebzehn seiner Brüder, und schloß mit Heraklius Frieden. Das oströmische Reich erhielt alle seine Provinzen wieder; ja sogar das angebliche Kreuz Christi, das die Perser bei der Eroberung Jerusalem's aus der Kirche des heiligen Grabes mit weggeschleppt hatten, wurde zurückgegeben. Zum letzten Male hatten Perser und Byzantiner mit einander gestritten. Im Innern des persischen Reiches begann jetzt eine Reihe von Verwirrungen und Empörungen, die es schnell fremden Eroberern in die Hände lieferte.

Mit unmäßiger Freude begrüßten die Einwohner Conſtantinopel's den wiederkehrenden Sieger. Die Kirchen ertönten von freudigen Lobgeſängen und Dankgebeten, und Heraklius ſelbſt unternahm wenige Monate darauf eine Reiſe nach Jeruſalem, um dort im feierlichſten Pompe das heilige Kreuz wieder aufzurichten. Ehe er den geweihten Boden betrat, legte er Diadem und Purpur ab; kein irdiſcher Glanz, ſprach der Patriarch Zacharias, darf vor Gott geltend gemacht werden. Der Tag wurde für ſo heilig geachtet, daß er ſeitdem jährlich unter dem Namen des Kreuzerhöhungsfeſtes gefeiert worden iſt.

Der Ruf von Heraklius' Siegen erſtreckte ſich bis zu den Franken hin, die ihm dazu Glück wünſchen ließen. Allein demſelben Kaiſer war es beſtimmt, an ein bisher ganz unbeachtetes Volk einen großen Theil von dem wieder zu verlieren, was er kaum nach ſo langer Arbeit den Perſern entriſſen hatte.

---

16. Mohammed, der Prophet.

(Geb. 570, geſt. 632.)

Die Völker des Orients wurden um dieſe Zeit durch die Lehren einer neuen Religion zu Thaten erweckt, die ihren Einfluß weiter verbreiteten als alle früheren politiſchen Revolutionen und Eroberungen der Aſiaten. Das Land, von dem dieſer Glaube und dieſe Bewegung ausging, war eines, das bis dahin auf der großen Weltbühne nur eine Nebenrolle geſpielt hatte, — Arabien.

Viermal ſo groß als Deutſchland, iſt es in ſeiner Bodengeſtalt ſo abweichend von den übrigen weſtaſiatiſchen Landſchaften, daß es einen beſondern Körper für ſich ausmacht und den natürlichen Uebergang zu Afrika zu bilden ſcheint. Ein unregelmäßiges Viereck, nur im Norden mit dem Feſtlande zuſammenhängend, erſtreckt es ſich zwiſchen dem Rothen Meere und dem Golf von Perſien bis zu dem Indiſchen See, in ſeinem Innern wie an der Oſtſeite noch heute zum größten Theile unbekannt. Die Mitte bildet ein ungeheures Tafelland, das nach den Küſten zu von Bergketten umſäumt wird. Es hat keinen einzigen großen Fluß, ja es iſt vielleicht das Land, in dem die Waſſerarmuth am größten iſt. Nur in der Nähe des Meeres finden ſich geringe Bäche, während das Binnenland eine öde, traurige Wüſte iſt, in der zwar heftige Regengüſſe Waſſerrinnen bilden, der jedoch beſtändig fließendes

Waſſer fehlt; allein die Wadis oder Oaſen machen eine Ausnahme, in denen unterirdiſche Kanäle plötzlich ihren Inhalt nach oben drängen und im Gegenſatz zu der todten Wildniß ringsum auf kurze Strecken ein fruchtbares Land ſchaffen. Begreiflicher Weiſe iſt die Vegetation unter ſolchen Bedingungen äußerſt dürftig; noch geringer ſind die Anſiedlungen und Culturſtätten der Menſchen. Die Gegenden allein, welche dem Meere zugewandt liegen, gewähren die Möglichkeit eines ſtändigen, dauernden Aufenthaltes: die Nordweſtküſte oder Hedſchas, bei den Alten das peträiſche Arabien, und das Land Yemen, vormals Arabia felix.

Gleicherweiſe bedingt es die Naturbeſchaffenheit des Landes, daß ſich Arabien von jeher dem Eindringen der Nachbarn verſchloſſen hat; nicht Alexander, nicht die Römer, auch nicht die Aegyptier oder Abyſſinier, welche letztere wiederholt den Verſuch machten, vermochten ſich auf dieſem Boden feſtzuſetzen. Zwar hat der ſüdaſiatiſche Handel vielfach ſeinen Weg durch die Ufergegenden deſſelben genommen, und die Ausführung der Produkte von Yemen ſelbſt machte einen gewiſſen Verkehr mit der Außenwelt nöthig; immer aber iſt die Maſſe der Bewohner unberührt von dieſem geblieben. Die Araber ſind zum größten Theile ſeit Jahrtauſenden Nomaden, Beduinen oder Kinder der Wüſte geweſen und ſind es noch. Jeder engere Verkehr, geſchweige denn ſtaatliche Bildungen, verbieten ſich von ſelbſt; die Anſiedlungen der Haddeſi (dies iſt der Name der ſeßhaften Einwohner) finden ſich nur in der Nähe des Meeres, und dieſe ſelbſt ſind von der Mehrzahl der Araber verachtet.

Es begreift ſich, daß die Beduinen den nationalen Charakter des Volkes reiner repräſentiren als die handeltreibenden Bewohner der Küſten. In dem Kampfe mit der Natur ihres Landes, in dem Verſagen von Speiſe und Trank, in den Gefahren, die ihnen von jedem Nachbarſtamme drohen, härten ſie ſich ab, ſtählt ſich die Kraft und Geſchmeidigkeit des Leibes und der Muth, die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit des Willens. Ueberall auf dem weiten Meere der Wüſten und Steppen, unter der heißen Sonne und auf dem glühenden Sande, umringt von Feinden, iſt der Araber allein auf das angewieſen, was er mit ſeiner Perſon leiſtet, auf ſeine Entſchloſſenheit und Ausdauer, auf die Schärfe ſeiner Sinne und die Stärke ſeiner Arme, auf ſein Roß, das zu ihm gehört, das er beherrſcht. Aus der größeren Abgeſchloſſenheit des Einzelnen erwächſt zugleich im nothwendigen Gegenſatze zu dieſer der trotzige Stolz, die treue Freundſchaft der Männer, die freie Liebe des Weibes, die edle Gaſtlichkeit gegen den Fremden, wie das glühende Verlangen, den Tod des Angehörigen zu rächen „Die Blutrache iſt gewiſſermaßen die ein-

zige Gewähr für die Sicherheit des Einzelnen, und ſo gewiſſenhaft ſind Alle in Erfüllung derſelben, daß, wenn es unmöglich iſt, den Mord ſofort zu rächen, dieſe Pflicht der zweiten und dritten Generation als Erbe hinterlaſſen wird. „Es wurzelt übrigens auch die Blutrache in einem ſtarken Ehrgefühl der Araber, das überhaupt ihre größte Tugend ausmacht und ihrer Tapferkeit wie Großmuth den Charakter des Ritterlichen verleiht, nicht ſelten freilich ſich auch in Ruhmredigkeit verkehrt" *).

Cultur und Bildung beſaßen die Araber im Allgemeinen vor Mohammed nur wenig, wenn auch die nomadiſche Naturwüchſigkeit und Rohheit bei den Kaufleuten durch den Handelsverkehr verwiſcht waren. Doch zeichneten ſie ſich von jeher durch eine nicht geringe Anlage zu dichteriſcher Darſtellung aus. In Okâz, drei leichte Tagereiſen von Mekka, pflegten bei großen Feſten Dichter der verſchiedenen Stämme die Thaten ihrer Vorfahren und Stammesgenoſſen in ſchwungvoller und an wilden Bildern reicher Sprache zu preiſen und auszuſchmücken, und wetteifernd um den Vorrang zu ſtreiten; hohe Ehren, ein prophetenartiges Anſehen lohnten den, der den Preis errang; ihre Gedichte wurden mit bunten Buchſtaben aufgezeichnet (Mudhabat, die goldenen) oder auf Seide geſtickt und in der Kaaba aufbewahrt (Moallakat, die aufgehangenen).

Was wir von der früheren Geſchichte Arabiens wiſſen, iſt gering und durch die ſagenhaften Berichte der ſpäteren mahommedaniſchen Schriftſteller überdies verdunkelt. Die Volksſage, im Bewußtſein davon, daß die Araber ein Glied des großen ſemitiſchen Stammes ſind, hat die Herkunft Aller auf die Patriarchen des alten Teſtaments zurückzuführen geſucht. Sehr früh aber werden zwei große Zweige unterſchieden. Die nördlichen Striche und die Wüſtentheile wurden von den Amalekitern bewohnt, den Malichäern des Ptolemäus, die den Ismael, Abraham's Sohn von der Hagar, als Stammvater anſehen; wogegen die Joctaniden oder die Bewohner des Südens Namen und Herkunft von Joctan, dem Enkelſohn Noah's, herleiteten. Die Joctaniden verließen ſchon in früher Zeit ihre Wohnſitze und zogen gen Norden, wo die Einen nach Oſten gewendet das Königreich Hira, die Andern in gerader Richtung vorwärts ziehend das Reich der Gaſſaniden gründeten, ein

*) Vgl. Sprenger, The life of Mohammad Allahabad 1851; Muir, The life of Mahomet and history of Islam, London 1857 and 1858; Weil, Mohammed, der Prophet, ſein Leben und ſeine Lehre.

dritter Theil endlich ſich in Hedſchas, in der Nähe von Mekka, niederließ, wo ſonſt ismaelitiſche Stämme geſeſſen hatten.

Das Thal, in welchem jetzt Mekka liegt, ſcheint noch im vierten Jahrhundert v. Ch. ein geheiligter Wald geweſen zu ſein, in dem eine Quelle floß, der Schwachen und Hülfsbedürftigen eine Zuflucht bot, jedoch nicht bewohnt werden durfte. Für die Beduinen der Nachbarſchaft wie für die Karavanentreiber, die den Handel vom Indiſchen nach dem Mittelländiſchen Meere vermittelten, mußte dieſer Ort von der größten Wichtigkeit ſein. Nachdem das Recht der Beſchützung und Verwaltung deſſelben lange in den Händen der Beduinen oder auch der Ismaeliten von Arabia Peträa geweſen war, wurde es ihnen bei der großen Wanderung der Joctaniden von den aus Yemen vordringenden Stämmen entriſſen und blieb abwechſelnd bei den Dſchorhomiten und Gaſſaniden, gelangte dann in den Beſitz der Kozaiten, eines joctanidiſchen Stammes, der ſich mit ismaelitiſchen Beduinen gemiſcht hatte, bis endlich ismaelitiſche Eroberer, die den Namen Koreiſchiten führten, ihr früheres Uebergewicht wieder erlangten. Neuere Unterſuchungen haben es wahrſcheinlich gemacht, daß die Unternehmung dieſer nördlichen Stämme auf den Platz von Mekka ſelbſt von den byzantiniſchen Kaiſern unterſtützt wurde; ſo groß war ſeine Bedeutung geworden. Es geſchah dies im Anfang des fünften Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung. Seit dieſer Zeit wurde Mekka ungeachtet des Widerſtrebens einzelner Nomadenſtämme eine Stadt, auf die nun die Heiligkeit des Haines übertragen ward; dieſer jedoch ward niedergehauen und die Gebäude der Kaaba entweder zuerſt gebaut oder neu hergeſtellt. In dieſem Hauſe wird der heilige Stein aufbewahrt, den die Sage ſchon Adam von Gott gegeben ſein läßt, während er nach einer andern Ueberlieferung Abraham durch den Engel Gabriel gebracht wurde; er war urſprünglich weiß wie Schnee, ward aber durch die Sünden der Menſchen ſchwarz. Wie die Quelle im Walde von Mekka jenes wunderbare Waſſer geweſen ſein ſoll, das Ismael und ſeine Mutter Hagar vom Tode errettete, ſo ſoll Abraham mit dieſem Sohne zuerſt den Tempel gebaut haben, der den heiligen Stein umſchließt *), in

*) Nach einer Zeichnung, die Muir a. a. O. II, 18 giebt, iſt die Kaaba ein großes viereckiges Gebäude, um welches in einiger Entfernung Gänge laufen. An der Nordſtrecke derſelben iſt der ſchwarze Stein eingemauert, der ungefähr 6 Zoll hoch und 8 Zoll breit, von vulkaniſchem Baſaalt iſt und an der Oberfläche Erhöhungen zeigt wie Muskeln, die auch von den zahlloſen Küſſen gläubiger Verehrer nicht geglättet ſind.

deſſen Nähe vier Monate des Jahres Friede iſt, und zu dem alle Gläubigen nach dem Gebote des Patriarchen pilgern ſollen.

Einer der bedeutendſten Schayk's der Koreiſchiten war Haſchim, unter dem dieſe ihr goldenes Zeitalter hatten; ſeine Macht über die umwohnenden Stämme war bedeutend, ebenſo ſein Reichthum, den er durch weiten Handelsbetrieb mehrte; gegen die Reiſenden, denen er kraft ſeiner Stellung Unterhalt und das heilige Waſſer in Mekka zu gewähren hatte, wird ſeine Freigebigkeit und Unparteilichkeit gerühmt. Mekka dehnte ſich raſch aus. Schon zu ſeinen Lebzeiten indeß bildete ſich eine Partei gegen ihn, die von ſeinem Neffen Ommayyah geführt wurde; wahrſcheinlich handelte es ſich bei ihrem Streite, der den Grund zu ſpäteren blutigen Zerwürfniſſen legte, um die Aufrechterhaltung oder Beſeitigung der alten Stammesgewohnheiten. Haſchim behielt jedoch das Aufſichtsrecht über die Kaaba und vererbte es an ſeinen Sohn Abd al Muttalib, der der Großvater Mohammed's war, unter dem jedoch von dem Reichthum des Hauſes viel verloren ging.

Wenn ſchon Abraham bei der Gründung der Kaaba vorausgeſagt haben ſoll, daß Gott einen Propheten unter den Kindern Ismael's erwecken würde, ſo entſpricht dies nur der Natur der Dinge. Immer werden nomadiſche Völker ſich nur einer Leitung fügen, die das Prieſter- und Prophetenamt mit den andern Functionen der Führerſchaft vereinigt; auch der Handel, ſofern er durch Beduinenländer zieht, iſt nur dann einigermaßen geſichert, wenn ſeine Raſt- und Haltepunkte zugleich geweihte Orte ſind. Von Mekka, der heiligen Stadt, von den prieſterlichen Geſchäften, die der dortige Häuptling zu verſehen hatte, ging die Herrſchaft aus, die er über ſeine Landsleute übte. Indeſſen würde es falſch ſein, anzunehmen, daß deßhalb die Araber ganz unzugänglich für religiöſe Anſchauungen geweſen wären, die ihnen aus der Fremde zukamen; es läßt ſich vielmehr nachweiſen, daß ſie von den Handelsreiſen, die ſie unternahmen, Vieles nach Hauſe zurückbrachten, was nicht ohne belebende und bildende Einwirkung auf ihre Glaubensvorſtellungen und Riten geblieben iſt. Am meiſten war dies der Fall, als die Koreiſchiten unter Haſchim ſelbſt eifrig Handel trieben. Mohammedaniſche Berichte erzählen davon, wie ihre Landsleute von Juden gelernt, wie ſie ſich bei ihrem Suchen nach Gott von chriſtlichen Mönchen Rath erholt hätten; in Medinah waren jüdiſche Colonien eine Zeit lang ſo mächtig, daß ſie die ganze Umgegend beherrſchten; auch in Yemen gab

es zahlreiche Juden. In Hedſchas lernten die Beduinen den Glauben an das Kreuz durch das Märtyrerblut ſeiner Bekenner achten; und als die Abyſſinier im Anfang des ſechſten Jahrhunderts eine kurze Weile ſich Yemen unterwarfen, waren ſie zwar nicht im Stande, die Einwohner zu Chriſten zu bekehren, doch hinterließen ſie manche Spuren ihrer höheren religiöſen Erkenntniß. Jedenfalls verlor die rohe, uncultivirte Götzenverehrung mehr und mehr an Anſehen, und das Auftreten eines bedeutenden Mannes, der aus den im Volke ruhenden Elementen mit Hinzuziehung des Judenthums und Chriſtenthums einen neuen Glauben aufzubauen wußte, war ſeit geraumer Zeit vorbereitet. Dieſer Mann war Mohammed.

Mohammed ward geboren, nachdem ſein Vater Abd Allah bereits geſtorben war, im Jahre 570; der Name bedeutet: der Geprieſene. Sein Großvater Abd al Muttalib gab ihn bald nach der Geburt an eine beduiniſche Amme, ſo daß der Knabe die erſten Lebensjahre in der Wüſte verbrachte. Erſt nachdem er hier von epileptiſchen Zufällen öfter befallen ward, lieferte ihn ſeine Erzieherin in das Haus der Mutter zurück, die mit ihm eine Reiſe nach Medinah unternahm, auf welcher ſie ſtarb. Nunmehr nahm ſich der Großvater des verwaiſten und armen Knaben an, der ſein Liebling wurde und blieb, bis auch er im Jahre 578 ſtarb und ſeinen überlebenden Söhnen, denen er von den Reichthümern und von dem alten Anſehen des Geſchlechtes nur noch wenig hinterließ, die Sorge für ihren Neffen übertrug. Abu Tâlib war es, der ſich dieſer Aufgabe unterzog; mit ihm ging Mohammed in ſeinem dreizehnten Jahre auf einer Handelsreiſe nach Syrien, wo er früh mit dem Chriſtenthume bekannt ward. Nach ſeiner Rückkehr und als er faſt erwachſen war, brach ein blutiger Streit zwiſchen den Koreiſchiten und andern Stämmen aus, bei dem das Geſchlecht des Jünglings von ſeinen alten Vorrechten wieder einen Theil einbüßte; nachdem der Friede wieder hergeſtellt war, zog er in die Wüſte, um die Heerden zu hüten. Wir dürfen annehmen, daß der Aufenthalt in der Einſamkeit eine tiefe und bleibende Wirkung auf ihn übte; ſeit dieſer Zeit war er in ſich gekehrt und zurückhaltend, immer darauf bedacht, den Glauben an den allwaltenden, allgegenwärtigen Gott, den er erkannt hatte, ſich ſelbſt zu ſichern und zu läutern. Sein Oheim Abu Tâlib verſchaffte ihm ſodann den Platz eines Karavanenführers für eine reiche Wittwe, koreiſchitiſchen Stammes, Khadidſcha, in deren Auftrage er eine Reiſe nach Bosra unternahm, die ihn zum zweiten Male mit dem Chriſtenthum und ſei-

nen Bekennern in Berührung brachte; doch war der Eindruck diesmal kein günſtiger.

Mohammed hatte jetzt ſein fünfundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt. Er war ein Mann von ſchönem und bedeutendem Aeußern; ſein Körper ſchlank und ſtark, der Schritt raſch und entſchieden, das Auge ſchwarz und durchdringend, unter den langen Wimpern bald gedankenvoll ruhend, bald ſchnell aufblitzend, die Züge des Geſichtes fein und ebenmäßig geſchnitten, das Haupt ſelbſt von ſchwarzem, krauſem Haar bedeckt, ungewöhnlich groß. In dem Verkehr mit Andern war er ſchweigſam und doch zuvorkommend, ſeine Rede meiſt kurz und lakoniſch, aber in erregten Augenblicken nicht ohne ſcharfen und ſchlagenden Witz. Von ſtarken Leidenſchaften bewegt, war er doch vollkommen ihrer Herr; gegen Feinde, ſo lange ſie ihm entgegenſtanden, war er hart und unduldſam, aber er wurde weich und milde, wenn ſie unterlagen. Fremden flößte ſein ganzes Weſen Achtung und Ehrfurcht ein, während ſeine Freunde unbegrenztes Vertrauen zu ihm hatten. Alle dieſe Vorzüge machten in Khadidſcha den Wunſch rege, daß er ihr ganz angehöre. Er heirathete ſie und konnte nun über große Mittel gebieten. Seine Ehe wird als eine beſonders glückliche geſchildert. So zog er ſich denn, nachdem er Anfangs noch einige große Reiſen gemacht, allmählig in ein beſchauliches Leben zurück; ſein feierliches, geheimnißvolles Weſen erfüllte die Seinigen mit wunderbaren Ahnungen.

Verletzt durch den Götzendienſt, dem ſich die Araber, mehr und mehr ergeben hatten — gab es doch in der Kaaba dreihundert Götzenbilder — ſann er über dem großen Entwurfe, Stifter einer neuen Religion zu werden, die der Einfalt der alten Patriarchenzeit wieder ähnlich würde, und den Menſchen würdige Begriffe gewährte von Welt und Zukunft und von dem, was ſie, um glücklich zu leben, glauben, hoffen und thun müßten. In Arabien fand er damals faſt jede Art von Gottesdienſt, Judenthum, Chriſtenthum, die Religion der perſiſchen Magier, und am allgemeinſten verbreitet die Verehrung der Geſtirne, über welchen im dunklen Bewußtſein ein höchſter Gott geglaubt wurde, der urſprüngliche und nationale Cultus der Araber. Aber mit keiner derſelben konnte und wollte er ſich befreunden. Das Thörichte und Abergläubiſche des Götzendienſtes ſprang ihm in die Augen; der jüdiſche Glaube war feindſelig und engherzig und für das auserwählte Volk berechnet, und des Chriſtenthums Kern zu faſſen, war ihm verſagt. Aber im Judenthum wie im Chriſtenthum lagen Momente, die ihn näher anſprachen und ergriffen; namentlich der ſtrenge Monotheismus des erſteren, und des zwei-

ter Zuversicht, über die ganze Welt verbreitet zu werden. Beide Momente zu vereinigen, sie aus dem Geiste und der Phantasie des Morgenlandes neu hervorgehen zu lassen, so daß sie den orientalischen Völkern nicht mehr fremd und getrennt gegenüberständen, sondern in ihrem Innern entsprechende Saiten berührten, war sein großer Gedanke. Ob aber sein ganzes Schaffen die klare, ihrer selbst und der Mittel bewußte, reflectirende Thätigkeit war, oder das Wirken des Genius, der an den Wendepunkten der Geschichte seine Werkzeuge mit unbewußter Begeisterung erfüllt und sie das belebende Wort für neue Gestaltungen finden läßt, wer vermag das jetzt zu entscheiden? Nur darf er keinesfalls für einen gemeinen Betrüger gehalten werden; um so weniger, da sein Körper ekstatischen Anfällen ausgesetzt war und ihn öfter in visionäre Zustände versenkte.

Bald wurde Mohammed in seiner Einsamkeit von den Schöpfungen seines Geistes so hingerissen, daß er nicht mehr sein eigenes Ich, sondern die Gottheit selbst in seinem Innern wirken fühlte. Daher es uns nicht auffallen kann, wenn der feurige Araber sich nun überall von Wundern umringt gesehen haben soll. Himmlische Erscheinungen boten sich nämlich seiner Phantasie dar, die er bei seiner Rückkehr nach der Stadt den Hausgenossen wiedererzählte, welche ihn deßhalb mit Bewunderung und Ehrfurcht betrachteten. Was er selbst gesagt hat, kann nicht mehr mit Sicherheit ausgemittelt werden; nach seinem Tode aber wurden so viel Wunderdinge erzählt, daß seine ganze Lebensgeschichte dadurch mit seltsamen Mährchen verbrämt worden ist.

Es ist nur Ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet; dies war der Hauptsatz und die einzige Grundlage der neuen Lehre, mit der er zuerst im fünfundvierzigsten Lebensjahre (614) öffentlich hervortrat. Des Propheten Weib Khadidscha, sein Sklave Zeid, sein Vetter Ali, sein nachmaliger Schwiegervater Abu-Bekr, ein Verwandter der Khadidscha, Waraca, der bisher ein Anhänger des Christenthums gewesen war, gehörten unter die ersten Gläubigen; doch blieben ihrer noch lange Zeit nur sehr wenige, und nur sehr allmählig schritten die Bekehrungen aus der Stille des häuslichen Kreises hervor. Denn als Mohammed zuerst öffentlich auftrat und die ihm gewordenen Offenbarungen verkündete, wurde er verlacht. Da indeß seine näheren Verwandten, und besonders der sehr geachtete Abu-Bekr, mit hohem Ernste von seiner göttlichen Sendung sprachen, ward doch Einer nach dem Andern aufmerksam und drängte sich, die neue Botschaft zu hören. Als

dies die Spätter sahen, wurden sie besorgt, Mohammed möchte sich durch seinen Anhang wohl über sie erheben wollen; und diese Eifersucht schwoll bald zum grimmigsten Hasse an. Seinen Anhängern rieth er nach Abyssinien zu flüchten; er selbst mußte sich mehrmals aus Mekka entfernen; seinen Oheim Abu Tâlib, sein Weib Khadidscha verlor er durch den Tod. Zwar nahm sein Anhang besonders in den Nachbarstädten zu; zumal in Medinah, dessen Einwohner seit alter Zeit den Mekkanern feindlich gesinnt waren, fand er gläubige Verehrer. Dennoch war seine Lage fast verzweifelt. Damals war es, daß er auf geflügeltem Rosse zum Tempel in Jerusalem enthoben und durch sieben Himmel vor den Thron Gottes entrückt zu sein glaubte, wo er mit neuer Kraft ausgestattet ward und in der Anerkennung der Engel und des Herrn neuen Muth fand. Seine Feinde in der Vaterstadt, an deren Spitze bald ein Zweig des koreischitischen Stammes, die Nachkommen von Ommayyah, traten, wurden durch den Beifall, den er bei ihren Gegnern in Medinah gefunden, nur noch mehr gereizt und brachten es endlich dahin, daß er sich entschloß, Mekka wieder verlassen. Er flüchtete mit Abu Bekr unter den schwersten Gefahren; eine Höhle, in die er sich zurückzog, verbarg ihn dem Auge der nachsetzenden Feinde; wie die spätere Sage erzählt durch ein Wunder, indem Gott selber eine Spinne vor dem Eingang ihr Netz weben und Tauben ihr Nest bauen hieß. Er begab sich nach Medinah. Alsbald aber führte er seine dortigen Anhänger in kriegerischen Zügen gegen seine Feinde; und so erscheint er dergestalt nunmehr als Feldherr eines kleinen Heeres, das seinen Lehren und Verkündigungen, womit er fortfuhr, ein immer geneigteres Ohr lieh. Das Jahr seiner Flucht aus Mekka (622) ist daher die eigentliche Epoche seiner Religionsstiftung, und deßhalb haben seine Anhänger dieses Jahr für würdig gehalten, eine neue Zeitrechnung zu eröffnen. Noch jetzt rechnen sie nach dem Jahre des Rückzuges (arabisch Hedschra), wie wir nach Jahren von Christi Geburt. Die Jahre der Hedschra sind Mondjahre von 354 Tagen.

Sobald die neue Glaubensgenossenschaft die Gestalt eines herumziehenden Kriegerhaufens angenommen hatte, stieß ein arabischer Stamm nach dem andern mit seinen Kameelen und Pferden dazu. Mohammed theilte redlich sein Eigenthum wie seine Beute, übte Ordnung und Gerechtigkeit, hielt die Disciplin durch religiöse Vorschriften aufrecht, z. B. durch das Verbot des Weintrinkens, und wußte seine eigene Begeisterung, durch Kriegsglück unterstützt und mit dichterischer Wortfülle ausgesprochen, auf seine Schaaren zu übertragen. Aber mit seinen Geg-

nern in Mekka war er noch immer nicht im Stande, sich zu messen. Sie belagerten ihn in Medinah, verhinderten ihn in den Friedensmonaten nach Mekka zu ziehen und suchten, als das nicht gelang, ihm durch einen ungünstigen Vertrag die Hände zu binden. Endlich (630), als fast das ganze übrige Arabien unterworfen war und ihn anerkannte, ward es ihm möglich, den entscheidenden Schlag gegen Mekka zu thun. Es fiel unter seinen Streichen, und die Bewohner desselben folgten fortan, wie alle Bezwungene, als Freunde seinem Heere. Im neunten Jahre nach der Flucht rückte er mit dreißigtausend Mann an die Grenze des byzantinischen Reiches, nachdem er schon vorher den persischen König und den Kaiser Heraklius eingeladen hatte, seinen Glauben anzunehmen. Da überkam ihn der Tod in seinem dreiundsechzigsten Jahre (632); er starb in der Ueberzeugung, von einer Jüdin, die seine Feinde gewonnen hatten, Gift erhalten zu haben. Sein Sarg wird noch heut in der Moschee von Medinah gezeigt, und von manchem gläubigen Pilger besucht.

17. Der Islam.

Die Araber nennen ihre Religion Islam (gläubige Ergebung in den göttlichen Willen), und Alle, die sich zu derselben bekennen, Moslemin (Gläubige) *). Die schriftliche Urkunde des Islam ist der Koran, d. i. Anthologie, eine Sammlung derjenigen Aussprüche des Propheten, die als das Wort Gottes gelten. Wie viel von diesem Buche bei Mohammed's Lebzeiten entworfen sei, läßt sich nicht mehr bestimmen. Mohammed selber hatte, so wie die meisten Araber seiner Zeit, weder lesen noch schreiben gelernt. Zwar haben die Moslemin eine Tradition, die also lautet: Zuerst sei der Engel Gabriel dem Mohammed in einer Höhle bei Mekka erschienen, und habe ihm gesagt: „Gott hat dich zu seinem Propheten erkoren, siehe hier diese Schrift!" Er aber habe geantwortet, „er könne nicht lesen." Da habe ihn der Engel ergriffen, und ihn dreimal zur Erde geworfen, und danach habe er lesen können. Ob er aber auch das Schreiben nach dieser Methode gelernt habe, wird nicht berichtet; die Tradition sagt nur, daß derselbe Engel ihm die Lehren des

*) Das deutsche Muselmann kommt von dem persischen Worte Musulman her, welches dasselbe bedeutet.

Koran in einzelnen Bruchſtücken innerhalb dreiundzwanzig Jahren eingegeben habe. Daraus folgt jedoch nicht, daß bereits zu Lebzeiten Mohammed's der Inhalt und die Form des Koran, wie wir ihn in Händen haben, in Geltung geweſen oder auch nur von dem Propheten angeordnet wäre; es iſt dies ſchon deßhalb unmöglich, weil eben keine Ordnung weder nach der Chronologie noch nach dem Inhalte in dem Buche exiſtirt, weil einzelne Ausſprüche ſich gegenſeitig beſchränken oder aufheben. Allerdings ließ er Alles, was er als Offenbarung des Engels Gabriel ausgab, auf Leder, Stein oder Palmblätter niederſchreiben; aber die chaotiſche Zuſammenſtellung, die wir beſitzen, rührt her aus der Zeit nach ſeinem Tode, wo die Redactionen des Koran ziemlich unkritiſch vorgenommen wurden *).

Abu-Bekr, Mohammed's Nachfolger, ließ die aufbewahrten Ausſprüche Mohammed's ſammeln, und Othman ſpäterhin die Handſchriften reinigen und vergleichen. Die Moslemin hegen eine ſo heilige Ehrfurcht für dieſes Buch und ihr Vertrauen zu ſeiner Göttlichkeit geht ſo weit, daß ſie häufig einen aufgeſchriebenen Spruch deſſelben als einen Talisman tragen, oder in Gefahren wie eine Zauberformel zwiſchen den Zähnen murmeln. Unter den Lehren und Ausſprüchen des Koran finden ſich viele, die aus der Bibel entlehnt ſind. Er iſt übrigens im beſten Arabiſch geſchrieben und hat herrliche, wahrhaft poetiſche Stellen. Dieſe dichteriſche Hülle, in welcher der Islam auftrat, trug nicht wenig zu ſeiner raſchen Verbreitung unter den Arabern bei, deren Ohr und Gemüth der Poeſie und dem Glanze der Rede ſtets offen und zugänglich waren. Der Koran zerfällt in zwei Haupttheile, einen dogmatiſchen und einen moraliſchen, und jeder iſt dann wieder in Abſchnitte (Arabiſch Suren) und Verſe, wie unſere Bibel, abgetheilt. In Allem ſoll er 77,639 Wörter und 323,015 Buchſtaben enthalten. Eine zweite, obwohl dem Koran an Rang nachſtehende Quelle der ismaelitiſchen Geſetzgebung ſowohl der religiöſen als der juridiſchen, iſt die Suna, oder die mündliche Tradition, die indeß gleichfalls ſchon früh niedergeſchrieben ſein mag.

Es war keineswegs Mohammed's Abſicht, ſeine Lehre von der Wurzel der Vorwelt und des Beſtehenden gänzlich loszureißen. Um die Chriſten und Juden für ſich zu gewinnen, bezeichnete er den Islam als eine Vollendung dieſer Religionen, deren Offenbarungen er nicht ver-

*) Muir a. a. O. folgt den ſehr ſorgfältigen Unterſuchungen von Weil; nur in einigen unweſentlichen Punkten weicht er ab, wie z. B. darin, daß Theile der Offenbarungen des Propheten verloren ſeien.

warf; nur stellte er die seinige als eine höhere und vollkommenere dar. Daher sind ihm Moses und Christus göttliche und große Seher für ihre Zeiten; er aber ist der letzte und größte aller Propheten, den Gott erwählt hat, den alten Glauben Abraham's wieder auf der Erde einzuführen, die bestehenden Religionen aber abzuschaffen. Die äußeren Pflichten, die der Islam den Gläubigen auflegt, bestehen in Beten, Fasten während des Monats Ramadan (in welchem der Koran zur Erde gekommen), und Almosengeben. „Beten", sagt der Koran in seiner Bildersprache, „führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang zum Himmel, und Almosen eröffnen die Thür." Täglich sind fünf Gebete angeordnet, deren jedem eine Reinigung vorangehen muß, und die der Moslem sprechen soll, das Antlitz nach der Himmelsgegend, in der Mekka liegt, gerichtet. Die Zeiten des Gebets verkündet der Rufer von den Minarets (Thürmen) der Moscheen, in welchen an jedem Freitage (dem heiligen Tage der Mohammedaner) ein gemeinschaftlicher Gottesdienst Statt findet. Außerdem ist es Pflicht jedes Moslem, einmal in seinem Leben nach Mekka, der Geburtsstadt des Propheten, und zur Kaaba, die von den Idolen gereinigt worden war, zu wallfahrten, insofern er dazu vermögend ist, und sich des Weines zu enthalten. Die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches sind vom Judenthume herübergenommene Satzungen. Vielweiberei wird nicht verboten, aber auf die Erlaubniß, vier Weiber zu haben, beschränkt.

Die Sittenlehre des Islam schärft Gerechtigkeit als die Haupttugend aller Menschen ein; Mord, Ehebruch, Diebstahl und Betrug werden als verabscheuungswürdige Verbrechen bezeichnet, jeder heftige Ausbruch der Leidenschaften als schädlich untersagt. Die Schicksale der Menschen sind durch einen ewigen Rathschluß, den nichts zu ändern vermag, vorherbestimmt. Daher jene oft bewundernswerthe, oft stumpfsinnige Todesverachtung der Moslemin, die ein so mächtiger Hebel für die Ausbreitung des Islam geworden ist. Nach der dereinstigen Auferstehung der Todten harrt der Guten ewiger Lohn, der Bösen ewige Strafe. Bei der Schilderung der Freuden des Paradieses ist keine der Farben gespart, die der Sinnlichkeit des Orientalen schmeicheln können. Da sind Gärten voll schattenreicher Bäume, welche die köstlichsten Früchte tragen, von anmuthigen Bächen durchströmt und erfrischenden Winden gekühlt. Zweiundsiebzig der schönsten Jungfrauen, deren Jugend nie verblüht, werden jedem Gläubigen zu Theil. Doch ist auch von einem

für die Heiligen und Märtyrer bestimmten Anschauen Gottes die Rede, wogegen jede andere Glückseligkeit weit zurücktreten soll.

Von der Zeit an, wo Mohammed die Koreischiten mit dem Schwerte bekämpfte, verkündete er, daß der von ihm gelehrte Glaube auf gleiche Weise über den ganzen Erdkreis verbreitet werden müsse, und der heilige Krieg ward eine der ersten Pflichten der Gläubigen. Wer sich freiwillig zum Islam bekenne, solle in alle Rechte der Moslemin treten; alle Götzendiener, die dies weigerten, ausgerottet werden; den Christen und Juden, später auch Bekennern der persischen Religion, sollte jedoch gestattet sein, bei ihrem Glauben zu verharren, wenn sie die Moslemin als ihre Oberherren erkennen und ihnen zinspflichtig werden wollten. Um zu jenem Kampfe anzufeuern und zu begeistern, sind der Koran und die anderen Ueberlieferungen voll von dem Preise der Streiter Gottes und von überschwenglichen Verheißungen für sie. Es heißt unter Anderm*): „Krieg für das Vaterland ist mehr als das fünfmalige Beten. Er ist nach dem Glauben die verdienstlichste Handlung; mehr als das Aufrufen zum Gebet, mehr als Wasser zu reichen dem Pilgrim; im Auge des Höchsten der Handlungen angenehmste, schönste, des Islam's oberste Höhe, zugänglich nur den Vortrefflichen." — Dem Krieger ist Verdienst, sobald einmal sein Pferd auf der Wiese sich dreht." — „Besser zu führen den heiligen Krieg, als daß ihr siebzig Jahre betet im Hause. Was wollt ihr? Vergebung und Paradies. Das ist der Weg. Wer auch nur so lange kämpft, als das säugende Kameel aussetzt, um Athem zu schöpfen, dem ist das Paradies erworben." — „Der Herr zürnt den Kriegern nur, wenn er dem Propheten zürnt und seinen Gesandten; er höret sie, wie er das Flehen des Propheten und seiner Gesandten vernimmt." — „Dessen Füße bestaubt werden in den Schlachten des Herrn, wird am Tage des großen Gerichts weiter sein von den Orten der Qual, als der Weg, welchen der schnellste Reiter in tausend Jahren zurücklegen könnte." — „Der Staub der Wege Gottes ist am Tage des großen Gerichts die glanzvollste Schminke des Antlitzes."

Diese Vorschriften und Aufmunterungen waren von einem so guten Erfolge begleitet, daß schon im nächsten Jahrhundert nach dem Propheten seine Lehre von den Grenzen Indien's bis an das Atlantische Meer verbreitet war. Die Gründe dieser reißenden Fortschritte sind

*) Die Posaune des heiligen Krieges aus dem Munde Mohammed's, Sohns Abdallah des Propheten, herausgegeben durch Johann v. Müller.

einmal in der Macht religiöser Begeisterung zu suchen, sowie in der kriegerischen Ueberlegenheit der Araber, nachdem ihre bisher gegen einander zersplitterten Kräfte vereint waren, und in der Gewalt, die das einmal rasch fortströmende Glück auf die Gemüther übt; ferner aber bei den Heiden in der im Innersten der menschlichen Natur ruhenden Ahnung von der Einheit Gottes, und bei den morgenländischen Christen in der herrschenden Erschlaffung, welche sie dem ihren natürlichen Richtungen angemessenen Principe schnell wieder beitreten ließ. Auch stießen die Araber weithin auf kein in der Blüthe seiner Kraft stehendes Reich. Bekanntlich zählt der Islam unter seine Anhänger bis auf den heutigen Tag nicht blos die Araber, sondern auch die Türken, die Perser, die Mongolen, die Mauren uno viele andere Nationen in Asien und Afrika, gewiß zusammen nicht weniger Menschen, als das Christenthum auf der ganzen Erde Bekenner hat. Und man kann nicht läugnen, daß die Ausbreitung und Annahme des Islam für die Völker des Orients ein Fortschritt war. Sie haben die Vorstellung eines erhabenen, mächtigen Gottes, den Glauben an ein zukünftiges Leben und eine reinere Moral erhalten, deren Vorschriften ohne die Unterlage dieser Religion niemals Kraft über ihren Willen gewonnen haben würden.

Das Reich der Araber erstreckte sich bald vom Ebro bis zum Indus und verband alle ihm unterworfene Stämme durch eine Sprache, einen großartigen Verkehr, der, noch weit über die Grenzen des ungeheuren Staates hinausgehend, von Sudan, den Ländern des Niger, bis an den Schnee des Hindukusch, ja bis nach Ceylon und in das Innere China's reichte; endlich durch allgemein geltende politische Institutionen Es war in orientalischer Weise entstanden und wurde in orientalischer Weise beherrscht, in scharfem Gegensatze zu den Ländern des Abendlandes, wo das Leben in kleine eigenthümliche Kreise auseinandergerissen ward und in vollkommen selbständige Punkte zu zerspringen drohte.

So lange die erste Begeisterung vorhielt, haben die Staaten des Islam eine schöne, wenn gleich kurze Blüthe getrieben. Die Charaktere zeigen in dem festen Bewußtsein der absoluten Vorherbestimmung eine Stärke, eine Tapferkeit für die Idee ihrer Religion, eine Ritterlichkeit und Großmuth, wie sie nur der Befreiung von allen untergeordneten Interessen verdankt wird. Aber die Einfachheit und fertige Abgeschlossenheit dieser Lehre, welche die rasche Verbreitung derselben vor allem befördert hatten, konnten es zu keiner tieferen und geistig reicheren, inneren Freiheit des Menschen bringen als zur Schreckenlosigkeit, und haben darum bald Hochmuth,

Selbſtzufriedenheit und Eigendünkel in ihrem Gefolge gehabt, die zu ſchneller Erſtarrung führen mußten und führten. Es lagen eigentlich keine Motive des Fortſchritts in der Lehre ſelbſt, und die weitere Geſchichte, nachdem der erſte Glanz vorüber war und die Eroberungen ſtill ſtanden, iſt nur ausgegangen vom Streit um die Nachfolge des Propheten, von kirchlichen Secten, welche zum Theil die aufgenommene Wiſſenſchaft der unterworfenen Länder erzeugte, von Statthaltern, die eigene Dynaſtien gründeten, und wird daher bald nach dem zweiten Jahrhundert der Hedſchra langweilig, ermüdend und widerwärtig. Hiezu kommt, daß der Koran, weil er zugleich als einziges bürgerliches Geſetzbuch angeſehen wurde, ein Hinderniß für die politiſche Entwickelung der Mohammedaner ward; ebenſo, daß er durch ſeine Nöthigung, den Islam auf alle Weiſe auszubreiten, und weil das, was für die nomadiſchen Völker Arabien's angemeſſen war, auf alle Staaten und Zeiten übertragen wurde, den Despotismus bei ſeinen Bekennern dauernd gemacht hat. Der unendliche Inhalt des Chriſtenthums dagegen hat mittelſt der Selbſtverläugnung und Demuth ſeine Bekenner vor jenem ſich genügenden Stillſtehen bewahrt; und das Feſthalten an der geiſtigen Freiheit hat die wilde Ausgelaſſenheit des Fleiſches verhindert, die dem Araber allein das Beſondere und Mannichfaltige neben dem ganz allgemeinen und darum todten Inhalt ſeiner Lehre iſt. So hat denn der Orient den chriſtlichen Völkern doch wieder die weitere Pflege der Bildung überlaſſen müſſen, und was ſeit den Jahrhunderten der Kreuzzüge als lebendiger Fortſchritt bezeichnet werden muß, iſt nur innerhalb ihres Kreiſes zu finden.

---

18. Die Chalifen bis auf den Sturz der Ommayyaden.

(632—750.)

Mohammed hatte keinen Sohn hinterlaſſen, der ihm in ſeiner Würde und Herrſchaft hätte folgen können; die nächſten und gegründetſten Anſprüche hatte Ali, ſein Vetter, der Gemahl ſeiner geliebteſten Tochter Fatime, als Dichter und Krieger ausgezeichnet; aber die Eiferſucht gegen die Haſchemiden, die jetzt wieder hervorbrach, trug über Ali's Verdienſte den Sieg davon, und Abu-Bekr, Mohammed's Schwiegervater,

ward der erste Chalif, d. i. Nachfolger oder Stellvertreter (des Propheten). Er starb schon nach zwei Jahren; Omar, der ihm in der höchsten Würde folgte, und den Titel Emir al Mumenin (Fürst der Gläubigen) annahm, ward 644 von einem persischen Sklaven in der Moschee von Medinah ermordet; der dritte Chalif, Othman, fiel 656 als Opfer einer Empörung. Jetzt erst gelangte Ali zum Chalifat.

Der Prophet war im Laufe seiner Eroberungen, die sich zuletzt über die ganze Halbinsel erstreckt hatten, nur durch den Tod gehemmt worden. Unmittelbar nach seinem Tode ergoß sich der gewaltige Strom über die Grenzen Arabien's, und überfluthete unaufhaltsam das zunächst gelegene Asien und Afrika. Feldherren von Geist und Kraft führten die unwiderstehlichen Heere der Gläubigen; Khaled, das Schwert Gottes genannt, und Amru sind die berühmtesten unter ihnen. Die Griechen brachten ein großes Landheer zusammen; die Schlacht bei Yermuk in Syrien vernichtete es (636). Nachdem Jerusalem und Antiochia gefallen waren, gehorchte ganz Syrien und Palästina den Siegern. In Aegypten kam es den Moslemin besonders zu Statten, daß die eigentlichen Eingebornen, die Kopten, als Monophysiten, von der byzantinischen Regierung verfolgt und hart gedrückt, sich gern mit ihnen verstanden, und Glaubensfreiheit gegen Zahlung einer Kopfsteuer erhielten. Man erzählt, daß Amru, als Alexandria (640) in seinen Händen war, bei Omar angefragt habe, was er mit der dortigen großen Bücherſammlung anfangen solle, und von dem Chalifen sei der Befehl gekommen, sie zu vertilgen; „denn", habe er gesagt, „entweder stehe in diesen Schriften das, was im Koran enthalten sei, und dann seien sie überflüssig, oder etwas Anderes, und dann seien sie gottlos." So habe man denn mehrere Wochen lang mit den classischen Werken des Alterthums die öffentlichen Bäder geheizt. Diese Geschichte wird erst von späteren Schriftstellern berichtet, und ist daher nicht ohne Grund bezweifelt worden; auch kann von der alten Bibliothek der Ptolemäer nach dem Brande des Serapeum's unter Theodosius wenig mehr vorhanden gewesen sein; doch widerspricht die Sage dem Charakter Omar's nicht, von dem mehrere ähnliche Züge, die seine Verachtung höherer Cultur bezeichnen, aufbewahrt sind.

Während hier der byzantinischen Herrschaft so weitläufige und wichtige Länder entrissen wurden, ward zugleich einem andern Reiche ein gänzliches Ende gemacht. Jezdedgerd III., seit 632 König von Persien, suchte den wankenden Thron vergebens zu befestigen. Nachdem von den Arabern durch die Schlacht bei Kadesia (636) zunächst die Euphratgegend

unterworfen, dann (637) auch der Tigris überſchritten und das ſchätzereiche Kteſiphon erobert war, wurde 642 bei Nahavend die letzte entſcheidende Schlacht gekämpft, welche die Herrſchaft der Saſſaniden ſtürzte; neun Jahre darauf fand Jezdedgerd, der letzte Fürſt dieſes Stammes, ſeinen Untergang.

Alle dieſe Eroberungen, dieſe Reihe glänzender Siege, waren die Frucht des erſten Aufloderns der Begeiſterung, einer unwiderſtehlichen Heldenkraft, die ihr Leben freudig an die Erreichung des einen Zieles ſetzte. Der Geiſt, der die Araber beſeelte, iſt ſehr bezeichnend ausgeſprochen in einer Botſchaft des Feldherrn Abu Obeidah an die in Jeruſalem von ihm belagerten Chriſten. „Wir verlangen von euch," lautete ſie, „zu bekennen, daß nur Ein Gott und Mohammed ſein Apoſtel iſt, und daß ein Tag des Gerichts ſein wird, da Gott die Todten aus ihren Gräbern erwecken will. Wenn ihr ſolches Zeugniß ablegt, ſo iſt es uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergießen, oder uns an eurem Hab und Gut oder Kindern zu vergreifen. Wollt ihr dieſes ausſchlagen, ſo bewilliget Tribut zu bezahlen und uns unterwürfig zu ſein; ſonſt will ich Leute wider euch bringen, denen der Tod ſüßer iſt, als euch der Wein und das Schweinefleiſch." Damals lebte jene Mäßigkeit, jene Verachtung des Genuſſes unter den Arabern, die der Herrſchaft um ſo ſicherer iſt, weil die Frucht der Herrſchaft den Sieger noch nicht verlockt hat, ſich ſelbſt zu verlieren. Abu-Bekr vertheilte an jedem Freitage, nachdem er etwas ſehr Geringes für ſich genommen, den Reſt der Einkünfte unter die Würdigſten und Dürftigſten; und Omar, der die in Kteſiphon erbeuteten, wunderbar prächtigen und koſtbaren Schätze gleichgültig verſchenkte, genoß nur Gerſtenbrot und Datteln.

Unter Ali (ſeit 656) ſtanden die Eroberungen ſtill. Kaum hatte dieſer durch Milde und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Chalif den Thron beſtiegen, ſo ſuchten ſeine Feinde ihn auch ſchon zu ſtürzen. Der Statthalter von Syrien, Moawijah, aus jenem dem Propheten urſprünglich ſo feindſeligen Hauſe Ommayyah, ſtand als Gegenchalif auf, und nachdem ſich Amru zu ihm geſellt, war ſein Anhang der ſtärkere. Nach einer fünfjährigen unruhevollen Regierung ward Ali von einem Schwärmer ermordet (661). Das Haus Ommayyah kam nun auf den Thron, und mit ihm begann eine heftige Spaltung unter den Mohammedanern. Die Anhänger Ali's erkannten die Ommayyaden nicht an; in ihren Augen waren und ſind ſie und alle ihre Nachfolger eben ſo wenig echte Chalifen, als die drei erſten, da dieſe Würde ſchon nach dem

Tode des Propheten nur dem Ali hätte zufallen müssen. Bis auf den heutigen Tag dauert diese Parteiung fort; zu den Aliten, von ihren Gegnern Schiiten (d. i. eine verächtliche Secte) genannt, gehören die Perser, in deren Ländern Ali gleich zu Anfang viele Anhänger zählte; zu den Suniten (weil sie die Suna annehmen) die Türken.

Die Ommayyaden, die wegen des Hasses, den sie bei den eigentlichen Arabern fanden, ihren Sitz nach Damaskus verlegten, setzten die Eroberungen wieder fort, und damit das griechische Reich im Mittelpunkte seiner Macht angegriffen werden könnte, ward eine Seemacht geschaffen. Um für den Seekrieg, an den die Araber nicht gewöhnt waren, zu befeuern, werden die Verdienste desselben in den heiligen Ueberlieferungen noch weit über den Landkrieg erhoben, „Wer zur See nur den Kopf umdreht," heißt es, „hat so viel Verdienst, als wer zu Lande sich in seinem Blute wälzt; und „Eine glückliche Seeschlacht ist gleich zehn Siegen zu Lande." Doch setzten die Griechen den Arabern tapferen Widerstand entgegen, und besonders hinderte diese das griechische Feuer an weiteren Fortschritten; dafür aber wandten sie ihr Augenmerk nach dem entfernteren Westen, und bis zum Anfange des achten Jahrhunderts war mit Hülfe der Mauren die ganze nördliche Küste von Afrika, bis an das Atlantische Meer hin, dem Chalifat einverleibt. Von hier aus bahnten sich denn auch die Araber, unter dem sechsten ommayyadischen Chalifen, Walid I. (705—715), den Weg nach Spanien, wo die damaligen inneren Verwirrungen und Zerwürfnisse des westgothischen Reiches ihnen ein leichtes Spiel bereiteten.

Es war eben auf den westgothischen König, Witiza, Roderich in der Regierung gefolgt (710); da forderten die ausgeschlossenen Söhne des ersteren, in Verbindung mit dem Erzbischofe Oppas von Sevilla, ihrem Oheim, und dem Grafen Julian, welcher in Septum, dem heutigen Ceuta, befehligte, den arabischen Statthalter von Afrika, Musa, aus Rachbegierde auf, ins Land zu kommen. Dieser ließ sich nicht lange erwarten. Sein Feldherr Tarek kam zuerst und siegte im zweiundneunzigsten Jahre der Hedschra (711) in der neuntägigen Schlacht bei Xerez de la Frontera; Roderich fiel, und Spanien's Schicksal war entschieden. Musa selbst vollendete die Eroberung des Landes, bis auf die nordwestlichsten Gebirgsstriche, wohin sich die kühnsten unter den Westgothen, denen das fremde Joch unerträglich war, zurückzogen. Dann drangen die Araber neben ihnen über die Pyrenäen nach Frankreich hinüber (720),

und überſchwemmten die ſüdlichen Gegenden, bis an die Rhone und gegen Tours, wo endlich Karl Martell (unten Abſchn. 22). ihren Fortſchritten ein Ziel ſetzte (732), und durch eine furchtbare Schlacht ſie nöthigte, über die Pyrenäen zurückzukehren. Faſt gleichzeitig mit dieſer weſtlichen Ausbreitung der Araber wurden im Oſten Chowaresm und Samarkand jenſeits des Gihon von ihnen erobert, bis zu den Bergen, welche Taſchkent umgeben; nur die nördlichen Ebenen blieben den Türken. Das Chalifat erſtreckte ſich dergeſtalt über zweihundert Tagereiſen von Oſten nach Weſten, von der Grenze der Tatarei und Indien's bis an das Atlantiſche Meer.

Aber mit dieſer ungeheuren Ausdehnung des Reiches wuchs die Schwierigkeit, es als ein Ganzes zuſammenzuhalten, und fortdauernde innere Unruhen begannen die Feſtigkeit der Herrſchaft zu untergraben. Bald ſtellte ſich dann, um dieſe zu zügeln, der wilde orientaliſche Despotismus ein, mit blutigen Thronrevolutionen und Erſchütterungen in ſeinem Gefolge. Die Statthalter in den Provinzen erlaubten ſich große Erpreſſungen. Die ungemeine Mäßigkeit und patriarchale Einfachheit der früheren Chalifen verſchwand; an ihre Stelle traten Prachtliebe, Verſchwendung und Weichlichkeit. Trotz ihrer großen Eroberungen und ihrer Wirkſamkeit für die Ausbreitung des Islam gewannen die Ommayyaden die Meinung nicht allgemein für ſich: ihr Stamm war der letzte geweſen, der den Propheten anerkannt, und hatte dennoch die Haſchemiden vom Throne verdrängt, die ein viel näheres Recht darauf beſaßen. Endlich erſchien denn auch die Stunde der Vergeltung. Das zu den Haſchemiden gehörende Geſchlecht der Abbaſſiden, das von einem Oheime des Propheten abſtammte, benutzte innere Unruhen im Reiche, erhob ſich gegen Mervan II., den dreizehnten Chalifen aus dem Hauſe der Ommayyaden, beſiegte ihn, und machte der Herrſchaft dieſes Geſchlechts ein Ende (750). Die Ommayyaden wurden mit ſo ſchonungsloſer Grauſamkeit verfolgt und getödtet, daß ſelbſt der ſäugenden Kinder nicht geſchont ward; und Abul Abbas, der erſte abbaſſidiſche Chalif, erhielt daher den Beinamen el Saffah (der Blutvergießer). Doch entrann ein Ommayyade, Abderahman, dem ſchrecklichen Blutbade und floh nach Afrika. Eine Anzahl arabiſcher Häuptlinge in Spanien, welche die Abbaſſiden als Anmaßer betrachteten, ſandten zu ihm, und trugen ihm die Herrſchaft über Spanien an. Abderahman folgte dem Rufe, ging nach der Halbinſel hinüber (755), ſchlug den abbaſſidiſchen Statthalter und ſtiftete ein abgeſondertes Chalifat, zu deſſen Sitz er Cordova machte, und das nie wieder mit dem arabiſchen Reich vereinigt

ward. So war denn Spanien, das am meisten vorspringende Glied dieses Reiches, auch die erste Provinz, die das Beispiel der Loslösung von der Herrschaft des Chalifen in Asien gab. Wie häufig dies in der Folge Nachahmung fand, wird der nächste Zeitraum lehren.

---

19. Bedrängnisse des byzantinischen Reiches.

Einen gefährlicheren Stoß konnte das griechische Reich nicht erleiden, als durch die tapferen, mit entflammter Begeisterung kämpfenden Araber. Heraklius schien alle früher bewiesene Kraft gegen diese Feinde verloren zu haben. neue theologische Streitfragen nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Einige monophysitische Häupter hatten ihm während seiner Feldzüge Hoffnung gemacht, daß ihre Partei sich wieder mit der orthodoxen Kirche vereinigen würde, wenn man sich nur zu der Lehre verstehen wolle, daß in Christo, trotz der zwei Naturen, nur Ein Wille gewesen sei. Heraklius gewann in der That die Patriarchen von Constantinopel, Alexandria und Antiochia dafür, und es schien Alles einen trefflichen Fortgang zu haben, als sich ein fanatischer Mönch, Sophronius, welcher Patriarch von Jerusalem geworden war, erhob, die Monotheleten (d. i die Anhänger von Einem Willen) verdammte, und dadurch wieder eine allgemeine Spaltung und einen heftigen Kampf erregte. Die Versöhnungsversuche des Heraklius und seiner Nachfolger blieben fruchtlos, da auch die römischen Bischöfe sich widersetzten und die darüber erlassenen kaiserlichen Verordnungen mit dem Anathema belegten.

Indeß entrissen die Araber dem Reiche eine Provinz nach der andern. Wir haben schon erwähnt, wie ihnen Syrien, Palästina, Aegypten und Nordafrika in die Hände fielen. Dazu waren die kleinasiatischen Länder und die Inseln des Archipelagus ihren Plünderungen und Streifzügen ausgesetzt, und im Jahre 668 erschienen sie vor Constantinopel. In diesem und noch sechs folgenden Jahren (bis 675) landeten sie wiederholt in der Nähe der Hauptstadt und griffen dieselbe häufig an, ohne sie erobern zu können. Auch theilte um diese Zeit eine Grieche aus Syrien, Kallinikus, dem Kaiser Constantin IV. eine glückliche Erfindung mit. Es war eine Mischung leicht entzündlicher Stoffe (Naphta und Schwefel gehören dazu), die man bald in Gefäßen oder Röhren,

auch in eigenen Brandschiffen unter die feindliche Flotte warf, bald mit Flachs verbunden um Pfeile und Wurfspieße wand, um Alles, was man damit traf, in Brand zu stecken. Dieses Zerstörungsmittel, Seefeuer, später griechisches Feuer genannt, soll die außerordentlichsten Wirkungen hervorgebracht haben. Es brannte unter dem Wasser fort, und konnte nur mit Urin und Sand gedämpft werden. Das Zerplatzen desselben, welches mit entsetzlicher Gewalt und starkem Knall und Dampf erfolgte, setzte die Araber in Furcht und Schrecken. Man verfolgte die erste Erfindung wohl absichtlich nicht, um das Geheimniß nicht unter zu Viele zu verbreiten, und deßhalb fehlt es uns auch jetzt an bestimmten Nachrichten über diese merkwürdige Zusammensetzung. Als in der Folge das Schießgewehr erfunden ward, gerieth sie ganz in Vergessenheit.

Zwar gelang es den Griechen das Jahr darauf (676), mit den Arabern einen dreißigjährigen Frieden zu schließen; aber sie mußten sich gegen eine geringe jährliche Zahlung, die der Chalif übernahm, zur Abtretung aller von den Saracenen eroberten Provinzen verstehen. Und doch brach der Krieg lange vor dem Ablauf der festgesetzten Zeit wieder aus; auch erschienen die furchtbaren Feinde 717 abermals vor Constantinopel, mußten aber im folgenden Jahre, nachdem sie an Mannschaft und Schiffen beträchtliche Einbuße erlitten, unverrichteter Sache wieder abziehen.

Um diese Zeit, wo die Macht der Avaren durch den Abfall mehrerer ihnen unterworfen gewesener Völker, namentlich der Czechen in Böhmen und der Moraver in Mähren, geschwächt war, versuchten auch die Bulgaren ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen und vertrieben glücklich die avarischen Besatzungen aus ihrem Lande; worauf sie denn bald ihre Raubzüge in die byzantinischen Provinzen erneuerten. Im Jahre 679 erhielten sie Tribut und ließen sich in dem eroberten Niedermösien nieder, welches von ihnen bis auf den heutigen Tag den Namen der Bulgarei führt. Dennoch wurden die griechischen Landschaften häufig von ihren Einfällen heimgesucht. Sie waren ein rohes Volk; Krieg, Jagd, Viehzucht und Pelzhandel waren lange ihre einzigen Beschäftigungen. Im neunten Jahrhundert nahmen sie das Christenthum an. Dies hatte auf ihre Bildung einen merklichen Einfluß; und allmählig erhob sich der Ackerbau und die Pflege des Weinstocks. Doch wurden nur die Sitten der höheren Stände verfeinert; der große Haufe blieb roh und schmutzig. Da in der Bulgarei sich früher Slaven angesiedelt hatten, so nahmen die Bulgaren mit der Zeit deren Sprache an, welche sie bis auf den heutigen Tag reden.

Es ſind aber die Slaven, nächſt den Germanen, der zweite große im Mittelalter hervortretende europäiſche Hauptſtamm, zu welchem die Ruſſen, Polen, Czechen, Sorben u. m. gehören. Andre ſlaviſche Völker ließen ſich im ſiebenten Jahrhundert zwiſchen der Donau und dem Adriatiſchen Meer nieder, und ſtifteten beſondere Staaten: Serbien, zu welchem Reiche noch Bosnien gehörte, Kroatien, Slavonien und Dalmatien. So wurde das byzantiniſche Reich auch von dieſer Seite immer mehr verkleinert.

Der Kaiſer Heraklius hatte zwei Söhne hinterlaſſen, Conſtantin III. und Herakleonas. Jener ſtarb ſchon im erſten Jahre (641), und da man deßhalb Verdacht auf ſeinen Halbbruder Herakleonas und deſſen Mutter Martina warf, ſo wurde auf Andringen des Heeres und auf Befehl des Senats jenem die Naſe, dieſer die Zunge ausgeſchnitten, und Beide ins Elend geſchickt. Es folgte der älteſte von Conſtantin's Söhnen, der zwölfjährige Conſtans II. Er täuſchte die guten Hoffnungen, die man anfangs von ihm gefaßt hatte, regierte mit ungerechter Härte, und ließ unter Anderm aus argwöhniſcher Furcht ſeinen eigenen Bruder tödten. Darauf that er einen Zug nach Italien, kämpfte unglücklich gegen die Langobarden, und begab ſich dann nach Sicilien, um dieſe Inſeln und die Küſten des Mittelmeeres vor den Arabern zu ſichern. Cypern und Rhodus waren ſchon ſeit 650 in ihrer Gewalt. Die Einwohner Sicilien's und Unteritalien's klagten aber, ſtatt ſich der Hülfe zu freuen, über den harten Druck der Steuern und der Aushebungen, wie ſie ihn ſeit langer Zeit nicht mehr gewohnt waren; denn der Kaiſer brauchte Geld und Leute für ſeine Flotte. Nach ſechsjährigem Aufenthalt in Syrakus wurde Conſtans von einem Diener mit dem Waſſereimer im Bade erſchlagen (668). Sein Sohn und Nachfolger, Conſtantin IV. der Bärtige (πωγωνάτος), fand gleichfalls nöthig, ſeinen beiden Brüdern die Naſen abzuſchneiden. Da die monotheletiſchen Streitigkeiten noch immer fortdauerten, ließ Conſtantin in der Hauptſtadt eine Kirchenverſammlung, die ſechſte ökumeniſche, halten, (680), wo die Lehre der Monotheleten als ketzeriſch verdammt, die von zwei Willen in Chriſto für rechtgläubig erklärt wurde. Der verfolgte Monotheletismus ſuchte im Libanon Schutz, deſſen Bewohner nunmehr eine eigene Secte bildeten, — nach ihrem erſten Patriarchen, Johannes Maro, Maroniten genannt — und ſich gegen die Befehlshaber der Kaiſer wie gegen die Araber zu behaupten ſuchten *)

*) Die Maroniten, deren Ueberreſte ſich bis auf den heutigen Tag im Liba-

Conſtantin IV. ſtarb im September 685, und hinterließ das Reich ſeinem älteſten Sohne Juſtinian II., der an wilder Grauſamkeit ſeine Vorgänger aus dem Geſchlechte des Heraklius noch weit hinter ſich zurückließ. Trotz der Kriege mit Bulgaren und Slaven, die er anfangs nicht ohne Glück führte, unternahm er die prächtigſten und koſtbarſten Bauten. Die Erpreſſungen, durch welche die Summen hiezu beigetrieben wurden, ſein gewaltthätiges Verfahren, die Habgier und Rohheit ſeiner Günſtlinge, brachten endlich das Volk gegen ihn auf. Es verbreitete ſich das Gerücht, der Kaiſer habe heimlich Befehl gegeben, eine Anzahl der Einwohner von Conſtantinopel in einer Nacht in ihren Häuſern zu überfallen und zu ermorden. Da trat Leontius, ein wackerer Feldherr, der drei Jahre lang im Gefängniſſe geweſen war und von ſeiner plötzlichen Befreiung nichts Gutes ahnte, von den Freunden ermahnt, an die Spitze des aufgeregten Volks und öffnete die Gefängniſſe, wo die würdigſten Hauptleute in Ketten ſchmachteten Der Patriarch eilte durch die dichten Haufen und feuerte ſie mit dem Ausrufe: „Dies iſt der Tag, den der Herr gemacht hat!“ zur Empörung an. Juſtinian ward gefangen; das Volk erhob ein wüthendes Geſchrei, und verlangte des Kaiſers Kopf, aber Leontius begnügte ſich, ihm bloß die Naſe und Zungenſpitze abſchneiden zu laſſen (woher er den Beinamen ῥινότμητος erhielt) und ihn ſo nach Cherſon auf der tauriſchen Halbinſel zu verbannen (695).

Nun war Leontius Kaiſer, aber drei Jahre nachher gewann ein anderer Feldherr, Apſimar, genannt Tiberius III., durch Hülfe des Heeres die Oberhand, bemächtigte ſich ſeiner, ſchnitt ihm gleichfalls die Naſe ab, und ſandte ihn in ein Kloſter nach Dalmatien (698). Tiberius regierte ſieben Jahre; da ward Juſtinian, der bei den Bulgaren Schutz gefunden hatte, durch Hülfe dieſes Volks wieder eingeſetzt (705). Von Cherſon war er zu Schiffe nach der Donau geſegelt; als er in die Mündungen einlaufen wollte, überfiel ein furchtbarer Sturm ſein Fahrzeug. „Seht, Kaiſer, wir verſinken,“ rief einer der Diener; „gelobt Gott, euren Widerſachern zu vergeben, wenn er euch rettet.“ — „So ſoll mich Gott in die Tiefe des Meeres verſenken, ſo ich auch nur Einem verzeihe,“ erwiederte jener. Er ließ Leontius und Tiberius in Ketten vor ſich führen, und ſetzte ihnen in der Rennbahn die Füße auf den Nacken, wo-

---

non erhalten haben, blieben Monotheleten, bis ſie ſich im zwölften Jahrhundert mit der römiſchen Kirche vereinigten. Doch ſtimmen ſie in ihren Gebräuchen mehr mit den Griechen überein.

bei das unbeständige Volk ihm die Worte aus den Pſalmen zurief: „Auf Löwen und Drachen wirſt du treten.“ Hierauf wurden ſie enthauptet. Ohne Zunge und Naſe regierte Juſtinian noch ſechs Jahre, und wüthete mit unmenſchlicher Grauſamkeit gegen alle Anhänger der beiden Zwiſchenregenten. Endlich ward er ermordet (711), und Philippikus Bardanes kam auf den Thron. Dieſer machte ſich durch Begünſtigung der Monotheleten verhaßt, und ward nach zwei Jahren abgeſetzt und geblendet (713). Sein Nachfolger, Anaſtaſius II., regierte nicht unwürdig, aber auch nur etwa drei Jahre; da empörten ſich die Soldaten auf der gegen die Araber geſandten Flotte, und rückten vor Conſtantinopel, ſo daß der Kaiſer ſich nur durch die Flucht und Abdankung vor dem ſchmählichen Schickſale ſeiner Vorgänger retten konnte. Der von den Aufrührern an ſeiner Statt erhobene Theodoſius III. folgte ſchon nach einem Jahre (717) dieſem Beiſpiele, und legte gleichfalls die Regierung nieder, als Leo, der von Anaſtaſius eingeſetzte Feldherr der orientaliſchen Truppen, ihn nicht anerkennen wollte, und gegen die Hauptſtadt heranzog.

Das Reich war zerriſſen durch die Raubzüge der ſlaviſchen und bulgariſchen Stämme, die ſich in ſeinem Innern feſtſetzten; an den Thoren der Hauptſtadt ſtanden die Bekenner des Islam; das platte Land war verödet, die Bewohner deſſelben von unerſchwinglichen Steuern bis zum Aeußerſten gepreßt und ausgeſogen; Aberglaube und geiſtige Verkommenheit hatten die frühere Bildung in weiteſter Ausdehnung verdrängt; durch das ganze Reich ging ein Gefühl allgemeiner Unſicherheit, das durch den raſchen und gewaltſamen Wechſel der Herrſcher nur gemehrt wurde und von dem höchſtens die Städtebewohner, die aus dem Handel bleibenden Gewinn zogen, minder bewegt wurden; das Reich ſchien bei der Unordnung in der oberſten Verwaltung, bei der Anarchie in den Provinzen, bei der drohenden Nähe der auswärtigen Feinde, außer Stande ſich zu erhalten; ſein Untergang ward ſelbſt von denen nahe geglaubt, welche die völlige Auflöſung zu fürchten hatten.

20. Leo der Isaurier.
(717—741.)

Leo, der Urheber der letzten Revolution, die dem Theodosius den Thron kostete, war ein Isaurier von niederer Herkunft. Er ergriff mit besonnener Kühnheit das Steuer des lange schwankenden Schiffes. Anastasius verließ sein Kloster, und wollte den Thron wieder besteigen; aber Leo ward der entstandenen Bewegung Meister, bestrafte die Urheber der Verschwörung, und ließ den Anastasius enthaupten. Leo war es, der die Saracenen durch eine energisch geleitete Vertheidigung zur Aufhebung der bereits erwähnten zweiten Belagerung von Constantinopel nöthigte. Nachdem der Krieg eine Zeit lang lässig geführt war, entriß er ihnen alle Eroberungen diesseit des Taurus und schlug (739) bei Acroinon ihr furchtbares Heer, das der in mohammedanischen Liedern vielbesungene Held Sid-al-Battal führte, so vollständig, daß sie bis zur Thronbesteigung der Abbassiden aufhörten, ein Gegenstand des Schreckens zu sein. Aber seine Thätigkeit für die Wiederbelebung des fast erstorbenen Staates beschränkte sich nicht auf die Leitung des Krieges. Mit gleicher Energie versuchte er es, die Mißstände im Innern abzustellen. Die zwischen dem Kaiserhofe und den Provinzen gelockerten Bande zog er wieder straffer an, indem er sich zum alleinigen Mittelpunkte der Verwaltung machte; er sorgte für Sicherheit und Schnelligkeit der Rechtspflege und gab den Richtern einen Abriß des justinianeischen Gesetzbuches, die Ecloga, in die Hand. Bedeutender noch war sein Eifer für die Verbesserung der Finanzen und der Steuererhebung, obwohl er es hierbei wohl weniger auf eine Erleichterung der Steuerzahler als auf Mehrung des Schatzes absah; den letzteren stellte er unter seine unmittelbare Aufsicht, so daß der Großlogothet nur sein Privatsecretair wurde. Freilich glückte es ihm nicht, alteingewurzelte Uebel, wie die kastenartige Absonderung der Stände, zu beseitigen. Aber es zeigen diese Reformen doch ein ernstes und muthiges Streben den abschüssigen Weg zu verlassen, den fast alle seine nächsten Vorgänger betreten hatten; er war selbst durch Aufstände nicht zu bewegen, seine Pläne aufzugeben.

Dagegen verlor er durch eben diese Beharrlichkeit, als er sie auch dem religiösen Geiste seiner eigenen Völker entgegensetzen wollte, den Theil des mittlern Italien's, den seine Vorfahren bisher noch immer behauptet hatten, und entzündete im Herzen seines Reiches ein Feuer, welches länger als ein Jahrhundert nach ihm noch fortbrannte. Dieses war der berühmte Streit über die Verehrung der Bilder in den Kirchen.

Die ersten Jahrhunderte des Christenthums kannten noch keine Abbildungen heiliger Gegenstände; vielmehr sprachen die Kirchenlehrer jener Zeit Widerwillen dagegen aus. Als aber der christliche Gottesdienst aus den verborgenen Zufluchtsörtern siegreich an das Tageslicht hervortrat, machte die Alles verschönernde und erheiternde Kunst auch hier ihre Rechte geltend, und stellte der Andacht der Gläubigen die Gestalten, die sonst nur ihre Einbildungskraft hatte schaffen können, im verkörperten Abbilde dar. Zuerst war also die Erinnerung an Christus, die Heiligen und Blutzeugen eine rein innerliche gewesen. Dann haben wir gesehen, wie sich Mittel fanden, dieselbe auch äußerlich anzuregen; und die Ueberbleibsel des Körpers des Verstorbenen, der Ort, an dem er gelebt, die Gegenstände seiner Umgebung, brachten den Gläubigen sein Dasein, sein Wirken und seine Leiden zu sinnlicher Gewißheit. Man fing an, jene Reliquien zu verehren, zu den Heiligen zu beten, in der Idee, daß jene Vorbilder reines Lebens und Wandels gewesen seien; dann aber auch, daß sie, in den Himmel aufgenommen, Fürbitte thun möchten bei Gott, dem sie ja näher ständen, für die noch in der Welt der Sünde Gefangenen. Diese Vorstellungen gingen bald in einen rohen Aberglauben an die unmittelbar beseligende, heiligende und wunderwirkende Kraft der Reliquien über; durch jenen großen, dem ganzen Mittelalter eigenthümlichen und durch die Natur der Entwicklung bedingten Irrthum, das Geistige nicht als rein Geistiges zu fassen, das geistiger Vermittlung bedürfe, um zu beseligen, zu reinigen und von Sünden zu befreien, sondern als Mysteriöses, als Geist, der an die äußerliche Erscheinung unmittelbar auf magische Weise geknüpft sei und ebenso wirke. Höher als dieser Reliquiendienst stand nun ohne Zweifel die Bilderverehrung; jedes Falls ist das Bild ein weniger sinnliches Erinnerungszeichen, ein vom Geiste des Bildners Empfangenes und Durchdrungenes; und dann sollte doch auch eigentlich nicht zu den Bildern selbst, sondern zu denen, die sie vorstellten, gebetet werden. Doch lag auch hier der gefährliche Mißverstand nahe genug, über das rein Aeußerliche das Innerliche zu vergessen, oder jenes für dieses zu nehmen und ganz damit zu verwechseln. Beides ward unter dem großen Haufen, der nur allzu geneigt ist, das Bild für die Sache zu nehmen, immer häufiger, besonders im Orient, und auch viele Geistliche wollten oder konnten die Linie nicht mehr festhalten, die den erlaubten Gebrauch vom Mißbrauch scheidet. Nicht nur daß man vor den Bildern niederkniete, man trieb auch abergläubischen Zauber damit; man kratzte ihnen etwas von den Farben ab und schüttete es in den Abendmahlswein; Mütter legten ihre neugebornen Kinder ge-

weihten Statuen in die Arme, um ſie des Segens der Heiligen theilhaftig zu machen; Kranke rieben ihre Binden und Decken an ihnen, um geſund zu werden. Ein ſolcher Dienſt mußte allerdings dem Geiſte des Chriſtenthums unangemeſſen und als ein Rückfall auf frühere Stufen des religiöſen Bewußtſeins erſcheinen. Kaiſer Leo wollte dieſem Unfuge ſteuern; er hatte oft hören müſſen, wie Juden und Moslemin dem Chriſtenthume dieſe Bilderverehrung vorwarfen, und ſie wohl gar ihrer Bekehrung im Wege ſtand, und ſich vorgeſetzt, das Aergerniß mit aller Kraft aus dem Wege zu räumen. Anfangs ließ er die Bilder blos höher ſtellen, um ſie der unmittelbaren Berührung zu entziehen, und ihre Anbetung unterſagen; als ſich aber die Bewohner der cykladiſchen Inſeln, vielleicht durch dieſen Befehl nicht mehr gereizt als durch ſeine politiſchen Umgeſtaltungen, empörten und mit Waffengewalt zum Gehorſam gebracht werden mußten, erſchien ein allgemeines Verbot aller Abbilder Chriſti, der Engel und Heiligen, bei ſchwerer Strafe. Der Patriarch von Conſtantinopel, Germanus, weigerte ſich, dieſes Edict zu unterſchreiben. Er legte ſeine Würde öffentlich nieder und es entſtanden nun im Reiche zwei einander mit Heftigkeit, oft blutig, befeindende Parteien, die der Bilderdiener (εἰκονοδοῦλοι) und die zahlreichere der Bilderſtürmer (εἰκονοκλάσται). Weil die Einen mit ſtarrſinniger Heftigkeit am Alten feſthielten, vergaßen auch die Anderen Maß und Ziel; und in dem heftigen Kampfe zweier Parteien, die jede auf ihrer Seite das Aeußerſte durchſetzen wollten, ging, wie es in menſchlichen Dingen ſo oft der Fall iſt, der richtige Geſichtspunkt immer mehr verloren. Denn auch den Bilderſtürmern kann mit Recht vorgeworfen werden, daß ſie in dem Kampfe wider den Mißbrauch, in kahl verſtändigem, jüdiſchen und islamitiſchen Abſtractionen zuneigendem Sinn die Sache ſelbſt angriffen, und die Menſchheit um eines ihrer edelſten Güter bringen wollten, um die Erhebung des Gemüths durch die göttliche Kunſt. Schwerlich mochte indeß Papſt Gregor II. von ſolcher Anſicht ausgehen, als er jetzt die Beſchlüſſe wider die Bilder verdammte; vielmehr benutzte er die günſtig gebotene Gelegenheit, ſich der drückenden Obergewalt des Kaiſers zu entziehen und die erſten Schritte zur Erlangung der Selbſtändigkeit des römiſchen Epiſkopats zu thun. Das Volk in Italien war auf ſeiner Seite, die Römer erregten einen Aufſtand; auch zu Ravenna ſiegten die Bilderfreunde, der Exarch ward in einem Tumult erſchlagen, und die Stadt gerieth darüber (728) in die Hände des Langobardenkönigs Luitprand (reg. 712—743). Leo hinterließ das Reich

seinem Sohne Constantin V. Kopronymus *), von außen und von ihnen schwankend **).

21. Leo's Nachfolger.

(741—802.)

Constantin behauptete seine Würde mit gleichem Nachdruck wie sein Vater, dem er streng in seinen Grundsätzen folgte. Als sein Schwager Artabasdus, ein eifriger Bilderfreund, seine Abwesenheit im Felde gegen die Araber benutzte und sich mit Zustimmung des Senats und Volkes zum Kaiser erhob, besiegte Constantin die Heere des Anmaßers, nahm Constantinopel mit Sturm und ließ den Artabasdus, nebst dessen beiden Söhnen, blenden. Nachdem er sich auf dem Throne mehr befestigt hatte und gegen die Araber in mehreren Feldzügen siegreich gewesen war, schritt er zu neuen und strengen Maßregeln wider den Bilderdienst. Er schrieb auf das Jahr 754 ein allgemeines Concilium aus, auf welchem derselbe, nebst noch mehreren eingeschlichenen Mißbräuchen, gänzlich aufgehoben werden sollte. Es versammelten sich dreihundert achtunddreißig Bischöfe im Palaste Hierium, Constantinopel gegenüber auf dem asiatischen Ufer, und der Kaiser selbst führte den Vorsitz. Unter diesem Einflusse verdammte das Concilium die Bilderverehrung völlig. Der Widerstand, der natürlich nicht ausblieb, erbitterte Constantin noch mehr; viele Bilderfreunde wurden zum Tode verurtheilt, von den Mönchen, als den eigentlichen Führern derselben, die angesehensten in die Verbannung geschickt oder hingerichtet. Die Mönche sahen sich nämlich durch die Bilderverbote auch in ihren materiellen Interessen bedroht, weil viele von ihnen die Malerei oder Bildnerei in Wachs und andern

*) Von κόπρος, Koth, und ὄνυμα (dorisch), der Name. Die Mönche von der Gegenpartei warfen es ihm sogar vor, daß er als Kind den Taufstein besudelt hatte.

**) Finlay (History of the Byzantine Empire from 716 to 1057. London 1853) geht wohl in der Parteinahme für Leo zu weit, wenn er seine Thaten gegen die Araber über die von Karl Martell erhebt und seine ganze Wirksamkeit der Karl's des Großen gleichstellt. Seine eigene Darstellung der politischen Reformen und noch mehr der auf religiösem Gebiete ist bei allem Lobe nicht frei von leisen oder directen Ausstellungen.

Stoffen als Gewerbe trieben, und stellten sich deßhalb mit besonderem Eifer an die Spitze der Gegenpartei. Der Kaiser war ihnen von ganzer Seele feind; er hielt sie für Tagediebe und Unruhestifter, und ihr eheloses Leben dem Staate nachtheilig. Aus vielen Klöstern ließ er die Mönche und Nonnen austreiben, sie zum Heirathen zwingen, und aus den Gebäuden Casernen für die Soldaten machen. Ja, er wurde von seinem Eifer noch weiter hingerissen. So nöthigte er einst bei den Spielen die gegenwärtigen Mönche, mit öffentlichen Mädchen an der Hand unter dem Schreien und Toben des Volkes rings innerhalb der Rennbahn herumzugehen. Dann griff er auch die Reliquien an und ließ viele derselben ins Meer werfen, unter andern den Leichnam der heiligen Euphemia, der in einem steinernen Sarge aufbewahrt wurde und nach der Sage Oel ausschwitzen sollte. Die Feinde des Kaisers trösteten dafür die Reliquienverehrer mit der Erzählung: Sarg und Körper seien glücklich und unversehrt bei Lemnos wieder ans Land geschwommen.

Constantin Kopronymus regierte vierundreißig Jahre, und kann mit seinem Vater Leo, mit Heraklius und Justinian zu den ausgezeichneten und kräftigeren byzantinischen Herrschern gezählt werden, wenn er auch von grausamer Härte nicht freizusprechen ist. Da unsere Kunde über ihn nur aus den Berichten ikonoduliſcher Schriftsteller geschöpft ist, so mag Manches von dem, was ihm nachgesagt wird, übertrieben sein; daß er jedoch den militärischen Despotismus, mit dem sein Vater regiert hatte, nach allen Seiten steigerte und in seinem äußern Auftreten wie in seinen Liebhabereien wenig kaiserliche Würde offenbarte, erscheint nach der übereinstimmenden Erzählung Aller völlig glaubwürdig. Im Kriege war er glücklich. Er erweiterte die kleinasiatischen Besitzungen wieder nach Syrien und Armenien hin, und seine Feldzüge gegen die Slaven und Bulgaren gehören zu den glänzenden Waffenthaten der späteren Zeit des griechischen Reichs. Er starb 775 auf einer dieser Expeditionen. Ihm folgte sein Sohn Leo IV., der den Beinamen des Chazaren führte, weil seine Mutter die Tochter eines Chans der Chazaren war, die sich damals bis zum Dniepr ausgebreitet und einen Theil der taurischen Halbinsel eingenommen hatten. Leo IV. gehört ebenfalls unter die Zahl der sogenannten bilderstürmenden Kaiser; aber sein Verfahren war um Vieles milder, als das seines Vaters, dessen Thätigkeit und Geschick freilich ebensowenig auf ihn übergegangen waren. Doch schützten erfahrene Feldherren mit Glück die Grenzen des Reiches gegen die Araber. Leo starb kurz nach der Entdeckung, daß auch seine Gemahlin in heimlicher Verbindung mit den Bilderfreunden stehe (780).

Diese Gemahlin, Irene, eine Athenerin, war ein kühnes, kluges und herrschsüchtiges Weib. Nach Leo's Tode trat sie als Vormünderin des erst zehnjährigen Prinzen Constantin die Regierung an, und um einen mächtigen Anhang zu gewinnen, wollte sie die Gesetze ihrer Vorgänger gegen den Bilderdienst aufheben. Als sie aber zu diesem Zwecke im J. 786 zu Constantinopel eine Kirchenversammlung halten ließ, setzte sich die Leibwache dagegen und störte die Sitzungen der Bischöfe. Irene war besonnen genug, die Sache vor der Hand ruhen zu lassen. Allmählig aber wußte sie die Garde zu trennen und mit guter Art zu entfernen, und nun kam wirklich 787 ein Concilium, und zwar zu Nicäa, zu Stande, auf welchem die Bilderfreunde, da ihre Gegner entweder nicht geladen waren, oder nicht erschienen, völlig die Oberhand hatten. Die Schlüsse des letzten Concils wurden ohne viele Untersuchung vernichtet, und der Bilderdienst im ganzen Reiche nach sechszigjähriger Unterbrechung wieder hergestellt.

Um eine vortheilhafte und glänzende Verbindung anzuknüpfen, begehrte Irene von Karl dem Großen, dessen Ruhm damals schon nach dem fernen Osten drang, seine älteste Tochter von der Hildegardis für ihren Sohn Constantin, und Karl willigte ein. Schon ward ein Verschnittener nach Deutschland geschickt, die Prinzessin Rotrudis in der griechischen Sprache und in den Hofsitten zu unterrichten, allein da Karl's Macht immer höher stieg, fürchtete Irene, durch solche Ehe ihrem Sohne eine große Stütze gegen sie selbst in die Hand zu geben; sie änderte daher ihren Plan und zwang dem Jüngling eine andere Gemahlin auf. Aber diese Heirath war dem Constantin so verhaßt, daß er seinen Vertrauten Gehör gab, welche ihn aufmunterten, die Regierung doch nun allein zu übernehmen, und seine Mutter, die ihn noch immer wie ein Kind behandle, von allem Einflusse zu entfernen. Zum Unglück erfuhr die Kaiserin den Anschlag; sie schickte die Rathgeber ihres Sohnes ins Elend, züchtigte den jungen Kaiser mit eigener Hand, sperrte ihn in sein Zimmer, und ließ auf der Stelle die Truppen und den Senat versammeln, ihr zu schwören, daß man sie, und nicht den Constantin, als rechtmäßiges Oberhaupt anerkennen werde. Aber die armenischen Truppen, des Weiberregiments überdrüssig, verweigerten den Eid, und Constantin VI.*) ward laut zum Kaiser ausgerufen. Nun führte dieser

*) Dieser Constantin führt bei den byzantinischen Geschichtschreibern den Beinamen Porphyrogenitus, der im Purpursaale Geborene. Die Porphyra war nämlich ein prachtvolles Gemach im kaiserlichen Palaste.

ſeine Mutter aus dem Palaſte in eines ihrer Häuſer, ſchickte ihre Räthe ins Elend, und rief ſeine eigenen verbannten Freunde ſchnell zurück (790).

Das beleidigte Weib brütete ſchreckliche Rache. Alles mütterliche Gefühl wich dieſer heftigen Leidenſchaft. Zwar ließ ſich Conſtantin bald genug bereden, ſie wieder in ihre vorige Gewalt einzuſetzen, aber daran genügte ihr noch nicht. Durch ausgeſtreute Gerüchte verſuchte ſie, ihren Sohn bei dem Volke verhaßt zu machen. Verleumder mußten ihm erdichtete Verſchwörungen angeben, in die ſeine nahen Freunde und Günſtlinge verwickelt wären. Er ließ ſich täuſchen, und mancher wurde auf ſeinen Befehl unſchuldig hingerichtet. Unruhen der Soldaten, deren Zweck geweſen ſein ſoll, den Nicephorus, einen Vaterbruder Conſtantin's, auf den Thron zu ſetzen, kamen den Abſichten der Kaiſerin zu Statten. Nicephorus ward geblendet, vier ſeiner Brüder an der Zunge verſtümmelt. Conſtantin's Feldzüge gegen Bulgaren und Araber endeten durch geheime Einverſtändniſſe, welche die Partei ſeiner Mutter mit den Feinden des Reiches unterhielt, unglücklich. Nachdem er es auch durch eigenmächtige Trennung ſeiner früheren Ehe und Heirath einer Kammerfrau Irene's unvorſichtig genug mit der Geiſtlichkeit verdorben hatte, hielt dieſe ihre Pläne, den eigenen Sohn ganz zu verdrängen, für gereift. Conſtantin, der von verborgenen Umtrieben ſeiner Mutter Kunde erhielt, entfloh aus der Hauptſtadt, um in den Provinzen Anhänger zu ſuchen; aber Verräther unter ſeinen Begleitern nahmen ihn gefangen, als er an heiliger Stätte einſam betete, und brachten ihn zurück. Die unnatürliche Mutter, in der die Herrſchſucht die heiligſten Gefühle erſtickt hatte, beſchloß, ihn auf immer zur Regierung unfähig zu machen. Der Unglückliche ward ergriffen und ſah, aus ruhigem Schlummer arglos erwachend, furchtbare Schwerter auf ſeine Augen gerichtet. Man ſtach ſie ihm mit einer Grauſamkeit aus, daß er faſt unter den Händen ſeiner Henker den Geiſt aufgegeben hätte (797). Doch lebte er noch mehrere Jahre, von der Welt vergeſſen. Die Gräuelthat war in demſelben Saale geſchehen, in welchem der Kaiſer einſt das Licht der Welt erblickt hatte. Mit ihm erloſch das Haus Leo's des Iſauriers.

Irene war nun im Beſitze der Alleinherrſchaft, aber ſelbſt wiederum von ihren Günſtlingen abhängig. Damals ſtand Harun al Raſchid an der Spitze der arabiſchen Heere, zuerſt als Stellvertreter ſeines Vaters, dann in ſeinem eigenen Namen. Seine Heere wagten es wieder angriffsweiſe gegen die Byzantiner aufzutreten, wahrſcheinlich weil von dem Regiment einer Frau weniger Thatkraft in der Kriegführung erwartet wurde. Die moslemitiſchen Heere erſchienen vor Conſtantinopel und

führten wiederholt und ungestraft unermeßliche Beute mit sich fort; auch mußte Irene einmal den Frieden für große Summen erkaufen. Indeß vermochte Harun doch nicht, dauernde Eroberungen zu machen; von so tüchtigem Geiste waren noch immer die byzantinischen Heere durch das männliche Beispiel Leo's III. und Constantin's V. erfüllt geblieben. Um das Volk zu gewinnen, erließ die Kaiserin mehrere Abgaben, konnte aber dadurch das Andenken ihrer Schandthaten nicht auslöschen. Die Absicht, sich mit Karl dem Großen zu verheirathen, der auf diese Weise das östliche und westliche römische Reich wieder zu vereinigen dachte, scheint die Gemüther noch mehr von ihr abgewendet zu haben. Es entspann sich eine Verschwörung, die Kaiserin ward mit List gefangen und in ein Kloster gesteckt, und der Großlogothet (Finanzminister) Nicephorus zum Kaiser ausgernfen (802). Irene starb bald darauf zu Lesbos, in der größten Dürftigkeit.

---

22. Die Franken seit Chlotar II.

(613—741.)

Wir wenden uns jetzt wieder zur Geschichte des Abendlandes. Die Umwälzungen im Frankenreiche, welche Brunhild gestürzt und Chlotar II. an die Spitze des Ganzen gestellt hatten, waren durch die Unzufriedenheit der großen Vasallen und Bischöfe mit der Regierung jener Königin entstanden; um künftig ähnlicher Willkür nicht mehr ausgesetzt zu sein und ihrem Besitze festere Grundlagen zu geben, hielten sie es für nöthig, die königliche Gewalt in Betreff der Güter-Vertheilung und Einziehung zu beschränken. Auf einer im Jahre 614 zu Paris gehaltenen, aus beiden Ständen gemischten Versammlung (concilium mixtum), setzten sie eine Reihe von Beschlüssen durch, die ihre Beschwerden abstellten. Und zwar gelangten sie zu diesem Erfolge durch die Unterstützung der majores domus, deren auch nach der Vereinigung der Reiche unter Chlotar drei blieben, in jedem Theile (Austrasien, Neustrien, Burgund) einer. Während früher diese Vorsteher des königlichen Hauses und Vermögens sich durch die Könige die erste Stelle am Hofe und dadurch im Lande erworben hatten und die Vertreter der königlichen Interessen gegenüber den Leudes gewesen waren, verkehrte sich dieses Verhältniß nunmehr in sein gerades Gegentheil; sie wurden die Gegner und Nebenbuhler der Könige. Die großen Vasallen, die durch das Eingreifen der

hadernden Könige in die Besitzverhältnisse schwer gelitten hatten, mußten die Ständigkeit einer Behörde wünschen, die im Zusammenhange mit ihnen war und Macht und Bedeutsamkeit hatte; alsdann wurde der Wechsel und die Persönlichkeit der Könige für sie gleichgültiger. Sie setzten auf der pariser Versammlung die Lebenslänglichkeit der Würde der Hausmeier durch. Diese wiederum verhalfen ebenda den Leudes zur Erlangung ihrer Forderungen. So wuchs die Macht beider in der nächsten Zeit rasch empor. Doch nicht in gleichem Verhältnisse. Denn wenn auch die Großen vor Gewaltmaßregeln von Seiten der Könige von nun an geschützt schienen, so war es doch für die Zukunft unausbleiblich, daß die majores domus aus ihren Führern ihre Herren wurden, weil sie bei der Schwachheit oder Minderjährigkeit der Könige für den Zusammenhang in der Verwaltung der Herrschaft den einzig sicheren Mittelpunkt boten.

Nach kurzer Zeit mußte Chlotar seinem Sohne Dagobert I. Austrasien abtreten (622). So lange dieser dem Rathe seines Majordomus Pipin, der nach einer Besitzung in dem austrasischen Gau Hasbania gewöhnlich Pipin von Landen genannt wird, und des Bischofs Arnulf von Metz folgte, regierte er mit großem Erfolge und Lobe; als ihm aber nach dem Tode seines Vaters auch das übrige Frankenreich zugefallen war, überließ er sich in Paris der Trägheit und Wollust. Er war der letzte König von einiger Bedeutung aus Chlodwig's Stamme. Nach seinem Ende (638), wo das Reich wieder getheilt ward, blieb der königliche Name noch ein Jahrhundert bei den Merovingern, aber Wenige dieses Geschlechts gelangten zu männlichen Jahren, kein Einziger zu männlicher Kraft. Das Gesicht der Basina, der Mutter Chlodwig's, schien in Erfüllung gegangen zu sein; die Kraft der königlichen Löwen war gewichen, sie waren zu gierigen Wölfen geworden; nun waren sie zu einem völligen Nichts herabgesunken, und es kamen die bissigen Hunde, die Großen, die Alles zerrissen. Wir eilen der Zeit zu, wo ein Geschlecht der majores domus, derer von Austrasien, dem alten Hauptsitze des Reiches und dem deutschesten Theile desselben, den ganzen Staat mit seiner frischen, verjüngenden Kraft neu belebte, und, nachdem es sich in den Besitz der königlichen Gewalt gesetzt, auch den Namen derselben errang.

Schon als im Jahre 656 Dagobert's Sohn, Sigibert, gestorben war, versuchte der Majordomus Grimoald, Pipin's Sohn und Erbe, mit Umgehung des Königs von Neustrien und Burgund, seinen eigenen Sohn zum Herrscher von Austrasien zu machen; doch scheiterte dieser

Verſuch an der Pietät der Auſtraſier für das alte Königsgeſchlecht; es folgte Dagobert II. Nach dem 678 erfolgten Tode deſſelben hätte Theoderich III. von Neuſtrien und Burgund das Ganze vereinigen ſollen. Aber die Auſtraſier, in ihrer Abneigung gegen ihre halb und halb romaniſchen Nachbaren in Neuſtrien, wollten nicht unter Theoderich's Herrſchaft ſtehen, ſondern wählten ſich zwei Anführer, Martin und Pipin, den letzteren aus dem Geſchlechte ihrer alten majores domus. Denn Grimoald's Tochter, Begga, hatte ſich an den Sohn Arnulf's, jenes mächtigen Biſchofs von Metz, Anſegis oder Anſegiſel, vermählt und es waren ſo die Güter des alten auſtraſiſchen Geſchlechtes der Pipine vereinigt mit denen des Romanen Arnulf zum großen Theile auf den Sohn von Begga und Anſegiſel, Pipin, übergegangen, der von einem Gute bei Lüttich, Pipin von Heriſtall genannt zu werden pflegt. Es kam zum Kriege, und die Neuſtrier waren zunächſt im Vortheil. Martin ward ermordet; aber einige Zeit darauf auch Ebroin, der Hausmeier von Neuſtrien (682). Zuletzt entſchied eine Schlacht bei Teſtri an der Somme 687 für Pipin von Heriſtall. Mit dieſem Siege war zugleich eine Wendung in der Geſchichte des ganzen Frankenreiches eingeleitet; Theoderich erkannte Pipin als Hausmeier aller drei Reiche an, er ſelbſt lebte als unbedeutender Titularkönig auf ſeinen Gütern weiter. Pipin trat an die Spitze der ganzen Verwaltung und des Heeres, er ſchrieb ſich dux et princeps Francorum, auf die Urkunden wurden die Jahre ſeiner Regierung neben die des Königs geſetzt. Die auſtraſiſchen Leudes erkannten in Pipin ihren Gefolgsherrn, ſie hatten ihn ſelbſt zum Führer erhoben, und die Neuſtrier wie die Burgunder waren ebenfalls der That nach mehr ſeine als des Königs Vaſallen. Er ſelbſt beſaß große Güter, die ihm ausgedehnte Verleihungen geſtatteten, und vermehrte jene durch die Einziehung des größten Theils der königlichen Domainen. Alle Getreuen aber ſuchte er ſich dadurch feſter zu verknüpfen, daß er ſie regelmäßig an dem alten Verſammlungstage der Franken, am 1. März jedes Jahres, zu ſich berief, und mit ihnen die Unternehmungen des nächſten Sommers beſprach.

Theoderich ſtarb ſchon 691. Ihm folgte ſein zehnjähriger Sohn Chlodwig III. Auch dieſer ſtarb früh (695), und hinterließ den Königstitel ſeinem Bruder Childebert III., dem ſchon wieder 711 ſein Sohn Dagobert III. folgte. Sie alle überlebte Pipin, und als der Hüter dieſer Könige, Nortbert, ſtarb, ſandte er ſeinen eigenen Sohn Grimoald als Hausmeier nach Neuſtrien.

Während der vorigen ſchlaffen Regierungen hatten ſich die alten

Bundesgenoſſen des Frankenreichs, Alamannen, Thüringer, Baiern, der Oberhoheit deſſelben entzogen; in Aquitanien war ein unabhängiges Herzogthum entſtanden. Jetzt ſollten nicht nur die Abgefallenen wieder unterworfen, ſondern auch neue Erwerbungen gemacht werden. Ratbod, der Frieſenherzog, ward geſchlagen (689) und verſprach Tribut, brach ſein Wort und ward abermals bekriegt (697). Eine Heirath zwiſchen ſeiner Tochter und Pipin's Sohne Grimoald ſollte den neuen Bund ſichern, der aber doch wenig Beſtand hatte. Gegen die Alamannen konnten die fränkiſchen Waffen nichts ausrichten und noch weniger gegen die Baiern. Pipin von Heriſtall ſtarb endlich (714, Dec.), nach einer ſiebenundzwanzigjährigen Regierung voller Kraft, acht Monate nachdem ſein Sohn Grimoald von einem Frieſen, wie es heißt, ermordet worden war. Grimoald hinterließ einen Knaben, Theodebald*), den ſein Großvater ſchon zum Hausmeier von Neuſtrien ernannt hatte. Plectrude, Pipin's überlebende Gattin, bot alles auf, demſelben die Herrſchaft zu bewahren. Deshalb hielt ſie auch ihren Stiefſohn Karl (von ſeines Armes Kraft nannte ihn ſpäter die bewundernde Nachwelt Martell, den Hammer), welchen Pipin mit der Alpheide oder Alpiz erzeugt hatte, und der älter und kühner war als Theodebald, zu Köln gefangen. So geſichert ſchien bereits die Macht derer von Heriſtall, daß man den Verſuch wagen konnte, dieſelbe auf Unmündige zu übertragen.

Die Neuſtrier benutzten indeß die Gelegenheit, ſich der auſtraſiſchen Uebermacht zu entziehen, wählten einen eigenen Hausmeier, Raganfried, und beſiegten bei Compiegne Theodebald's Leute. Da entkam **Karl Martell**, von deſſen Kraft das Ende dieſes Zwiſtes gehofft werden konnte, aus dem Gefängniſſe, und wurde von den auſtraſiſchen Leudes, als der Herrſchaft am würdigſten, mit Freuden zum Führer gewählt. Mittlerweile war Dagobert III. zu Paris geſtorben (715), und hatte einen Sohn, Theoderich, noch Kind, hinterlaſſen. Dieſem wollten die Neuſtrier auch nicht gehorchen, ſondern zogen ſtatt ſeiner einen andern merovingiſchen Prinzen aus dem Kloſter und ernannten ihn unter dem Namen Chilperich II. zu ihrem Könige. Verbündet mit den Frieſen drangen ſie darauf von dieſem Fürſten und dem Hausmeier geführt bis nach Köln vor; Plectrude mußte ihren Rückzug erkaufen, aber Karl Martell überfiel

*) **Waitz**. Deutſche Verfaſſungsgeſch. III. 9. nennt den Sohn Grimoald's „Theudoald"; wie er denn auch die Begga nicht die Enkelin, ſondern die Tochter Pipin's von Landen ſein läßt. Was den Namen „Martell" anlangt, ſo iſt er verſchieden gedeutet worden; daß er auf die Kraft Karl's zu beziehen iſt, wird dadurch beſtätigt, daß ſtatt ſeiner ſich auch fortissimus findet.

sie auf demselben bei Stablo und trieb sie in die Flucht (716). Im folgenden Jahre drang Karl Martell in Neustrien eine. Eine zweite Schlacht, bei Vincy in der Gegend von Cambray (717), gab ihm abermals Sieg; Chilperich mußte nach Paris fliehen, und den Herzog Eudo von Aquitanien um Beistand bitten, während Karl nach Deutschland zurückkehrte, seine Stiefmutter Plectrude die Thore Köln's zu öffnen und ihm die Schätze seines Vaters zu überliefern zwang, und einen andern Merovinger, Chlotar IV., zum Könige setzte. Theodebald war bereits gestorben. Darauf zog Karl wieder ins Feld gegen Chilperich. Bei Soissons ward endlich das westfränkische Heer völlig auf's Haupt geschlagen (719), Chilperich mußte seine Staaten räumen und in Aquitanien Schutz suchen. Aber dieser Aufenthalt bei Eudo machte dem Hausmeier neue Sorgen. Damals hatten die Saracenen schon Spanien erobert, und von einer Verbindung Eudo's mit diesen kriegerischen Schwärmen waren böse, weitaussehende Händel zu fürchten. Als daher zum Glück Chlotar noch in demselben Jahre starb, neigte sich Karl Martell zu friedlichen Unterhandlungen. Er willigte ein, den Chilperich als König zu erkennen, wenn er selbst von ihm als Majordomus des vereinigten Frankenreichs bestätigt werden würde. Es geschah. Karl regierte nun von Deutschland aus eben so unumschränkt, wie sein Vater Pipin; und Chilperich ward auf seinem Schlosse zu Attigny eben so beobachtet wie die früheren Könige. Der Letztere starb aber auch schon 720, und seine Stelle nahm der wieder hervorgezogene, nunmehr erwachsene Theoderich IV. ein.

Bald begannen die Kriege gegen die Baiern und andere abgefallene Völker aufs neue. Da traten andere und bedenklichere Feinde dazwischen, die Saracenen, welche Septimanien, den Theil von Gallien, den ehemals die Westgothen inne gehabt, besetzten, und nun weitere Eroberungen in Frankreich machen wollten. Wirklich entrissen sie auch dem Eudo den größten Theil seines Herzogthums, und der Statthalter von Spanien, Abderahman, drang an der Spitze eines großen Heeres bis an die Garonne vor, eroberte Bordeaux, schlug Eudo in die Flucht und ging schon auf Tours los, die reichen, dort befindlichen Kirchenschätze zu rauben (732). Da erschien auf Eudo's Hülferuf der Majordomus Karl, und lagerte sich mit seinen Franken zwischen Poitiers und Tours, dem furchtbaren Feinde gegenüber. Gerade hundert Jahre waren vergangen seit dem Tode des Propheten; nun standen seine Bekenner im fernen Westen und wagten den Versuch den ganzen Occident, von welchem sie bereits eins der schönsten Länder besaßen, zu unterwerfen. Es

war ein entscheidender Augenblick; beide Theile mochten die Wichtigkeit desselben fühlen; sechs Tage zogen sich hin in unbedeutenden Gefechten. Am siebenten endlich, an einem Sonnabend des Octobermonats, ward die große Schlacht geschlagen, in der Karl mit seinen „hochstämmigen" Austrasiern nach langer Blutarbeit einen vollständigen Sieg davontrug. Abderahman blieb nebst vielen Tausenden auf der Wahlstatt, und der Ueberrest ging nach Septimanien zurück, die Spuren der Flucht durch schreckliche Verheerungen bezeichnend. Karl verfolgte sie nicht, sondern zog freudig in seine Heimath. Ohne diesen herrlichen Sieg hätte den Moslemin vom Westen her leicht gelingen mögen, was sie im Osten vergebens versuchten, Europa zu überschwemmen und mit den Panieren des Islam zu überschatten. Daß die germanischen Völker und das Christenthum damals von dieser Gefahr gerettet wurden, wird diesem Karl verdankt, der sich ihnen mit der Macht des Reiches, das allein Widerstand zu leisten vermochte, das vor Kurzem noch gespalten und in Verfall, nun aber geeinigt war, entgegenstellte und darum ein Recht hat auf das dankbare Andenken, das ihm Sage und Geschichte noch nach Jahrhunderten bewahren.

Die Friesen riefen ihn wieder nach Norden. Sie trotzten auf ihre Sümpfe, aber der unternehmende Mann landete unvermuthet mit einer Flotte an ihren unzugänglich geglaubten Küsten. Er erlegte den Herzog Poppo im Treffen (734), und brachte das ganze Friesland unter fränkische Botmäßigkeit. Von da ging es wieder nach Südfrankreich. Abermals waren die Saracenen, von einem unzufriedenen burgundischen Großen gerufen, eingefallen, und plünderten das Land bis nach Lyon hin. Karl Martell schickte zuerst 737 seinen Bruder Hildebrand gegen sie, und bald folgte er selbst nach, seinem Namen getreu, zerschmetternd und zermalmend für die Feinde. Avignon wurde erstürmt, Narbonne belagert, das zum Entsatz dieser Stadt aus Spanien gelandete Heer entscheidend geschlagen, und nach einem zweiten Feldzuge (739) behielten die Araber in Frankreich nichts als die Städte jenseits der Aude. Unterdeß war Herzog Eudo gestorben, und Karl nöthigte dessen Sohn und Nachfolger, ihm Treue zu schwören.

Schon zu Anfang dieses letzten Krieges, 737, endete auch der schwache König Theoderich IV. und Karl hielt jetzt sein Ansehen für so befestigt, daß er den Thron ganz unbesetzt ließ. Vier Jahre nachher (Oct. 741) ereilte ihn selbst der Tod zu Quiercy an der Oise, etwa im funfzigsten Jahr seines Alters. „Karl's Persönlichkeit war nicht dazu angethan zu organisiren und planmäßige Einrichtungen zu treffen; auch

war dazu wohl die Zeit noch nicht gekommen." Aber er ist keineswegs nur als tapferer Kriegsheld zu fassen. Nicht weniger bedeutend war er als Vorstand der inneren Verwaltung, in die er zuerst wieder Sicherheit und Einheit brachte. Die einzelnen, losgelösten Theile zog er eng an das Ganze heran, die Siege über die Araber unterwarfen ihm sogar die bisher selbständigen Grenzländer im fernsten Süden; Einhard bemerkt ausdrücklich, daß er die herrschbegierigen Tyrannen überall unterdrückte, er ließ also die Vasallen, die eben noch so viel vermocht hatten, nicht aufkommen; und wenn er über die Güter der Kirche ziemlich eigenmächtig verfügte, so werden die folgenden Kapitel zeigen, daß er übrigens für die Hebung derselben zu sorgen wußte.

---

23. Ausbreitung des Christenthums in Deutschland.

Es ist eine erhebende Erscheinung, mitten durch all' das kriegerische Gewühl, durch alle diese Verwirrung der Welthändel, einzelne fromme friedfertige Mönche andächtig hinpilgern, und bald in einer Stadt predigen, bald im einsamen Walde ein Kloster oder eine Hütte aufbauen zu sehen, um für die Ausbreitung des Evangeliums zu wirken. Die Bischöfe von Köln, von Noyon, von Tongern ꝛc. sandten häufig Bekehrer und Täufer unter die noch heidnischen Nordfranken. Noch größere Verdienste erwarben sich Irländer und Engländer. Das abgelegene Irland war früh der Sitz des Mönchsthums und geistlichen Fleißes geworden, und mancher Bekehrer ist von dort in das nördliche Deutschland herübergekommen. Columbanus, ein Mönch von jener Insel, im Jahre 609 durch die Königin Brunhild aus Frankreich vertrieben, ging von einem andern Irländer, Gallus, begleitet, zu den Alamannen. Dort predigten sie, besonders zu Bregenz am Bodensee, das Christenthum nicht ohne Erfolg. Nach einigen Jahren ward Columbanus indeß auch hier vertrieben, und wandte sich nach Italien. Gallus aber, der schon einmal wegen Zerstörung heidnischer Götterbilder in Lebensgefahr geschwebt hatte, zog sich in eine Einöde am Flüßchen Steinach zurück, wo späterhin das von ihm genannte berühmte Kloster St. Gallen, nachmals eine sehr reiche Abtei, entstand. Ein anderer Irländer, der heilige Kilian (Kyllena), verließ, getroffen durch die Worte Christi: „Wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich," das Vaterland, und

ging mit einigen Gefährten nach Deutſchland. Er kam den Main entlang, nach den Bergen, auf denen Würzburg erbaut iſt. Hier ſaß ein deutſcher Fürſt, Gozbert genannt. Dieſer war einer der erſten, der ſich zum Chriſtenthum bekehrte. Da aber Kilian von ihm verlangte, daß er ſich von ſeines Bruders Wittwe, die er geheirathet hatte, trennen ſollte, erlitt er auf deren Befehl, in Gozbert's Abweſenheit, nebſt zwei Gefährten den Märtyrertod (687).

Von Irland aus ſandte auch um dieſelbe Zeit Egbert, ein dort lebender engliſcher Mönch, mehrmals Miſſionen von ſeinen Landsleuten, nach der Zahl der Apoſtel gewöhnlich aus zwölf Männern beſtehend, zu den Frieſen, Dänen und Sachſen, denen ſie durch die Verwandtſchaft der Sprache verſtändlicher und willkommener als die Franken waren. Die Frieſen ſträubten ſich aber hartnäckig; denn ſie wollten mit den verhaßten Feinden auch die Götter nicht gemein haben, und die Bekehrer wurden meiſt vertrieben. Erſt Willibrord, ein Schüler Egbert's und wie dieſer ein Angelſachſe, der 691 aus Irland nach Friesland kam, fand einigen Eingang mit ſeiner Lehre, worauf er, gemäß der Verehrung, welche die von Rom aus neu gegründete engliſche Kirche für den heiligen Stuhl gefaßt hatte, nach Rom ging, um die Vorſchriften des Papſtes Sergius I. einzuholen. Bei einer zweiten dorthin unternommenen Reiſe wurde er von Sergius zum Erzbiſchof über Friesland geweiht, und bei ſeiner Zurückkunft wies ihm Pipin von Heriſtall ein Schloß, Wiltaburg, unweit des heutigen Utrecht, zu ſeinem Biſchofsſitze an. Er hat bis 739 gelebt, immer ſeinem frommen Berufe nachgehend, der ihn bis auf die Inſel Helgoland geführt haben ſoll. Angeregt von ſeinem Beiſpiel, gab der fromme Biſchof Wulfram von Sens ſeine Kirche auf, und zog nach Friesland, um dem heiligen Willibrord Hülfe zu leiſten. Herzog Ratbod ſelber war ſchon mit einem Fuße in den Fluß getreten, um die Taufe zu empfangen, als ihm noch die Frage einfiel, wohin ſeine ungetauften Vorfahren gekommen. Auf die Antwort: in die Hölle, zog er den Fuß zurück, und ſagte: ſo wolle er lieber mit ihnen verdammt, als mit den Chriſten ſelig werden. Die Wahrheit dieſer Erzählung wird indeß bezweifelt.

Als der heilige Emmeram, ein fränkiſcher Biſchof, im ſiebenten Jahrhundert zu den Avaren ziehen wollte, um ihnen das Evangelium zu predigen, fand er unter den Baiern, durch deren Land er zog, zwar ſchon viele Chriſten (denn zur Zeit des römiſchen Reiches war in Rhätien und Noricum die chriſtliche Lehre verbreitet geweſen); aber dieſelben waren noch ſo rohen und heidniſchen Gebräuchen ergeben, daß er auf die

Bitten des damaligen Herzogs, Theodo I., beschloß, zu bleiben und sich dem bessern Unterricht des Volkes zu widmen. Es soll dieser Heilige einen Tod heldenmüthiger Selbstaufopferung gestorben sein, indem er ein fremdes Verbrechen auf sich nahm, um den Schuldigen zu retten; nach Anderen hat er jenen Frevel, die Schwängerung der Tochter Theodo's, wirklich begangen. Aus der, freilich erst im elften Jahrhundert verfaßten Lebensbeschreibung Emmeram's lernen wir den damaligen Zustand Baiern's kennen. Radaspona (Regensburg), der Sitz des Herzogs, hatte, noch von der Römer Zeiten her, aus gehauenen Quadersteinen erbaute Häuser und eben solche Mauern. Große Waldstrecken bedeckten den Boden des Landes; aber in den offenen Stellen gewährten fruchtbare Saatfelder einen lachenden Anblick. Die Einwohner werden als ein schlanker und kraftvoller Menschenschlag, von größerer Milde als die übrigen Bewohner Deutschland's geschildert. Indeß ließen Emmeram's Bemühungen noch eine reichliche Ernte zurück, denn ein halbes Jahrhundert später (um 696) finden wir den Bischof von Worms, Rudbert, und Corbinian aus Chartres als Bekehrer in Baiern. Von Jenem ließen sich Herzog Theodo II. und Viele des Volkes taufen. Er schlug seinen Sitz auf den Trümmern des alten römischen Juvavium auf, und wurde dadurch der Gründer der dort neu entstehenden Stadt Salzburg, so wie der erste Bischof ihrer Kirche. Corbinian errichtete den bischöflichen Sitz in Freisingen.

---

24. Der heilige Bonifacius.

(Geb. 680, gest. 755.)

Einen vorzüglichern Namen und größern Ruhm, als alle Bekehrer jener Zeiten, hat der angelsächsische Mönch Winfried*), später Bonifacius genannt, erworben. So viele ihm auch schon vorgearbeitet hatten, war er es doch, der das Vereinzelte zusammenfaßte, das Fehlende mit großem Eifer ergänzte, das Ganze, da fast Alles bisher die freiwillige Thätigkeit Einzelner gewesen war, zu Ordnung und äußerer Festigkeit brachte, und so als der Gründer der deutschen Kirche betrachtet werden

*) Nach Leo, Vorlesungen I, 444, bedeutet Wynfred oder Gwynfryd dasselbe was Bonifacius, qui bonum quaerit.

muß. Gebürtig aus Kyrton in Weſſex, verließ er ſein Kloſter früh, um auf dem Wege des heiligen Willibrord hier hohen Preis, dort ewige Seligkeit zu erringen. Mit einem Empfehlungsſchreiben vom Biſchof Daniel zu Wincheſter ging er 718 nach Rom, wo ihn Papſt Gregor II. in ſeinem Vorſatz beſtärkte, förmlich bevollmächtigte und die nöthigen Inſtructionen ertheilte. Drei Jahre lang diente er hierauf dem Willibrord in Friesland als Gehülfe, dann (722) ging er nach Thüringen, wo die Bewohner zwar lange zum fränkiſchen Reiche gehörten, aber noch immer Heiden waren, und predigte dort die göttliche Lehre mit wunderbarem Erfolge. Ueberall legte er zugleich Klöſter (Amöneburg) an, als Bildungsſchulen für das Volk ſowohl als für die Geiſtlichen. Hatte ſchon Karl Martell die Unternehmung Winfried's unterſtützt, weil er in der Bekehrung ſeiner öſtlichen Unterthanen zugleich eine Förderung ſeiner Herrſchaft ſah, ſo erkannte auch der Papſt bald, welch ein brauchbares Werkzeug dem Chriſtenthume wie der römiſchen Kirche in dieſem thätigen Manne geworden ſei, der im Gegenſatz zu Columban, welcher die Allgemeinheit der Kirchenverfaſſung eher gehindert als gefördert hatte, ſich völlig dem Nachfolger Petri zu Dienſten ſtellte. Er rief ihn, nachdem er von dem raſchen Fortgang ſeiner Bemühungen Bericht empfangen, wieder nach Rom (723), weihte ihn zum Biſchof, ohne ihn an einen beſtimmten Sprengel zu binden, und ließ ihn am Grabe des Apoſtels Petrus ſchwören, ſich niemals von der römiſchen Kirche abzuſondern. Es war derſelbe Eid, den die zum eigentlichen Patriarchal-Sprengel Rom's gehörenden italieniſchen Biſchöfe leiſteten. „Ich gelobe dir," hieß es darin, „heiliger Petrus, dem erſten der Apoſtel und deinem Stellvertreter, dem Papſt Gregor und deſſen Nachfolgern, daß ich in der Einheit des katholiſchen Glaubens beharren, und auf keine Weiſe in irgend etwas, das der Einheit der katholiſchen Kirche zuwider iſt, einſtimmen, ſondern meine Kraft dem Nutzen deiner Kirche, der von Gott die Gewalt zu binden und zu löſen verliehen iſt, und deiner Stellvertreter ſtets bewähren will. Und wenn das Verfahren der Kirchenvorſteher den Anordnungen der Väter widerſtreitet, ſo will ich mit ſolchen keine Gemeinſchaft haben, vielmehr es hindern, wenn ich es hindern kann, wo nicht, es treu dem Papſte berichten." Daß Bonifacius dieſen Eid geſchworen, daß er demſelben zufolge den Grund zu einer Abhängigkeit der deutſchen Kirche, ja aller fränkiſchen, von dem römiſchen Stuhle legte, welche in ſpäteren Jahrhunderten zu einem harten und drückenden Joche ward, darf ihm nicht zur Laſt gelegt werden. Er handelte im Geiſte und Sinne ſeiner Zeit, die in der allgemeinen Leitung der Chriſtenheit durch

einen Oberhirten nur Gutes sah, und sehen konnte; auch würde ohne die enge Verbindung mit Rom die neue deutsche Kirche in den Verfall der fränkischen hineingezogen sein, während sie jetzt dazu half, diese neu zu beleben. Der Papst versorgte ihn auch mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die fränkischen Geistlichen, an einige vornehme Thüringer und an das gesammte Volk der Sachsen. Der Schutz des Majordomus mußte ihm den kräftigsten Nachdruck geben; er gesteht selbst in einem Briefe an den genannten Bischof Daniel, daß er ohne den Schutz des Frankenfürsten nichts geleistet haben würde. Trotz dem fand er noch großen Widerstand. Nicht überall gelang es ihm, den Wahn des Volkes sofort zu stürzen, wie unter den Hessen, dem östlichsten Stamme der Franken, bei dem heutigen Geismar. Dort stand eine uralte, dem Donnergott heilige Eiche, die für unverletzlich gehalten ward. Um den Aberglauben durch die That zu beschämen, legte Bonifacius die Axt an den Baum, während die um ihn her stehenden Zuschauer den augenblicklichen Tod des Frevlers von der Hand des rächenden Gottes erwarteten. Als aber nichts erfolgte, und die Eiche am Boden lag, erkannten sie die Nichtigkeit ihrer Verehrung, und ließen sich taufen.

Oft mußte Bonifacius noch Pferde, Stiere und Böcke den Göttern schlachten sehen, ja er fand unter den Sachsen noch Menschenopfer im Gebrauch, und konnte nicht verhindern, daß selbst getaufte Franken den Heiden ihre Leibeigenen zu diesem Zwecke verkauften. Nicht selten hatte er, zumal in dem von Kriegsschwärmen verheerten Thüringen, mit Mangel und Gefahren zu kämpfen. Aber außer dem schönen Ersatz, den ihm sein Gewissen gab, hatte er auch die Freude, viele Andere zu seiner Nachfolge zu begeistern. Auf seinen Ruf kamen fromme Männer und Frauen aus England zu seiner Unterstützung. Der heiligen Thekla, Lioba, Walpurgis vertraute er besondere Klöster an. Pirminius stiftete unter den Alamannen, besonders im Elsaß, neue Klöster, von denen das zu Reichenau in Schwaben, etwa 724 angelegt, am berühmtesten geworden ist.

Unterdeß starb Gregor II. (731). Sein Nachfolger, Gregor III., ernannte den treuen Bonifacius zum Erzbischof und päpstlichen Vicar aller christlichen Gemeinden im ostfränkischen Deutschland, jedoch ohne einen bestimmten Bischofssitz. Als darauf Bonifacius 738, um das Pallium zu erhalten und mit dem Papste persönlich zu verhandeln, nach Rom reiste, ward er nicht nur väterlich aufgenommen, sondern auch über sein ferneres Verhalten in den neu erworbenen Provinzen sorgfältigst unterrichtet. Die Bischöfe der Alamannen und Baiern aber wurden er-

mahnt, ihn als des Papſtes Statthalter zu verehren, und bei den Verſammlungen, die er ausſchreiben würde, pünktlich zu erſcheinen.

So erhielten die bisher in Deutſchland noch vereinzelten Kirchen Zuſammenhang und organiſche Verfaſſung. Baiern ward, mit Bewilligung des Herzogs, von Bonifacius in vier biſchöfliche Sprengel, Salzburg, Regensburg, Freiſingen und Paſſau, getheilt, deren Hirten er ſelbſt beſtellte. Außerdem ſtiftete er im mittlern Deutſchland noch vier Bisthümer, zu Eichſtädt, Würzburg, Buraburg bei Fritzlar und Erphesfurt (Erfurt), von denen jedoch die beiden letzteren bald wieder eingingen.

Eine andere Seite ſeiner Thätigkeit iſt die von ihm im Frankenreiche eingeleitete Reform, welche der fränkiſchen Kirche eine völlig veränderte Stellung zum römiſchen Stuhle gab. Er veranſtaltete zunächſt nach dem Tode Karl's eine Reihe von Synoden der Biſchöfe des öſtlichen Frankreich's, nachdem er vorher die Bewilligung des Papſtes Zacharias, welcher 741 auf Gregor III. gefolgt war, dazu eingeholt hatte. Wir finden unter den Schlüſſen derſelben Verordnungen gegen heidniſche Gebräuche und allerlei Aberglauben, gegen Opferfeſte, Zeichendeuterei, Zauberei u. dgl., auch die Formel einer Entſagung des Teufels, die von den Täuflingen abgelegt wurde. Den Geiſtlichen wurde die Theilnahme an Jagd und Krieg bei Strafe der Abſetzung unterſagt. Wer nach der Meinung des Bonifacius ketzeriſche und irrige Lehren verbreitete, den verklagte er in Rom, wie den Prieſter Virgilius in Baiern, einen Irländer, welcher behauptete, daß es auch unter der Erde Menſchen (Antipoden) gebe. „Wenn es klar iſt, ſchreibt der Papſt Zacharias an Bonifacius, daß er bei dieſer verkehrten Lehre wirklich beharrt, ſo muß er nach berufener Verſammlung aus der Kirche geſtoßen und ſeines prieſterlichen Schmucks entkleidet werden."

Im weſtlichen Frankreich war die Kirche durch die Unruhe der Zeiten und die Rohheit der Franken in einen argen Verfall gerathen. Oft hatten die Könige tapfere Kriegsleute zu Biſchöfen und Aebten ernannt, um ſie durch den Genuß der mit dieſen Aemtern verbundenen reichen Einkünfte zu belohnen. Die Bande der Metropolitanverfaſſung waren aufgelöſt, Synoden wurden faſt gar nicht mehr gehalten. Bonifacius verſuchte, unter dem Schutze der Söhne Karl Martell's, auch hier die alte Ordnung wieder herzuſtellen. Wie immer trat er als Legat des römiſchen Stuhles auf, verfuhr in Allem nach den Weiſungen, die ihm von dieſem zukamen, und ließ die Oberhoheit des Papſtes ausdrücklich anerkennen. Die meiſten fränkiſchen Erzbiſchöfe nahmen ſeitdem, wenn auch mit Widerſtreben, ihr Pallium von Rom.

Wie sehr Bonifacius aber auch die Päpste als Oberhäupter der Kirche verehrte, und seine Handlungen gänzlich nach ihren Aussprüchen regelte, so wenig scheute er sich doch, freimüthig zu rügen, was er in ihrem Verfahren Verwerfliches fand. Selbst zu Rom hatte sich noch mancher heidnische Gebrauch erhalten, besonders die Feier der ersten Tage des Januar, dem die Päpste nicht steuerten, und leicht konnten neubekehrte Christen, wenn sie dorthin kamen, an diesem Unwesen Anstoß nehmen. Deswegen schrieb Bonifacius dem Papste Zacharias: „Die unwissenden Deutschen, Baiern, Franken meinen, wenn sie etwas von dem Schlechten, das wir verbieten, zu Rom geschehen sehen, daß dies von den Priestern erlaubt sei; sie machen uns dann Vorwürfe, nehmen für sich selbst ein Aergerniß, und unsere Predigt, unser Unterricht wird dadurch gehindert."

Unermüdlich in seinem Berufe, legte Bonifacius im Jahre 744 den Grund zu einem Kloster, das von dem Flusse Fulda, an welchem es erbaut wurde, seinen Namen erhielt. Zu seiner Freude schlug die dort angelegte Pflanzschule künftiger Heidenbekehrer die herrlichsten Wurzeln. Denn statt der sieben Mönche, die sich zuerst mit dem Abt Sturm daselbst niederließen, zählte man noch vor dieses Vorstehers Tode schon über vierhundert, und an Gütern und Einkünften ward dies Kloster eins der reichsten in Deutschland.

Um das Jahr 745 wurde Bonifacius in Mainz zum Bischof gewählt und vom Papste bestätigt. Hiedurch wurde jene Stadt der Sitz eines Erzbischofs, dessen Sprengel vierzehn Bisthümer untergeordnet waren. Auch von hier aus wirkte Bonifacius unausgesetzt für die Verbesserung des kirchlichen und christlichen Lebens. Selbst in hohem Alter wollte er der doch so wohlverdienten Ruhe nicht pflegen, sondern sein Werk mit der Vollendung dessen krönen, womit er seine Laufbahn begonnen, mit der Bekehrung der Friesen. Keine Gefahr noch Beschwerde achtend, zog er, der mehr als siebzigjährige Greis, unter dies wilde Volk, predigte, taufte, zerstörte Götzenbilder, und erbaute Kirchen. Eines Tages aber überfiel ihn ein Schwarm wüthender Heiden, die durch klirrende Waffen die Absicht, ihre beleidigten Götter zu rächen, kund gaben. Bonifacius' Begleiter wollten sich vertheidigen; er aber wehrte ihnen und sprach: die heilige Schrift lehret, Böses mit Gutem zu vergelten. So fiel er unter den Streichen der Ergrimmten, und sein Gefolge mit ihm (755).

25. Die Päpſte und die Langobarden.

Auf dieſe Weiſe wurde das Chriſtenthum und mit demſelben die römiſche Kirchenverfaſſung auch über Deutſchland verbreitet. So lange das römiſche Kaiſerreich beſtanden, war der Primat der Päpſte immer mehr ein Ehrenvorrang als eine wirkliche Oberhoheit geweſen; eine ſolche war wenigſtens nie ohne Widerſpruch, ſelbſt im Weſten nicht, anerkannt worden. Jetzt nachdem faſt die ganze abendländiſche Kirche wieder von Rom aus neu begründet worden war, ſah die Geiſtlichkeit dieſer Länder im Papſte wirklich eine höchſte und entſcheidende Inſtanz, von der nicht bloß die Beurtheilung von Streitfällen, ſondern ſogar eine Beſtätigung der erzbiſchöflichen Wahlen durch Ueberſendung oder Zurückhaltung des Palliums, des Zeichens jener Würde, abhänge. Durch die beginnende Bekehrung der nördlichen germaniſchen und der öſtlichen ſlaviſchen Völker wurde dann der Päpſte Gewalt auch auf dieſe Länder übertragen, und die Verluſte, die das Chriſtenthum damals in Afrika und Spanien durch die ſaraceniſche Eroberung trafen, erſetzten eifrige Glaubensboten in jenen Gegenden. Wenn ſich die Stellung der römiſchen Biſchöfe zur Kirche dergeſtalt zu ihrem Gewinn änderte, ſo erhielten auch die Verhältniſſe zur weltlichen Macht um dieſe Zeit eine neue und höchſt bedeutſame Richtung. Noch Papſt Martin war abgeſetzt worden, weil er es gewagt hatte, an der Spitze eines Conciliums in der lateraniſchen Kirche zu Rom die Lehre von einem Willen in Chriſto zu verdammen. Man hatte ihn auf Befehl des Kaiſers nach Byzanz geſchleppt und nach vielen Mißhandlungen war er im Exil geſtorben (655). Als darauf Papſt Sergius (geſt. 701) die Annahme der Beſchlüſſe einer zu Conſtantinopel gehaltenen Synode verweigerte, ſollte er gleichfalls dorthin gebracht werden; aber eine hierüber ausbrechende Empörung der Truppen zu Ravenna verhinderte die Ausführung dieſes Gebotes. An ſolchen Zeichen erkannten die römiſchen Biſchöfe, auf welche Geſinnungen ſie in Italien fußen könnten; und es iſt oben ſchon erwähnt worden, wie Rom bei Gelegenheit des Bilderſtreites der byzantiniſchen Herrſchaft, wo nicht ſchon dem Namen, doch der That nach, entfremdet wurde. Es hatte auch ein innerer Widerſpruch in dem Verhältniſſe gelegen, der allmählig ſtärker hervortrat. Die Päpſte waren unbezweifelt die herrſchenden Biſchöfe des Abendlandes geworden, in den Gemüthern der neubekehrten germaniſchen Völker ſchlug ihre Verehrung tiefere Wurzeln. Dennoch ſollten ſie ſich den ihnen ganz fremden Abſichten der

morgenländischen Kaiser und deren aus politischen Gründen erlassenen Verordnungen über die christliche Dogmatik fügen. Außerdem hatten beide Kirchen selbst, die orientalische und occidentalische, schon früh eine Verschiedenheit gezeigt: die erstere war überwiegend theoretisch, die letztere den praktischen Interessen mehr zugewendet. In mannigfaltigen Zwisten und Trennungen hatte sich dieser Gegensatz im Laufe der Jahrhunderte weiter ausgebildet.

Doch kaum dem drückenden Einflusse des byzantinischen Reiches entgangen, schien den Päpsten ein neues, näheres und darum schlimmeres Joch auferlegt werden zu sollen. Des Langobarden Königs Luitprand's Thätigkeit und Kriegsglück drohte ganz Italien in seine Gewalt zu bringen. Zwar war sein Volk jetzt dem katholischen Glauben ergeben und persönlich hätten die römischen Bischöfe wohl nichts mehr von ihm zu fürchten gehabt; aber deutlich sah es ihr eindringender Blick, daß eine freie politische Stellung für sie nicht blos von größter Wichtigkeit, sondern sogar nothwendig sei, wenn sie anders als das wahre und unabhängige Haupt der Kirche gelten, wenn sie den allgemeinen und unendlichen Inhalt des Christenthums vertreten, und nicht die Bischöfe eines besonderen Staates sein, nicht dessen zufällige Interessen fördern wollten. Stets hat der heilige Stuhl diesen Gesichtspunkt festgehalten, und deßhalb auch in der Folge die Vereinigung Italien's unter Ein Oberhaupt immer zu verhindern getrachtet. Auch jetzt konnte den Päpsten nur daran gelegen sein, die langobardische und griechische Macht im Gleichgewichte zu erhalten, nicht aber die erstere völlig triumphiren zu lassen. Daher geschah es auf ihre Ermunterung, daß der Dux Ursus von Venetien dem Exarchen Beistand leistete und beide Ravenna wieder eroberten. Ja Gregor III. und die Römer machten sogar mit den rebellischen Herzögen Thrasamund von Spoleto und Gottschalk von Benevent gemeinschaftliche Sache, um dem Langobardenkönig eine starke Opposition im eigenen Reiche zu erwecken. Aber Luitprand blieb Sieger, er verheerte die römische Landschaft und drang bis vor die Thore.

Da sah sich Gregor III., nothgedrungen, nach einer neuen weltlichen Stütze um. Nur Ein Volk kam in Betracht, es waren die Franken. Diese hatten, als die oströmischen Kaiser Asien, Afrika, das Mittelmeer vor den Arabern nicht schützen konnten, als das ganze Abendland eine Beute ihres Schwertes zu werden schien, die Christenheit gerettet. Unter dem Schutze ihres Major Domus verkündete damals Bonifacius das Christenthum den heidnischen Deutschen. An Karl Martell also sendet

Gregor die Schlüſſel zum Grabe des heiligen Petrus: er möge deſſen Nachfolger ſchützen.

Sein Verſuch ſchlug fehl. Karl wollte mit den Langobarden nicht brechen*) und Zacharias (741—752), Gregor's III. Nachfolger, mußte einen andern Ausweg ergreifen. Er gab die verbündeten Herzöge auf, verſprach ſogar den König mit Truppen gegen Spoleto, wo der Aufſtand wieder ausgebrochen war, zu unterſtützen, wenn er die in der Umgegend Rom's weggenommenen Städte wieder frei geben wollte. Spoleto wurde wirklich erobert und Herzog Gottſchalk zum Geiſtlichen geweiht. Indeß verzögerte ſich die Herausgabe jener Plätze und Zacharias, vertrauend auf den Eindruck, den das perſönliche Erſcheinen des Statthalters Chriſti auf die frommen Langobarden machen würde, entſchloß ſich, Luitprand in Terni zu beſuchen. Schon weit vor der Stadt kam der König, eben ſo gottesfürchtig als tapfer, dem heiligen Vater entgegen. Vollſtändig erreichte Zacharias ſeinen Zweck: die Langobarden verließen jene Orte, alle gefangenen Römer wurden freigegeben, und mit dem Herzogthum Rom wurde auf zwanzig Jahre Friede geſchloſſen. Dagegen führte Luitprand gegen Ravenna den Krieg fort. Noch mehr. In frommer Stimmung ſchenkte er der römiſchen Kirche große Güter in der Landſchaft Sabina und im Gebiete von Narni, ebenſo das Thal von Sutri und ſogar die beiden Städte Ancona und Oſimo. Der größte Theil dieſer Beſitzungen war dem Oſtrömiſchen Kaiſer eben erſt entriſſen; aber Zacharias nahm die Schenkung für ſein Bisthum ohne Weiteres an.

Zu ſpät erkannte der Kaiſer Conſtantin Kopronymus, wie wichtig des Papſtes Einfluß zur Erhaltung der italiſchen Länder ſei. Er ſuchte wieder eine nähere Verbindung einzuleiten und gab dem Zacharias daher mehrere während der Bilderſtreitigkeiten in Unteritalien eingezogene Kirchengüter zurück. Aber die Päpſte ſahen nach Weſten. Unverwandt richtete ihre Staatskunſt das Auge auf die Franken. Weit ſicherer konnten ſie ſich einem Volke anvertrauen, das zu entfernt wohnte, um erdrückend zu wirken, und bald gelang es ihnen auch, mit ſeinen Herrſchern in engere Verbindung zu kommen.

---

*) Karl Martell und Luitprand ſtanden in dem genaueſten Vernehmen. Zum Zeichen der Freundſchaft ſandte jener dieſem ſeine Söhne, daß er ihnen nach altrömiſcher Sitte die erſten Locken abſchnitte.

26. Pipin der Kleine.

(741—768.)

Karl Martell hatte sterbend das Reich unter seine beiden Söhne, Karlmann und Pipin, mit dem Beinamen der Kleine, getheilt. Der Erstere erhielt das östliche, der Zweite das westliche Reich, beide als Hausmeier; einem dritten, von einer andern Gemahlin gebornen Sohne, Gripho, sollten einzelne Landschaften zufallen. Aber die Ehe, in welcher Karl Martell mit Gripho's Mutter gelebt hatte, galt für keine rechtmäßige. Dies benutzten Pipin und Karlmann. Sie gingen auf ihren Stiefbruder Gripho los, entkleideten ihn aller Macht, und setzten ihn auf ein wohlbewachtes Schloß in den Ardennen. Als aber nun Empörungen der deutschen Völker drohten, hielten sie es für gut, wieder einen Merovingischen Schattenkönig einzusetzen, einen Sohn Chilperich's II., Childerich III. Dennoch weigerten sich die Herzöge von Aquitanien, Alamannien und Baiern, die Herrschaft der Hausmeier anzuerkennen, und standen wider sie auf. Auch die Sachsen erhoben Fehde. Aber die beiden Brüder, und besonders Pipin, dessen Geist kraftvoll war wie sein Arm, überwanden sie alle. Von der Stärke Pipin's erzählte man Wunderdinge. Bei einer Thierhetze hieb er einmal einem Löwen, der einen Büffel gepackt hatte, mit einem so gewaltigen Hiebe den Kopf ab, daß das Schwert noch tief in den Nacken des Büffels fuhr. Der sanftere Karlmann, der die Alamannen in einem großen Blutbade auf dem Felde bei Kannstadt unterworfen hatte und sich in seinem Gewissen beschwert fühlen mochte, legte schließlich sein Schwert freiwillig aus der Hand, ging nach Rom, sich vom Papst zum Kleriker weihen zu lassen, und widmete sein Leben stiller Gottesbetrachtung in dem Kloster Monte Cassino (747). Dasselbe hatten kurz zuvor mehrere englische Könige, desgleichen Rachis, König der Langobarden, Luitprand's Thronfolger, nach kurzer Regierung (749), und Hunold, Herzog von Aquitanien, gethan. Gripho, der seine Freiheit wieder erhalten hatte, brachte die Sachsen und Baiern nochmals in Waffen; aber Pipin ward auch dieser Bewegungen Meister. Den Herzog der Alamannen, Lantfried, der sich nach Karlmann's Siege an die Spitze des Stammes gestellt hatte, entsetzte er seiner Gewalt, und ließ das Land durch fränkische Grafen verwalten. In Baiern, dessen Herzog Odilo kurz vorher gestorben war, ließ er dem Nachfolger, dem sechsjährigen Thassilo, zwar seine Würde,

aber unter beschränkteren Verhältnissen, und als der junge Herzog mündig geworden war, mußte er Pipin den Vasalleneid schwören.

Nunmehr, wo Pipin allein an der Spitze des Ganzen stand, und die Empörer gedemüthigt waren, dachte er darauf, jenem schwankenden Verhältnisse ein Ende zu machen, welches sich durch seinen und seiner Vorfahren emporstrebenden Ehrgeiz und durch die Schwäche der Merovinger gebildet hatte. Was einst sein Ahn Chrimwald mit raschem Gewaltstreiche zu erreichen gedacht hatte, das vollzog sich nun, nachdem Friede und Ruhe im Reiche wieder eingekehrt war, von selbst. Hatten doch auch die Nachkommen jenes Bischofs Arnulf, die durch weibliche Verwandtschaft von den früheren Merovingern abstammten, das Reich gewissermaßen neu erobert und aufgerichtet. Das Volk war den Königen zwar noch ergeben; aber die mächtigen Leudes schlossen sich an ihre Führer, die tapferen Hausmeier, an. Bei diesen war die Gewalt ohne den viel geltenden Namen und die Berechtigung; bei jenen Namen und Recht ohne Gewalt. Daß nun der Thron nicht völlig zerfalle, und die Regierung nicht zu einer bloßen Kriegsherrschaft entarte, schien kaum durch ein anderes Mittel zu verhüten, als daß der Gewaltige sein Haupt auch mit der Krone bedecke. Indem aber Pipin das, was sein Vater noch nicht gewagt hatte, zu vollführen trachtete, genügte ihm die Zustimmung der Leudes nicht; er wollte die Befugniß dazu aus den Händen der Kirche empfangen, damit seine Erhebung das Siegel der höchsten an Gottes Statt ertheilten Weihe erhalte. Daher sandte Pipin zum Papst Zacharias mit der Frage: „wer des königlichen Namens und Thrones würdiger sei, ob der, welcher sorglos daheim sitze, oder der, welcher die ganze Sorge und Last des Reiches auf sich habe?“ Er konnte sich einer günstigen Antwort für versichert halten; denn der Papst bedurfte seines weltlichen Schutzes, eben so sehr wie er selbst des geistlichen Ansehens. Zacharias erwiederte denn auch: es sei besser, daß Derjenige König heiße, auf welchem die Regierung beruhe. Und durch diesen Ausspruch ward ihres Theils die Geistlichkeit ebenfalls zu Gunsten Pipin's gestimmt *).

*) Ob Bonifacius an der wichtigen Angelegenheit und ihrem Zustandekommen wirksamen Antheil gehabt, darüber sind die Ansichten auseinandergehend; in seinen Briefen wie in der Vita Bonif. von Willibald ist davon nicht die Rede. Daß übrigens die Geistlichkeit keinen Widerspruch erhob, war meist den oben erwähnten, von Bonifacius eingeleiteten Reformen zu danken, in Folge deren die Güter des Klerus, welche Karl Martell eigenmächtig an die Vasallen vergeben hatte, entweder zurückgegeben, oder, wenn sie in den Händen der dermaligen Besitzer blieben, mit einem Zins belegt wurden. Waitz, Verfass.-Gesch. III, 30 flg. Leo, Vorlesungen I, 464.

Auf einem Reichstage zu Soiſſons (751 oder 752) wurde Childerich III. abgeſetzt, Pipin zum König erwählt, und Bonifacius ſelbſt ſalbte den neuen Herrſcher ſammt ſeiner Gemahlin Bertrade, im Beiſein der übrigen Biſchöfe. Dieſer aus dem alten Teſtament entlehnte, ſchon lange im byzantiniſchen Reich üblich gewordene Gebrauch war es, in welchem die Franken die Weihe der Kirche und ein göttliches, ihrem Herrſcher verliehenes Recht ſahen. Childerich wurde zum Mönch geſchoren, und ſtarb wenige Jahre nachher in einem Kloſter bei dem heutigen St. Omer. Sein Sohn Theodorich ward nach der Normandie geſchickt, und dort im Kloſter Fontenelle gleichfalls eingekleidet.

So ſtill erloſch der Stamm der Merovinger, und machte einem weit überlegenen Geſchlechte Platz, das, aus Auſtraſien ſtammend, das germaniſche Element im Frankenreiche wieder zu größerer Geltung brachte. Die Natur ſcheint in gewiſſen Familien die Kräfte ſtufenweiſe mit den Generationen zu erhöhen, und dann nach Hervorbringung des Höchſten erſchöpft auszuruhen. Dieſen Gang erblicken wir auch bei den Karolingern, welchen Namen das Haus Pipin's von deſſen großem Sohne Karl erhalten hat.

Gelegenheit, den Päpſten Dank abzutragen, fand ſich bald. Der Langobardenkönig Aiſtulph (reg. 749—756), des Rachis Bruder, trachtete nach der Eroberung von ganz Italien, nahm Ravenna mit dem Exarchat, und bedrohte Rom. Denn richtig hatte er es erkannt, daß von dieſer Stadt aus der Hauptwiderſtand gegen die Langobardiſche Herrſchaft in Italien ausgehe; daß ſie unterworfen ſein müſſe, wenn ſein Reich feſter begründet werden ſolle. Aber gerade die Verſuche, dies durchzuſetzen, beſchleunigten der Langobarden Fall, wenn ihn auch Aiſtulph ſelbſt nicht mehr ſah. Da der Papſt Stephan II. (Zacharias war kurz vorher geſtorben) weder ſeinen Friedensgeſandten bei Aiſtulph Gehör verſchaffen, noch von Byzanz Hülfe erlangen konnte, mußte er ſich den Franken vollkommen in die Arme werfen. Pipin ſchickte ſogleich Geſandte mit günſtiger Antwort. Der Papſt aber wollte ſich ſelbſt nach Frankreich begeben, um durch die eigene Anweſenheit ſeinem Geſuch größeren Nachdruck zu geben. Er ging zuerſt nach Pavia zum Aiſtulph, von den fränkiſchen Boten geleitet; aber weder Bitten noch Geſchenke hatten bei dieſem Erfolg. So mußte er ſeine Reiſe fortſetzen, welche die Langobarden nicht zu hindern wagten. Als er nach Ponthyon kam, wo ſich der neue Frankenkönig aufhielt, fiel er dieſem zu Füßen und ſtand nicht eher auf, bis Pipin ihm verſprochen hatte, Rom und den Stuhl

Petri vor den Langobarden zu schützen*). Zum Lohne dafür wiederholte er an Pipin und seinen Söhnen in der Kirche des heiligen Dionysius noch einmal die feierliche Weihung, dehnte auch die Erhebung zum Königsthrone auf das ganze Geschlecht aus, und sah dann 754 ein gewaltiges Heer zu seiner Deckung über die Alpen rücken.

Von Pipin besiegt und in Pavia belagert, verhieß Aistulph, das Exarchat herauszugeben, und den päpstlichen Stuhl nicht weiter zu beunruhigen. Aber er hielt seine Zusage so wenig, daß er schon im folgenden Jahre (755) Rom selbst angriff; der bedrängte Papst suchte auf's Neue Hülfe. Pipin zog zum zweiten Male über die Alpen, nöthigte Aistulph, die Einschließung Rom's nach drei Monaten aufzuheben, trieb ihn wieder in seine Hauptstadt zurück, und zwang ihn zur Uebernahme eines jährlichen Tributs und zur Abtretung des Exarchats. Dies erhielt nun der Papst, dem es Pipin durch eine schriftliche Schenkung bestätigte. Der griechische Kaiser staunte zwar darüber, und schickte Gesandte an den König, sein Eigenthum zurückzufordern; allein der Franke antwortete: er habe nicht um des Kaisers Willen, sondern dem heiligen Petrus zu Ehren, und der Vergebung seiner Sünden willen, diesen Feldzug unternommen. Auch betrachtete man jene Besitznahme keineswegs als einen an dem byzantinischen Reiche begangenen Raub, da ja dasselbe diese Länder seiner Zeit gleichfalls durch Gewalt der Waffen an sich gerissen und als Provinzen behandelt hatte. Jedenfalls verfuhr auch Pipin nur nach dem Rechte der Eroberung. Er schenkte das Land der Kirche und der römischen Republik, welche hier wieder an die Stelle des alten westlichen Kaiserreichs trat, und der Papst wurde Patricius des Landes, d. i. Statthalter im Namen jener Republik. Auf diese Weise war der geistliche Herrscher zugleich weltlicher Fürst geworden. Die Stadt Rom dagegen war in der Schenkung nicht mit einbegriffen; Pipin nahm vielmehr selbst den Titel eines Patricius von Rom an, und eine weltliche Gewalt des Papstes ward dort nicht anerkannt**). Zwischen Pipin und dem griechischen Kaiser Constantin Kopronymus scheint sich übrigens doch ein gutes Vernehmen erhalten zu haben; denn der Letztere

*) So die fränkischen Annalen. Anastasius dagegen, oder die im neunten Jahrhundert gesammelten Lebensbeschreibungen der Päpste, welche unter dem Namen dieses römischen Abtes gehen, berichtet, daß der König dem Papste den Steigbügel gehalten habe.

**) v. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Aufl. 2. Thl. I. S. 358 fg.

ſchickte jenem (757) eine Orgel zum Geſchenk, die erſte, die nach Frankreich kam.

Auch in den folgenden Regierungsjahren Pipin's ruhten die Waffen nicht. Nach einem neunjährigen Kampfe beſiegte er den aufrühreriſchen Herzog Waifar von Aquitanien, der zuletzt von ſeinen eigenen Leuten erſchlagen ward. Auf dieſen Kriegszügen wurden auch die bisher von den Arabern noch behaupteten Städte im ſüdlichen Gallien gewonnen. Eben ſo drang Pipin in das Land der Sachſen, welche die Grenzen beunruhigten, und zwang ſie zur Entrichtung eines ihnen ſchon früher auferlegten Tributs an Pferden. Nach einer ſo thätigen und ruhmvollen Regierung ſtarb Pipin zu Paris am 24. September 768, im vierundfunfzigſten Lebensjahre. Der Thron fiel ſeinen beiden Söhnen Karl und Karlmann zu.

---

27. Karl der Große.

(768—814.)

Von allem Großen und Herrlichen, das die Natur in Pipin's und ſeiner Ahnenbruſt gelegt hatte, zeigte ſich die höchſte Blüthe in ſeinem älteſten Sohne Karl. In ihm vereinigte ſich raſtloſe Thätigkeit, ſchneller Blick, richtige Wahl der beſten Gehülfen, Beſonnenheit, Willigkeit guten Rath zu hören, Kraft und Ernſt in beſchloſſenen Dingen mit einem feſten und frommen Gemüth. Die Grenzen des Staates hat er erweitert, alle germaniſchen Völker Europa's unter ſeiner Herrſchaft vereinigt, das Chriſtenthum zu ſeinen hartnäckigſten Gegnern getragen und daſſelbe ſammt der Kirche ſicher geſtellt. Für Deutſchland iſt ſein Wirken von tiefgreifender Bedeutung geweſen, indem er es in den Kreis der neuen abendländiſchen Cultur hineinzog und mit dem Chriſtenthume dauernd verband. Dabei hat er dem ſtaatlichen Leben ſeiner Völker neue Bahnen gewieſen, ihnen in ſeinem weiten Reiche einen einheitlichen Körper gegeben, dem ſie gemeinſam, freilich mit Aufopferung ihrer naturwüchſigen Sprödigkeit und Sonderung nunmehr angehörten. So iſt er der Begründer einer neubeginnenden Epoche und für Deutſchland der erſte nationale Fürſt der Geſammtheit geworden. Schon die Mitwelt hat ihm den Beinamen des Großen gegeben, den die Geſchichte bewundernd feſthält und die Sage in tauſendfarbiger Ueberlieferung verklärt hat.

Und dieſer große Mann war ſein eigener Bildner geweſen. Es iſt charakteriſtiſch, daß wir weder das Jahr noch den Ort ſeiner Geburt, um den ſich heute noch viele Stätten deutſchen Bodens wetteifernd ſtreiten, kennen; wir wiſſen nur, daß ſeine Jugend, wie es damals unter den Franken allgemein war, ohne wiſſenſchaftlichen Unterricht gelaſſen wurde, daß er erſt als Mann ſchreiben lernte. Aber die Zeit weckte große Gedanken in ihm. Er war zehn Jahre alt, als ſein Vater in der Volksverſammlung zum König der Franken geſalbt ward; in ſeinem zwölften Jahre ward er ſelbſt nebſt ſeinem Bruder vom Papſt Stephan, den er um Hülfe und Rettung bittend die Knie beugen ſah, zum Nachfolger ſeines Vaters und zum römiſchen Patricius geſalbt. Er ſah griechiſche und langobardiſche Geſandtſchaften an ſeines Vaters Hofe. So entzündete ſich in ſeiner Seele das Verlangen, ſeine großen Geiſteskräfte für große Zwecke anzuwenden, ſein Volk zu einem beſſern Zuſtande zu erheben und das bewirkte Gute dauerhaft zu machen für die folgenden Zeiten. Dennoch hat er in faſt vierzig Jahren das Schwert nicht aus der Hand gelegt. Einen Krieger werden wir daher zunächſt in ihm ſehen, der ſeine Franken von der Weſer bis zur Tiber, von den Pyrenäen zu den Karpathen führt.

Pipin hatte ſeine Länder ſo getheilt, daß der jüngere Sohn Karlmann die ſüdliche Hälfte, Provence, Burgund, Septimanien, Elſaß und das übrige Alamannien erhielt, während Karl's Beſitzungen ſich in einem nördlichen Bogen um das Gebiet des Bruders herumzogen und in Auſtraſien ihren Mittelpunkt hatten; Neuſtrien wird bei der Theilung nicht erwähnt, obwohl die feierliche Erhebung Beider auf neuſtriſchem Boden ſtattfand. Das Verhältniß zwiſchen Karl und Karlmann war kein einträchtiges; vielleicht daß eine Partei der Franken ſelbſt Karl abgeneigt war und dem jüngern Bruder dieſe Abneigung mittheilte, weil ſie die Feindſeligkeiten gegen die Langobarden beigelegt wünſchte und gegen Aquitanien nicht zu Felde ziehen mochte.

Hier erſtand Karl der erſte Feind. Hunold, Waifar's Vater, welcher früher die Regierung niedergelegt und ſich in ein Kloſter zurückgezogen hatte, verließ es auf die Nachricht vom Tode ſeines Sohnes und Pipin's, und die Aquitanier nahmen ihn als ihren Herzog auf. Aber ein raſcher Zug Karl's dorthin (769) genügte, um ſchon im erſten Jahre die abgefallene Provinz zu unterwerfen. Hunold floh zu den Bewohnern der baskiſchen Gebirge und Karl ſetzte in Aquitanien keinen neuen Herzog ein.

Inzwiſchen ſtarb Karlmann und hinterließ zwei Söhne, die noch Kinder waren. Sie wurden übergangen und die Herrſchaft des ganzen

Gebietes fiel an Karl, der, wie sein Biograph sagt, es so wünschte und mit Zustimmung aller Franken als König eingesetzt ward. Er wandte sich jetzt gegen die Sachsen.

Dies Volk lebte im nördlichen Deutschland, von den Grenzen des Frankenreiches bis zur Elbe und Nordsee hin, noch ganz in der Verfassung und Lebensweise, wie Tacitus sie bei den Germanen der alten Zeit schildert, tapfer und der Sitte der Väter über Alles zugethan, dem Christenthum nicht weniger abhold als den Staatsformen, die sich bei den Franken seit ihren großen Eroberungen gebildet hatten. Sie schieden sich nach der örtlichen Lage in drei große Stämme, Westfalen, Engern, Ostfalen. Noch immer ward Wuodan und der Kriegsgott Er oder Saxnot bei ihnen verehrt, standhaft hielten sie die alte Volksverfassung und Absonderung in Gaugemeinden fest, deren jede unter gewählten Vorstehern oder Fürsten ihre Angelegenheiten für sich abthat. Auf diese Weise waren sie von den übrigen deutschen Völkern, deren Entwickelung sich an den christlichen Glauben und die Einordnung in das fränkische Staatswesen knüpfte, durch einen großen und scharfen Gegensatz getrennt, und es konnte zwischen ihnen und dem Frankenreiche kein dauernder Friede bestehen; ja häufige Plünderungszüge der Sachsen machten es Karl zu einer Pflicht, seine Grenzen zu schützen, diese unruhigen Nachbaren völlig zu unterwerfen und sein Gebiet bis an die Elbe zu erweitern. Er bedarf also keiner Rechtfertigung, geschweige einer Entschuldigung wegen dieser Kriege; aber er trat auch nicht nur als Eroberer auf; es lag ihm ebenso sehr am Herzen das Evangelium, dessen friedlicher Annahme sie sich noch immer weigerten, zu ihnen zu bringen, und die Priester erklärten den Kampf für ein gottgefälliges Werk. Dreißig Jahre hat er gewährt, weil der Widerstand der Sachsen hartnäckig und ausdauernd, doch wegen ihrer Stammeszersplitterung nur ein vereinzelter war; er mußte trotz aller Anstrengung und Gegenwehr zur gänzlichen Unterjochung führen.

Im Jahre 772 ward auf einem Reichstage zu Worms der Krieg gegen die Sachsen mit allgemeiner Zustimmung beschlossen. Die Sachsen wurden geschlagen, ihre Feste Eresburg unweit dem heutigen Paderborn erobert, die Irmensäule (ein vorzüglich heilig gehaltenes Götterbild oder auch ein besonders verehrter Baum der Sachsen) zerstört, und so dem Götzendienste ein lebhaftes Bindemittel geraubt. Aber das erbitterte nur um so mehr. Karl drang dennoch bis an die Weser vor, und ließ sich zwölf Geiseln für die Haltung des Friedens stellen.

Jetzt bewog ihn ein Hülferuf des von den Langobarden bedrängten Papstes, sich nach Süden zu wenden. Karl hatte sich, wir wissen nicht,

ob aus politischer Berechnung oder aus andern Gründen, von seiner Gemahlin Desiderata scheiden lassen, und sie ihrem Vater, dem Langobardenkönige Desiderius, Aistulph's Nachfolger, zurückgeschickt. Aus Rache darüber verlangte dieser vom Papste Hadrian I. (772—795), er solle die Söhne Karlmann's, die sich an den langobardischen Hof begeben hatten, zu Königen der Franken krönen. Desiderius ging ohne Zweifel damit um, die Ansprüche derselben gegen Karl zu benutzen. Der Papst verweigerte aber jenes Ansinnen um so mehr, als Desiderius zu gleicher Zeit die Waffen ergriffen hatte, die römischen Landschaften verwüstete und die Städte wegnahm. Er forderte nämlich Entschädigung für die Dienste, die er dem Vorgänger Hadrian's, Papst Stephan III., einst geleistet, indem er ihn mit Heeresmacht gegen eine ihm feindliche Partei der Römer auf seinem Stuhle befestigt hatte. Karl eilte, um den Papst von einem so lästigen Nachbarn zu befreien. Zu Gebenna (Genf) versammelte er sein Kriegsvolk (773). In zwei Heereszügen, deren einen er selbst über den Cenis führte, während sein Oheim Bernhard den Montjoux, der noch von ihm den Namen führt, überstieg, brachen die Franken in Italien ein; die Langobarden ließen die befestigten Alpenpässe im Stich, Karl drang in die Ebene, Verona ward erobert, Pavia belagert, und als sich die Einnahme dieser Stadt verzögerte, die Winterrastung in Italien genommen, eine bisher in der fränkischen Kriegsgeschichte ungewöhnliche Maßregel. Noch während der Belagerung Pavia's reiste Karl zum Osterfeste (774) nach Rom, wo er von feierlichen Processionen eingeholt, wie im Triumph empfangen, und als Befreier Italien's und römischer Patricius mit den größten Auszeichnungen geehrt ward. Er wohnte dem glänzenden Gottesdienst in der Peterskirche bei, kniete am Grabe des heiligen Petrus betend und für seine Siege dankend nieder, und schwor dem Papste über des Apostels Sarge unzertrennliche Freundschaft. Zugleich bestätigte er auf Hadrian's Bitten die von Pipin dem heiligen Stuhl gemachte Schenkung des Exarchats, ohne jedoch dabei dem Papste weitere Rechte zu verleihen, wie dies später oft behauptet ist.

Bald darauf ergab sich Pavia, die Hauptstadt des Langobardenreichs, vom Hunger bezwungen. Der Sieger schickte den gefangenen König Desiderius nach Frankreich. Dort ward er zum Mönch geschoren, und dann nach dem Kloster Corbie gebracht, wo er bis an sein Ende blieb. Karl war nun König der Langobarden, deren Reich und Unabhängigkeit nach einer Dauer von zweihundert und sechs Jahren einem einzigen Streiche erlag. Zur Sicherung dieser neuen Erwerbung fand Karl nichts weiter nöthig, als den Eid der Treue, den ihm die langobardischen Her-

zöge leisteten, die Stellung von Geiseln, und eine Besatzung in Pavia; im Uebrigen blieben Verfassung und Gesetze wie zuvor. Auch Karlmann's Wittwe und Söhne waren in seine Hand gefallen, doch ist über ihr ferneres Schicksal nichts bekannt.

In Karl's Abwesenheit waren die Sachsen in Hessen eingebrochen, und hatten bis Fritzlar hin alles mit Feuer und Schwert verheert. Wir sehen ihn also im folgenden Jahre (775) wieder an der Weser, wo er abermals siegt, Frieden schließt, Geiseln nimmt, und mehrere Burgen erbaut. Im folgenden Jahre (776) war er wieder in Italien. Drei langobardische Herzogthümer, Friaul, Benevent und Spoleto, hatten zu ihren Königen von jeher in geringer Abhängigkeit gestanden, und Karl'n hatte nur einer dieser Herzöge, Rotgaut von Friaul, die Huldigung geleistet. Jetzt empörte sich gerade dieser, wiegelte auch Benevent und Spoleto auf, und versammelte ein ansehnliches Heer. Aber die plötzliche Erscheinung des Rächers schreckte bald wieder zum alten Gehorsam zurück. Rotgaut fiel, noch vor Ostern war alles unterworfen, die beiden anderen blieben auch diesmal verschont, und Karl kehrte nach Worms zurück. Hieher hatte er einen Reichstag berufen, auf dem er neue Hülfe gegen die abermals im Aufstand begriffenen Sachsen verlangte. Er erhielt sie, und noch in demselben Sommer eilte er bis zur Lippe und Weser, überfiel die Empörer wie ein schnell aufsteigendes Gewitter, und schlug sie, diesmal nicht ohne Erbitterung, härter denn je. Er befestigte seine Burgen stärker, vermehrte die Besatzungen, und zwang die zunächst umher wohnenden Sachsen zur Taufe. Die neuen Geiseln sandte er so wie die früheren in fränkische Klöster, und ließ sie unterrichten, um sich ihrer in der Folge zur Heranbildung ihrer Landsleute bedienen zu können.

Nun endlich glaubte er der Gewaltthätigkeiten gegen dieses Volk überhoben zu sein und seinen Zweck auf einem friedlichen Wege verfolgen zu können. Er ließ daher im folgenden Jahre (777) die Edlen der Sachsen zu einem Reichstage nach dem in ihrem eigenen Lande gelegenen Paderborn einladen, und hier gelobten sie, gegen Beibehaltung ihrer Verfassung, Gesetze und Landtage, Karl für ihren Oberherrn zu erkennen, und ihm Tribut zu zahlen, auch die Anstalten zur Begründung des Christenthums unter ihnen auf keine Weise zu hindern. Wer dem zuwider handle, sollte Güter und Freiheit verlieren. Allein während Hassio, der Fürst der Ostfalen, und Bruno, der der Engern, mit Andern den Eid der Treue leisteten, war Widukind der Führer der Westfalen auf dem Reichstage nicht erschienen, sondern zu einem dänischen Könige geflohen, was nicht auf friedfertige Gesinnung deutete.

Karl befand ſich noch in Paderborn, als eine ſeltene Geſandtſchaft erſchien. Arabiſche Große aus Spanien waren es, an ihrer Spitze Ibn al Arab, die ſich gegen Abderahman empört hatten, von ihm vertrieben worden waren, und nun Hülfe begehrten. Karl ſagte Unterſtützung zu. Schon im folgenden Jahre (778) ſtand er am Ebro, eroberte Pampelona und Saragoſſa, und machte die Araber zittern. Freilich bedurfte es noch mancher Anſtrengung um dieſe Eroberungen, aus denen nachmals die ſpaniſche Mark erwuchs, zu ſichern; und der Rückzug über das Gebirge, der wegen eines neuen Aufſtandes der Sachſen raſch bewerkſtelligt werden mußte, brachte dem Heere Karl's namhafte Verluſte. Die Basken überfielen es, als er ſich durch die engen Päſſe bewegte, und tödteten ſeine beſten Kriegsleute, den Truchſeß Ekkehard, den Markgrafen Ruotland von Bretagne und den Pfalzgrafen Anſelm in dem Thale von Roncesvalles, von denen die Sage beſonders das Andenken an den treuen Eckard und den tapfern Roland bewahrt hat. Durch die Kunde von dieſer Niederlage noch mehr ermuthigt, waren die Sachſen wieder losgebrochen; ſie hatten die chriſtlichen Prieſter verjagt oder erſchlagen, die Burgen geſtürmt und waren mit Sengen, Plündern und Mord bis in die altfränkiſchen Gebiete an den Rhein gedrungen; Widukind war ihr Führer. Aber Karl war bald zur Stelle und ſchlug die Weſtfalen im Münſterländiſchen, die Engern und Oſtfalen zwang er an der Weſer zur Unterwerfung. Im Jahre 780 drang er bis zur ſüdlichen Elbe vor, nahm Geiſeln, ließ Feſtungen bauen und vermochte ſächſiſche Edle ſich taufen zu laſſen und in ſeine Dienſte zu treten. Er ſchien nun ſo ſicher zu ſein, daß er auf die Sachſen wie auf Reichsvölker rechnete, und ruhig (781) eine Reiſe nach Rom unternahm, um ſeinen zweiten Sohn Pipin als König von Italien, ſo wie den dritten, Ludwig, über Aquitanien, vom Papſte ſalben zu laſſen, obſchon beide noch Kinder waren und Ludwig erſt drei Jahre zählte.

Deſto empfindlicher mußte ihm der neue Aufſtand der Sachſen unter der Anführung des nochmals zurückgekehrten Widukind ſein. Gleich ihren Vorfahren, die einſt die Herrſchaft der Römer abgeworfen hatten, bemerkten die Sachſen erſt jetzt, als der Sieg der Franken geſichert ſchien, als es ſich nur noch um die Ausbeutung deſſelben handelte, daß ihre alte Freiheit verloren ſei, und begannen nun ihre Sonderintereſſen zurückzuſtellen und ſich kräftiger als zuvor zu erheben. Die fränkiſchen Heere, welche wider die Sorben, ein zwiſchen der Saale, Elbe und Havel wohnendes ſlaviſches Volk, zogen, wurden in einer harten Schlacht am Süntel in der Nähe der Weſer von den Sachſen faſt gänzlich vernichtet (782). Auf dieſe Nachricht eilte Karl ſelbſt herbei, und ehe die Sachſen es ſich

verſahen, ſtand er bei Verden an der Aller. Er behandelte ſie diesmal nicht wie Feinde, ſondern wie Rebellen, und forderte die Edlen vor ſeinen Richterſtuhl. Alle klagten Widukind an, aber ausliefern konnten ſie ihn nicht, weil er ſchon wieder nach Dänemark entwichen war. Das mußten die übrigen Theilnehmer des Aufſtandes büßen. Viertauſend und fünfhundert derſelben ließ Karl greifen, und an einem Tage enthaupten.

Doch dies grauſame Mittel wirkte nicht, wie es ſollte. Der Krieg erhielt erſt jetzt einen allgemeinen Charakter. Das ganze Sachſenvolk erhob ſich aus ſeinen entlegenſten Sitzen, und ſchwur dem Franken, dem Feinde ſeiner Freiheit und ſeines Glaubens, gemeinſchaftliche Rache. Von dieſer Verzweiflung erfuhr Karl bald die ſtärkſten Wirkungen. In einer blutigen Schlacht bei Detmold (783) widerſtanden ſie ſo hartnäckig, daß nichts entſchieden ward. Er mußte ſich nach Paderborn zurückziehen, und ſein Heer verſtärken. Ein zweites großes Treffen an der Haſe im Osnabrückiſchen erfolgte, und zwar zum Nachtheil der Sachſen. Karl brachte nun die folgenden Jahre (784 und 785) in ihrem Lande zu, und durchzog es, bald drohend, bald gütige Verſprechungen bietend. Da endlich ſtellten ſich die beiden furchtbarſten Anführer, Widukind und Abbio, nach vielen Aufforderungen, zu Attigny in der Champagne bei Karl freiwillig ein, ließen ſich taufen, und hielten von da an unverbrüchlich Glauben und Treue. Damals, ſagt eine Chronik jener Zeit, iſt ganz Sachſen unter das Joch gebracht.

Jetzt forderten die italieniſchen Angelegenheiten wieder Karl's Aufmerkſamkeit. Geſchreckt durch den unglücklichen Ausgang des Herzogs von Friaul, hatte ſich der von Spoleto unterworfen, Arichis von Benevent aber, Eidam des Deſiderius, deſſen weites Gebiet einen großen Theil des heutigen Königreichs Neapel umfaßte, wollte völlige Unabhängigkeit behaupten. Es ſchien dies um ſo leichter möglich, da er durch die Vermittlung ſeines Schwagers Adelgis, der ſich beim Untergange des Langobardenreiches nach Conſtantinopel geflüchtet hatte, die Unterſtützung der Griechen erhalten zu können glaubte. Aber gerade zu dieſer Zeit führte die Kaiſerin Irene dort den Bilderdienſt wieder ein; eine Annäherung an Rom war für ſie geboten. Als daher Karl ſelbſt erſchien (787) und den Herzog Arichis in Salerno belagerte, mußte er die Gegenwehr aufgeben und ſich unterwerfen. Nach ſeiner Rückkehr hielt Karl einen Reichstag in Worms, auf welchem der Baiernherzog Thaſſilo angeklagt ward, daß er Schwur und Gehorſam gegen den König verletzt. Thaſſilo hatte von allen Herzögen des fränkiſchen Reiches die ſelbſtſtändigſte Stellung genoſſen. Als er in den erſten Jahren der Regierung Karl's durch ſeine

Verheirathung mit Liutberga, der Tochter des Langobarden Deſiderius, des Königs Schwager geworden war, befeſtigte ſich dies Verhältniß nur immermehr; kaum daß Baiern unter den Heeresgenoſſen Karl's genannt werden. Allein da Karl ſeit 781 auf Herſtellung der Vaſallität drang, weil er eine ganz unabhängige Macht auf deutſchem Boden nicht dulden mochte, ſo fügte ſich Thaſſilo zwar in Worms und ſtellte Geiſeln, bald indeß erwachte der Wunſch nach Selbſtändigkeit wieder lebhafter in ſeiner Seele, ſeine Gemahlin mochte ihn darin beſtärken, er machte Verſuche, ſich der Botmäßigkeit zu entziehen und mied die Reichsverſammlungen. Doch ſein eigenes Volk ließ ihn im Stich, als Karl jetzt mit drei Heeren in Baiern einrückte, auch der Papſt Hadrian und die Geiſtlichkeit des Landes, an ihrer Spitze Arno von Salzburg wandten ſich von ihm ab, er mußte ſich nochmals unterwerfen, den eigenen Sohn als Geiſel ſtellen (787). Noch ſchonte ihn der König; im folgenden Jahre jedoch, als Thaſſilo zu Ingelheim erſchien, ward er des Verrathes und Treubruches angeklagt. Seine eigenen Unterthanen zeugten gegen ihn: er habe dem König nachgeſtellt und die Avaren herbeigerufen. Die Reichsverſammlung nahm außerdem auf ein verjährtes Vergehen, die Herisliz, daß er nämlich König Pipin's Heer treulos verlaſſen habe, Bezug und verdammte ihn zum Tode. Karl aber wollte kein fürſtliches Blut vergießen, ſondern begnadigte ihn, und da der Herzog ſelbſt in ein Kloſter zu gehen begehrte, ſo erließ er ihm auch noch auf ſein Bitten den Schimpf der Haarſchur in der Pfalz vor den verſammelten Edlen. Thaſſilo nahm zu St. Goar die Kutte und wurde nach Fulda geſchickt. Wie einſt in Aquitanien ſtellte Karl die herzogliche Würde in Baiern nicht wieder her.

Im Jahre 789 unternahm der König auch einen Zug über die Elbe. In den öſtlichen Theilen Deutſchland's, welche, in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung noch von Germanen bewohnt, in Folge der großen Völkerwanderung leer geworden waren, erſcheinen, wie ſchon bemerkt worden iſt, ſeit dem ſechſten Jahrhundert ſlaviſche Stämme. Es waren dies vornehmlich außer den bereits erwähnten Mähren, Böhmen und Sorben, die Bewohner der heutigen Länder Kärnthen, Steiermark und Krain; und nördlich von den Sorben die Wilzen in der Mark Brandenburg und die Abodriten (Obotriten) in Meklenburg. Die Letzten, Karl's Verbündete, lebten mit den Wilzen in Feindſchaft, und wurden von ihnen beunruhigt. Karl ergriff daher gegen dieſe die Waffen, demüthigte ſie, und zwang ſie Geiſeln zu ſtellen, zur Gewähr künftiger Ruhe; doch behielten ſie ihre einheimiſchen Fürſten und ihr Abhängigkeitsverhältniß zum Frankenreiche war überhaupt nur ein lockeres.

Andere unruhige Nachbarn, die seit einer langen Reihe von Jahren räuberische Einfälle in Baiern und Italien machten, waren die Avaren, von den damaligen fränkischen Geschichtschreibern Hunnen genannt. Seit dem Verfall ihrer Macht hatten die Avaren ihre Wohnsitze nur noch im heutigen Ungarn und in Oesterreich bis zur Ens. Karl, der durch die Einverleibung Baiern's ihr unmittelbarer Nachbar geworden war, beschloß sie zu züchtigen, und ließ 791 drei Heere in Ungarn einrücken. Die Avaren wurden geschlagen, und bis an die Raab verfolgt. Im zweiten Jahre darauf wollte er sie abermals angreifen, allein die Sachsen ließen ihn dazu nicht kommen. Dieses Volk konnte seine verlorne Unabhängigkeit noch immer nicht verschmerzen, empörte sich daher abermals, und veranlaßte Karl wieder zu einer Reihe von Feldzügen in den Jahren 794 bis 798. Während dieser Kämpfe mit den Sachsen schickte er seinen Sohn Pipin gegen die Avaren, der auch so glücklich war, bis an die Theiß vorzudringen, das Hauptlager des obersten Häuptlings, des Chagans, den sogenannten Ring, zu erstürmen und alle Schätze zu erbeuten, die diese Horden binnen zweihundertfunfzig Jahren in Griechenland gewonnen hatten. Bis dahin, sagt Einhard, waren die Franken ein armes Volk, aber diese Beute machte sie reich. In demselben Jahre (796) kam ein Chan der Avaren, Tudun, nach Aachen, ließ sich taufen, und schwur Karl Treue. In der Folge bewog zwar derselbe Tudun die Avaren zu einem Aufstande, aber sie erlagen wiederum den fränkischen Waffen, und das Volk war in diesen Kriegen so zusammengeschmolzen, daß es allmählig ganz verschwindet, wogegen die ihm unterworfen gewesenen Slavenstämme wieder hervortreten.

Durch neue Ereignisse in Italien wurden die Sachsenkriege unterbrochen. Papst Hadrian I., Karl's kluger und wirksamer Freund, war 795 am Weihnachtsfest gestorben, und die Römer hatten Leo III. zu seinem Nachfolger gewählt. Zu diesem geriethen die Verwandten Hadrian's, die sich während seiner langen Regierung eines bedeutenden Ansehens erfreut hatten und jetzt ihre Macht einzubüßen fürchteten, in eine feindselige Stellung. Im Jahre 799 überfiel den Papst bei einer öffentlichen Prozession eine Rotte von Aufrührern, riß ihn vom Pferde, schleppte ihn in eine Kirche, wo er auf furchtbare Weise mißhandelt wurde, und dann in ein Kloster, wo er gefangen bleiben sollte. Aus diesem wurde er durch einen treuen Kämmerling gerettet; endlich erschien der Herzog von Spoleto, der ihn in Schutz nahm, und unter starker Bedeckung nach seinem Herzogthum führte. Der Vorfall wurde an Karl

berichtet, und dieſer befahl, den Papſt zu ihm nach Sachſen zu bringen. So kam denn derſelbe in Paderborn an, und ward von dem Könige und allem Volke mit größter Ehrerbietung empfangen. Karl verſprach ihm alle mögliche Genugthuung, und ſandte ihn unter einer zahlreichen Begleitung zurück. Im Herbſte des folgenden Jahres (800) machte er ſich ſelbſt auf, und hielt in Rom in einer großen Verſammlung von Geiſtlichen und Laien, in der er ſelbſt als Schutzherr des päpſtlichen Stuhls den Vorſitz führte, ſtrenges Gericht über die Rebellen. Bald darauf wurden ſeine Franken — weniger vielleicht er ſelbſt — höchſt ſeltſam überraſcht. Am erſten Weihnachtstage nämlich, als er, nicht in ſeinem gewöhnlichen Waffenrocke, ſondern in dem Feierkleide eines römiſchen Patricius, am Altar der Peterskirche niederkniete, um nach ſeiner frommen Weiſe die Andacht zu verrichten, trat plötzlich der Papſt herzu, und ſetzte ihm eine Krone auf, worauf das ganze Volk dreimal laut und freudig rief: Karolo Auguſto, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiſer der Römer, Leben und Sieg. Leo fügte hierauf nach alter Weiſe die ſogenannte Adoration hinzu, indem er die Lippen und die Hand Karl's berührte und ſich gegen ihn neigte; allenthalben wurde der neue römiſche Kaiſer mit dem Ausrufe Imperator und Auguſtus begrüßt.

Karl ſoll, nach Einhard's Bericht, nachher geäußert haben, wenn er das gewußt hätte, ſo wäre er an dieſem Tage lieber nicht in die Kirche gegangen. Indeß iſt es kaum glaublich, daß die Sache ſelbſt ganz unverabredet geweſen ſein ſollte. Wahrſcheinlich iſt der Gedanke von der Umgebung Karl's ausgegangen; Alcuin wenigſtens, ſein bald näher zu erwähnender Freund, ſcheint von dem Vorhaben Kenntniß gehabt zu haben, und ganz zufällig war es doch nicht, daß mit dem Vater auch Pipin, der beſonders dazu herbeigeholt ward, geſalbt wurde. Genug, Karl der Große, war nun römiſcher Kaiſer. An äußerer Macht und Beſitz von Ländern gewann er dadurch eigentlich nicht, nicht einmal in der Stadt, die ſeiner neuen Würde den Namen lieh. Dennoch wäre es ganz irrig, in dieſer Erwerbung nichts zu ſehen, als den eitlen Prunk eines höhern Titels. Indem die alte Würde der römiſchen Imperatoren, deren Name noch immer überall Ehrfurcht einflößte, erneuert ward, fielen dem neuen Kaiſer auch ganz beſtimmte Rechte zu. Zunächſt ward das Verhältniß zu den Byzantinern, die ſich bisher die alleinigen Erben der alten Römer genannt hatten, feſtgeſtellt. In dieſer Beziehung war es nicht ohne Bedeutung, daß kurz vorher der Kaiſer Conſtantin von ſeiner Mutter Irene entthront, der Kaiſername alſo ohne Träger war. Karl

versuchte eine Auseinandersetzung mit dem Osten*); er ließ sich jedoch nicht irre machen als sie nicht gelang, sondern trat seinen Nebenbuhlern in dem Bewußtsein gleicher Berechtigung gegenüber. Der Occident war es, auf den er seine Ansprüche erhob. Für die universale Beherrschung dieser Hälfte der Welt erhielt er nun durch die neue Würde Anerkennung und Weihe, die alte Idee von der Unterordnung des Erdkreises ward neu belebt. Damit war zugleich der Gedanke von einer weiteren Ausbreitung und glanzvolleren Erhebung der römischen Kirche verbunden. Nicht zwar, als ob Karl die rechtliche Grundlage für seine neue Stellung in der Salbung des Papstes gefunden, oder als ob er gemeint hätte, die Anerkennung derselben hänge von dessen Beistimmung ab; vielmehr war der Papst nur der erste Bischof der Kirche, „der die Hand dazu geboten hatte eine Gewalt zu begründen, die unabhängig von ihm war." Aber wenn schon in dem Amte des Patricius der Schutz über Rom und seine Kirche begriffen war, so mußte dies noch mehr in dem höheren des Kaisers der Fall sein. Von nun an waren Staat und Kirche eng nebeneinander gestellt und jedes neue Land, das die letztere für ihren Glauben erwarb, erschien zugleich als ein Gewinn für die Gebietserweiterung des ersteren. Das Gottesreich auf Erden war zugleich das Reich des römischen Kaisers. Und wichtig war dann vor allen Dingen, daß dies Kaiserthum von Anfang an einen germanischen Charakter an sich trug, daß durch das Wesen und die Kraft der Germanen, die eben erst völlig für das Christenthum gewonnen worden, der alten Institution neues Leben gegeben ward, so daß sie in der That der Substanz nach nunmehr eine christlich-germanische war, wenn sie auch eine römische hieß. Daß Karl seine Stellung in diesem Sinne erfaßte, daß er die Ordnung des Reiches danach zu gründen und in der Aufrechterhaltung von Recht und Frieden eine Einheit zu schaffen entschlossen war, die ebenso den Forderungen der Kirche entsprach wie eine Gewähr für die Dauer des staatlichen Organismus bieten konnte: dafür ist Beweis, daß er seine Unterthanen nach der Kaiserkrönung einen neuen Eid schwören ließ, der gegen den Herrscher größere Pflichten auferlegen sollte, und daß er auch die bisher erlassenen Gesetze aufs Neue durchzusehen und zu ergänzen befahl.

*) Von einer beabsichtigten Verbindung zwischen Irene und Karl erwähnen die fränkischen Schriftsteller nichts, nur byzantinische Geschichtschreiber gedenken ihrer. Irene's Nachfolger, Nicephorus, weigerte sich beharrlich, Karl als Kaiser anzuerkennen. In dem Kriege, der darauf folgte, ward Istrien erobert, Venetien und Dalmatien unterwarfen sich gleichfalls der fränkischen Herrschaft. Doch gab Karl diese Gebiete in einem Frieden (810) zurück, wogegen er aber seine Ansprüche auf das ganze übrige Italien aufrecht erhielt.

Karl hielt ſich noch über ein Vierteljahr in Rom auf; wie er denn überhaupt gern in dieſer, trotz allen Verwüſtungen noch immer ſchönen Stadt verweilte. Er ſchrieb darüber an Alcuin zu Tours, der ihn dahin zu begleiten ausgeſchlagen hatte, er könne nicht begreifen, wie man dem goldenen Rom die Strohdächer von Tours vorziehen könne. Und doch waren es nur noch Ruinen von dem alten Rom, die Karl ſo nennt; erſt Hadrian, von Karl aufgemuntert und unterſtützt, begann wieder für das Ausſehen der Stadt durch Neubauten und Wiederherſtellung der Ueberbleibſel zu ſorgen*). Um dieſelbe Zeit (803) eroberten die Franken unter Anführung König Ludwig's von Aquitanien nach wiederholten Angriffen in Spanien Barcelona, das jetzt der Sitz eines ſpaniſchen Markgrafen wurde; und ſogar die Balearischen Inſeln wurden von ihnen beſetzt.

Noch einmal hatte Karl einen Zug in das Sachſenland zu thun. Es handelte ſich um die gänzliche Beſiegung einzelner Stämme zwiſchen dem Ausfluß der Weſer und Elbe, und um die Demüthigung der Nordleute oder überelbiſchen Sachſen. Damals führte Karl eine große Zahl der Beſiegten aus ihrer Heimath nach Alemannien und überließ die verlaſſenen Wohnplätze den Abodriten, welche ihm Zuzug geleiſtet hatten. Um das Jahr 804 war ganz Sachſen unterworfen. Ein förmlicher Friede iſt nicht geſchloſſen worden**); es war dies auch bei der abgeſonderten Haltung des Volks und bei dem allmähligen Fortſchreiten der Unterwerfung kaum möglich. Eben deßhalb aber wurde auch die Lage der Sachſen eine günſtigere als die jener Stämme, welche einſt die Merovinger unterjocht hatten. Zwar verloren ſie ihre Selbſtändigkeit inſofern, als ſie aufgingen in der Allgemeinheit des fränkiſchen Reiches, als ſie das Chriſtenthum annehmen mußten und an die Geiſtlichen den Zehnten zu entrichten, ſowie fränkiſchen Beamten zu gehorchen hatten; dagegen blieben ſie frei von Tribut und behielten ihr heimiſches Recht. Es wurden in ihrem Lande acht Biſchofsſitze gegründet, aus denen nachher bedeutende Städte entſtanden ſind, Minden, Osnabrück, Verden, Bremen, Paderborn, Münſter, Halberſtadt und Hildesheim; nur die beiden letztgenannten rühren erſt von Karl's Nachfolger her; ſie wurden ſämmtlich den Metropoliten zu Mainz und Köln untergeordnet. Für den Unmuth, den die Betrachtung dieſer ſo langen, hartnäckigen und blutigen Kriege einflößt, entſchädigt die erfreuliche Erſcheinung, daß daraus doch

*) Vgl. Gregorovius, Geſch. der Stadt Rom, II., 437 fg.

**) Vgl. Waitz, Deutſche Verfaſſungsgeſch., III., 186, und Simſon in den Forſchungen zur deutſchen Geſchichte, I. 2, 301. Göttingen 1861.

die wohlthätigsten Folgen für das Land hervorgegangen sind. Die Sachsen wurden dem rohen Zustande ihres Lebens entrissen, den sie freiwillig niemals aufgegeben hätten. Auch das Christenthum würde bei der großen Starrheit ihrer Natur ohne äußere Nöthigung schwerlich jemals Eingang bei ihnen gefunden haben. Diese Einverleibung des Sachsenlandes gab übrigens dem Frankenreiche in den Normannen und Dänen unruhige und feindselig gesinnte Nachbarn. Ihr trotziger Fürst Gottfried, der Südjütland beherrschte, fiel die Abodriten an; Karl sandte den Letzteren Hülfe, doch endeten die Unruhen erst, als Gottfried von den Seinen erschlagen ward. Nun wurde Friede (811), und die Eider zur Grenze zwischen beiden Nationen bestimmt.

Wir haben gesehen, daß das gewaltige von Karl gegründete Reich auf doppelten Grundlagen, weltlichen und kirchlichen, beruhte. Sonach ist der Kaiser nicht nur politischer Regent, er ist auch Herr der Kirche, indem er nicht blos für den staatlichen Organismus die Beamten einsetzt und Einrichtungen schafft, sondern ebenso gut die Bischöfe ernennt; die Reichsversammlungen sind zugleich Synoden, der Dienst des Christen ist zugleich der des fränkischen Unterthanen. Es ist klar, daß bei der Aufrichtung des Kaiserthums die Traditionen der alten Imperatorenwürde leitend gewesen sind; nach römischer, vielleicht byzantinischer Art änderten sich von nun an auch Titel, Anrede, Begrüßung und Insignien, obwohl Karl die römische Kleidung nur ungern angelegt haben soll. Ebenso jedoch haben die theokratischen Vorstellungen aus dem Alten Testamente Einfluß gehabt; das Amt des Kaisers ist von Gott gegeben, Kirche und Staat sind ihm anvertraut durch göttliche Versehung. Aber man würde fehlen, wenn man annehmen wollte, daß sich nach diesen Vorbildern nun auch die thatsächliche Leitung des Reiches gerichtet, daß von dem Despotismus der Imperatoren sich ein Theil auf Karl's Schöpfung vererbt hätte; das Reich ist in keiner Weise römisch, es ist fränkisch oder vielmehr germanisch in allen Beziehungen geblieben. Sogar durch die Wahl seiner Residenz hat Karl dies an den Tag gelegt, indem er am liebsten in den austrasischen Gegenden, vornehmlich in Aachen, seinen Aufenthalt nahm.

In dem weiten Umfange des Reiches waren die verschiedensten Völker und Stämme mit einander verbunden, unter allen als die bedeutendsten Romanen und Deutsche; jene durch Anzahl, Bildung, Anbau des Bodens überwiegend; diese, weil sie unverdorbener und in der persönlichen Freiheit weniger gebrochen waren, der eigentliche Halt und

Kern des Staates*). Im Allgemeinen hatten alle Landſchaften eine gleiche Stellung in dem Geſammtkörper; auch Italien, obwohl es im Uebrigen ſeine Verfaſſung großentheils behielt, wurde als Glied in die Einheit eingefügt. Nicht einmal die Sprache ward als ein Hinderniß der engen Verbindung angeſehen, für die Geſetze bediente man ſich des Lateiniſchen. Allein in der Bewahrung des überkommenen Rechtes tritt ein Unterſchied der Völker hervor; Karl beſtätigte es jedem Stamme bei der Unterwerfung beſonders und ſorgte für die Aufzeichnung der Völkerrechte**). Wenn berichtet wird, daß die Mannſchaften der einzelnen Provinzen beſondere Heerzüge bildeten, ſo war die Anordnung wohl der Sprache und Bewaffnung halber nothwendig; immer aber waren die Führer nicht etwa durch ſich ſelbſt oder von Geburt zu dieſem Amte berechtigt, ſondern ausſchließlich als Ernannte des Kaiſers. Nur die Briten in Armorica und die Basken in den Pyrenäen behielten ihre angeſtammten Fürſten, deren Karl ſonſt keinen an der Spitze der Völker duldete; wenn manche Beamte dennoch Herzöge (duces) genannt werden, ſo iſt dies mehr als eine Weiterführung des Namens als der Würde anzuſehen. In den Grenzlanden jedoch wurden für die beſonderen Verhältniſſe auch beſondere Inſtitutionen nothwendig. Dieſe Marken, die ſich außer der ſpaniſchen vom adriatiſchen Meere nordwärts bis zur Eider, längs den äußerſten Wohnſitzen der Langobarden, Baiern, Thüringer und Sachſen hinzogen, erforderten, um die Angriffe der auswärtigen Feinde zurückzuweiſen, eine ſelbſtändige und unabhängige Leitung, ſo daß die Markgrafen ſowohl an Ausdehnung ihres Gebiets wie an Machtfülle mit den alten Herzögen Aehnlichkeit haben mochten; doch verläugneten auch ſie den Beamtencharakter nicht. Die Verwaltung der einzelnen Landestheile gründete ſich auf das Inſtitut der Grafen (comites), der Vorſteher der beſonderen Gaue (comitatus, pagus), zu denen auch die Leiter der italiſchen Stadtgebiete zu rechnen ſind, ſelbſt wenn ſie duces hießen. Der Zuſammenhang der großen Provinzen ward auseinander geriſſen, die Verwaltungsgebiete wurden verkleinert und traten, indem die Vermittlung durch den Provinzialherzog beſeitigt ward, unmittelbar mit dem

*) Es iſt dies um ſo mehr zu betonen, da die Franzoſen, auch die weniger parteiiſch urtheilenden, wie Guizot, den germaniſchen Zug in Karl's Regierung gegen die Bedeutung des romaniſchen zurückzuſtellen pflegen; erſt Capefigue vertritt die richtige Anſicht.

**) Vgl. über die leges Angliorum et Werinorum, Frisionum, Saxonum die genauen Ausführungen von Stobbe, Die deutſchen Rechtsquellen, I, 173.

König in Beziehung. Der König setzte die Grafen ein und wählte selbstverständlich nur Männer von zuverlässiger Gesinnung und treuer Anhänglichkeit, zuweilen eben deßhalb Leute von niedriger Herkunft; in den eroberten Ländern waren es meist Franken, wenn gleich in Sachsen der Versuch gemacht ward, den Adel dadurch an das fränkische Interesse zu knüpfen, daß er zum Grafenamte berufen ward. Sie wurden auf Lebenszeit ernannt und verloren ihre Stellung nur durch schwere Vergehen, wie Untreue, so daß in der Folgezeit bald wieder die Erblichkeit eintrat, die jetzt geflissentlich vermieden ward. In den alten Provinzen saßen sie in den Städten ihres Bezirks, in den neuerworbenen auf Höfen (curtes); sie bezogen Einkünfte, die mit dem Amte verbunden waren. Sie waren die Stellvertreter des Königs, dessen Befugnisse sich für ihren Gau auf sie übertrugen, im Gaugericht führten sie den Vorsitz, sie hoben den Heerbann aus und befehligten ihn, überwachten den Eingang der königlichen Einkünfte, sorgten für Beachtung der Gesetze und Bewahrung des Friedens; ihnen zur Seite standen als Untergebene die Vicare oder Centenare, die von den Grafen, jedoch nicht ohne Beihülfe der Gaugenossen, eingesetzt wurden. Das Amt hieß ministerium, servitium, dignitas, honor; alle Beamte, zumal die niederen, judices, auch wohl ministeriales. Da sie des Kaisers Stellvertreter waren, so hatte er sie in ihrer Amtsführung zu schützen; umgekehrt sollten sie gehorchen und ihres Amtes treulich warten.

Nicht immer jedoch geschah dies. Die ungeheure Ausdehnung des Reiches, die große Machtfülle, welche den Grafen in den neu unterworfenen Gebieten in die Hand gelegt werden mußte, begünstigten Uebergriffe derselben gegen ihre Untergebenen. Noch mehr wirkte dahin, daß bei den fortwährenden Kriegen von ihnen verlangt werden mußte, den Heerbann in geordnetem Zustande zu erhalten. Jeder freie Mann, der drei Hufen (mansos) besaß, sollte nach einer Verfügung vom Jahre 807 sich selbst zum Kriege ausrüsten; wer ein geringeres Eigenthum hatte, sollte sich mit Anderen zur Ausstattung eines Mannes zusammenthun. So wenig Karl von dieser Forderung lassen konnte, so drückend war sie für den Stand der minder begüterten Freien, und da die Grafen mit ihrer Ausführung beauftragt waren, so lag es in der Natur der Sache, daß sie oft mit großer Willkür verfuhren. Sie schonten ihre Hintersassen oder die, welche sich loskauften, so viel als möglich und wälzten die Last der Heerespflicht vorzüglich auf die gemeinen Freien. Daher verkauften viele von diesen ihr Eigen oder traten in die Dienstpflichtigkeit des Grafen und anderer Großen (se commendabant senioribus); sie wurden,

indem sie ihr früheres Besitzthum, das nun wohl feudum oblatum oder aufgetragenes Lehen hieß, als Beneficium zurück erhielten, die Vasallen des höheren Adels oder der Kirche; manche auch traten in ein noch tieferes Verhältniß und sanken zu Hörigen herab. Auf diese Weise verminderte sich durch die Last des Heerbannes und in Folge der Stellung der Grafen die Zahl der kleinen freien Landbesitzer immer mehr; es erhob sich auf ihre Kosten allmählig eine Lehnsaristokratie, deren Bedeutsamkeit bald den Königen selbst gefährlich werden mußte.

Wie sehr nun auch das Geschlecht Karl's der Aristokratie seinen Ursprung und seine Erhebung verdankte: es konnte nicht in seiner Absicht liegen, daß der tüchtigste Kern seines Reiches ganz und gar von dem Dienstadel unterdrückt würde; er traf deßhalb eine Maßregel, die der Willkür der Grafen und Großen steuern sollte. Schon früher waren Abgesandte der Könige in besonderen Aufträgen in die Provinzen geschickt worden; Karl machte aus der vorübergehenden eine stehende Einrichtung, die einen der wichtigsten Theile der Staatsordnung bildete und allerdings in ihrer Beweglichkeit manches Gute zu stiften geeignet war. Angesehene und zuverlässige Männer wurden in die einzelnen Distrikte (missatica) gesandt; sie hießen Sendgrafen (missi dominici, fiscales, regales), gewöhnlich ein Graf und ein Bischof, und bereisten die ihnen zugewiesenen Landestheile alljährlich. Sie sollten die Grafen in allen ihren Verrichtungen beaufsichtigen, die Gauversammlungen berufen, Rechtssachen, welche noch nicht zu Ende gebracht waren, entscheiden, oder, wenn deren Urtheil gescholten und angefochten wurde, in zweiter Instanz sprechen und besonders auf die Ausführung der Heerbanns-Verordnungen sehen. Auch gehörte es zu ihrer Aufgabe für die Erhaltung des königlichen Krongutes und des Eigenthums der Kirche zu sorgen, Acht zu haben auf das Leben der Geistlichen, die neuen Gesetze zu verkünden und darüber zu wachen, daß die bereits erlassenen befolgt würden. Nach der Kaiserkrönung waren sie es, die den neuen Eid abnahmen. Sie wurden meist aus der Zahl der Hofbeamten des Kaisers gewählt, so jedoch, daß sie zu den Provinzen, die sie beaufsichtigen sollten, in keiner Beziehung standen; vielleicht ward auch unter den Ernannten gewechselt. Auf den Reichsversammlungen hatten sie Bericht abzustatten. — Von diesen letzteren wurden jährlich zwei gehalten. Bei der ersten, die im Frühling oder auch im Sommer stattfand, und eine Fortsetzung des alten Maifeldes war, das Pipin an die Stelle des Märzfeldes gesetzt hatte, erschien die Gesammtheit der Großen, sowohl der weltlichen als der geistlichen, um Gesetze und Verfügungen, die ihnen vom Kaiser zur Erwägung zu-

gewieſen waren, zu berathen, auch um ihre Beiſtimmung zu einem Heereszuge auszuſprechen; ihre Beſchlüſſe hießen placita, die Verſammlung wegen der Betheiligung der Geiſtlichen auch wohl Synodus. Die Berathungen bezogen ſich auf das laufende Jahr. Zu der zweiten und kleineren Herbſtverſammlung, welche vorberathend die Zukunft ins Auge zu faſſen hatte, wurden nur die angeſehenſten Hofbeamten und Räthe des Kaiſers zugezogen. Eigentliche Rechte hatte auch die größere Verſammlung nicht, da ihr die verſchiedenſten, die bedeutendſten wie die geringſten Gegenſtände vorgelegt wurden; aber ihr Urtheil und ihr Rath war für den Kaiſer nichts deſtoweniger von Wichtigkeit. Die Beſchlüſſe wurden aufgezeichnet, nicht ſelten auch von einzelnen Anweſenden unterzeichnet; der Name Capitularia, welchen ſie jetzt noch führen, iſt von der Eintheilung in Capitel hergenommen, aber auch auf alle Arten von Actenſtücken, auf Geſetze und Verfügungen übertragen. — Die zweite Verſammlung kann füglich als eine Erweiterung des kaiſerlichen Hofes angeſehen werden. Unter den Beamten deſſelben fehlte jetzt natürlich der Majordomus, deſſen Geſchäfte zum Theil auf den Seneſchalk oder Truchſeß übergegangen waren; ihm zur Seite ſtanden der Schenk und Kämmerer; unter der Aufſicht des Kanzlers fertigten die Notarien die Urkunden aus, der Referendarius oder Apocriſiarius führte das Siegel. Von beſonderem Einfluß war der Pfalzgraf (comes palatii), welcher in den Reichsverſammlungen und dem Königsgericht des Kaiſers Stelle vertrat und an den die Appellationen von Ausſprüchen der Grafen und Sendgrafen kamen, wenn ſie nicht an die Reichsverſammlung gelangten; doch durfte er die wichtigeren Sachen nicht ohne ausdrücklichen Befehl abthun und ſollte beſonders den Armen und Unterdrückten zu ihrem Rechte verhelfen. Die Volksgerichte übrigens, welche unter dem Vorſitz des Grafen oder Miſſus abgehalten wurden, beſtanden zwar noch auf den alten Malſtätten, ſetzten ſich jedoch immer ſeltener aus allen Freien der Markgenoſſenſchaft zuſammen; es wurden zu dem gebotenen Dinge aus der Zahl der freien, ſchöffenbaren Leute meiſt ſieben durch den Grafen und die Gemeindemitglieder gewählt, welche das Recht fanden; nur einige Male im Jahre fand ein ungebotenes Ding ſtatt, bei dem alle Freien zugegen waren. Vielleicht ſollte auch dieſe Einrichtung der zu häufigen Beläſtigung der ganzen Gemeinde durch die Grafen Schranken ſetzen. Als Beweismittel ſind noch die Eidhelfer und Ordalien im Gebrauch, welche letzteren ſogar mit neuen Proben vermehrt ſind. Ihre Anwendung beaufſichtigte die Kirche.

Auch den Fehden ſuchte Karl ſo viel als möglich zu ſteuern; er

verbot, was früherhin gebräuchlich war, bewaffnet zur Gemeinde und zum Gericht zu kommen; der in der Fehde Gefangene ſollte nicht getödtet werden, und auf Befehl des Königs ſollte jedenfalls von dem Kampfe abgeſtanden werden. Hinterliſtiger Mord und wiederholter Raub wurden mit Todesſtrafen bedroht. Mit dieſer Criminaljurisdiktion, dem Blutbann, war ebenfalls der Graf des Gaues beauftragt, der in dieſen Fällen, welche ſonſt eine Fehde zur Folge gehabt haben würden, nicht mehr blos zu ſeinem Gericht mahnte, ſondern bei Strafe des Königsbannes (es waren ſechzig Solidi) zu erſcheinen gebot.

Die größeren Lehnsträger, ſo wie die Kirchen und Klöſter, ließen ſich häufig die Exemtion ihrer Beſitzungen von der Gewalt des Grafen, das eigene Gericht über ihre Dienſtmannen und Hinterſaſſen, auch in allen übrigen Sachen als denen des Dienſtes und des Zinſes, durch königliche Privilegien ertheilen und beſtätigen; doch mußten ſie bei Klagen wider ihre Leute dieſe beim Gericht vertreten, und in Criminalfällen die Beſchuldigten dem Grafen ausliefern. Ein ſo eximirtes Gebiet wurde Immunität genannt. Heeresfolge leiſteten aber die Dienſtmannen, wenn ihr Beneficium ſo groß war, daß es dieſe auch für den freien Beſitzer bedingt hätte, ganz wie die Eigenthümer. Mußte indeß der Herr allein der Lehnspflicht genügen, ſo richtete ſich die Zahl der Leute, die er mitbrachte, wohl nach dem guten Willen und nach dem Umfange des Lehns, welches er ſelbſt vom Könige hatte.

Den Geiſtlichen bezeigte Karl große Achtung; er erkannte die Wichtigkeit derſelben für die religiöſe und wiſſenſchaftliche Bildung ſeiner Völker, nicht minder als für den Staat, wo ſie die Einzigen waren, welche den König gegen die emporſtrebende Macht der Vaſallen unterſtützen konnten; Frieden zu ſchaffen und zu erhalten, das erſchien recht eigentlich als ihre Aufgabe, weßhalb er denn aus ihrer Zahl die eine Hälfte der Sendboten zu nehmen pflegte. Er vermehrte ihr Anſehen, ihre Vorrechte und ihre Reichthümer. Zu dieſen Begünſtigungen der Geiſtlichkeit gehören beſonders die Geſetze über den Zehnten. Schon lange hatten die Biſchöfe die Laien ermahnt, den zehnten Theil vom Ertrage ihrer Güter alljährlich an die Prieſter abzutragen, weil Gott es im alten Teſtamente ausdrücklich befohlen habe, aber ohne Erfolg, wenigſtens ohne allgemeinen. Erſt Karl war es, der dieſe in Anſpruch genommene Verpflichtung zu einem förmlichen Geſetze erheben ließ, und nicht einmal die königlichen Kammergüter davon ausgeſchloſſen wiſſen wollte. Indeß fand ſich bei den Großen ſowohl als beim Volke anfangs

wenig Geneigtheit zur Entrichtung dieser Abgabe. Besonders schien sie den Sachsen, in deren Ländern der Zehnte mit besonderer Strenge eingetrieben werden mußte, da hier zum Unterhalte der Geistlichkeit zunächst keine ausreichenden liegenden Grundstücke vorhanden waren, — eine Einbuße an ihrer Freiheit, und trug nicht wenig dazu bei, sie gegen das Christenthum so halsstarrig zu machen; schon Alcuin bemerkte, daß die Treue der Sachsen durch den Zehnten untergraben würde. Uebrigens wurde verordnet, daß die Armen von der Kirche einen Theil des Zehnten zu empfangen hätten. Daß die Bevorzugung der Geistlichen bei Karl indeß ihre vernünftigen Grenzen gehabt hat, kann schon aus folgenden Fragen hervorgehen, die er ihnen, um sie auf ihre wahrhaften und höhern Pflichten aufmerksam zu machen, zur Beantwortung vorlegte: „Wie weit ist es einem Bischof oder Abt erlaubt, sich in weltliche Dinge zu mischen? — Was für Dinge verspricht ein Christ in der Taufe, und welchen entsagt er? — Heißt das die Welt verlassen, wenn man bald durch Versprechung des Himmels, bald durch Androhung der Hölle, und im Namen Gottes oder eines Heiligen, Einfältige oder Schwachgläubige ihres Vermögens beraubt, und die rechtmäßigen Erben um das Ihrige bringt, welche dadurch oft in die größte Armuth versetzt, und aus Noth Diebe und Räuber werden? — Heißt das auch die Welt verlassen, wenn man noch eine unersättliche Begierde nach fremden Gütern äußert, und Menschen durch Geld zu Meineiden und falschen Zeugnissen verführt? — Wo steht geschrieben, daß jemand wider Willen zum Geistlichen oder Mönch gemacht werden könne? — Was frommt's der Kirche, wenn ein Prälat mehr auf die Menge, als auf die Tüchtigkeit seiner Untergeistlichen sieht, und sich mehr um ihr Singen als um ihren Lebenswandel bekümmert? Mag doch ein Mönch immerhin ein unvollkommener Sänger sein, wenn er nur kein schlechtes Leben führt. Reine und edle Sitte sind ja doch das Erste am Menschen!"

Auch die Bischöfe, obgleich sie vom Volke und vom Klerus des bischöflichen Sitzes, der ecclesia cathedralis, erwählt werden sollten, ernannte Karl, wie erwähnt worden, selbständig. Wie bei den Geistlichen überhaupt, ward vor allen Dingen auf Würdigkeit des Wandels und wissenschaftliche Bildung gesehen. Obwohl bereits von Pipin der Anfang gemacht war, das Verhältniß der Bischöfe zu den Grafen wie untereinander zu regeln, so geschah das Wesentliche in dieser Beziehung doch erst durch Karl. Meist stimmten die bischöflichen Sprengel mit den Bezirken der Grafen überein; nur in Sachsen nicht, wo die politische Ord-

nung der kirchlichen vorausging. Karl ſuchte die Befugniſſe der weltlichen und geiſtlichen Beamten gegeneinander abzugrenzen, indeſſen blieben Uebergriffe von beiden Seiten nicht aus, um ſo weniger, da beide Staatsbeamte waren. Andertheils gab er, fortbauend auf dem von Bonifacius gelegten Grunde und den Forderungen Rom's entſprechend, beſtimmte Vorſchriften über das Verhältniß der Geiſtlichen zu ihres Gleichen; „in ſeiner Zeit ſind die Grundzüge der Hierarchie verzeichnet, inſofern das, was von der Kirche ſeit lange verlangt, auch meiſt ſchon durchgeſetzt war, jetzt wirklich zur Geltung kam und volle Anerkennung erlangte.“ Dahin gehört vornehmlich, daß die Würde der Metropoliten an ein beſtimmtes Bisthum geknüpft wurde, daß dieſe den Biſchöfen vorgeſetzt wurden; Mainz blieb das angeſehenſte für Deutſchland, unter Köln wurden Utrecht und Lüttich geſtellt, in Baiern ward Salzburg erhoben, in den Moſelgegenden zuerſt Metz, ſpäter Trier. Der Papſt gab den Erzbiſchöfen das Pallium, doch nur nach dem Willen Karl's. Die Klöſter ſuchten ſich den Einflüſſen der Biſchöfe zumal bei der Wahl ihrer Aebte und in Betreff ihrer Güterverwaltung zu entziehen, und Karl gewährte ihnen oft nach dem Beiſpiel ſeiner Vorgänger desfallſige Privilegien dadurch, daß er ſie zu königlichen machte. Die Aebte der bedeutenderen unter dieſen erhielten dann auch Sitz und Stimme in den Reichsverſammlungen. Doch wurden dagegen ihre Güter häufig, weil ſie theils von den Königen geſchenkt, theils von den Kirchenoberen an Dienſtmannen verliehen waren, vom Kaiſer weltlichen Großen zur Verwaltung und Benutzung verliehen, ſo weit ſie nicht zum Unterhalt der Mönche nöthig waren. Eine noch größere Beſchränkung erlitt die Gewalt der Biſchöfe, die Einkünfte ihrer Kirchen nach Belieben für ſich, die Geiſtlichen, die Armen, die Erhaltung der Gebäude u. ſ. w. zu verwenden, indem man den Laien, welche neue Klöſter und Kirchen bauten und ausſtatteten, nachgeben mußte, die Verwendung dieſer Güter zu beſtimmen und zu beaufſichtigen. Oft behielten auch die Stifter ſich ſelbſt und ihren Nachkommen die Vogtei der neu geſtifteten Kirchen oder des reich begabten Kloſters vor. Dieſes Amt beſtand in dem Vorſitz des Gerichtes der Dienſtleute und Hinterſaſſen der Kirche, in der Anführung derſelben im Kriege und in der Vertretung derſelben vor dem Gerichte der Grafen. Es mußte ihnen und ihren Familien auch gewöhnlich das Recht der Beſtätigung oder Verwerfung der für ſolche Kirchen eingeſetzten Geiſtlichen überlaſſen werden.

Wie weitgeprieſen Karl's des Großen Name ſchon unter den Zeit-

genossen war, zeigen die Gesandtschaften, welche die Araber aus Asien, Afrika und Spanien an ihn schickten, ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Der berühmte Chalif Harun al Raschid ließ ihm zu seiner Kaiserkrönung Glück wünschen und sandte zugleich einen Elephanten, der nicht geringes Staunen erregte; außerdem machte er ihm Geschenke mit den kostbarsten indischen Gewürzen und mit morgenländischen Kunstarbeiten, worunter eine Uhr merkwürdig ist, als ein Beweis der großen mechanischen Fertigkeit der Araber. Es war eine Wasseruhr von Metall, die einen Zeiger hatte, und den Wechsel der Stunden noch außerdem durch kleine Kügelchen, welche klingend auf eine Metallplatte fielen, ja selbst durch Reiter, welche sich an selbst aufspringenden Thürmen zeigten, kund that. Karl's Gegengaben bestanden in Pferden, trefflichen Jagdhunden, feiner Leinwand und anderen Weberarbeiten, worin die fränkischen und friesischen Frauen sehr geschickt waren. Zu seinem Gesandten nach Bagdad brauchte er einen Juden, Namens Isaak.

Alle Großthaten des Krieges aber, wodurch vornehmlich dieser Glanz erworben war, achtete Karl für gering gegen die Bemühung, seiner Völker Geist und seinen eigenen durch Kenntnisse auszubilden. Das schöne Vorbild der alten Römerwelt, das er noch in den Trümmern jener majestätischen Stadt ehrte, ließ ihn nicht rasten. In Italien hatte er einen englischen Mönch, Namens Alcuin (geb. 735, gest. 804), kennen gelernt, der, in der weit berühmten Schule zu York gebildet, auf allen damals angebauten Feldern der Wissenschaften wohl bewandert war. Er zeichnete sich besonders durch die Gabe aus, seine vielfachen Kenntnisse auf eine die Zuhörer anziehende und befriedigende Weise mitzutheilen. Dadurch gefiel er dem Könige so sehr, daß er ihn nach Deutschland berief, ihn zum Lehrer seiner Söhne und Töchter einsetzte, und seinen Rath fast bei allen bedeutenderen Angelegenheiten, auch politischer Art, einholte. Bald darauf kam ihm ein munterer, wißbegieriger Knabe, Namens Einhard, aus dem Odenwalde gebürtig, vor Augen, den er seinen Söhnen, als einen Sporn zur Nacheiferung, zum Gesellschafter gab. Es ist ein trefflicher Mann aus ihm geworden, der nachher seines Wohlthäters Bauten beaufsichtigte, und dessen Leben in gutem Latein beschrieben hat. Noch einen andern Jüngling von feinem Geiste gewann Karl dem schönen Bunde, den glücklichen Angilbert, der Capellan an seinem Hofe wurde, welche Stelle der Kaiser mit seltener Güte bald darauf in ein weltliches Ehrenamt verwandelte, als, wie überliefert wird, die schöne Bertha, Karl's liebste Tochter, ihm heimlich ihr Herz geschenkt, und ihn

vom Vater ſich zum Gemahl erbeten hatte. Etwas Aehnliches, das jedoch nur der Sage angehört, wird von Einhard erzählt: daß nämlich eine andere von Karl's unehelichen Töchtern, Emma, ihn eines Abends auf den Schultern über den Schloßhof getragen, damit nicht die männliche Spur im Schnee den unerlaubten Beſuch verriethe; daß aber der alte Kaiſer, der eine ſchlafloſe Nacht gehabt, ſelbſt am Fenſter dem ſeltſamen Auftritt zugeſehen, und die Liebenden am folgenden Morgen entlarvt habe.

Der große Mann war, ſo oft ſeine Zeit es erlaubte, bei dem Unterrichte zugegen, welchen Alcuin ſeinen Söhnen gab, und lernte ſelbſt noch von ihm. Latein ſprach er fertig, im Griechiſchen waren ſeine Kenntniſſe geringer; bei ſeiner ſo großen Thätigkeit hatte er doch noch Zeit zum Leſen übrig. Beſonders verehrte er die beiden berühmten Kirchenväter Hieronymus und Auguſtinus, deren beredten Ausdruck er nicht genug bewundern konnte. „Ha!“ rief er einſt voll von edlem Eifer aus, „wenn ich doch zwölf ſolcher Männer in meinem Reiche hätte.“ Worauf Alcuin erwiederte: „Der Schöpfer des Himmels und der Erden hat nur dieſe zwei gehabt, und du verlangſt ihrer zwölfe!“

In dem gelehrten Verein, wie ihn dieſe und andere am Hofe lebende ausgezeichnete Männer bildeten, verläugnete Karl durchaus den Kaiſer. Er ließ ſich David nennen, Alcuin hieß Flaccus, Angilbert Homer u. ſ. w. Hier beſprach man ſich über die Ausbildung der Mutterſprache; es wurden ältere deutſche Heldenlieder geſammelt, eine deutſche Grammatik verſucht, deutſche Namen für die Monate und Winde erfunden, und über die Erziehung des Volks und beſonders der Geiſtlichen berathſchlagt. Karl gab nur geſchickten Männern die beſſeren Pfründen, und befahl auf das ſtrengſte, bei allen Kathedralen und Klöſtern Schulen einzurichten, in welchen Leſen, Schreiben und das Chriſtenthum, für die Geiſtlichen aber auch höhere Wiſſenſchaften gelehrt werden ſollten. Die Schule im Kloſter des heiligen Martin zu Tours, welcher Alcuin ſpäter als Abt vorſtand, hat lange ihren Ruf behalten und gab das Beiſpiel zur Anlegung von Bibliotheken in Verbindung mit den Lehranſtalten. Auch Paris, Soiſſons, und viele deutſche Klöſter hatten gute Schulen. Für die Geiſtlichen, die ſelbſt keine Predigten ausarbeiten konnten, ließ Karl durch Paul Warnefrid im Kloſter zu Montecaſſino eine Sammlung von Vorträgen älterer Kirchenlehrer entwerfen und machte dieſe zum Gebrauch der Kirchen bekannt mit einer Vorrede, in welcher er ſelbſt die Geiſtlichen zum eigenen Studium der heiligen Schrift aufmunterte. Fer-

ner ermahnte er die Mönche zum Bücherabschreiben, und brachte für sich eine Bibliothek zusammen, die auf seinen Befehl nach seinem Tode zum Besten der Armen verkauft wurde. Er suchte überhaupt das Klosterwesen nach der Regel des heiligen Benedict zu reformiren und wies den Benedictinern besonders den Volksunterricht zu, dem freilich die Heranbildung von Geistlichen vorangehen mußte. Dennoch nahm die Pflege der Wissenschaften nach allen Richtungen einen ungekannten Aufschwung, so daß auch auf diesem Gebiete mit Karl's Regierung eine neue Epoche anhebt.

Eine eigene Schule richtete der Kaiser an seinem Hofe ein, als Muster für die übrigen, und in welche alle seine Diener, die hohen wie die niederen, ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er selbst in das Gemach und ließ die Schüler prüfen. Die geschickten mußten sich auf seine rechte, die ungeschickten auf seine linke Seite stellen, und hier fand sich, daß die Letzteren gerade die Vornehmen waren, und fast nur diese. Darauf wandte er sich zu den fleißigen, aber armen Kindern, und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr so gut einschlagt; bleibt dabei, und werdet immer vollkommener. Ihr verfolgt euer wahres Beste, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber — und hier wandte er sich zornig zur Linken — ihr, Söhne der Edlen, ihr feinen Burschen, die ihr euch so reich und vornehm dünkt, und des Wissens nicht noth zu haben meint, ihr faulen, unnützen Buben; ich sage euch, euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; und ihr habt nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!"

Auch der Verbesserung des Kirchengesanges widmete Karl seine Aufmerksamkeit. Papst Hadrian sandte ihm aus Rom, wo durch Gregor's Bemühungen diese Kunst eine gewisse Ausbildung empfangen hatte, zwei seiner besten Sänger. Karl wies dem einen zu Metz, dem andern zu Soissons seinen Wohnsitz an. Hier mußte nun jeder, der an einer Schule den Gesang lehren, oder an einer Kirche Vorsänger werden wollte, sich in der römischen Gesangweise unterrichten lassen. Im Orgelspiel sollten die Schüler ebenfalls geübt werden. Aber die plumpen Franken stellten sich eben so ungeschickt zum Singen als zum Spielen an. Die Italiener verglichen ihren Kirchengesang mit dem Geheul wilder Thiere und dem Gerumpel eines Lastwagens auf einem Knüppeldamm; und Alcuin klagt oft in seinen noch vorhandenen Briefen, daß er so äußerst wenig ausrichten könne und mit einer fast bestialischen Tölpelhaftigkeit zu kämpfen habe.

Es ist von dem höchsten Interesse, einen großen Mann auch in seinen geringen Beschäftigungen zu betrachten, und zu sehen, wie es das nämliche Licht ist, das ein kleines Zimmer und draußen die ganze Welt erleuchtet. Es war dieselbe Thätigkeit, mit welcher Karl Heere anführte und Schulprüfungen anhörte, Gesetze für große Völker ersann, und griechische Vocabeln lernte. Für Alles schien er geboren, und alle Meister übersah er. Wenn er auf seine Höfe kam, ließ er sich die Rechnungen vorlegen, wo Alles, bis auf die Anzahl der Eier, eingetragen sein mußte, überzählte Einnahme und Ausgabe, rechnete seinen Verwaltern nach, und machte Bauanschläge, als wäre er nichts als ein Landmann. Seine Verordnungen und Anweisungen zum Betrieb der Cultur auf den königlichen Gütern werden von Kennern als ein bewundernswürdiges Denkmal seiner Einsichten in die Landwirthschaft gepriesen. Das Capitulare de villis läßt uns einen Blick in diese, so zu sagen, häusliche Thätigkeit des Kaisers thun. Da finden sich genaue, sachkundige Anordnungen über Viehzucht, Pflege der Bienen, über die Bereitung des Bieres und den Weinbau, über die Cultur der Gärten, Wiesen und Wälder; es wird Sauberkeit und Ordnung nicht allein in Bereitung der Kost, sondern auch in der Haltung der Gebäude und Ställe anempfohlen; wilde und schädliche Thiere sollen ausgerottet, Handwerker aller Art herbeigezogen und herangebildet werden; vorweg werden darin strenge Vorschriften für die Führung der Gutsverwalter selbst erlassen.

Karl's Bauten waren zahlreich und sehr bedeutend. An mehreren Orten ließ er prächtige Paläste aufführen, unter welchen die zu Aachen, Ingelheim und Nimwegen die berühmtesten sind. Denn einen festen Wohnsitz hatte Karl nicht; am liebsten aber wohnte er auf seinen Schlössern in den Rheinlanden und vorzüglich zu Aachen in den Gegenden, von welchen die Macht seines Hauses ausgegangen war, wo er, außer jener Pfalz, der Mutter Gottes zu Ehren eine Kirche bauen ließ, welche Einhard als ein Gebäude von bewundernswürdiger Schönheit beschreibt. Ferner ließ er Dörfer und Klöster anlegen, Sümpfe austrocknen und Wälder urbar machen. Eben so ward Anderen das Bauen dringend empfohlen und vorzüglich den Bischöfen aus Herz gelegt, die Kirchen ihres Sprengels in gutem Stand zu erhalten. Die Mönche bauten selbst, schon weil die Regel des heil. Benedict ihnen neben Andacht und Beten Handarbeit gebot, und weil sie allein im Besitz der an sich freilich sehr geringen, aber in Vergleich mit der Unwissenheit der Weltlichen immer etwas bedeutenden, mathematischen Kenntnisse jener Zeit waren. Zur

Beförderung der Schifffahrt wollte Karl einen Canal graben lassen, welcher die Rednitz mit der Altmühl, und dadurch den Main mit der Donau, folglich die Nordsee mit dem Schwarzen Meere verbinden sollte. So wäre eine Wasserverbindung zwischen Constantinopel — damals dem Hauptsitze des den Orient und Occident verbindenden Handelsverkehrs — und dem Herzen der fränkischen Staaten zu Stande gekommen. Aber vergebens ward mehrere Monate an dem kühnen Werke gearbeitet, häufiges Regenwetter spülte das Ausgegrabene wieder ab, und bei den mangelhaften Anstalten und unvollkommenen Werkzeugen mußte man die Fortsetzung des Unternehmens aufgeben. Auch die Brücke, die er über den Rhein bei Mainz legte, ein Werk zehnjähriger Arbeit, wurde durch einen Brand wieder vernichtet.

Es wird den Lesern willkommen sein, Einiges von dem Aeußern des großen Mannes hier zu finden. Wir wollen Einhard reden lassen. Von Körper, sagt er, war Karl der Große voll und stark, von Wuchs erhaben, denn er maß sieben seiner Fußlängen. Sein Kopf war rund, die Augen sehr groß und lebhaft, die Nase ein wenig mehr als mittelmäßig, das Haar glänzend weiß, die Miene heiter und fröhlich, die ganze Gestalt, sitzend und stehend, voll hoher Würde. Obgleich der Nacken ein wenig gebückt und kurz, und der Bauch etwas zu weit vorragend war, so deckte doch das schöne Verhältniß der übrigen Glieder diese Fehler. Der Gang war fest, die gerade Haltung des Körpers männlich, die Stimme hell, wiewohl der Kraft des Körpers nicht ganz angemessen. Seine glückliche Gesundheit ward nur in den vier letzten Jahren durch häufige Fieber angegriffen, gegen die er nach eigenen Einfällen mancherlei, doch nichts auf den Rath der Aerzte, versuchte. Denn diese haßte er, weil sie ihm Gebratenes, seine Lieblingsspeise, verboten. Karl's Vergnügungen bestanden in Reiten, Jagen und Schwimmen, worin er es allen Anderen zuvorthat. Vorzüglich wegen der Nähe der Bäder baute er den Palast zu Aachen, und lud jedermann zum Baden ein, daher man oft mehr als hundert Badende beisammen sah. Er bediente sich stets der fränkischen Kleidung; auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemde (von seinen Töchtern gesponnen und gewebt), darüber ein Wamms, das von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten ward, an den Beinen Strümpfe und Schuhe, um die Lenden Binden, im Winter auch noch um Schultern und Brust einen Ueberwurf von Otterfell. Sein Oberkleid war ein kurzer venedischer Mantel. Immer sah man ihn mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber, bei feierlichen Gelegenheiten

auch wohl, wie die Schuhe und das alsdann hervorgesuchte Diadem, mit Edelsteinen besetzt war. Ausländische Kleidung war ihm verhaßt, und nur zweimal hat er zu Rom, auf Bitten der Päpste Hadrian und Leo, die lange römische Tracht angelegt. In seinem gewöhnlichen Anzuge war er fast in nichts von den Gemeinen unterschieden. Speise und Trank genoß er mäßig, und Trunkenheit war ihm ein Abscheu. Gastereien fanden selten statt, und nur an festlichen Tagen; dann aber liebte er, recht viel Menschen um sich zu sehen. An seiner gewöhnlichen Tafel wurden vier Gerichte gegeben, außer den Braten, welche die Jäger an den Spießen hereinbringen mußten. Während der Mahlzeit ward irgend ein Geschichtsbuch von den Thaten alter Könige vorgelesen, auch liebte er die Schriften des heiligen Augustin, besonders die vom Gottesstaate. Nach Tische ruhete er zwei bis drei Stunden, dagegen unterbrach er seinen Nachtschlaf vier bis fünfmal, nicht blos durch Erwachen, sondern selbst durch Aufstehen. Beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, oder ließ auch wohl Geschäftsleute oder Kläger vor, und entschied ihre Händel auf der Stelle. Er sprach viel und gern, und wußte sich über alles höchst klar und fließend auszudrücken. Er ließ sich Vorlesungen über Grammatik, Rhetorik und Dialektik halten, und viel Zeit verwendete er auf Sternkunde und Sterndeutung. Auch das Schreiben versuchte er, und hatte überall eine Schreibtafel unter seinem Kopfkissen, damit er in müßigen Stunden seine Hand üben konnte. Aber die zu spät angefangene Kunst wollte nicht recht gelingen. Die Religion ehrte er tief im Herzen; die Kirche besuchte er früh und Nachmittags, oft auch des Abends, unverdrossen, und litt durchaus nichts Unanständiges oder Störendes darin. Karl's Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht blos auf die eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen gingen über das Meer nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago hin, wo er von nothleidenden Christen hörte; und vorzüglich deßhalb unterhielt er die Gemeinschaft mit jenen entfernten Königen, damit diese Wohlthaten den armen Gläubigen in ihren Staaten desto sicherer zukämen. Seine Geschenke an den päpstlichen Stuhl sind nicht zu zählen, und es gehörte zu seinen liebsten Beschäftigungen, sein verehrtes Rom, das er viermal besucht hat, zu schmücken und emporzuheben. Kraft seines Testaments wurden zwei Drittel seines gesammten Schatzes, seines Hausraths und seiner Kostbarkeiten gleichmäßig als Almosen an die Geistlichen in den ein und zwanzig Metropolitanstädten seines Reichs vertheilt, so daß der Metropolitan für seine Kirche den dritten Theil, und seine Unterpfarrer

die beiden anderen Theile erhielten. Jene Städte waren Rom, Ravenna, Mailand, Friaul, Grado, Köln, Mainz, Salzburg, Rouen, Trier, Sens, Besançon, Lyon, Rheims, Arles, Vienne, Tarascon, Yverdun, Bordeaux, Tours und Bourges. Unter den Kostbarkeiten waren drei schöne, massive silberne Tische, auf deren einem die Gestalt der ganzen Erde, so wie auf dem andern eine Abbildung von Rom und Constantinopel gearbeitet war. Sie wurden den Kirchen zu Rom und Ravenna geschenkt. — So weit Einhard.

Karl hatte den Schmerz, von seinen drei Söhnen, unter die er bereits das ganze Reich getheilt hatte, noch vor seinem Tode zwei, Karl und Pipin, sterben zu sehen. Der übrig gebliebene Ludwig, König von Aquitanien, war also sein einziger Erbe. Karl übernahm, als hätte er die künftigen Ansprüche der Päpste geahnt, auf einem Reichstage zu Aachen das Geschäft der Krönung selber (813). Er unterredete sich mit seinen Großen, ermahnte sie, seinem Sohne allezeit treu zu bleiben, und fragte jeden, von den Vornehmsten anfangend, ob er sein Vorhaben ins Werk richten solle. Sie antworteten einmüthig: Gott wolle es also haben. Karl ging demnach am nächsten Sonntage (16. November) im kaiserlichen Ornat in die Marienkirche und, nachdem er das Gebet verrichtet, ermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme vor allem Volke, Gott zu fürchten und zu lieben, seine Gebote in Allem zu halten, für die Kirche Sorge zu tragen, und sie gegen böswillige Menschen zu schützen, sich gegen seine Schwestern und jüngeren (außerehelichen) Brüder allezeit gütig zu erweisen, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamte zu bestellen, Keinen seiner Lehen und Ehren ohne hinlängliche Ursache und Untersuchung zu entsetzen, sich selbst aber vor Gott und den Menschen jederzeit unsträflich zu verhalten. „Willst du das Alles erfüllen, mein lieber Sohn?" fragte zuletzt der gerührte Greis. Ludwig versprach es. „Nun wohl, so setze dir selbst die Krone auf, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen." Er that's vor allem Volke. Der Vater beschenkte ihn hierauf herrlich, und schickte ihn, nach einem unter vielen Thränen genommenen Abschied, nach Aquitanien, seiner Provinz. Es war das letzte Mal, daß er ihn gesehen.

Im Januar 814 verfiel der zweiundsiebzigjährige Greis in ein heftiges Fieber, das mit Seitenstechen verbunden war. Er wollte sich nach seiner Gewohnheit durch Fasten heilen, allein die erschöpfte Natur hatte keine Hülfe mehr. Er starb am 28. desselben Monats, nachdem er sich noch den Tag vorher mit der Verbesserung einer biblischen Handschrift beschäftigt hatte. Schlimme Vorzeichen hatten seit einiger Zeit, wie Ein-

hard gläubig verſichert, ſeinen nahen Tod verkündet: häufige Finſterniß, der Einſturz des bedeckten Ganges im aachener Palaſt, der Brand der Rheinbrücke und Aehnliches mehr. Unter allgemeinem Wehklagen des Volks ward er in der von ihm erbauten Kirche zu Aachen beigeſetzt. Dort ruhte ſein Leichnam bis auf Kaiſer Friedrich I., der ihn in eine prächtigere Grabſtätte legen ließ, und zugleich bei Papſt Paſchalis III. bewirkte, daß der durch ſo viele Thaten große und unvergeßliche Krieger und Geſetzgeber auch zu den Helden der Kirche gezählt und unter die Zahl der Heiligen geſetzt ward.

Mittlere Geſchichte.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf den erſten Kreuzzug. (814—1096.)

1. Einleitung.

Ueberblicken wir die im Laufe von mehr als drei Jahrhunderten an unſern Blicken vorübergegangenen Ereigniſſe, ſo iſt deren weſentlicher und bleibender Inhalt die Befeſtigung und Ausbildung des germaniſchen Lebens im weſtlichen Europa und die Durchdringung deſſelben mit den Lehren und Formen des Chriſtenthums und der römiſchen Kirche. Die Oſtgothen, Vandalen, Heruler, Burgunder, alles Zweige der großen gothiſchen Völkerfamilie, ſind von der Weltbühne wieder verſchwunden; nur noch einen Stamm derſelben, die Weſtgothen, ſehen wir bemüht, von den nordweſtlichen Bergen Spanien's her ſein Reich zurückzuerobern und in dieſem Kampfe die verlorne germaniſche Kraft und Eigenthümlichkeit allmählig wieder erlangen. Vergebens war das Bemühen Theoderich's des Großen geweſen, den Völkern ſeiner Abſtammung in dem italiſchen Reiche eine feſte Stütze und einen dauernden Mittelpunkt zu geben, wenn er ſie auch durch ſeine ausgezeichnete Perſönlichkeit bei ſeinem Leben einander näher verband. Die Gothen hatten kräftigeren Naturen den erſten Platz abtreten müſſen. So brachten denn die Franken durch Waffengewalt die übrigen Germanen unter ihre Herrſchaft. Die Karolinger vollendeten dieſes Reich; den unterworfenen Alamannen, Baiern und Thüringern fügten ſie die Frieſen, die Langobarden und die Sachſen hinzu. Araber und Avaren hatten indeß die Länder des mittleren Europa geängſtigt, aber ſchon Kaiſer Karl konnte ſein Schwert wieder erobernd gegen

Beide wenden. Es ist ein Streben in Karl's des Großen Regierung nicht zu verkennen, die einzelnen Nationalitäten zu einer großen Einheit zusammenzuführen. Die Könige und Herzöge der beherrschten Völker verschwanden, das Reich wurde ein systematisch geordnetes, allgemeine Gesetze, Verfügungen und Anordnungen wurden getroffen.

Der Staat der Germanen hatte durch Pipin's Verlangen, vom Papste die Bestätigung und Anerkennung seiner neuen Würde zu erhalten, die Kirche ausdrücklich für das Höhere, über der Welt Stehende anerkannt, und Papst Leo schien demnach nun mit der Kaiserkrone seinem Beschützer Karl die Weihe der höchsten irdischen Gewalt ertheilt zu haben. Wir haben gesehen, wie die Päpste und die fränkischen Herrscher durch gegenseitiges Bedürfniß und gegenseitige Dienste einander näher kamen. Jetzt waren beide Theile zur Herrschaft in ein und demselben Reiche der Christenheit vereinigt; denn mit den Erinnerungen von der Weltherrschaft der alten römischen Kaiser verknüpfte sich bald die Vorstellung von der Oberhoheit des höchsten christlichen Herrschers über alle, die den Glauben an den Gekreuzigten bekennen. So erhielt, wie die Kirche in dem Papste, auch die Welt in dem Kaiser ihre höchste Spitze. Christus hatte dem Petrus, Petrus hatte seinen Nachfolgern die Gewalt, zu lösen und zu binden, verliehen. Das Schwert des Herrschers zu führen, so vermeinten die Gläubigen, übertrug Gott dem Kaiser durch den Papst; und der Kaiser wiederum vergab Macht und Besitz an seine Vasallen.

Die vollständige Ausbildung dieser Ideen gehört indeß erst dem Zeitraume an, dessen Schwelle wir jetzt betreten. Schon im Beginn desselben zerfällt Karl's des Großen Gebäude, weil die Germanen für ein so geordnetes Staatsleben ohne den gewaltigen Geist jenes Herrschers nicht geeignet waren, und weil die einzelnen Völker schon zu bedeutende Verschiedenheiten entwickelt hatten, um in der beengenden Einheit eines solchen Reiches ausdauern zu können. Wir erinnern an den großen Gegensatz des rein germanischen und des romanischen Wesens, und an die Verschiedenheit, welche innerhalb des Letzteren nach der Eigenthümlichkeit der Stämme und der Länder, in denen die Niederlassung geschehen war, sich erzeugt hatte. Doch blieb dem westlichen Europa, soweit überhaupt die Deutschen gedrungen waren, die höhere geistige Einheit und Gemeinsamkeit der Denkweise, so wie der ganzen Gestaltung des Lebens, dessen organische Glieder und Unterschiede die einzelnen Staaten in ihrem zugleich gesonderten und doch übereinstimmenden Dasein von nun an bilden.

Zunächst schien Alles kaum Gegründete wieder der Auflösung und

Zerſtörung anheim gegeben zu werden. Es folgten Zeiten großer Verwirrung, aber nicht verworrenen Treibens der Kraft wie zur Zeit der Völkerwanderung, ſondern thatloſer Schwäche wie damals, als die Merovinger den Franken geboten. Wie man ſich früher der Raubzüge der Avaren und Araber kaum zu wehren vermocht, ſo plünderten jetzt die Ungern und Normannen in Deutſchland, Italien, Frankreich und England, im Süden landeten wieder dieſelben Saracenen, faſt ebenſo ungeſtraft als Bulgaren und Slaven das byzantiniſche Reich durchzogen. Während dieſer bedrängenden Kriege von außen, und unaufhörlicher wilder Fehden im Innern, erhielt das Lehnsweſen ſeine durchgreifende Geſtaltung. Karl's des Großen Verfaſſung hatte noch einen ſtarken Hintergrund an der Gemeinde der freien Männer gehabt; jetzt zwingt die Noth und die höchſte Schutzloſigkeit jeden Schwachen, bei dem Stärkern Hülfe zu ſuchen und deßhalb ſein Mann zu werden. Manches Große und Herrliche entwickelte ſich in dieſen Formen; aber wie hoch auch das lebendige Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen angeſchlagen werden muß, ſo hingebend auch die Treue und Liebe der Dienſtleute zum Herrn ſein mochte, ſo ſchön das patriarchale Bezeigen des Grundherrn zu ſeinen Eingeſeſſenen und Hörigen, es war doch hier wie bei allen rein auf das Innere und das Gemüth geſtellten Verhältniſſen nichts Geſichertes und Feſtes, und der vorherrſchende Charakter dieſer Zuſtände war die Gewalt. Was ſonſt geſchah, trug den Stempel privater Uebereinkunft zwiſchen Zweien. Eines allgemeinen geiſtigen und höheren Inhalts, als dieſes weltliche Treiben in ſich haben konnte, war ſich nur die Kirche bewußt, ſo wie auch dieſe allein durchgreifender Geſetze und Beſtimmungen über ihr Leben ſich erfreute.

Allmählig kamen die Staaten wieder zu größerer Feſtigkeit. Glänzend vor allen erhebt ſich Deutſchland unter einer Reihe ausgezeichneter Herrſcher und erringt ſeinen Königen die Kaiſerwürde. Der Normannen Einfälle enden, wie einſt die der Deutſchen in die römiſchen Provinzen, mit ihrer Niederlaſſung in den geplünderten Landſtrichen, und das erſchlaffte germaniſche Leben erhält durch ſie ſeine letzte nordiſche kräftige Verſtärkung.

Was aber hatte das Papſtthum gewonnen, indem es ſich den abendländiſchen Reichen anſchloß? Für ſeine Herrſchaft über die Kirche ſehr Bedeutendes. In rein geiſtlichen Dingen konnte der Papſt auf die unbedingte Unterſtützung der weltlichen Macht zählen. Die andere Seite war aber das Verhältniß zu dieſer ſelbſt. Hier lag es nicht fern, daß die Kaiſer (und Karl der Große ſah die Sache in der That ſo an) die Päpſte als die erſten

Biſchöfe ihres Reiches betrachteten, in deren Wahl und ſonſtige weltliche Verhältniſſe einzugreifen ſie ſich wie bei den anderen geiſtlichen Vorſtehern berechtigt hielten. Den größten Biſchöfen hatten die Frankenherrſcher die größten Beſitzungen und die größte Immunität ertheilt; ſehr häufig wurden ſie zum Schutze derſelben gegen Argliſt und Gewalt herbeigerufen; ſollten ſie nicht auch die Rechte, welche mit ſolcher Stiftung und Beſchirmung verbunden waren, in Anſpruch nehmen? Zuerſt nach Karl's des Großen Tode ſchien allerdings das Papſtthum einen gewaltigen Aufſchwung zu nehmen; unter den ſchwachen karolingiſchen Königen konnte man glauben, mit dem Vorrechte, die Krone aufzuſetzen, ſei auch das der wirklichen Erbtheilung verbunden. Bald ſah ſich indeß die emporſtrebende Macht in ihrem Laufe gehemmt, und zwar durch Umſtände, von denen ſie wahrſcheinlich gerade die höchſte Unabhängigkeit von allem weltlichen Einfluß erwartet hatte. Es war nämlich der Landbeſitz der römiſchen Kirche, welcher unfähige und verderbte Männer auf den heiligen Stuhl brachte. Ganz wie damals in allen Staaten die Kirche durch die unauflösliche Verflechtung, in welche ſie durch Grundeigenthum, bedeutende Einkünfte und Hoheitsrechte mit dem Staate gerieth, immer mehr in ihr fremde Intereſſen gezogen wurde; wie die Könige ſolchen Reichthum in ihnen geneigte Hände zu bringen ſuchen mußten; wie große Familien in einer Diöceſe alles daran ſetzten, dieſem oder jenem ihrer Glieder das Hirtenamt derſelben zu verſchaffen; wie Volk und Klerus der Gemeinden das alte Recht, die Vorſteher zu wählen, faſt nirgend mehr durchſetzen konnten, weil Biſchöfe und Aebte wirklich nicht mehr blos ihre geiſtlichen Pfleger und Seelſorger waren; wie darum in der jetzt wieder einbrechenden allgemeinen Verwilderung der Sitten ſelbſt die Geiſtlichen nicht ausgenommen bleiben: ſo fand ſich auch dieſes alles hemmend und hindernd um den höchſten Biſchofsſtuhl der Chriſtenheit herum vereinigt. Vor allem gefährlich zeigte ſich der Einfluß der römiſchen Vornehmen in der eines Herrn im eigentlichen Sinne entbehrenden Stadt. Hinterliſt, Gewalt und Mord ſetzten dieſe, in Parteien zerriſſen, jetzt daran, ihnen verwandte, oder ihrer Faction befreundete Männer zu Päpſten zu erheben, um dann durch dieſe zu herrſchen und die eigene Macht zu verſtärken. Dieſe Umtriebe forderten, ſobald in Deutſchland wieder kräftige Herrſcher an die Spitze traten, einen wirkſameren Schutz und ein thätigeres Eingreifen in die Zuſtände des römiſchen Stuhles als je vorher nützlich und nöthig geweſen war. Auch die erſten Verſuche, das ganze entartete und verderbte Kirchenweſen zu reformiren, gingen von den Kaiſern aus, bis dann am Ende Gregor VII. erkannte, daß eine ſolche

Verbeſſerung unmöglich ſei, ohne die völlige Befreiung der Papſtwahl von weltlichen Einflüſſen, ohne die vollſtändige Losreißung der Kirche vom Staate. Und wenn bisher alles, was die Päpſte Umſichtiges gethan, Kluges gewollt und Lohnendes erreicht, immer nur aus den nächſten Bedingungen hervorging und die nächſten Zwecke im Auge hatte, und nur der Irrthum neuerer Geſchichtſchreiber ihre ganze Stellung als prämeditirt angeſehen hat: ſo tritt dagegen fortan das klarſte Bewußtſein über den großen und erhabenen Gedanken der vollendeten Unabhängigkeit der Kirche ein. Mit Gregor VII. beginnt eine neue Aera für die Hierarchie.

Ehe wir aber alle dieſe Begebenheiten im ausführlichen Zuſammenhange betrachten, wenden wir zuerſt den Blick auf die Reiche der Araber und Byzantiner, um deren Schickſale bis zu ihren neuen Berührungen mit dem Abendlande in wenigen Zügen zu überſchauen.

---

2. Die Araber.

Unter den erſten Chalifen aus dem Hauſe Abbas entwickelte ſich ein großer Glanz innerhalb des arabiſchen Reiches, wenn es an Spannkraft auch ſchon eingebüßt und durch die Losreißung Spanien's an Länderumfang ſchon verloren hatte. Freilich kam jetzt auch ſchon die Gewohnheit auf, neben dem Chalifen einen Vezir einzuſetzen, der als ſein Vertreter die Geſchäfte leitete; eine Einrichtung, die das Streben ehrgeiziger Emporkömmlinge begünſtigte und die Unthätigkeit und Schlaffheit der Chalifen beförderte. Der Bruder und Nachfolger des Abul Abbas, Al Manſur (754 – 775), gründete am Tigris, in der Nähe und zum Theil aus den Reſten des alten Kteſiphon, einen neuen Herrſcherſitz, Bagdad, der ſich ſchnell zu einer Stadt von ungemeiner Größe, unermeßlicher Bevölkerung, großer Pracht und ſchimmerndem Reichthum erhob. Harun, mit dem Beinamen al Raſchid, der Gerechte, al Manſur's Enkel und der fünfte abbaſidiſche Chalif (786—809) gilt in den orientaliſchen Erzählungen und Mährchen als das Ideal der Macht, des Glücks, der Weisheit und Frömmigkeit eines Herrſchers. Allerdings war er gebildet, klug und kräftig, zugleich tapfer und freigebig; auch pilgerte er oft nach Mekka, und hinterließ ungeachtet ſeiner Freigebigkeit unermeßliche Schätze; ebenſo beförderte er Handel und Induſtrie. Aber gerecht war er nicht, wie er denn auch den Beinamen nicht von der Nachwelt, ſondern bereits

von ſeinem Vater erhielt. Es gelang ihm, den meiſten innern Empörungen mit Kraft, nicht ſelten ſogar mit Härte und Hinterliſt, Einhalt zu thun; doch konnte er es nicht verhindern, daß ſich alidiſche Dynaſtien in Afrika feſtſetzten und vom Geſammtreiche ablöſten, in Fez die Edriſiden, in Tunis die Aglabiden. Dem griechiſchen Kaiſer Nicephorus, der es ſich einfallen ließ die Zahlung der Summen, für welche Irene den Frieden erkauft hatte, zu verweigern, machte er die Kraft der ſaraceniſchen Waffen von Neuem fühlbar, und zwang ihn außer der Zahlung des Tributes auch die einer jährlichen Kopfſteuer zu verſprechen. Von ſeinem Selbſtbewußtſein zeugt die Antwort, welche er auf die Rückſeite des Briefes von Nicephorus ſchrieb: „Von Harun, dem Fürſten der Gläubigen, an den Hund der Griechen. Ich habe Deinen Brief geleſen, Du Sohn einer Ungläubigen; die Antwort ſollſt Du nicht nur vernehmen, ſondern mit eigenen Augen ſehen“ *).

Indeß war der Krieg nicht mehr die herrſchende Leidenſchaft der Araber; es verbreitete ſich vielmehr Neigung zu den Beſchäftigungen und Künſten des Friedens. Der Gewerbfleiß blühte auf, der Handel erhielt bald den größten Umfang und die wichtigſte Bedeutung; Kairo, Balſora, Damaskus mit herrlichen Moſcheen und Paläſten geſchmückt, wurden große Waarenniederlagen und Stapelplätze, welche die Reichthümer der öſtlichen Welt empfingen und vertheilten. Auch Geſchmack an den Wiſſenſchaften fand ſich ein. Der großen Liebe der Araber für die Poeſie iſt ſchon Erwähnung geſchehen. Dieſer war die ausſchließliche Bewunderung und Verehrung des Koran nicht ſehr günſtig geweſen, noch weniger das Waffengeräuſch unter den erſten Chalifen, und als die Dichtkunſt ſich unter den Abbaſiden wieder hob, nahm ſie einen andern Charakter an. Die Dichter wurden Schmeichler des Hofes und der Großen, und die natürliche Genialität der älteren Sänger machte zum Theil einer gelehrtern und geſuchtern Manier Platz; das Lobgedicht wurde das vorherrſchende Element der Poeſie. Die aus dem Arabiſchen überſetzten, in der bekannten Sammlung, Tauſend und Eine Nacht, in Europa allgemein verbreiteten und berühmten Mährchen ſind, wie die Kenner der orientaliſchen Litteratur jetzt annehmen, großentheils nicht

*) Weil, Geſch. der Chalifen, II., 127. bemerkt, daß er ſeinen großen Namen den berühmten Männern, die zu ſeiner Zeit lebten, dem Verfalle des Reiches und beſonders der Stadt Bagdad, der nach ſeinem Tode begann, ſowie ſeinen zahlreichen Pilgerfahrten verdankte. Daß er zu Karl dem Großen, wie oben erwähnt, in ein freundliches Verhältniß trat, mochte ſeinen Grund in der Eiferſucht gegen die Ommayyaden in Spanien haben.

arabischen, sondern, und zwar die phantasiereichsten derselben, persischen Ursprungs.

Die Wissenschaften waren den älteren Arabern, so lange sie nicht mit anderen Völkern in Berührung traten, ganz fremd, und da unter den beiden ersten Chalifendynastien selbst die einheimische Poesie in den Hintergrund trat, so war an Beschäftigung mit fremden Geistesproducten noch weniger zu denken. Jene Fürsten waren aus Religionsfanatismus sogar Verächter der Gelehrsamkeit, und suchten den Inbegriff aller Weisheit im Koran. Die Abbasiden dagegen sahen den Werth wissenschaftlicher Kenntnisse für das Leben ein, und wurden Beförderer derselben. Schon Al Mansur und Harun al Raschid erwarben diesen Ruhm, vorzüglich aber der siebente der Chalifen dieses Hauses, Al Mamun (813—833), der die Mutazaliten, die denkenden Gläubigen begünstigte und deßhalb die Verbreitung von Bildung und Wissenschaft sich angelegen sein ließ. Auf die Ermunterung dieser Herrscher, und besonders des Letztern, wurden die Schriften berühmter Griechen, namentlich des Aristoteles, Euklides, Ptolemäus, Hippokrates, Galenus, ins Arabische übersetzt, und deren Werke wurden nun die Quellen und Führer der Araber in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen. Um die Liebe zur Litteratur noch mehr zu wecken und anzuregen, stiftete Al Mamun einen Verein von Gelehrten in Bagdad, und wohnte selbst den Versammlungen und Verhandlungen dieser Männer bei. Zwei Hofärzte schickte er nach Alexandrien und Cypern, um Handschriften der besten griechischen Auctoren zu sammeln und übersetzen zu lassen; in Bassora, Kufa und Bochara gründete er höhere Schulen, und ließ Bibliotheken sammeln. Mehrere seiner Nachfolger und die Fürsten anderer arabischen Dynastien traten in seine Fußtapfen. Hauptsitze der arabischen Bildung wurden im Westen Aegypten und Spanien, und Letzteres namentlich blieb nicht ohne bedeutenden Einfluß auf das damit in so naher Berührung stehende christliche Europa, so daß die Scholastiker das System des Aristoteles sogar größtentheils aus den arabischen Uebersetzungen der dortigen Gelehrten kennen gelernt haben. Außer der Philosophie beschäftigten sich die Araber, wie schon aus der Anführung jener griechischen Schriftsteller und der Thätigkeit jener beiden Aerzte geschlossen werden kann, besonders mit Mathematik, Sternkunde und Arzneiwissenschaft. Es wird berichtet, daß unter Al Mamun eine neue Messung der Schiefe der Ekliptik unternommen und in seinem Auftrage von den berühmtesten Mathematikern ein Lehrbuch der Astronomie verfaßt sei. Die nach ihnen genannten Ziffern sind durch sie zu den Europäern gekommen, aber ihr

Ursprung ist indisch; auch daß die Algebra eine Erfindung der Araber sei, weil der Name ihrer Sprache angehört, hat man zu voreilig geschlossen. In der Arzneikunde bestehen ihre größten Verdienste in der Auffindung neuer chemischer und pharmaceutischer Zusammensetzungen. Die Chemie soll ebenfalls arabischen Gelehrten ihren Ursprung verdanken, doch steht nichts Gewisses darüber fest. Die Araber, welche auch in ihrer Neigung zur Astrologie, einem Ueberbleibsel ihres früheren Sterndienstes, große Vorliebe für magische Künste zeigten, beschäftigten sich mit der Chemie vorzüglich in der Hoffnung, das Geheimniß des Goldmachens, welches durch das ganze Mittelalter bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein so viele Köpfe und Hände in Bewegung gesetzt hat, aufzufinden; und diesen mannigfaltigen Versuchen, Metalle und andere Stoffe zu scheiden und zu verbinden, wird manche nützliche Erfindung verdankt. Im Allgemeinen zeigen sich die Araber in ihren wissenschaftlichen Bemühungen, als Schüler und Nachahmer der Griechen, ohne rechte Originalität und eigenen Schwung. Für die herrlichen Formen, welche diese ihre Meister den schönen Redekünsten gegeben, blieb ihr Sinn verschlossen; und die Geschichtschreibung, die mit großer Neigung getrieben ward, und in der arabischen Litteratur den größten Raum einnimmt, erhob sich nie zu der höhern künstlerischen Behandlungsweise, die gleichfalls unter jenem herrlich begabten Volke zuerst emporblühte, und Rom, so wie das neuere Europa zur Nacheiferung gereizt hat. Daß die ältesten arabischen Geschichtswerke gerade unter Al Mamun's Regierung geschrieben sind, kann überdem nicht für ein Glück angesehen werden, da von den Abbasiden eine unparteiische Darstellung der Begebenheiten unter den nächsten Nachfolgern des Propheten nicht geduldet worden wäre. Auf alle Fälle aber hat die muhamedanisch-arabische Bildung die christlich-germanische damals weit überholt; eine Fülle von Kenntnissen mußte das christliche Europa erst durch die Vermittelung der ersteren sich erwerben; und wenn die Araber überwiegend Schüler und Nachahmer der Griechen waren, so waren ihrerseits die Europäer Jahrhunderte hindurch in vielen Stücken Schüler der Araber.

Wie in der geistigen Cultur, so erscheinen die Araber auch in Kunstfleiß und Gewerbe als die Lehrlinge ihrer Unterworfenen, der Griechen und Perser. Nur der Handel war eine Fortsetzung eigenthümlichen früheren Lebens und lang gewohnter Caravanenfahrten. Daher der mächtige Aufschwung der Erdkunde, die umfangreichen geographischen Entdeckungen der Araber in Afrika bis zum Niger und Senegal, im Orient bis nach China hin, in denselben Jahrhunderten, wo das „eigentlich gelehrte

christliche Europa" noch in „geographischer Unwissenheit" verharrte; denn „die Entdeckungen der Araber gelangten erst sehr spät zur Kenntniß des gebildeten Europa"*).

Bei der Eroberung hatten die Araber das alte Leben der bezwungenen Länder nicht zerstört, um auf die Trümmer desselben den Koran zu legen; vielmehr hatten zuerst nur arabische Besatzungen in den größeren Städten die neue Herrschaft gesichert. Die Verwaltung der Provinzen war geblieben, und Christen wie Juden gaben ein Kopfgeld (Dschisijet), verschieden nach Maßgabe des Vermögens, waren aber sonst ungehindert in ihrem Leben und Treiben. Sie fanden sich leicht in ihr Schicksal, ja sie konnten sogar bis zu den höchsten Staatswürden emporsteigen. Hie und da fielen allerdings auch Verfolgungen vor, doch nur vorübergehend und in einzelnen Statthalterschaften. Härter wurde das Loos der Christen erst unter Mottawakkel, welcher, um die sinkende Macht der Regierung zu heben, strengere Maßregeln gegen die Nichtmoslemen ergriff; er nöthigte alle Nichtmohamedaner gelbe Tücher über ihrer Kleidung zu tragen, ließ alle ihre Kirchen und Synagogen niederreißen und in Moscheen verwandeln, verbot ihnen auf Pferden zu reiten und gestattete ihnen nur den Gebrauch von Eseln und Maulthieren.

Außer der Kopfsteuer bezahlten die Unterworfenen eine hohe Grundsteuer (Charadsch), und hatten sehr häufig noch die in den Umgegenden stehenden Truppen zu erhalten. Die Araber selbst gaben den Zehnten ihrer Ernten dem Chalifen, der außerdem noch den Zehnten der Waaren beim Verkauf und den fünften Theil der Beute erhielt. Späterhin kamen zu alle dem noch die willkürlichsten Auflagen und Erpressungen. Unter Harun al Raschid und Al Mamun, als das Chalifat im höchsten Flor stand, beliefen sich die Einkünfte der 36 Statthalterschaften des Reiches auf 7500 Centner Goldes**), wozu vielerlei Tribute der Provinzen in Naturerzeugnissen kamen.

Diese Einnahme verwendete der Chalif für sich und für die Erhaltung des Heeres und der Beamten, welche Letzteren er meist nach Willkür belohnte. Omar hatte zuerst zur Verwaltung der Finanzen eine Kammer eingerichtet, mit vielen Rechnern und Schreibern in drei Abtheilungen, Divane genannt, und dann noch einen vierten Divan für das Kriegswesen hinzugefügt. Moawijah errichtete zu diesen noch den Divan

*) Carl Ritter, Gesch. der Erdkunde und der Entdeckungen (Vorlesungen, herausg. von Daniel), Berlin 1861. S. 216.

**) J. von Hammer über die Länderverwaltung unter dem Chalifate. Berlin 1835.

der Sendſchreiben, d. i. nach unſern Vorſtellungen das Staatsſecretariat. Die Provinzen werden durch Statthalter, Walis oder Emire genannt, verwaltet; hatten dieſe zugleich den Truppenbefehl in ihren Ländern, ſo wurden ſie vom Chalifen mit zwei Fahnen, der der Verwaltung und des Commandos, inſtallirt. Für die Aufrechthaltung der Geſetze ſorgte die Polizei (Hisbet); in jeder Stadt befand ſich einer ihrer Vögte (Mohteſib), der die Aufſicht über Maß und Gewicht, Preiſe der Lebensmittel, Brücken, Straßen u. ſ. w. führte. Eine beſondere bewaffnete Macht, die Schaarwache (Schorta), ſorgte für Ordnung und Sicherheit im Innern, und vollzog die Strafen und Blutbefehle.

Der Chalif iſt höchſter Vorſteher des Glaubens und des Staats, Imam und Emir, Papſt und Kaiſer zugleich. Die Legitimität deſſelben ruht in der Abſtammung vom Propheten. Die erſten Nachfolger wurden von den angeſehenſten Männern und höchſten Beamten gewählt, dann folgten erbliche Dynaſtien. Als Imame ſtanden die früheren Herrſcher der Gläubigen ſelbſt dem fünfmaligen Gebet am Tage vor, und waren Chatibs, d. h. Prediger, denn ſie redeten am Freitage zum Volke in der Moſchee. Sie übten die höchſte Rechtspflege, indem ſie an öffentlichen Tagen, umgeben von ihren Hofbeamten, den Gelehrten der Religion (Ulema) und des Rechts (Fukeha), die Beſchwerden über Richter und Statthalter anhörten. Doch überließen ſie dieſe Thätigkeit auch den Vezieren, von denen ſchon oben bemerkt iſt, daß ſie in der Leitung der ganzen Staatsverwaltung die Vertreter der Chalifen waren. Gewöhnlich ſpricht der Khadi das Recht; in zweifelhaften Fällen entſcheidet der Mufti, der Rechtskundige; zur Begutachtung wählt der erſtere zuweilen achtbare Männer, Schuhud genannt, als Beiſitzer ſeines Gerichts.

Zwei Jahrhunderte nach Mohammed waren die Anhänger ſeiner Lehre mit wenigen Ausnahmen noch zu Einem Reiche vereint, war dies Reich noch mächtig und blühend geweſen. Länger aber vermochte die Gleichheit des Glaubens die politiſche Einheit nicht aufrecht zu erhalten. Als der Mittelpunkt des Ganzen keine bindende Macht mehr hatte, als die Herrſcher Kraft und Tüchtigkeit verloren und ſich der größten Verſchwendung und Ueppigkeit überließen, als Weiber und Verſchnittene die Belohnungen, die der Tapferkeit gebührt hätten, vergeudeten: da ſtürzte das unermeßliche Gebäude faſt ſo ſchnell wieder zuſammen, als es errichtet worden war. Die Theilung der Provinzen unter die Söhne Harun al Raſchid's, welche dieſer angeordnet hatte, beförderte den Fall, und mit ſeinem Sohne Motaſſem (833—842) ſank der alte Glanz des Chalifats. Dieſer bildete eine Leibwache von erkauften Türken, und erſchuf

in diesen rohen aber tapferen Barbaren die wahren Prätorianer des Reichs. Schon sein zweiter Nachfolger, Motawakkel, erlag ihren Streichen; binnen vier Jahren (866—870) erhoben und ermordeten sie drei Fürsten der Gläubigen. Wurde diese Kette von Ohnmacht und Frevel dann auch zuweilen durch einen bessern Herrscher unterbrochen, so schien das Verderben nur gehemmt, um desto heftiger wieder hervorzubrechen. Von neunundfunfzig Chalifen, welche die Geschichte aufzählt, haben achtunddreißig das Leben oder den Thron auf gewaltsame Weise verloren.

Ein anderes fast noch größeres Unheil für den Staat der Araber war das Entstehen einer Menge abweichender Secten innerhalb der Glaubenslehre. Sie wurden meisten Theils durch die größere Ausbildung reflectirender Betrachtung, welche die von den Besiegten aufgenommene wissenschaftliche Beschäftigung erzeugt hatte, hervorgerufen. Jede religiöse Parteiung mußte bei der Einheit von Kirche und Staat, wie sie hier bestand, sogleich zu einer politischen werden, welche gewöhnlich nur von dem Ausgang der Waffen die Entscheidung ihres Rechts und ihres Bestehens erwartete. In Persien, wo sich viele Ueberbleibsel früherer Cultur erhalten hatten, gründete Abdallah, ein Mann, dem die Lehren der alten Magier nicht unbekannt waren, eine geheime Gesellschaft, die ihre Missionare bis nach Vorderasien sandte. Diese schwärmerischen Schiiten predigten Lehren, die den Islam allmählig untergraben mußten: Seelenwanderung, Infusion der Gottheit, Erwartung eines Mahdi oder Messias, der über Mohammed steht; den Koran wagten sie nicht gerade anzutasten, gingen aber über seinen Inhalt durch künstliche und allegorische Interpretationen hinaus; nebenbei verfolgten sie unausgesetzt politische Zwecke und suchten den Aliden zur Herrschaft zu verhelfen. Abdallah's Ansichten gewannen Viele. Endlich traten sie offen gegen die Chalifen auf. Sie behaupteten, daß den Nachkommen Ismael's, eines Abkömmlings Ali's, die Nachfolge des Propheten gebühre. Von jenem Ismael nannten sie sich selbst Ismaeliten, von ihren Gegnern wurden sie nach einem ihrer Anführer Karmaten genannt. Das östliche Arabien wurde der Hauptsitz ihrer Macht. Von hier aus verwüsteten sie das Reich, plünderten Bassora, selbst Mekka (930), und bedrohten Bagdad, während alle Statthalter in den Provinzen sich unabhängig machten und die Gewalt der Chalifen immer mehr zusammenschmolz. Vergebens legte der Chalif Rhadi (934—640) alle weltliche Gewalt in die Hände des mächtigen Ibn Raik, indem er demselben den Oberbefehl über sämmtliche Heere und Statthalter übertrug und ihn zum Emir al omra, genauer Emir Alumara, d. i. Oberbefehlshaber, ernannte und seinen

Namen ſogar im Gebete neben dem eigenen erwähnen ließ. Die Beamten dieſes Ranges und Titels ſind von nun an der Mittelpunkt des Staates. Sie glichen jedoch nur darin den Majordomen des Frankenreichs, daß ſie den Chalifen nichts übrig ließen, als den Herrſchernamen und die Leitung der geiſtlichen Angelegenheiten; denn Rhadi war der letzte unter den Beherrſchern der Gläubigen, der zum Volke ſprach und ihm den erbleichenden Glanz dieſer höchſten Würde zeigte. Keineswegs aber vermochten die Emire, wie jene Franken, das Reich gegen innere und äußere Feinde zu ſchützen; und ſo war durch ihre Erhebung nichts gewonnen, als ein neues Ziel aller ehrgeizigen Beſtrebungen der Machthaber.

Auch dann übrigens, wenn das Reich in ſeinem Mittelpunkte nicht ſo heftige Erſchütterungen erfahren hätte, wäre es ſchwer geweſen, die Statthalter vom Atlasgebirge bis zum Indus in Unterwürfigkeit zu erhalten; wie hätten es die ohnmächtigen Weichlinge vermocht, die, ſich Nachfolger des Propheten nennend, in ihrer eigenen Hauptſtadt Sklaven waren. Keine Landſchaft, wo es nicht einem kühnen Krieger an der Spitze wilder Schaaren gelang, ſich zum Herrn aufzuſchwingen. Die Glücklicheren dieſer Fürſten verbreiteten ihre Waffen oft über weite Länder; aber wenn ſie es auch erreichten, ihre Gewalt auf eine kurze Reihe von Nachfolgern zu vererben, ſo war doch keine dieſer Herrſchaften dauernder, als das Chalifat, mit deſſen Raube ſie ſich ſchmückten. Sie richteten ihr Schwert eine gegen die andere, und fielen, wie ſie entſtanden, da nur der wilde Despotismus der Kriegsgewalt in ihnen lebte, die Völker aber, die ihnen unterworfen waren, ſich nicht als eigene und ſelbſtändige erkannten. Als Rhadi ſtarb, herrſchten zu Baſſora, Waſit und Ahwas die Brüder Berid, in Tabariſtan die Dilemiten, in Fars die Buiden, in Moſul und Diarbekr die Familie Hamdan, in Choraſan das Geſchlecht Saman, in Aegypten und Syrien die Familie Ichſchid, in Jemen die Karmaten, in Spanien die Ommayyaden.

Wir wollen aus dieſem großen Gewirr einander verdrängender Dynaſtien nur zwei derſelben beſonders herausheben, die Fatimiden und die Ghasnaviden. Gründer der erſten war Obeid Allah (910—934), der von den Seinigen als der erwartete Mahdi ausgegeben wurde und ſelbſt behauptete, von jenem ſchon erwähnten Ismael und durch dieſen von der Fatime, der Tochter des Propheten, abzuſtammen. So gewann er alle Anhänger der weit verbreiteten ismaelitiſchen Secte in Afrika und ſtürzte das zu Tunis herrſchende Geſchlecht der Aglabiden. Sein Nachfolger breitete ſich bis Fez aus, wo vorher die Edriſiden, ebenfalls Ab-

kömmlinge Ali's geherrscht hatten; und sein Urenkel Moez eroberte Aegypten (970), vertrieb die Ichschiden, machte es zum Hauptlande seiner Herrschaft und gründete Cairo (972), wo nach der siegreichen Schlacht über die Ichschiden das Lager seines Feldherrn Djauhar gestanden hatte, und wohin er nun die Leichname seiner Väter bringen ließ. Er nahm den Titel eines Chalifen an, so daß es jetzt statt eines drei Chalifate gab: zu Bagdad das Abbasidische, zu Cordova das der Ommayyaden, zu Cairo das Fatimidische. Syrien und Palästina wurden erobert, und die Fatimiden erhielten sich nach Moez noch einige Zeit auf ihrer Höhe, dann verweichlichten sie, und überließen die Geschäfte den Vezieren. Da sank ihre Macht, und die Ländermassen schmolzen zusammen. Im Innern sorgten die Herrscher Aegypten's, da sie durch die alidische Partei emporgekommen waren, für die Beschützung schiitischen Glaubens und für die Befestigung ismaelitischer Lehren. Der Chalif Hakem Beamrillah (1002—1021) verfolgte sogar, wie die Christen und Juden, so auch die orthodoxen Moslemen. Er gründete zu Cairo eine Akademie, das Haus der Weisheit (Darol hikmet) genannt, und stattete es mit großen Einkünften für die Gelehrten, mit Büchern, mathematischen Instrumenten u. s. w. reichlich aus; verband aber zugleich mit demselben eine geheime Gesellschaft zur Ausbreitung ismaelitischer Ansichten. In den ersten Graden wurde dem neu Aufgenommenen das Unhaltbare der Vorschriften des Koran gezeigt; im sechsten fand der Fortgeschrittene, daß die religiöse Gesetzgebung den Aussprüchen der Philosophie weichen müsse; auf der siebenten Stufe wurde ein mystischer Pantheismus gelehrt; und im letzten Grade, dem neunten, erfuhr dann der Eingeweihte, daß er Nichts zu glauben habe und Alles thun dürfe *).

Die Macht der Buiden im westlichen Persien und die der Samaniden in den östlichen Provinzen stützte sich nicht ausschließlich auf religiöse Grundlage wie die fatimidische Herrschaft. Beide Dynastien wetteiferten in Beförderung und Pflege aller mit dem Islam verträglichen Cultur. Wissenschaftliche Bestrebungen, wie Gewerbfleiß und vor allem ein überaus lebendiger Handel, wurden genährt und gehoben. Trotz häufiger Kriege blühte selbst der Ackerbau in jenen Ländern, da die üppige Vegetation und die Thätigkeit der Einwohner schnell alle Zerstörungen ersetzte. Schiras, eine von den Arabern erbaute Stadt, war die Residenz der Buiden. Diese hatten zunächst die Hamdaniden verdrängt, dann unter Moez Addawlat Bagdad unterworfen, und waren zu der Würde des

*) Hammer, Geschichte der Assassinen. S. 52 flg.

Emir al Omra im ganzen Oſten gelangt. Moez hatte anfänglich die Abſicht gehabt, an die Stelle des von ihm abgeſetzten Chalifen Almuſtanſir einen Aliden zu erheben, war indeß aus Rückſicht auf die ſunnitiſchen Bewohner der Euphratebene davon zurückgekommen. So wenig nun auch die Buiden den Chalifen einen Einfluß auf die Regierung verſtatteten, ſo behandelten ſie dieſelben doch äußerlich mit großer Achtung und Ehrerbietung, und deren Würde als höchſte Imame blieb in ihren Gebieten überall anerkannt. Das Anſehen des Chalifats ſelbſt hatte dabei gewonnen; denn während es bisher auf die Mauern von Bagdad beſchränkt geweſen war, erhob es ſich durch die Kraft der Buiden zu neuer Bedeutung.

Der Glanz dieſer beiden Herrſcherfamilien wurde indeß bald von einer dritten überſtrahlt, die ſich nicht funfzig Jahre nach ihnen erhob. Der ſamanidiſche Statthalter von Choraſan, Alphtekin, ein Türke, empörte ſich, warf ſich in die Feſte Ghasna und gründete von hier aus ein neues Reich, deſſen Fürſten nach der Hauptſtadt die Ghasnaviden genannt werden. Alphtekin's Nachfolger, Sebekthekin, erweiterte die noch engen Grenzen und wandte ſeinen Blick nach Indien, wohin die Araber ſchon lange Handelsverbindungen unterhielten. Dieſes Land gehorchte damals ſo wenig als früher Einem Oberhaupte und ſchien, unter viele kleinere Herren zertheilt, eine leichte Beute des mahommedaniſchen Schwertes werden zu müſſen. Mahmud Jemin ed daula, Sebekthekin's Sohn (999—1031), verfolgte mit großem Glück, außerordentlicher Kühnheit und preiswürdiger Tapferkeit den vom Vater eingeſchlagenen Weg, während er zu gleicher Zeit Chowaresm, Aſerbeidſchan, Fars und Seiſtan ſeinem Reiche erwarb. In zwölf Feldzügen unterwarf er die Rajas von Lahore, Multan und Delhi, zerſtörte die uralten indiſchen Rieſentempel zu Nagrakote auf den Vorhöhen des Himalaya, zu Thanuſar am Saresvati, und plünderte das reizende Thal von Kasmira. Ungeheure Ströme Bluts wurden vergoſſen, unermeßliche Beute wurde heimgeführt: Tauſende von Elephanten, Jahrhunderte lang durch reiche Opfergaben frommer Hindus aufgehäufte Tempelſchätze. Mahmud drang weit tiefer als Alexander in Hindoſtan ein; den eigentlichen Sitz indiſchen Lebens, das Gangesland, hatten die Macedonier nicht erreicht. Dagegen kam Mahmud in den Jahren 1016 und 1017, nachdem er zwanzig Tage lang das reiche Mathura am Yamuna hatte plündern laſſen, bis nach Kanodſcha an jenem Fluſſe. Auf ſeinem letzten Feldzuge zerſtörte er den Somnathatempel am Meeresufer von Guzurate, zu deſſen Cultus zweitauſend Ortſchaften ſteuerten.

So verwüstend nun auch Mahmud's Züge nach Indien waren, so fanatisch er sich gegen das Brahmanenthum zeigte, so strebte er doch zugleich nach dem friedlichen Ruhm eines Schützers und Förderers der Wissenschaften. Die persische Nationallitteratur, anfangs durch die erobernden Araber und den Islam zurückgedrängt, erhob sich auf der Grundlage des Koran von Neuem. Schon unter den Samaniden werden wieder persische Dichter genannt, und Mahmud's Ruhm sollen vierhundert Poeten und Gelehrte verherrlicht haben, die Jemin ed daula (d. i. Säule des Reiches) mit Schätzen zu belohnen pflegte, wenn er es auch hie und da an Laune und Art des orientalischen Despoten nicht fehlen ließ. Vor allen glänzte am Hofe zu Ghasna Ishak ben Schereschah, gewöhnlich Ferdusi (d. i. der Paradiesische) genannt, der Dichter des Schah nameh (des Heldenbuches). In diesem großen Epos besang er die Thaten der persischen Könige und Helden von der ältesten mythischen Zeit bis auf den Sturz der Sassaniden. Neben ihm verdient der berühmte Philosoph Abu Ali Hosain ben Abdallah Ibn Sina (992—1050), den Abendländern bekannter unter dem Namen Avicenna, eine besondere Erwähnung. Er hat ein physisches, metaphysisches und logisches System und einen Kanon der Medicin geschrieben, die in Europa sehr verbreitet gewesen sind und einen bedeutenden Einfluß auf die occidentalische Cultur geäußert haben.

Wenn auf diese Weise die arabische Nationalität ihr Uebergewicht in Asien zu verlieren begann, und persisches Wesen den Vorrang zu gewinnen schien, so war schon wieder ein anderes Volk bereit, sich über Araber und Perser zu erheben. Schon früher ist im Laufe unserer Geschichte der Türken gedacht worden. Sie hausten nomadisch auf beiden Seiten des Aralsee's, vom Kaspischen Meere bis in die Berge des heutigen Turkestan. Ein Emir, Namens Seldschuck, entzog sich mit dem nach ihm benannten Stamm der Herrschaft des Chans, bekannte den Islam, und ließ sich östlich von Bochara nieder. Mahmud Jemin ed daula wies diesen Horden, durch Raubsucht und Tapferkeit furchtbar, diesseit des Gihon Wohnplätze an. Danach empörte sich Seldschuck's Enkel, Togrul Beg, brach in Chorasan ein, während Massud (1031—1040), Mahmud's Sohn, gegen die empörten Rajas in Indien stand, bemächtigte sich dieser ganzen Provinz und überwand dann jenen selbst, worauf er sich zum Sultan von Ostpersien ausrufen ließ (1038). Thronstreitigkeiten, welche im Reiche der Ghasnaviden ausbrachen, erleichterten ihm fernere Eroberungen. Chowaresm, Dschordschan, Tabaristan wurden den Seldschucken unterthan; den Buiden wurde das wichtige Isfahan

entriſſen. Der Chalif Kaem Beamrillah (1031—1075), der völlig ohnmächtig bei den vielen Reibungen der Parteien Bagdad's ſelbſt in ſeinem Palaſte vor räuberiſchen Anfällen nicht mehr ſicher war, ließ dem mächtigen Türken Unterwerfung und Freundſchaft anbieten. Togrul Beg kam nach Bagdad, und befahl den letzten Buiden Malek ar Rahim zu ergreifen und gefangen nach Rei zu führen, wo dieſer bis an ſein Ende blieb. Aus den Händen des Chalifen ſelbſt empfing der Seldſchucke die Würde des Emir al omra. Der Fürſt der Gläubigen ſaß auf einem ſieben Ellen hohen Divan, angethan mit dem ſchwarzen Mantel Mohammed's. Des Propheten Stab hielt er als Zepter in der Hand. Togrul küßte die Erde und ſetzte ſich dann zur Seite des Chalifen auf einen Seſſel. Nachdem das Diplom über ſeine Beſtallung verleſen war, wurden ihm ſieben Ehrenkleider angelegt, und ſieben Sklaven aus den ſieben Reichen des Chalifats ihm übergeben. Dann wurde ſein Haupt mit einem goldnen, moſchusdurchwürzten Schleier verhüllt, und zwei Bunde, die arabiſche und perſiſche Krone, ihm aufgeſetzt. Zweimal küßte er die Hand des Chalifen, mit zwei Schwertern ward er umgürtet, als Herrſcher des Oſtens und des Weſtens (1058).

Von dieſer Zeit an war die Herrſchaft der Seldſchucken auch in den vorderen Ländern Aſien's geſichert; nur in den öſtlichen Provinzen behaupteten ſich die Ghasnaviden noch bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. Siebenzig Jahre alt ſtarb Togrul Beg kinderlos, aber mit dem Ruhm eines edlen und würdigen Herrſchers. Ihm folgte ſeines Bruders Sohn, Alp Arslan, d. i. muthiger Löwe (1063—1072), als Emir al omra und Sultan der Seldſchucken. Er erweiterte ſein Reich durch Eroberungen gegen die Griechen, gegen die ſchon Togrul Beg (1049) mit Glück gefochten hatte; Armenien und Georgien wurden ihnen entriſſen, der Kaiſer Romanus Diogenes bei Zahra beſiegt und gefangen (1071). Dann richtete er ſeine Blicke nach Norden und faßte den kühnen Plan, ſämmtliche Steppenvölker jenſeits des Gihon ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen. In der Ebene von Rascedan muſterte er 200,000 Reiter. Aber ſein Ziel war ihm in dieſen Gegenden geſteckt. Als er den Befehlshaber einer Feſtung zu grauſamer Todesſtrafe verurtheilte, ſtürzte dieſer wüthend mit dem Dolch auf den Sultan los. Die Wächter wollen ihn ergreifen, aber Alp Arslan, ſeinem Bogenſchießen vertrauend, winkt zurück und ergreift ſeinen Bogen. Beim Losdrücken gleitet er aus, der Pfeil irrt ſeitwärts ab und der Sultan empfängt eine tödtliche Wunde. Er ließ ſich zurücktragen über den Gihon, und die Schrift, die er in Merv über ſein Grab zu ſetzen befahl, lautet der Sage nach: „Kommt Alle, die

ihr Arslan's bis zum Himmel erhobene Größe bewundert habt, hinab nach Merv; ihr werdet sie unter dem Staub begraben finden." Unter seinem Sohne Malek Schah (1072—1092) erreichte die seldschuckische Herrschaft ihren höchsten Glanz und ihre größte Ausdehnung. Mehr als kriegerische zierten die friedlichen Tugenden diesen Herrscher; er übte Gerechtigkeit, liebte und beförderte, von seinem großen Vezier Nisam al Molk (d. i. Reichsordnung) unterstützt, die Wissenschaften. Schon unter Alp Arslan hatte dieser die verfallenen Schulen des Koran in Bagdad und in den übrigen Provinzen wieder hergestellt; Malek Schah setzte diese Bemühungen fort und gründete jetzt zu Isfahan, wo er seinen Sitz aufgeschlagen hatte, eine große Sternwarte. Um die innere Verfassung der Unterworfenen kümmerten sich die Seldschucken wenig; mit dem Islam hatten sie Sitten und Gebräuche der Araber in ihren wesentlichen Bestandtheilen, und die Verehrung der Chalifen in geistlichen Dingen, angenommen; doch legte das Volk sein ursprünglich roheres Wesen nie ganz ab. Aus einer Kriegsbande hervorgegangen, kannte man nur die Theilung der Beute als Grundlage des Staates. Jeder Anführer erhielt mit den Seinigen eine Provinz, deren Einwohner ihn durch Tribute ernähren mußten, und gab dann wieder Landschaften an untere Emire. So gab Malek Schah dem Suleiman, einem Urenkel Seldschuck's, die Herrschaft über die vordern Provinzen. Dieser nahm den Griechen zur Zeit der Regierung des schwachen Michael (S. unten) fast ganz Kleinasien bis auf die Küstenländer, und eroberte in Syrien Antiochia, das die Byzantiner noch immer behauptet hatten. Malek Schah's Bruder Tutusch erhielt die den Fatimiden entrissenen Gebiete in Syrien und Palästina. Aber gerade diese Theilungen beschleunigten den Sturz des großen Reiches, der nach Malek Schah's Ende eintrat, als dessen Söhne und Brüder um die höchste Sultanschaft kämpften; nach einer Reihe von verheerenden Kriegen zeigen sich fünf seldschuckische Hauptdynastien, nämlich die von Iran (Persien), Kerman, Iconium, Aleppo und Damaskus. Malek Schah's Nachkommen regierten in Persien.

---

8. Das byzantinische Reich.

Nicephorus (802—811), der Nachfolger der Kaiserin Irene, unter dessen Herrschaft wir das Reich von Constantinopel verlassen haben, war, wenn auch habsüchtig und hartherzig, dennoch ein geschickter Herrscher,

der von seiner frühern Thätigkeit besonders das Bestreben, den Schatz zu vermehren, bewahrt hatte. Eine Reihe strenger Finanzgesetze entfremdete ihm das Volk; soll er doch Denen, die ihn auf das Unpolitische seines Verfahrens aufmerksam machten, mit cynischer Offenheit geantwortet haben: „Gott hat mein Herz verhärtet; was kann mein Volk Anderes von mir erwarten?" Indeß schien ihm nur auf diese Weise ein Staat, dessen militairische Kräfte größtentheils in Miethstruppen bestanden, gesichert werden zu können. Damals beunruhigten, wie gewöhnlich, Saracenen und Bulgaren das Reich. Gegen Beide focht er tapfer, gegen die Letzteren auch mit Glück, und wollte dies bis zur Vernichtung der verhaßten Nation verfolgen. Er wüthete durch ihr ganzes Land mit Feuer und Schwert, ließ die Erschlagenen unbegraben liegen, verweigerte dem bittenden Fürsten standhaft den Frieden, und eroberte dessen Sitz mit allen seinen Schätzen. Von Verzweiflung getrieben, sammelten sich die Bulgaren noch einmal, entschlossen, ihr Dasein um den höchsten Preis zu verkaufen. Sie umgingen das Heer des Nicephorus, verrammelten alle Päße der Umgegend, und brachen dann mit wildem Grimm in die Feinde. Der vollständigste Sieg war der Preis ihrer Tapferkeit, und da die Fliehenden die Verhaue nicht leicht übersteigen konnten, so entrannen nur wenige dem Tode. Auch Nicephorus ward nach der muthigsten Gegenwehr niedergehauen. Es ist wahrscheinlich, daß der Verrath seiner eigenen Leute den Feinden zu diesem Siege verhalf, obschon allerdings der Geschichtschreiber Theophanes berichtet, daß der Kaiser alle Vorsichtsmaßregeln versäumt hatte. Die Bulgaren steckten seinen Kopf auf eine Stange, und stellten sie mehrere Tage zur Schmach der Römer auf. Dann wurde der kaiserliche Schädel zu einer versilberten Trinkschale für ihren König umgeformt.

Stauracius, der Sohn des erschlagenen Kaisers, war schwer verwundet entkommen. Nur wenige Monate regierte er; da erfuhr er, daß man seinen Schwager, Michael, auf den Thron heben wolle. Er gab Befehl, ihn zu blenden, aber der damit beauftragte Oberst der Leibwache ließ statt dessen Michael zum Kaiser ausrufen, und Stauracius ging in ein Kloster, wo er bald darauf an seinen Wunden starb. Michael I. Rhangabe war mild und freigebig, aber der Regierung eben so wenig gewachsen, als sein Vorgänger; er ließ sich von der Geistlichkeit und seiner Gemahlin Procopia blindlings leiten. Gegen die Saracenen war sein Feldherr Leo glücklich, die Bulgaren wollte Michael selbst zu Paaren treiben. Aber das gelang nicht so leicht. Krumnus, ihr König, bot zwar Frieden an, doch unter harten Bedingungen. Außer einem ansehnlichen

Tribut verlangte er noch eine gewisse Anzahl Kleider und roher Felle, und bestand auf einer genauen Festsetzung der Grenzen und auf Auslieferung sämmtlicher Ueberläufer, wozu ein ganzer bulgarischer Stamm gehörte. Die beiden ersten Bedingungen waren für den Kaiser offenbar schimpflich, dennoch bewilligte er sie; aber die letzte fand Schwierigkeiten. Die Geistlichen wollten in die Herausgabe der meist schon getauften bulgarischen Ueberläufer an ihre ungetauften Landsleute darum nicht willigen, weil in der Bibel der Ausspruch Jesu stehe: „wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen." Der wilde Barbar wartete indessen die Lösung der theologischen Scrupel nicht ab, sondern nahm den Griechen die wichtige Stadt Mesembria in Macedonien weg. Kaiser Michael rathschlagte noch einmal wegen der Ueberläufer, doch ein Theil der Geistlichkeit widersetzte sich hartnäckig. Ein neuer Einbruch der Bulgaren nöthigte ihn, sich nachdrücklich zu rüsten; allein die Schlacht ging durch den Verrath eines der Anführer, Michael's des Stammelnden, der späterhin Kaiser wurde, verloren (813). In dieser Noth übergab der Kaiser dem Feldherrn Leo den Oberbefehl, aber dieser ward von den Truppen zum Herrscher ausgerufen und zu Constantinopel von dem Patriarchen gekrönt. Michael schnitt sich demüthig die Haare ab, und ging in ein Kloster, wo er noch fünfunddreißig Jahre lebte.

Leo V. der Armenier war ein thätiger und einsichtiger Mann, der sich der Rechtspflege annahm, Arme und Niedrige gegen Vornehme und Mächtige schützte und mit allem Eifer bedacht war, den Mißbräuchen der Verwaltung abzuhelfen. Seine Abneigung gegen den Bilderdienst erregte indeß allerlei Unruhen, obgleich er mit Vorsicht und Mäßigung zu Werke ging. Mit seinem Freunde Michael dem Stammler, der ihn einst mit gezogenem Schwerte zur Besteigung des Thrones gezwungen, als er den Antrag des Heeres verwerfen wollte, war er zerfallen und hatte ihn, als des Hochverraths dringend verdächtig, vor Gericht gestellt. Michael wurde schuldig befunden und Leo wollte ihn sogleich in die Oefen, welche die Bäder des Palastes heizten, werfen lassen. Allein es war Abend vor Weihnachten und die Kaiserin beschwor ihren Gemahl, das heilige Fest durch solche That nicht zu beflecken. Leo gab nach, zu seinem Verderben. Denn in derselben Nacht fand Michael Mittel, den entschlossensten seiner Freunde Nachricht zu geben: wenn sie ihn nicht befreiten, werde er sie als Mitverschworene angeben. In der Dämmerung des Morgens werden die Geistlichen zur Abhaltung des Frühgottesdienstes in den Palast gelassen, mit ihnen die Anhänger Michael's, unter Priestergewändern Schwerter verborgen haltend. Als der Gesang beginnt, den der Kaiser

mit ſeiner tiefen, klangreichen Stimme zu unterſtützen pflegte, fallen ſie über dieſen her, der ſich mit dem Crucifix vertheidigt, bis er ihren Streichen erliegt. Noch in Feſſeln wurde Michael II., der Stammler, auf den Thron geſetzt. Seine Regierung war nicht ruhiger als die ſeines Vorgängers. Einer ſeiner Feldherren, Namens Thomas, verwüſtete mit einem großen Schwarm räuberiſchen Geſindels das Land, und wagte es ſogar, Conſtantinopel zu belagern. Es gelang aber dem Kaiſer, ihn lebendig in ſeine Hände zu bekommen, und ſeine Strafe war der Barbarei jener Zeiten angemeſſen. Man hieb ihm Hände und Füße ab, ſetzte ihn dann auf einen Eſel, und führte ihn ſo zur Schau herum, bis er an der Verblutung ſtarb.

Um dieſe Zeit ging Kreta an arabiſche Seeräuber, und Sicilien an die Aglabiden verloren, ſo daß das Kaiſerthum von ſeiner frühern Ausdehnung nur noch Griechenland, Macedonien, Epirus, Thracien, Kleinaſien und in Italien das Herzogthum Neapel übrig hatte. Es wären ſo ſchwere Verluſte nicht ſo leicht möglich geweſen, wenn außer den byzantiniſchen Heeren auch die Bevölkerung der Provinzen ſich an der Abwehr und Vertheidigung betheiligt hätte; ſo groß war jedoch der Druck der griechiſchen Herrſchaft und die Provinzialen derſelben ſo abgeneigt und überdrüſſig, daß ſie faſt nirgend den vordringenden Saracenen kräftigen Widerſtand entgegenſetzten, ja zuweilen ſogar mit denſelben gemeinſchaftliche Sache gegen ihre Herren machten; auch verhinderten es die theologiſchen Streitigkeiten, daß der Wechſel von einer chriſtlichen Herrſchaft zu einer mohammedaniſchen tiefer gefühlt wurde. Immerhin übrigens war jener Umfang des Reiches ſo unbedeutend nicht, daß ein tüchtiger Regent an der Spitze eines regſamen Volkes und bei guter Staatsverfaſſung es nicht zu einem der mächtigſten Reiche jener Zeit hätte erheben können. Aber alle Bedingungen dazu fehlten den Byzantinern. Der Beſitz des Thrones war der unſicherſte von der Welt, die Regierungsform despotiſch, keine ſtändiſchen Einrichtungen belebten den Antheil des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten; die Religion verlor in der Richtung, die ſie auf ſpitzfindige Streitfragen genommen hatte, allen erhebenden Einfluß; die mangelhafte Kirchenverfaſſung geſtattete der Geiſtlichkeit keine eigenthümliche Entwickelung; die Wiſſenſchaften und Künſte der großen Vorfahren waren den entarteten Enkeln zu einem faſt todten Beſitze geworden; jene Eigenthümlichkeit der einzelnen Städte, die in dem alten Griechenland ſo viel Herrliches hervorgerufen, war längſt verſchwunden, und konnte ſich nicht wieder bilden, da die Hauptſtadt und die Laſt der Verwaltung das Leben in den Provinzen niederdrückte. Wenn

sich trotz dem das Reich von dieser Zeit noch länger als ein halbes Jahrtausend erhielt, so ist der Grund meist in äußeren Umständen zu suchen. Constantinopel war eine der festesten Städte in der Welt, und was von wissenschaftlicher Cultur für das praktische Leben Nützliches kommen konnte, war, von den besseren Zeiten her, hier noch am ersten anzutreffen. Die Feinde des Reichs konnten sich an Kriegskunst mit den Griechen nicht messen, und gingen mehr auf Plünderung und Brandschatzung, als auf planmäßige Unternehmungen aus. Stand ein kräftiger Kaiser an der Spitze der Truppen, so zogen Bulgaren und Saracenen fast immer den Kürzern; nur Schade, daß dieser Fall selten eintrat.

Theophilus, der Sohn und Nachfolger Michael's II. (829—842), gehört zu den besseren byzantinischen Herrschern. Gegen die Araber focht er mit abwechselndem Glücke, doch nicht ruhmlos. Seine Gerechtigkeit war streng, artete aber wie die eines Despoten zuweilen in Willkür und empörende Grausamkeit aus. Letztere zeigte er besonders gegen die Bilderfreunde, aber der Sturm, den sie jetzt erfuhren, war der letzte; denn nach dem Tode des Theophilus stellte seine Gemahlin Theodora, die für ihren unmündigen Sohn das Reich verwaltete, den Bilderdienst wieder her, und es gelang ihrem Eifer, die Partei der Bilderstürmer für immer zu unterdrücken. Ihr Sohn Michael III. ergriff, achtzehn Jahre alt, selbst die Zügel der Regierung, und entehrte den Thron durch schändliche Ausschweifungen und eine unsinnige Verschwendung. Zur Zeit seiner Regierung traten unter den Feinden des Reiches auch die Russen auf. Sie erschienen mit einer Flotte von zweihundert kleinen, schnellsegelnden Schiffen unerwartet im Bosporus, plünderten Städte und Klöster an den Küsten und setzten die Hauptstadt um so mehr in Schrecken, da der Kaiser mit dem Heere auf einem Zuge gegen die Saracenen abwesend war. Doch waren sie in ihrer ungeordneten Kampfesweise nicht im Stande, der Kriegskunst und Disciplin der Byzantiner gegenüber sich zu halten, und wurden nach der Rückkehr des Heeres ohne große Mühe zurückgeschlagen. Endlich ward Michael auf Anstiften des Basilius, den er zum Cäsar erhoben hatte, dann aber wieder stürzen wollte, ermordet (867).

Basilius der Macedonier, der sich von niederem Stande emporgeschwungen hatte, wurde der Stifter einer neuen Dynastie, die mit geringer Unterbrechung den byzantinischen Thron bis 1056 besaß. Wenn ein Mord ihm den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte, so gelang es ihm, diese That durch die Weisheit seiner Regierung, durch die Kraft, mit der er die Saracenen demüthigte, durch seine Gerechtigkeit und Milde vergessen zu machen. Erwähnung verdient namentlich sein Streben, das justinianische

Recht durch ein Handbuch (πρόχειρος νόμος) zugänglicher zu machen; ein Weg, auf dem ihm sein Sohn, Leo der Philosoph, durch Veranstaltung einer neuen Bearbeitung (τὰ βασιλικά) nachfolgte.

Die Geschichte des byzantinischen Reiches wird indeß in ihrem steten Einerlei von unaufhörlichen Kriegen, die nichts Großartiges darbieten, und von Verschwörungen im Innern im Ganzen immer ermüdender und weniger belehrend, so daß wir von hier an nur die wichtigeren Kaiser namhaft machen werden.

Constantin VII. Porphyrogenitus (gest. 959), ein Enkel des Basilius, häufig genannt als Freund und Beförderer der Litteratur, und selbst Schriftsteller, vernachlässigte über diese Thätigkeit die öffentlichen Angelegenheiten. Nicephorus II. Phocas (963—969) und Johann Tzimisces (969—976) dagegen, zwei durch die Kaiserin Theophano, die ihnen nach einander ihre Hand reichte, auf den Thron erhobene Fürsten waren ausgezeichnete Feldherren, die eine bessere Zeit herbeiführten, Russen und Araber besiegten, und innere Unordnungen mit Glück bekämpften. Ihre Stellung zu den Ottonen in Deutschland, mit denen sie wegen der italienischen Besitzungen vielfach in Berührung kamen, wird weiter unten besprochen werden. Auch der ihnen wieder aus dem macedonischen Hause folgende Kaiser Basilius II. (976—1025) regierte mit Kriegsruhm, besiegte die Russen und machte das bulgarische Reich (1018) zur byzantinischen Provinz. Im Laufe dieses Krieges nahm er einst funfzehntausend Bulgaren gefangen. Diesen ließ er mit barbarischer Grausamkeit Mann für Mann die Augen ausstechen, gab jedem Hundert einen Wegweiser mit einem Auge mit, und schickte die Unglücklichen so nach Hause. Ihr König Samuel fiel bei diesem Anblick in Ohnmacht, und starb zwei Tage darauf.

Nach dem Abgange des macedonischen Kaiserhauses folgte das der Comnenen, doch nicht in ununterbrochener Folge; schon auf Isaac, den ersten Kaiser dieses Geschlechts (1057—1059) folgte Constantin X. Ducas, aus einer andern Familie. Nach diesem nahm Romanus IV. Diogenes den Thron ein, ein Fürst, dessen Geschichte wir als merkwürdiges Beispiel eines sonderbaren Glückswechsels ausführlicher erzählen wollen.

Romanus Diogenes war ein wackerer Mann, tapfer und kriegserfahren. Da er aber als Mitverschworner einer rebellischen Partei entdeckt wurde, sollte er sterben. Schon dem Tode nahe, erhielt er auf die Fürbitte des Volkes von der Kaiserin Eudocia, die nach ihres Gemahls, des Constantin Ducas, Tode als Vormünderin ihrer drei Kinder

die Regierung führte, Verzeihung im Gefängniſſe. Ein ungehofftes Glück; aber er ſollte noch viel Ungehoffteres erleben. Die Kaiſerin hatte ſich ſchriftlich verpflichten müſſen, nicht wieder zu heirathen, und hatte dieſe Urkunde in die Hände des Patriarchen Xiphilinus niedergelegt. Allein die unaufhörlichen ſtürmiſchen Bewegungen der Factionen in der Stadt und die feindlichen Annäherungen der Türken lehrten ſie ihre Schwäche nur allzubald fühlen; das Volk ſelbſt haßte das Weiberregiment, und Eudocia hielt ſich nicht ſicher vor einer Empörung. Sie richtete ihre Augen auf den neulich begnadigten Romanus, und eröffnete ihm geheime Herzenswünſche, die ihn mit den froheſten Hoffnungen entzückten. Er ſollte ihr Gemahl und Oberhaupt des Reiches werden. Und um die hindernde Schrift in ihre Hände zu bekommen, erfand die Liſt der Kaiſerin ein Mittel. Der Patriarch hatte einen Neffen. Für dieſen Liebe heuchelnd ließ Eudocia den Oheim wiſſen, ſie wünſchte ihn wohl zum Gemahle, wenn jene Urkunde nicht im Wege ſtände. Ein gewandter Verſchnittener betrieb die Sache bei dem alten Prieſter mit allem Eifer, und dieſer ehrgeizige Mann konnte ſolche Gelegenheit, ſeinem Verwandten auf den Thron zu helfen, unmöglich vorbeigehen laſſen. Er trat demnach im Senat mit einer Rede auf, in der er vorſtellte, wie nachtheilig der Eid ſei, den die Kaiſerin ihrem verſtorbenen Gemahle habe leiſten müſſen. Er habe ihr denſelben gewiß auch nur aus Eiferſucht abgedrungen. Die Lage der Sachen mache jetzt aber offenbar einen männlichen Beiſtand nothwendig, und er (der Patriarch) trage alſo darauf an, daß die Kaiſerin von jenem Schwur entbunden werde, und ihre Schrift zurück erhalte. Die meiſten Senatoren ſtimmten ſogleich bei, die übrigen wurden mit Geld gewonnen, und Eudocia nahm das Document in Empfang. Noch in der Nacht kam Romanus heimlich ins Schloß. Die Vermählung ward auf der Stelle vollzogen, und am folgenden Morgen der Gemahl der Herrſcherin zum Kaiſer ausgerufen, zum großen Erſtaunen des Hofes und zum nicht geringen Aerger des getäuſchten Patriarchen.

Um dieſe Zeit waren die ſeldſchuckiſchen Türken unter Alp Arslan in das Reich eingefallen. Romanus that drei rühmliche Feldzüge gegen ſie, und trieb ſie über den Euphrat zurück. In dem vierten hoffte er auch Armenien zu befreien. Der Sultan bot ihm Frieden, er verwarf ihn. Der Tag der Schlacht erſchien, die Türken hielten nicht Stand und wurden zurückgedrängt; aber Romanus fürchtete für ſein Lager, und beſchloß umzukehren. Da ſprengte einer der griechiſchen Anführer, Andronikus, des vorigen Herrſchers Neffe, aus: der Kaiſer fliehe. Hiedurch entſtand

eine allgemeine Unordnung, welche die ſich ſofort wendenden Türken ſo gut zu benutzen wußten, daß ſie einen vollſtändigen Sieg errangen und der Kaiſer ſelbſt, von den meiſten der Seinigen verlaſſen und verwundet, nachdem ſein Pferd getödtet war, in ihre Gewalt gerieth (bei Zahra 1071). Alp Arslan war indeß menſchlicher als viele Chriſten jener Zeit. Der Gefangene küßte vor ihm die Erde; nach der Sitte ſeines Volkes ſetzte ihm der Sultan den Fuß auf den Nacken zum Zeichen der Beſiegung; dann aber hob er ihn auf und redete ihn liebreich an: „Traure nicht über dein Unglück. Das iſt das Schickſal des Krieges. Du ſollſt keine Urſache haben, dich über uns zu beklagen; denn ich will dir nicht als einem Gefangenen, ſondern als einem Kaiſer begegnen.“ Wirklich erfuhr Romanus die ehrenvollſte Behandlung, und nach abgeſchloſſenem Frieden, in welchem er ein großes Löſegeld und einen jährlichen Tribut verhieß, ward er auf ſein Wort entlaſſen.

Allein es war dieſem Manne kein anderes Schickſal beſchieden, als das unerwartete. In Conſtantinopel gab man ihn ganz auf; einige aus der Schlacht entkommene Soldaten erzählten, er ſei gefangen; andere, er ſei todt; und ſeine Feinde drangen darauf, daß Eudocia und ihr älteſter Sohn Michael die Regierung übernehmen ſollten. Endlich kam ein Brief von dem befreiten Romanus der Eudocia zu Händen; aber die Räthe und beſonders der Cäſar Johannes Ducas, Oheim des jungen Kaiſers, fürchteten die Rache des Romanus, wenn er wieder den Thron beſtiege, und verſuchten, ſeine Ausſchließung durchzuſetzen. Auf des Cäſars Betrieb rief die Leibwache den jungen Michael zum Kaiſer aus, und Eudocia ward in ein Kloſter gebracht. Romanus erfuhr den verrätheriſchen Vorgang, noch ehe er nach Kappadocien kam. Er fand indeß in Kleinaſien einige treue Schaaren und ging mit dieſen auf das kaiſerliche Heer los, ward aber geſchlagen und mußte fliehen. Was konnte er nun noch hoffen? Doch wider Erwarten erſchien ihm plötzlich ein Freund, der Statthalter von Antiochien, der ihm ſein Glück verdankte. Mit edler Dankbarkeit nahm ſich dieſer ſeiner an, und führte ihn mit einiger Mannſchaft nach Cilicien. Hier hätte er ſich vielleicht lange halten können; aber Andronikus, dem jetzt der Krieg gegen ihn anvertraut war, drang unbemerkt in die Päſſe, griff ihn an, und zwang ihn, ſich zu ergeben. Romanus ſollte allen Anſprüchen auf die Krone entſagen und in ein Kloſter gehen. Er ergab ſich in die Nothwendigkeit und einige Biſchöfe beſchworen im Namen der Regierung den Vergleich. In Mönchskleidern folgte Diogenes, ein Mitleid erregendes Bild des Falles menſchlicher Größe, dem Heere; da kam von Conſtantinopel der grauſame und treu-

löse Befehl, den Unglücklichen zu blenden. Es war Johannes Ducas, der ihn ausgestellt hatte, da er die neue Regierung nicht eher sicher glaubte. Vergebens that Andronikus Einspruch, vergebens widersetzten sich die Bischöfe dem Bruche des feierlichen Schwures; das Furchtbare geschah. Man verband dem Unglücklichen nicht einmal die Wunden — so war es ausdrücklich befohlen —, sondern schleppte ihn in dem entsetzlichsten Zustande nach der Insel Prota. Der Kopf schwoll ihm fürchterlich an, Würmer sammelten sich in den stinkenden Augenhöhlen; und bald endete der bejammernswerthe Mann (1071). Seine schwache Gemahlin, die ihn nicht hatte retten können, ließ ihn wenigstens prächtig begraben. Er ward in einem Kloster beigesetzt, welches er selbst erbaut hatte.

Jener zum Kaiser erhobene Michael VII., der den Beinamen Parapinaces führt, brachte die Regierungszeit in träger Unthätigkeit zu, während Servier, Petschenegen (ein Volk, das seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts vom Dniepr aus die Nachbarstaaten beunruhigte) und Seldschucken das Reich um die Wette bedrängten; er ward 1078 von Nicephorus Botaniates besiegt, der sich nur durch den tapfern Feldherrn Alexius Comnenus, einen Neffen des Kaisers Isaac, auf dem Throne behauptete. Dafür ward Alexius mit Mißtrauen angesehen, und die Beleidigungen, die er erfuhr, riefen den Ehrgeiz in ihm hervor, den man fürchtete. Er eroberte Constantinopel (1081), Botaniates ging in ein Kloster, und das Reich erhielt an Alexius einen Kaiser, der es in schwierigen und gefahrvollen Zeiten mit vielem Geist und Muth leitete.

In diese Periode der byzantinischen Geschichte fällt die gänzliche Trennung der römischen und griechischen Kirche, durch welche die bis auf den heutigen Tag fortdauernde Absonderung derselben gegründet ward. Die gegenseitige Eifersucht der Kirchen des alten und des neuen Rom's hatte schon Jahrhunderte gedauert, und in den Bilderstreitigkeiten neue Nahrung erhalten; aber im neunten Jahrhundert brach der Zwist mit größerer Heftigkeit, als je aus. Vorzüglich schmerzte die Päpste die verlorne kirchliche Gerichtsbarkeit in mehreren ansehnlichen Provinzen des byzantinischen Reiches, welche ihnen die Kaiser seit den Zeiten Leo's des Isauriers, wo ihre Widersetzlichkeit und Abneigung gegen den Hof immer entschiedener hervortrat, nach und nach entzogen hatten. Sie ergriffen daher mit Freuden jeden Anlaß, ihr Ansehen in Constantinopel von neuem geltend zu machen, und sich dort eine Partei zu bilden. Unter der Regierung Michael's III. geschah es nun, daß der Patriarch von Constantinopel Ignatius abgesetzt wurde, und Photius, ein Mann, der an

Gelehrsamkeit über alle seine Zeitgenossen hervorragte*), an seine Stelle kam (857). Da wandte sich Ignatius an den Papst Nicolaus I. und dieser, froh zum Schiedsrichter aufgerufen zu sein, schleuderte den Bannfluch gegen Photius, der aber, ohne sich schrecken zu lassen, seinerseits Bann und Absetzung wider den Papst aussprach. Ja Photius ging alsbald noch weiter, so daß er seine persönlichen Händel mit dem Papst in allgemeine Streitigkeiten der beiden Kirchen verwandelte, indem er die abweichenden Kirchengebräuche des Abendlandes mit ungemeiner Heftigkeit angriff; dadurch wurde der Streit auf ein ganz anderes Feld hinüber gespielt und zu einem unheilbaren Risse entwickelt. Photius sah sich zwar nach einiger Zeit durch den Kaiser Basilius I. entsetzt, und Ignatius ward wieder Patriarch; aber der einmal entsponnene Streit entbrannte dennoch von neuem über die Frage, ob die eben bekehrten Bulgaren der morgenländischen oder abendländischen Kirche unterworfen sein sollten. Photius wurde darüber zum zweiten Male Patriarch und zum zweiten Male abgesetzt; aber auch nach seinem Tode selbst wurden die Händel nicht ausgeglichen, eben weil sie aus einem Patriarchenzwiste allgemeine Angelegenheiten der Kirchen geworden waren. Sie ruhten zwar fast zwei Jahrhunderte, doch herrschte ein großer Kaltsinn zwischen beiden Kirchen und sehr geringe Verbindung; und im elften Jahrhundert riß das schwache Band vollends, als Michael Cerularius, Patriarch von Constantinopel, wiederum die abendländische Kirche wegen irrthümlicher Gebräuche, besonders wegen des ungesäuerten Brotes im Abendmahl, heftig angriff. Der Kaiser Constantin IX. Monomachus wünschte zwar dringend, den Streit beigelegt zu sehen, und bewog den Papst Leo IX., Gesandte nach Constantinopel zu schicken; allein diese vergaßen des Zweckes ihrer Sendung, Frieden zu stiften, so sehr, daß sie über den Patriarchen, den sie unbeweglich fanden, mit einer Anmaßung, die alle Griechen erbittern mußte, in der Hauptkirche öffentlich und feierlich den Bannfluch sprachen, und sodann die Stadt verließen (1054). Seit dieser Zeit war aller Zusammenhang zwischen den beiden Kirchen aufgehoben.

*) Wir verdanken ihm eine Sammlung von Auszügen aus griechischen Schriftstellern (Myriobiblion), unter denen viele schätzbare Bruchstücke längst verlorener Bücher erhalten sind.

4. Ludwig der Fromme.

(814—840.)

Nach Karl's des Großen Tode erhielt sich sein Geschlecht noch mehr als anderthalb Jahrhunderte auf dem Throne; sein Geist jedoch war von der Erde verschwunden und die großartige Ordnung, die er hervorgerufen, löste sich bald in traurige Verwirrung auf. Der Erbe, Ludwig I., der den Beinamen des Frommen führt, war in der That ein kirchlich gesinnter, wohlwollender und gelehrter Mann, aber ein schwacher König. Seine ängstlichen, unsicheren Schritte entzogen ihm in kurzem alle Achtung. Seine Milde und Nachgiebigkeit gegen die Großen des Reiches wurde von ihnen gemißbraucht; statt ihm dankbar zu sein, daß er ihnen Reichslehen als Eigenthum überließ und Befreiungen aller Art ertheilte, wurden sie übermüthig und verwandten des Kaisers Vergabungen gegen ihn. Im eigenen Hause verlor er aus demselben Grunde bald alles Ansehen; seine Achtung gegen die Geistlichkeit ward fast zur unkönniglichen Unterwürfigkeit. Selbst daß er Jedem gerecht sein und aller der Härte, mit welcher sein Vater die große Sache des gemeinsamen Ganzen gegenüber den Interessen der einzelnen Theile aufrecht erhalten hatte, sich zu enthalten suchte, selbst dies brachte ihm argen Lohn, indem sich dadurch die Einheit auflöste. Das Werk des großen Kaisers fortzuführen, das mächtige Gebäude zu sichern und auszubauen, verlangte einen andern als nur gutherzigen und jedem Eindruck nachgebenden Mann; schon ein Stillstand auf dem Wege, den Jener muthvoll und selbstbewußt beschritten hatte, mußte verderblich werden; wieviel mehr ein Verlassen desselben und die Umkehr. Noch waren indeß Glanz und Ansehen des Thrones unvermindert. Mit den Griechen und Saracenen ward ein vortheilhafter Friede geschlossen, um den sie selbst gebeten hatten; jenseits der Elbe drangen fränkische Truppen weiter vor, als jemals unter Karl. Noch zu Lebzeiten Leo's III. ward kaiserliches Gericht in Rom über Streitigkeiten gehalten, die zwischen dem Papst und den Römern entstanden waren; und als Stephan IV., Leo's III. Nachfolger, 816 den päpstlichen Stuhl bestieg, ließ er nicht nur das Volk zu Rom dem Kaiser den Eid der Treue schwören, sondern schickte auch Gesandte nach Deutschland, die seine Erwählung und Ordination Ludwigen anzeigen mußten. Ja er unternahm bald darauf persönlich eine Reise zu ihm und brachte große Geschenke mit, unter andern eine kostbare Krone, die er ihm am vierten Tage nach seiner Ankunft in der

Kathedrale zu Rheims unter dem Gottesdienſt feierlich aufſetzte. Bei der erſten Begrüßung hatte ſich der fromme Ludwig vor dem Papſte dreimal zur Erde gebeugt.

Am Hofe des Kaiſers gab es zwei Parteien, die der Geiſtlichen und alten aquitaniſchen Genoſſen Ludwig's, an deren Spitze der Mönch Benedict ſtand, und die der alten Räthe und Hofleute Karl's, unter denen die Vettern des Kaiſers, Adalhard und Wala, Enkel von Karl Martell, die bedeutendſten waren. Wie Ludwig überhaupt dem germaniſchen Elemente, das unter ſeinem Vater vorwiegend geweſen war, durch ſeinen Aufenthalt in Aquitanien ſich entfremdet hatte, ſo gerieth er nachgerade immer mehr unter den alleinigen Einfluß jener Romanen und Geiſtlichen, und auf ihr Andringen beſonders beſtimmte er ſchon im vierten Jahre ſeiner Regierung, nach dem Beiſpiele ſeines Vaters, die Verhältniſſe der Söhne und das Schickſal des Reiches nach ſeinem Tode. Pipin und Ludwig erhielten, zur abgeſonderten Verwaltung, doch unter ſeiner oberen Herrſchaft, die Grenzprovinzen Aquitanien und Baiern als Könige; der älteſte Lothar ſollte, für jetzt zum Mitkaiſer erhoben, nach ſeinem Tode als Haupt des ganzen Reiches folgen. Nach dreitägigem Faſten und Gebet that er ſeinen Entſchluß den Großen 817 auf einem Reichstage zu Aachen kund, und ließ ſich von ihnen ſchwören, daß ſie über den Vertrag halten wollten. Die alten Räthe Karl's hatten den Entſchluß nicht mehr hindern können; denn Adalhard, der Abt von Corbie geweſen und dann bei der Verwaltung Italien's eine hohe Stellung eingenommen hatte, war in das Kloſter Noirmoutiers verbannt worden; Wala aber, der Sachſen regiert hatte, war als Mönch in Corbie eingetreten, wo er eifrig die Stiftung des Tochterkloſters Corvei in Sachſen betrieb.

Bald brachte die getroffene Verfügung großes Elend über Kaiſer und Reich. Zuerſt ſann ſeines Bruders Sohn, Bernhard, der ſeinem Vater Pipin als König von Italien noch zu Karl's Lebzeit (812) gefolgt war, auf Empörung, und machte Anſpruch auf die Kaiſerwürde. Die Reichsverſammlung verurtheilte ihn mit dreien ſeiner Anhänger zum Tode, obgleich es gar nicht bis zum Kampfe gekommen war; und Ludwig verwandelte dieſes Urtheil in das der Blendung, woran der Unglückliche indeß doch einige Tage nachher ſtarb. Allein auch dann ruhte der einmal wach gewordene Argwohn Ludwig's ſo wenig, daß er bald darauf noch drei minderjährige Stiefbrüder, natürliche Söhne Karl's des Großen, ins Kloſter ſtecken ließ.

Der gräßliche Tod Bernhard's hatte indeſſen im Herzen des Kaiſers

eine weit größere und peinigendere Unruhe hervorgerufen, als einst des Lebenden Entwürfe; und vergebens brachte er zur Besänftigung seines Gewissens ganze Tage lang betend zu. In dieser Seelenstimmung faßte er sogar den Entschluß, der weltlichen Herrlichkeit ganz zu entsagen, und sich in die Einsamkeit des Klosters zurückzuziehen; und wenn dies auch die mächtigen Großen seines Hofes, die durch ihn am besten herrschen zu können glaubten, sowie die hohe Geistlichkeit, der an der Zersplitterung des Reiches nichts liegen konnte, hintertrieben, so beruhigte er sich doch nicht eher, bis er auf dem Reichstage zu Attigny (822) öffentlich bekannt hatte, daß er gegen Bernhard grausam, gegen seine Brüder mit unbrüderlicher Härte gehandelt habe. Zugleich forderte er die versammelten Bischöfe auf, ihm eine Kirchenbuße zu bestimmen. Nur so hielt er sich gereinigt vor Gott und vor den Menschen. Wie lauter aber auch die Beweggründe dieser Handlung sein mochten, so sahen doch die Mächtigen des Reiches, bei weltlicherem Sinne, nur ein Bekenntniß großer Schwäche in derselben und eine Aufforderung, diese nach Kräften zu benutzen. Eine Gelegenheit hierzu fand sich bald. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Irmingard (819), hatte der Kaiser eine zweite Ehe geschlossen mit Judith, der Tochter des schwäbischen Grafen Welf, welche, als auch sie einen Knaben geboren (823), den ganzen Einfluß ihrer großen Schönheit und die gewandte Ueberlegenheit ihres Geistes aufwendete, diesem ihrem Sprößling ebenfalls einen Thron zu erwerben und für die Zukunft zu sichern. Den Absichten der Kaiserin widerstrebten am Hofe mit aller Anstrengung der Kanzler Elisachar, der Erzkapellan Hilduin, die Grafen Matfred von Orleans und Hugo von Tours, der Schwiegervater Lothar's, gleichwie auch Wala, nunmehr Abt des Klosters Corvei, indem sie in dem jungen Kaiser Lothar, dem Ludwig im Jahr 820 die Verwaltung Italien's übergeben hatte, ein Gegengewicht gegen das wachsende Ansehen Judith's zu finden hofften. Aber diese hatte ihren Sturz schon beschlossen, und sie wußte den rechten Augenblick zu ergreifen. An den Grenzen erlitten die fränkischen Waffen durch das Ungeschick und die Saumseligkeit eben jener höheren Beamten einige Verluste gegen Araber und Bulgaren; auf die hierdurch erregte Unzufriedenheit des Volkes bauend, gelang es der Judith, den Kaiser zu bewegen, den Bernhard, Markgrafen von Barcelona und Herzog von Septimanien, einen tüchtigen Kriegsmann und ihr vollkommen ergeben, als Reichskämmerer an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Dies geschah auf der Versammlung zu Worms, wo zugleich Ludwig seinen jetzt erst sechsjährigen Sohn von der Judith, Karl, zum Herzog von Alemannien

ernannte, wider die in Aachen feſtgeſtellte und ſpäter noch zweimal beſchworene Theilung des Reiches.

Das Mißfallen, welches dieſe Erhebung bei den älteren Söhnen des Kaiſers erregte, beſonders bei Lothar, der dadurch noch ein bedeutendes Gebiet ſeiner zukünftigen unmittelbaren Herrſchaft entriſſen ſah, wußten nun aber wiederum auch ihrerſeits die früheren Rathgeber des Königs, jetzt größten Theils ihrer Aemter entſetzt und vom Hofe verwieſen, trefflich zu benutzen. Schon ein Jahr vorher auf dem Reichstage in Ingelheim war der Unmuth über die Verwahrloſung des Reiches laut geworden, Wala hatte die Mißſtände in der Regierung unerſchrocken gerügt; jetzt war durch die Verbannung der einflußreichſten Perſonen vom Hofe die Erbitterung in den Provinzen noch größer geworden. Im Volke wurden böſe Gerüchte ausgeſtreut über den ehebrecheriſchen Umgang der Kaiſerin mit dem Herzoge Bernhard, und wie ſie den frommen Ludwig durch arge Liebestränke berückt hielte. Als der Kaiſer darauf im Frühjahr 830 den Heerbann gegen die ſtets unruhige Bretagne aufbot, wußten jene dem Pipin glauben zu machen, der Zug gelte ihm, die böſe Stiefmutter wolle ihn ſeines Erbes berauben. Der König von Aquitanien eilte mit ſeinen Getreuen nach Paris, wo das Kriegsvolk des Kaiſers lag und gewann es gegen Judith und den Kämmerer, ſo daß es ihm gen Compiegne, wo der Kaiſer ſich aufhielt, folgte. Bei ſeiner Annäherung floh Bernhard nach Barcelona, und Judith ſuchte Zuflucht in einem Kloſter. Schon triumphirte die Gegenpartei, ſchon hoffte ſie ihr Werk mit der Erhebung Lothar's zu krönen. Die alten Räthe nahm der Kaiſer willig wieder auf, und dieſe ſorgten ſogleich dafür, ihn mit eifrigen Mönchen zu umgeben, welche die Vortrefflichkeit des Gott geweihten Lebens preiſend, ihn allmählig zur freiwilligen Abdankung bewegen ſollten. Ludwig ſchien auch nicht abgeneigt; doch traf er in der Stille ſeine Anſtalten. Lothar war inzwiſchen aus Italien herbeigekommen, und auf dem großen Reichstage des Herbſtes zu Nimwegen ſollte Alles feſtgeſetzt werden. Aber hier erſchienen die deutſchen Herren auf des Kaiſers Anordnung mit zahlreicher Begleitung; vor allen die treuen Sachſen, deren Druck der Kaiſer vormals gemildert, und denen er auf dem Reichstage zu Paderborn ihr altes Erbrecht zurückgegeben hatte, ſowie Ludwig der Jüngere, der entſchloſſen war, den Vater zu ſchirmen. Lothar und die Seinigen ſahen ſich getäuſcht und wagten nichts zu unternehmen; denn die Uebermacht war entſchieden auf des Kaiſers Seite. Die Verſammlung erklärte Alles für ungültig, was geſchehen war. Die Häupter der Rebellen wurden ſogar zum Tode verurtheilt; doch Ludwig, Bernhard's

wohl eingedenk, ſtrafte nur einige mit Entfernung und Gefängniß, den anderen ſchenkte er vollſtändige Begnadigung. Zu Aachen empfing er darauf freudig ſeine Gattin; ſie ſchwur mit zahlreichen Eidhelfern den Reinigungseid, und Herzog Bernhard forderte öffentlich ſeine Ankläger zum Gottesurtheil des Zweikampfes. Es erſchien keiner.

So viel Glück führte Judith über das Maß hinaus. Zuerſt wurde dem Lothar angekündigt, die künftige Oberherrſchaft habe er verſcherzt durch Gemeinſchaft mit den Empörern. Mit Pipin brachen ſodann ebenfalls neue Zwiſtigkeiten aus, und jetzt ſollten ihm nun wirklich ſeine Länder entriſſen werden und an Karl fallen. Auf der anderen Seite hatten die geſtürzten Großen des Hofes, zu deren Partei ſich jetzt auch der gelehrte und kluge Erzbiſchof Agobard von Lyon geſellt hatte, weder ihrer ehemaligen Stellung vergeſſen, noch hatte Ludwig's Milde ſie entwaffnen können. Der jüngere Ludwig, von ihnen gereizt und unwillig, die Vergrößerung ſeines Gebiets, welche er für ſeine Dienſte zu Nimwegen erwartet, nicht erhalten zu haben, brach in Alemannien ein, ſich zu nehmen, was ihm verweigert wurde. Schnell entſchloſſen, berief der Vater den Heerbann der Sachſen und Franken nach Mainz. Er erſchien zahlreich und die Baiern wichen der größern Stärke. Der Kaiſer bot Verzeihung; Ludwig kam und gelobte, in Zukunft nicht wieder eigenmächtig zu verfahren. Gleich darauf wendete ſich der Kaiſer nach Aquitanien, Pipin wurde abgeſetzt und nach Trier geführt, bei Donay aber durch treue Männer befreit; an ſeiner Statt ward der jetzt neunjährige Karl zum König jenes Reiches erklärt. Die Folge dieſer Ereigniſſe war ein Bund der drei Brüder zur Entfernung der Stiefmutter und ihres Anhangs. In der Gegend von Colmar vereinigten ſich ihre Heere; mit Lothar kam der Papſt Gregorius IV., durch ſein Anſehen die Könige zu unterſtützen, zugleich aber in der Abſicht, den Lothar aus ſeiner Nähe in Italien zu entfernen. Bei Worms ſammelte dagegen Ludwig ſeine Kriegsleute. Die Biſchöfe des Reiches hatten ſich hier ebenfalls auf den Ruf des Kaiſers eingefunden und ſandten jetzt Botſchaft an Gregor: falls es ihn gelüſten ſollte, ſich zum Richter über Kaiſer und Reich aufzuwerfen und den Bann über Ludwig auszuſprechen, ſo würden ſie, die Biſchöfe von Gallien und Deutſchland, ſich von ihm losſagen. Ludwig zog den Rhein hinauf und lagerte ſeinen Söhnen gegenüber auf dem Rothfeld, nach dieſen Begebenheiten ſpäterhin das Lügenfeld (campus mendacii) genannt. Am 24. Juni 833 ſtanden die Heere gerüſtet und ſchlagfertig gegenüber. Da erſchien plötzlich der Papſt. Der Kaiſer hielt unbeweglich an der Spitze ſeiner Krieger; niemand kam, den heiligen

Vater zu begrüßen. Kalt wurde ſein Segen empfangen und Ludwig ſprach: „Heiliger Biſchof, wir empfangen dich nicht mit Geſängen und Lobliedern, weil du nicht gekommen biſt, wie deine Vorgänger kamen.“ Gregor entgegnete: „Wir ſind gekommen der Eintracht und des Friedens willen. Nimmſt du uns in den Frieden Chriſti gebührend auf, ſo wird er bei dir und deinem Reiche bleiben; wo nicht, ſo ſoll er von dir gewendet ſein.“ Noch hatte Ludwig keinen Grund, zu wanken und zu weichen. Noch waren auch die fränkiſchen Biſchöfe auf ſeiner Seite, die dem Papſte ſogar mit Abſetzung und Bann drohten. Dennoch aber ließ er ſich zu ſeinem Verderben zu Unterhandlungen mit dem Papſte verleiten, und während dieſer Zeit brachten die Söhne des Vaters Heer zum größten Theil auf ihre Seite. Der Papſt ging am 28. Juni, ohne etwas ausgemacht zu haben, zurück, und in derſelben Nacht folgten ihm des Kaiſers Vaſallen und Kriegsleute: eine ewige Schmach der Franken, wie die Geſchichtſchreiber hinzufügen, daß ſie ihren Lehnsherrn verlaſſen. Nur ein kleines Häuflein ſah dieſer am Morgen, der die Entſcheidung der Waffen bringen ſollte, um ſich. „Geht auch ihr zu meinen Söhnen,“ ſprach er, „ich will nicht, daß um meinetwillen einer das Leben verliere.“ So ritt der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin und ſeinem jüngſten Sohn ins Lager der älteren feindlichen Söhne hinüber. Dieſe kamen ihm entgegen, ſtiegen von den Pferden und empfingen ihn ehrerbietig. Die Kaiſerin wurde über die Alpen nach Tortona geführt und der Vater verſprach, ſich auf immer von ihr zu trennen. Der junge Karl kam ins Kloſter nach Prüm. Pipin und Ludwig gingen darauf ruhig in ihre Reiche; aber Lothar verfolgte größere Pläne, führte den Kaiſer mit ſich nach Soiſſons und ſperrte ihn in das Kloſter St. Medardus. Hier verſammelten ſich mehrere Biſchöfe, und forderten den Kaiſer auf, Buße zu thun für ſeine Sünden. Nach einigem Zögern ließ er ſich in die Kirche führen, die mit Zuſchauern angefüllt war. Vor dem Altar lag ein härenes Bußgewand, auf dieſem mußte er niederknieen, und las in dieſer Stellung weinend eine Schrift vor, welche ein langes Verzeichniß ſeiner Uebelthaten enthielt. Dann ſtand er auf, gürtete ſein Wehrgehenk ab, und legte es auf den Altar; worauf ihm die Prieſter, an ihrer Spitze der Erzbiſchof Ebbo von Rheims, das Büßerkleid anzogen und in das Kloſter zurückführten. Die Abſicht dieſer unwürdigen Behandlung war, ihn in der Meinung des Volks herabzuſetzen und durch eine ſolche Kirchenbuße, einem alten Geſetz zufolge, ihn der Waffenführung, mithin auch der Königs- und Kaiſerwürde, unfähig zu machen.

Aber dieſer Zweck ward nicht erreicht. Das Mitleid des Volks er-

wachte wieder, und Lothar's Anmaßungen reizten die Eifersucht der Brüder, deren Plan es gar nicht gewesen war, den Kaiser abzusetzen. Sie zogen nun ihrerseits gegen Lothar zu Felde; dieser fühlte sich zu schwach, gab den Vater wieder frei, bat um Gnade, und erhielt sie unter dem Versprechen, Italien ohne des Vaters Erlaubniß nie wieder zu verlassen.

Kaum sah sich Ludwig indeß wieder im Besitz der Macht und Judith an seiner Seite, als er eifrig das alte Streben fortsetzte, für den Lieblingssohn Karl durch neue Reichstheilungen zu sorgen, die wiederum Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und Ludwig von Baiern zur Folge hatten. Unterdessen starb Pipin (838). Die Kaiserin, die den herrschsüchtigen Lothar am meisten fürchtete, beschloß, ihn für sich und ihren Sohn zu gewinnen, damit Ludwig von Baiern der Uebermacht weichen müßte. Sie überredete daher den schwachen Kaiser zu einem neuen Plane; Ludwig sollte nämlich nichts als Baiern behalten, die nachgelassenen Söhne Pipin's sollten ganz übergangen werden, Lothar aber und Karl (der Kahle) sich in das Uebrige theilen. Darüber standen die Aquitanier im Namen der Söhne Pipin's auf. Ebenso erhob sich Ludwig von Baiern, der sich mit Recht beschwerte, daß er, der es bisher mit seinem Vater am treuesten gemeint, am schlechtesten belohnt werden solle. Er nahm Schwaben in Besitz, und überzog den alten, betrübten Vater mit Krieg (839). Der Schmerz darüber erdrückte den Unglücklichen. In eben diesem Kriege gegen seinen Sohn endete er auf einer Rheininsel, Ingelheim gegenüber (840). An seinem Sterbelager stand ermahnend und tröstend sein natürlicher Bruder Drogo, den er einst ins Kloster geschickt, nunmehr schon lange Bischof von Metz. Böses mit Gutem vergeltend, hatte derselbe in allen Nöthen treu bei Ludwig ausgehalten, und für das ewige Heil der Seele besorgt, forderte er jetzt den Kaiser auf, nicht mit Zorn im Herzen von der Welt zu scheiden. Ludwig wollte erst nichts davon hören. Endlich sprach er: „Nun wohl, ich will meinem Sohne Ludwig vor Gott und vor euch vergeben; aber eure Sache wird es sein, ihn zu erinnern, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Gram in die Grube gebracht habe.“ Schwer hatten sich in der That die Kinder an dem Vater versündigt; doch ist die Hauptquelle der Verwirrung, welche die bürgerlichen Kriege über das Reich gebracht, in der sträflichen Nachgiebigkeit des Kaisers für seine zweite Gemahlin Judith und deren ehrgeizige Pläne zu Gunsten ihres Sohnes zu suchen.

---

5. Krieg der Söhne Ludwig's und Vertrag zu Verdun.
(840—843.)

Lothar, der nun die Oberherrſchaft über das ganze Reich in Anſpruch nahm, hatte es ſelbſt verſchuldet, daß der Gedanke an die Reichseinheit faſt ganz entſchwunden war; vergebens ſuchte er im Bunde mit der hohen Geiſtlichkeit (Otgar von Mainz) und dem Papſte ſeine Anſprüche geltend zu machen. Er mußte zu den Waffen greifen und war doch allein nicht ſtark genug; den einen Bruder wollte er durch den andern niederwerfen, auch die Söhne des verſtorbenen Pipin in Aquitanien benutzte er zu dieſem Zwecke. Endlich verbanden ſich Ludwig und Karl gegen ihn; die Heere trafen auf einander am Bache der Burgundionen, in der Nähe von Auxerre, wo es im Juni 841 bei Fontenaille (Fontanetum) zu einer mörderiſchen Schlacht kam, in der über das Kaiſerthum Karl's des Großen entſchieden ward. Nachdem eine ſo gewaltige Menge auf beiden Seiten gefallen war, daß man ſpäter noch die nachmalige Schwäche des Frankenreiches von dieſem außerordentlichen Menſchenverluſte ableitete, mußte Lothar am ſpäten Abend ſich zur Flucht wenden. Aber anſtatt ihren Sieg zu benutzen, und den Lothar raſch zu verfolgen, brachten die Brüder auf Anordnung der Biſchöfe drei Tage ruhend mit Faſten und Gebet zu, zur Dankſagung gegen Gott für den ihnen geſchenkten Sieg, und damit jeder, der in Grimm und Haß, nicht aber im Gefühl der Gerechtigkeit ſeiner Sache geſtritten, beichten und Buße thun könne. Lothar hielt ſich demnach durch dieſe eine Niederlage nicht für beſiegt; damals ſoll er die Normannen ins Land gerufen haben, und jedenfalls erregte er in Sachſen einen Aufſtand der Hinterſaſſen (Stellinga), denen er Erlaß des Zehnten verſprach.

Die Folge davon war, daß die Brüder im nächſten Jahre noch einmal gegen ihn zu Felde ziehen mußten. Sie verbanden ſich deßhalb zu Straßburg, wo ihre beiderſeitigen Heere 842 zuſammenſtießen, durch einen feierlichen Eid, einander treulich gegen Lothar beizuſtehen. Ludwig der Deutſche ſchwur vor dem verſammelten Kriegsvolk in dem ſich damals bildenden Franzöſiſch, damit Karl's Heer ihn verſtehen konnte, folgendermaßen mit lauter Stimme:

Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun salvament, dist di[1]) en avant, in quant Deus savir et podir[2]) me du-

1) de isto die. 2) pouvoir.

nat [3]), si salvarai eo cist [4]) meon fradre Karlo et in adiudha [5]) et in cadhuna [6]) cosa, si cum om [7]) per dreit son fradra salvar dist [8]); in o quid [9]) il mi altresi fazet [10]); et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol [11]) cist meon fradre Karle in damno sit.

Dagegen wandte sich Karl der Kahle mit demselben Schwure folgendermaßen zu Ludwig's deutschem Volke:

In Godes minna, ind in thes Christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage fram ordes, so fram so mir got gewizci indi mahd furgibit, so hald ih tesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, inthiu thaz er mig so sama duo; indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce scadhen werdhen *).

Auch die beiden Heere mußten schwören, daß sie auf die Haltung dieses Bündnisses sehen wollten. Dann rückten sie gegen Aachen an, wo Lothar stand, und dieser floh, nachdem sie den Uebergang über die Mosel erzwungen, wieder neben ihnen weg nach Lyon. Die Brüder entschlossen sich demnach zur Theilung ohne Lothar. Da (im Mai 842) schickte dieser Gesandte mit Freundschaftserbietungen und Theilungsvorschlägen, und die Nachgiebigen bewilligten ihm Alles. Hiedurch kühner gemacht, und weil er nun auch wieder über ein größeres Heer gebieten konnte, verlangte Lothar jetzt mehr, als vorher, worüber sich die Unterhandlungen wieder in die Länge zogen, und bis zum folgenden Jahre hinausgeschoben wurden.

Endlich kam der Friede, weil die Großen des Reiches ihn wollten, zu Stande, und das Reich wurde in drei Stücke zertheilt. Das ist die berühmte Theilung von Verdun, durch welche Frankreich und Deutschland von einander geschieden worden sind. Ostfrankreich (Deutschland) bekam Ludwig (der Deutsche), bis an den Rhein, und jenseits desselben

---

3) donne. 4) cet. 5) aide. 6) chacune. 7) comme on. 8) doit. 9) en quoi. 10) aussi fasse. 11) volonté.

*) Beides heißt: Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volks und unserer beiderseitigen Erhaltung, von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Vermögen verleiht, so halte ich aufrecht diesen meinen Bruder (sowohl was Hülfe betrifft, als in jeder Sache) so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, insofern er mir eben so thue; und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen (meines Willens) ihm, meinem Bruder, zum Schaden wäre. — Der Eid ist uns aufbewahrt in Nithard's Hist. lib. III., 5.; vgl. auch Diez, Altromanische Sprachdenkmale, S. 6 fg.

noch die Städte Mainz, Speier und Worms mit ihren Gauen, „wegen ihres Reichthums an Wein," Frieslant jedoch nicht; Weſtfrankreich (ſpäter blieb dieſem Lande allein der Name Frankreich) erhielt Karl II. (der Kahle); Lothar endlich nahm die Kaiſerwürde, Italien und alles Land zwiſchen Frankreich und Deutſchland, von der Nordſee an, die Schelde, Maas und den Rhein hinauf, und dann wieder die Rhone hinunter bis zum Mittelmeer. Von dieſen drei Theilen des früheren Geſammtreiches hatten zwei ihren Halt in ganz beſtimmten Nationalitäten, die ſich von nun an immer ſelbſtändiger ausprägten*). Der Kaiſertitel ſank zu einem äußern Namen herab, von einer Oberherrlichkeit Lothar's war jetzt ſo wenig die Rede als 851 zu Merſen, wo ſich die Brüder noch einmal verglichen.

Lothar's Haus regierte nicht lange. Er ſelbſt ging 855 ins Kloſter Prüm. Sein älteſter Sohn Ludwig II. erhielt nun Italien nebſt der Kaiſerwürde; der zweite, Lothar II., die Länder am linken Rheinufer, die nach ihm Lotharingien (Lothringen) genannt wurden; der dritte, Karl, wurde König der Provence, worunter damals ein größeres, weiter nach Norden laufendes Gebiet begriffen ward, als die ſpätere Provinz dieſes Namens umfaßte. Von dieſen drei Brüdern ſtarb Karl zuerſt und kinderlos; die beiden anderen theilten ſein Erbe. Aber wenige Jahre darauf (869) ſtarb auch Lothar II., der durch die Scheidung von ſeiner rechtmäßigen Gemahlin dem Papſte Nicolaus I. einen erwünſchten Anlaß geboten hatte, die Suprematie des römiſchen Biſchofs feſtzuſtellen. Nunmehr theilten ſich, den Kaiſer Ludwig übergehend, Karl der Kahle und Ludwig der Deutſche zu Merſen (870) in das lothringiſche Erbe, ſo daß damals die Maas die Grenze beider Reiche ward. Mit Ludwig II., welcher 875 ſtarb, erloſch der Stamm Lothar's.

*) Damit iſt freilich nicht geſagt, daß die Reiche Ludwig's und Karl's ſofort nationale Einheiten gebildet hätten; aber die Oſtfranken wenigſtens waren „in Sprache, Sitte und Denkart doch gleichartig und fingen an ihre Verwandtſchaft mindeſtens in der Sprache ſelbſt zu begreifen." Gieſebrecht, Geſch. der deutſchen Kaiſerzeit I., 148. Vgl. auch Wenck, Das fränkiſche Reich nach dem Vertrage von Verdun. Uebrigens wurden die natürlichen Grenzen Deutſchland's erſt 870 im Vertrage von Merſen hergeſtellt, der ſonach faſt eine ebenſo große Bedeutung hat als der zu Verdun.

6. Die deutſchen Karolinger.

(843—911.)

Die Theilung des großen Reiches, von der man genauere Beaufſichtigung der einzelnen Länder und Wiedererweckung der in der Geſammtmaſſe ermattenden Volkskraft hätte erwarten ſollen, führte dieſe Wirkungen keineswegs herbei. Die Eiferſucht der Brüder und ihre Neigung, ſich zu beeinträchtigen, dauerte fort; Ludwig der Deutſche ließ ſich durch die Klagen der Weſtfranken über ſeinen Bruder Karl, der die Erwartungen, die er als Jüngling erregt hatte, nicht erfüllte, zweimal zu dem Verſuche verleiten, Frankreich zu erwerben, fand ſich aber beide Mal von den Großen und Biſchöfen, die ihn gerufen hatten, verlaſſen, und mußte das Unternehmen aufgeben. Auch erhoben ſich gegen Ludwig aufrühreriſche Söhne, wie er ſelbſt ſich einſt gegen ſeinen Vater erhoben hatte. Bei dieſen inneren Unruhen und der ſchlaffen Regierung konnten fremde Völker es wagen, den Deutſchen zu trotzen und ihnen Schrecken einflößen. Am ſchlimmſten ſpielten die Normannen den Frankenreichen mit. Man verſteht unter dieſem Namen die Bewohner der ſkandinaviſchen Länder, Völker, den Germanen an Sprache und Sitte verbrüdert, die, gleich ihnen voll kühnen Kriegsmuths, von der Neigung zu Abenteuern, Kampf und Beute in die Fremde getrieben wurden; meiſt waren es Schaaren von ſolchen, die ſich der Einigung der Lande unter die Herrſchaft eines Königs nicht fügen wollten und nun in zahlreichen Waffengenoſſenſchaften über das freie Meer hinweg in das cultivirte Frankenreich einfielen (Wikinger). Das Meer, welches ſie von den ſchöneren und angebauteren Ländern Europa's trennte, war ihr Element, und im neunten Jahrhundert war faſt keine Küſte Weſteuropa's vor ihnen ſicher. Wo ſie landeten, verwüſteten ſie die Gegend, und ſchleppten Menſchen und Güter als Beute mit ſich fort. So zerſtörten ſie im Jahre 845 Hamburg, daß ſogar der von Ludwig dem Frommen zur Bekehrung des Nordens in dieſer Stadt geſtiftete erzbiſchöfliche Sitz dort nicht mehr beſtehen konnte, und in der Folge nach Bremen verlegt ward. Andere Feinde, welche das öſtliche Deutſchland beunruhigten, waren die Slaven, gegen deren Einfälle ſogar in Thüringen und Sachſen wieder Herzöge eingeſetzt wurden, zu einem fortwährenden Schutze der Grenzen; ja nach und nach kam dieſe Würde, ganz wider Karl's des Großen Plan und Zweck, in allen deutſchen Hauptprovinzen wieder empor. Damit verſchwand auch die treffliche Einrichtung der

Sendboten, durch die der große Kaiſer über ſeine Beamte eine ſo genaue Aufſicht geführt hatte. Das Anſehen des Adels, der Grafen und Biſchöfe wuchs zu einer vorher nie erreichten Höhe, und das geringe Volk, von deſſen Unterdrückung ſie durch keine Gegenkraft mehr abgehalten waren, ſank zu immer größerer Abhängigkeit und politiſcher Unfreiheit herab.

Als Kaiſer Ludwig II., der letzte Nachkomme Lothar's, im Jahre 875 ſtarb, hatte Ludwig der Deutſche unſtreitig das nächſte Recht auf die Kaiſerwürde, aber Karl der Kahle kam ihm zuvor. Er eilte nach Rom, erhielt vom Papſte Johann VIII., wahrſcheinlich in Folge einer frühern Verabredung, die Kaiſerkrone, und vergalt ihm dieſen Dienſt durch reiche Geſchenke. Ludwig dachte dies nicht ruhig zu dulden, ſondern ſandte zuerſt ſeine Söhne gegen ihn, dann, als dieſe nichts ausrichteten, rüſtete er, um ſelbſt auszuziehen, ward aber darüber zu Frankfurt am 28. Auguſt 876 vom Tode überraſcht. Seine Söhne wollte der neue Kaiſer auch ihres Erbes berauben, ward aber von einem derſelben, Ludwig dem Jüngern, obwohl derſelbe bei weitem nicht den ganzen deutſchen Heerbann, ſondern nur einen Theil der Oſtfranken, Thüringer und Sachſen führte, bei Andernach ſo geſchlagen, daß er nur mit weniger Mannſchaft entrann. Hierauf theilte Ludwig mit ſeinen Brüdern das deutſche Reich. Er ſelbſt erhielt Sachſen, Oſtfranken, Thüringen und Friesland; ſein älterer Bruder, Karlmann, Baiern mit den zinsbaren Reichen der Slaven in Böhmen und Mähren; der jüngſte, Karl der Dicke, Alemannien (Schwaben). Karlmann ging mit einem großen Heere von Baiern und Slaven nach Italien wider ſeinen Oheim Karl, der wiederum in dieſes Land gezogen war, aber auf die Nachricht vom Anrücken des deutſchen Heeres eiligſt zurückkehrte. Auf dem Heimwege ſtarb er (6. Oct. 877), in einer dürftigen Gebirgshütte, und hinterließ Frankreich ſeinem Sohne Ludwig dem Stammler in der ſchlechteſten Verfaſſung. Auch dieſer ſank bald ins Grab (879) und ſeine beiden Söhne Ludwig III. und Karlmann waren kaum der Vertheidigung ihres eigenen Reiches gewachſen; dabei hatten ſie mit einer Partei im Innern zu kämpfen, welche die Herrſchaft Ludwig dem Oſtfranken zuwenden wollte. Alle dieſe Fürſten wurden ſchnell vom Tode hinweggerafft; Ludwig III. ſtarb ſchon 882 im zweiundzwanzigſten, Karlmann 884 im achtzehnten Jahre ſeines Alters.

Karlmann, König von Baiern, wollte zwar aus dieſen günſtigen Umſtänden Vortheil ziehen und gedachte, Italien zu erwerben; allein auch ihm war dies ſchöne Land nicht beſchieden. Eine lähmende Krank-

heit unterbrach seine Bestrebungen, und schon 880 ereilte ihn der Tod. Johann VIII. wurde von den Saracenen, von denen oben erwähnt ist, daß sie sich in Sicilien und Calabrien niedergelassen und die von dort ihre Raubzüge bis nach Mittelitalien ausgedehnt hatten, so hart bedrängt, daß er selbst Karl den Dicken von Schwaben nach Italien einlud, und ihm zu Rom die Kaiserkrone aufsetzte (881). Da nun Ludwig der Jüngere, welchem Baiern, das Erbe Karlmann's, zugefallen war, bald starb (882), so wurde das ganze deutsche Reich, sammt Italien und der Kaiserwürde, durch Karl den Dicken vereinigt.

Dies scheinbare Glück war aber ein Unglück für den Staat und für den Kaiser selbst. Damals verwüsteten die wilden Normannen die Gegenden am Niederrhein bis nach Köln und Trier hin; der Papst wurde von den Arabern und dem Herzoge Guido von Spoleto beunruhigt. Diesen und noch anderen Verwirrungen zu begegnen, reichte Karl's ohnmächtige Schwäche nicht hin. Doch versuchte er sich gegen die Normannen. Nach einem Reichstage zu Worms zog er 882 mit einem großen, aus allen deutschen Ländern aufgebotenen Heere gegen sie, und schloß sie in ihrem festen Lager bei Haslov an der Maas ein. Schon hofften die Deutschen darauf, die barbarischen Räuberhorden mit Stumpf und Stiel zu vernichten, als Karl, von bestochenen oder feigen Räthen bewogen, einen Vergleich mit dem Anführer der Normannen, Gottfried, schloß, in welchem dieser ein Christ zu werden und das Reich nicht mehr zu beunruhigen versprach, wogegen ihm ein Stück von Friesland eingeräumt und zweitausend Pfund Gold und Silber bezahlt werden sollten. Der Kaiser selbst vertrat Pathenstelle bei Gottfried's Taufe, und die verlangte Summe ward von gerettetem Kirchengelde bezahlt. Unwillig über den ehrlosen Frieden ging das deutsche Heer nach Hause; die Normannen aber hielten ihn nicht einmal, sondern setzten ihre Streifereien fort, und verbrannten Deventer noch in demselben Jahre.

Allein das Geschick wollte den schwachen Karl noch höher erheben. Als 884 auch der französische König Karlmann starb, und nur einen fünfjährigen Bruder, nachmals Karl der Einfältige genannt, hinterließ, unterwarfen sich die französischen Großen Kaiser Karl dem Dicken. Wirklich empfing Karl den Eidschwur dieser neuen Vasallen zu Gondreville, und so war jetzt unter ihm fast die ganze Macht Karl's des Großen wieder vereinigt.

Doch nur für kurze Zeit; denn Karl der Dicke war nicht Karl der Große. Wie in diesem der Zuwachs an Arbeit die Fülle der Kraft entwickelt hatte, so offenbarte er in jenem die Blöße der Ohnmacht. Man

drängte ihn abermals, die Normannen aus dem Lande zu ſchlagen, welche Paris umlagert hielten (885). Er war nach Italien gezogen und erſt im Herbſte des folgenden Jahres nahte er mit einem Heere zum Entſatz der ſchwer bedrängten Stadt. Allein anſtatt die Normannen nun muthig anzugreifen, kaufte er ihnen den Frieden abermals mit Gelde und Provinzen ab, und dieſe deutſchen Männern doppelt ſchimpfliche Art, ſich eines Feindes zu entledigen, brachte ihn um den letzten Reſt von Achtung. Liutward, Biſchof von Vercelli, früher vom Kaiſer hochgeſchätzt, Erzcapellan und ſein getreueſter Rathgeber in Staatsgeſchäften, aber jetzt vom Hofe verwieſen, reizte Arnulf, den tapfern Herzog von Kärnthen (des 880 geſtorbenen Karlmann von Baiern natürlichen Sohn), die allgemeine Stimmung der Nation zu benutzen, und ſich an die Spitze des Reichs zu ſtellen. Die Oſtfranken, Thüringer und Sachſen wurden bald gewonnen. Endlich fielen auch die Schwaben, die als Karl's älteſte Unterthanen am längſten an ihm gehangen, von ihm ab, und erklärten ſich auf dem Reichstage zu Tribur (887) für Arnulf. Karl überlebte ſeine Schande nicht lange; er ſtarb ſchon 888, den 13. Januar, faſt in Dürftigkeit. Die Chroniſten berichten, daß er an Krampfzufällen gelitten habe, und noch kurz vor ſeiner Abſetzung ſuchte er quälende Schmerzen am Kopf durch eine Operation zu beſeitigen; es iſt möglich, daß ſein körperlicher Zuſtand nicht ohne Einfluß auf ſeine Handlungsweiſe geweſen iſt.

Arnulf trat feſt und männlich auf. Unter ſeiner tapfern Anführung wurden zuerſt die allgefürchteten, bisher unbeſiegbar geglaubten Normannen, an der Dyle, nicht weit von Löwen, gänzlich aufs Haupt geſchlagen, zwei ihrer Könige, Gottfried und Siegfried, getödtet, und funfzehn Feldzeichen erobert (891); ein herrlicher Sieg, der jedes deutſche Herz mit Ehrfurcht und Liebe für den Retter der allgemeinen Sicherheit und den Rächer der Nationalehre erfüllte. Dagegen forderte er gegen den ſlaviſchen König Zwentibold oder Swatopluk von Mähren, deſſen Macht er ſelbſt durch Böhmen vergrößert hatte, und der ihm dann dennoch treulos den Gehorſam verweigerte, die Hülfe eines andern Volkes auf. Dies waren die Ungarn, ein finniſcher Stamm, der vom Ural, ſeiner eigentlichen Heimath, verdrängt, nach den Ufern des Dniepr und weiter der Donau gezogen war und ſich nach den Zeiten des großen Karl Pannonien's bemächtigt hatte; ſie ſelbſt nannten ſich Magyaren und waren ein nomadiſirendes Volk, das unter mehreren Stammesoberhäuptern lebte und in ſeiner rohen Feindſeligkeit gegen die Bildung des Occidents von den Schriftſtellern jener Zeit mit den Hunnen verglichen wird. Sie

kamen auf Arnulf's Ruf, während dieser von der andern Seite in Swatopluk's Lande eindrang. So ward der stolze Slave gedemüthigt und mußte sich unterwerfen, aber Deutschland erhielt zum Unglück nach Arnulf's Zeiten an den neuen Freunden die schlimmsten Feinde.

Arnulf's Blick war nicht blos auf Deutschland beschränkt, er versuchte auch die übrigen karolingischen Länder zur Anerkennung seines oberherrlichen Ansehens zu zwingen. Wirklich mußten sich die Herrscher von Frankreich, Odo und später Karl der Einfältige, und der beiden neu entstandenen, von Frankreich losgerissenen burgundischen Reiche, nämlich Boso und Rudolf, von denen unten die Rede sein wird, dazu bequemen; doch hatte diese Abhängigkeit nicht viel zu bedeuten. Mit Italien gelang es ihm den Anschein nach am besten, weil der Kampf mehrerer Parteien ihm die Pforten dieses Landes öffnete. Denn dort stritten seit dem Tode Karl's des Dicken Herzog Guido von Spoleto und Markgraf Berengar von Friaul, welche beide ihr Geschlecht in weiblicher Linie von Karl dem Großen ableiteten, um den Thron. Berengar war schon (888) zu Pavia zum König von Italien gekrönt*), und hatte Arnulf's Oberherrschaft anerkannt. Da ward er von Guido in zwei Schlachten besiegt, und flehte nun sammt dem Papste Formosus des deutschen Königs Hülfe an. Günstige Umstände für einen tapfern Kriegsmann, der selber Ansprüche auf Italien machte. Arnulf that 894 einen Feldzug über die Alpen und, da nach Guido's indeß erfolgtem Tode die spoletinische Partei für dessen Sohn Lambert die Unruhen fortsetzte, im nächsten Jahre einen zweiten. Gelangte er das erste Mal nur bis Piacenza, so drang er jetzt weiter, sprengte die Thore Rom's, jagte die Spoletiner aus der Stadt, ließ sich vom Papst zum Kaiser krönen und vom römischen Volke den Eid der Treue schwören (896). Indeß dauerte diese neue deutsche Herrschaft nicht lange. Lambert hatte schon nach dem Tode seines Vaters mit Berengar theilen müssen, und als er 898 starb, nahm dieser das Land ganz in Anspruch, vertrieb den König des cisjuranischen Burgund's, Ludwig, den seine Gegner herbeigerufen hatten, um ihn zum König zu erheben, und behauptete die Herrschaft.

Von den Deutschen konnte er nicht gehindert werden, denn Arnulf war gleich nach seiner Heimkehr aus Italien 899 gestorben. Sein sechs-

*) Bei dieser Gelegenheit soll zuerst von der berühmten eisernen Krone Gebrauch gemacht worden sein. Diese Krone, von der Königin Theodelinde in die von ihr erbaute Kirche Johannis des Täufers zu Monza geschenkt, ist von Gold, ohne Zinken, und umschließt einen eisernen Reif, den eine spät erfundene Wundersage aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet sein läßt.

jähriger Sohn Ludwig, das Kind genannt, ward von den Fürsten zu seinem Nachfolger erwählt, und der Erzbischof Hatto von Mainz zum Reichsverweser während seiner Minderjährigkeit bestimmt. Lothringen, welches Arnulf seinem unehelichen Sohne Zwentibold als ein Königreich gegeben hatte, fiel von diesem jungen Fürsten, der sich dem Adel des Landes durch harte Maßregeln verhaßt gemacht hatte, ab und begab sich zum deutschen Reiche. Sonst ist von der Verwaltung unter Ludwig dem Kinde nichts Glückliches zu melden. Der Bischof Salomo von Konstanz, der selbst einer der vertrautesten Räthe des Königs war, schildert den Zustand des Reiches als den traurigsten; er fürchtet, daß sich das Wort der Schrift: „Wehe dir Land, deß König ein Kind ist" an Deutschland erfülle. Die hohe Geistlichkeit war es fast allein, die die Einheit des Reiches aufrecht zu erhalten suchte. Die weltlichen Großen, die wiedererstandenen Stammesherzöge, achteten die königliche Macht gering und verfolgten ihre Sonderinteressen. Und wenn sie wenigstens in ihren Provinzen ähnlich gewaltet hätten, wie Otto der Erlauchte, der Herzog von Sachsen und Thüringen, aus dem altsächsischen Hause der Ludolfinger, der unbekümmert um die Vorgänge im Reiche sicher und kräftig seiner Heimath den Frieden und Ruhe vor den Grenznachbaren zu erhalten suchte! Aber gerade im Herzen des Reiches tobte eine wüste, blutige Fehde zwischen den Babenbergern und Konradinern, die den König in das Gewirr der Parteien hineinzog und sich bis nach Lothringen erstreckte. Nach vielen Kämpfen und schweren Verlusten auf beiden Seiten endete sie mit der Eroberung der Theresburg über Bamberg, der Enthauptung des Babenbergers Adalbert und der Demüthigung seines Geschlechtes, das bisher das hervorragendste in Ostfranken gewesen war. Die Schwäche des zwieträchtigen Staates benutzten die Ungarn zu furchtbar zerstörenden Einfällen. Sie schlugen die Heere, die ihnen weder zahlreich genug, noch gut geführt, entgegengestellt wurden, und verheerten dann, den wenigen Städten vorbeiziehend, das offene Land, ließen Dörfer und Klöster in Feuer aufgehen, und schleppten Männer, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Von tiefem Jammer erfüllt über all' dieses Mißgeschick, das er nicht abzuwenden vermochte, starb Ludwig schon im achtzehnten Jahre seines Alters (911), und mit ihm erlosch der Stamm der deutschen Karolinger.

7. Culturzustand unter den Karolingern.

Bei einem zusammenfassenden Rückblick auf das Jahrhundert, das nach dem Tode Karl's des Großen vergangen war, ist zunächst das Auseinanderfallen des abendländischen Weltreichs, das wir in den vorhergehenden Abschnitten verfolgt haben, noch einmal in den Vordergrund zu stellen. Allerdings erwachte mit der Absonderung von dem Ganzen ein nationales Leben der einzelnen Völker; aber so tief ging die Spaltung, daß nicht nur die Völker, sondern auch ihre Theile und Glieder, die Stämme, ihr besonderes Staatsleben zu führen versuchten. Was die Annalen von Fulda zu dem Jahre 888 anmerken: „damals gediehen die kleinen Könige," das war im Grunde der Charakter der ganzen Zeit. Und selbst die unbeschreibliche Noth, welche durch die Einfälle der Normannen wie später der Ungarn hereinbrach, führte nicht auf den rechten Weg des engen Zusammenhaltens; war doch auch der eine Versuch, der mit der Erhebung Karl's des Dicken gemacht worden, schmählich mißglückt und zum Unheil ausgeschlagen. Das Reich Karl's des Großen existirte nicht mehr. Und doch, so bedeutsam und in die Tiefe dringend war sein Walten gewesen, daß mit der äußeren Form des Reiches nicht sofort Alles verloren ging, was er angebauet und gepflegt hatte. In den Herzen der Völker mochte sich das Andenken an ihn tiefer eingegraben haben als wir verfolgen können; selbst die Herrscher, welche an die Spitze der getrennten Staaten gestellt wurden, fanden nur dadurch volle Anerkennung, daß sie ihre Herkunft von dem gewaltigen Kaiser ableiten konnten. Vornehmlich trieb die Saat der Bildung, welche er ausgestreut hatte, still ihre Wurzeln weiter, wenn auch die unglücklichen staatlichen Verhältnisse ein freies Wachsthum hinderten. Ludwig der Fromme, „der zwar keine Freude an den Liedern der Heimath hatte und wie die Kirche sich feindselig gegen die Sagendichtung verhielt"*), gründete doch der Bildung neue Stätten in den Klöstern und Kirchen, die er anlegte. Nach dem Muster von Corbie an der Somme entstand Corvei an der Weser, entstanden in Sachsen Herford und Gandersheim, desgleichen in Schwaben Hirsau. An der unteren Donau wurden neue Bisthümer errichtet. An den Gestaden der Nordsee folgte der glaubenseifrigen und großartigen Wirksamkeit Anskar's, der schon an der Klosterschule in Corvei thätig gewesen war, die Gründung des erzbischöflichen Stuhles zu Hamburg,

*) Vgl. Wattenbach, Deutschland's Geschichtsquellen im Mittelalter, S. 23.

den Ludwig der Deutsche nochmals mit Bremen vereinigte. Ueberhaupt trat nunmehr die Kirche selbständig für das ein, wozu Karl der Große mit Alcuin's Unterstützung den Grund gelegt hatte; und „wenn der Königshof nicht mehr der Mittelpunkt der litterarischen Bestrebungen war, so muß es bei dem Verfall des Reiches als ein Glück betrachtet werden, daß die Studien sich in voller Unabhängigkeit an verschiedenen Orten festsetzten"*). Das größte Verdienst aber erwarb sich um den Anbau der Wissenschaften in dieser Zeit das Kloster zu Fulda, das schon unter dem ersten Abte Sturmi zu großem Ansehen gelangt war. Vom Jahre 822 ward es durch Hrabanus Maurus geleitet, der noch Alcuin's Schüler zu Tours gewesen war, dann der Klosterschule zu Fulda vorgestanden hatte. Er war nicht nur damals der größte, sondern überhaupt der erste nationale Gelehrte Deutschland's; er starb als Erzbischof von Mainz 856. Zu seinen Schülern gehörten auch die hervorragenden Lehrer im Süden Deutschland's, wie manche von den Mönchen in St. Gallen und Walafried Strabo, der beste Lateiner des Jahrhunderts. Lange Zeit glaubte man nicht allein in Deutschland, sondern auch in den benachbarten Ländern, man könne die höheren Wissenschaften nirgend besser als in Fulda lernen, und es gab zu einem großen Kirchenamte keine vollgültigere Empfehlung als die, unter Hrabanus gebildet zu sein; Prälaten sandten ihre Mönche, edle Geschlechter ihre Sprößlinge aus der Nähe und Ferne, um diesen berühmten Mann zu hören. Auch Ausländer wurden noch zuweilen in das Frankenreich berufen; der bedeutendste unter ihnen war Johannes Scotus Erigena (gest. 886), der berühmteste Philosoph seiner Zeit, der eine seltene Kenntniß verschiedener Sprachen, auch des Griechischen und Arabischen besaß, und von Karl dem Kahlen als Vorsteher seiner Hofschule herbeigezogen ward. Manches gute Samenkorn wäre außerdem noch aufgegangen, wenn nicht durch die Normannen- und Ungarnkriege viele Unterrichtsstätten wieder zerstört worden wären.

Alle diese Männer schrieben Lateinisch, weil die Grundlage ihrer Bildung aus den Trümmern der alten bestand; ihre Gelehrsamkeit hatte sich in den Landessprachen noch ebenso wenig ein neues Organ bilden können als der Staat und die Kirche, deren Sprache ebenfalls fortwährend die lateinische blieb. Einiges war indessen doch auch schon in den Landessprachen versucht Für die Entwickelung der deutschen

*) Vgl. Wattenbach, Deutschland's Geschichtsquellen im Mittelalter, S. 123.

Sprache war es von Wichtigkeit, daß Ludwig der Deutsche Freude und Geschmack an der Ausbildung derselben hatte und von dem Wunsche beseelt war, durch Werke in der Volksmundart die Stämme des Ostens dem Christenthume näher zu bringen. Ihm selber glaubt man die Aufzeichnung des deutschen Gedichtes vom jüngsten Gericht, das unter dem Namen Muspilli bekannt ist, in dem Gebetbuche seiner Gemahlin zuschreiben zu dürfen. Ihm übersandte auch der weißenburger Benedictinermönch Otfried seine Evangelienharmonie, das erste deutsche Gedicht, welches an die Stelle der Alliteration den Reim setzt. Etwas älter als diese oberdeutsche ist die altsächsische Evangelienharmonie, der Heliand, welche wahrscheinlich in den dreißiger Jahren des neunten Jahrhunderts auf Veranlassung Ludwig's des Frommen niedergeschrieben ist, ein Gedicht, das noch die alte Form der Alliteration bewahrt, in seiner Treuherzigkeit und Wärme jedoch vielleicht das einzige wirklich christliche Epos ist. Für die Art, wie die mühsam bekehrten Sachsen die neue Lehre erfaßten, giebt es bedeutsame Fingerzeige; da ist Christus der Heerkönig und Volksfürst, der an der Spitze seiner Getreuen einherzieht; die Bergpredigt wird zu einer Ansprache in der großen Versammlung des Volks, das schweigend und ehrerbietig der Worte des Königs wartet; das Ganze ist eine wunderbar herzliche und aus der Tiefe des gläubigen Gemüthes quellende Lobpreisung des Gottessohnes.

Auch die materiellen Seiten der gesellschaftlichen Bildung waren vervollkommnet worden; man war diesseits und jenseits des Rheines in den Handwerken wie in der Ausdehnung des Handels weiter gekommen. Wie Karl der Große mit dem fernen Chalifen durch Gesandtschaften in Verbindung trat, ist früher erwähnt worden; für die Vermittlung des Verkehrs zwischen dem Occident und Indien bildete Constantinopel noch immer die natürliche Brücke. Schon aber beschränkte man sich nicht mehr darauf, den Weg dorthin durch Italien zu nehmen; seitdem Ludwig und Arnulf ihre Residenz in Regensburg aufgeschlagen hatten, wurde auch der Landweg an der Donau entlang, durch das Bulgarenland, versucht. Selbst die Einbrüche der Bulgaren, so unheilvoll sie übrigens waren, hatten doch das Gute in ihrem Gefolge, daß die Kenntniß der Bedürfnisse des Nordens zunahm; auch durch die Reisen der Glaubensboten, wie Anskar's, der in Schweden das Kreuz predigte, ward dieselbe vermehrt; nicht minder nahm die Kenntniß des Meeres und Uebung der Schifffahrt zu. Näher und lohnender war der Verkehr mit den slavischen Stämmen jenseit der Elbe, die, ungeachtet sie in ihrer Abneigung gegen das Christenthum verharrten, doch in ihrer Rührigkeit und Beweglichkeit

vielſeitige Berührung mit den Deutſchen ſuchten; die ferner wohnenden allerdings mehr als die nächſten Nachbaren. Damals wuchſen Bardewik im Oſtfalenlande, Magdeburg an der Elbe, Oldenburg in Wagrien empor. Die Erzeugniſſe deutſchen Fleißes, Wollen- und Flachswaaren, auch Schmiedewaaren, Salz und Wein wurden gegen das, was die ſlaviſchen Länder lieferten, Vieh, Wachs, Pelze und Häute, eingetauſcht. Leider hatte dieſe erfreuliche Regſamkeit des aufſtrebenden Verkehrs auch ihre Schattenſeite in dem ſchwunghaft betriebenen Sklavenhandel. Die Sklaven ſind von den Hörigen, die auf den Gütern der freien Leute ſaßen, zu unterſcheiden; ſie waren Kriegsgefangene, die von den Siegern aus der Heimath geſchleppt und verkauft wurden. Als die Sachſen von dem großen Karl unterworfen wurden, traf dies Geſchick eine große Zahl derſelben; die Normannen raubten außer Gütern und Koſtbarkeiten auch Menſchen; die unaufhörlichen Grenzkriege mit den Slaven lieferten ſo viele Gefangene, daß der Name des Slaven die Bezeichnung für den Knecht, den Sklaven, wurde. Faſt in allen großen Seeſtädten gab es Sklavenmärkte, die Mauren waren die Hauptkäufer; die Kirche, obwohl ſie dieſem Handel mit Menſchen entgegentrat, vermochte doch nicht dem Unweſen gänzlich zu ſteuern. Gelang es ihr doch nicht einmal dieſen Handelszweig den Händen der Juden zu entziehen, die ſich aus der Pflege deſſelben am wenigſten ein Gewiſſen machten. Die Juden waren bereits unter den Römern in großer Anzahl im Occident anſäſſig und hatten über bedeutende Summen baaren Geldes zu gebieten; ſie waren die eigentlichen Großhändler. Wie ſchon unter den Merovingern, ſo erfreuten ſie ſich unter den Karolingern der Gunſt der Höfe. Karl der Große verwandte ſie zu Geſandtſchaften nach dem Morgenlande; unter Ludwig dem Frommen und ſeinen Söhnen, denen ſie Schmuckſachen und Koſtbarkeiten aus dem Orient lieferten und die Gefälle der Domänen eintrieben, erhielten ſie Freibriefe für ihren Handel; am Hofe Karl's des Kahlen war beſonders der Arzt Zedekia von mächtigem Einfluſſe. Ihre Hauptſitze waren in Lyon, Marſeille, Arles, Vienne und den Handelsplätzen Italien's.

Dagegen blieb die Kirche wenigſtens in den Kreiſen, auf welche ſie Einfluß üben konnte, die Stütze der öffentlichen Ordnung, und ihr iſt es zu danken, wenn in den Zeiten der Alles auflöſenden Bruderkriege die Achtung der Sitte, Geſetz und Religion nicht völlig verſchwand. Seit mehreren Jahrhunderten beſtand die Einrichtung, daß die Biſchöfe jährlich eine Bereiſung und Viſitation ihres Sprengels vornahmen, um die Zuſtände der Gemeinden und Kirchenanſtalten zu unterſuchen, von

der Amtsführung der Geistlichen Kenntniß zu nehmen, die Irrenden zu belehren, die Fehlenden zu ermahnen und zu strafen. Was zuvörderst die Geistlichen allein betroffen hatte, dehnte sich dann auch auf die Laien aus, über welche die Kirche in dieser Zeit eine Strafgewalt nach dem Grundsatze beanspruchte, daß jedes Verbrechen nicht nur kirchliche, sondern auch göttliche Gesetze verletze. Dieses Sittengericht hieß Synodus oder Send. Innerhalb der Parochien wurden glaubhafte und unbescholtene Männer eidlich verpflichtet, auf das sittliche Leben zu achten und, was sie Strafbares erfahren, zur Anzeige zu bringen (testes synodales). Alle Mitglieder der Kirchengemeinde waren verpflichtet zu erscheinen. Nach Regino, dem Mönche von Prüm (gest. 915), der uns in seinen Chroniken ein Verzeichniß der dabei üblichen Fragen aufbehalten hat, scheint es, als ob das Verfahren in der Beichte zum Muster gedient habe. Viele sind von Interesse für die Sittengeschichte der Zeit, z. B. ob Jemand in der Pfarrei sei, der einen Menschen umgebracht; ob einer einen Reisenden oder einen Sklaven durch Schmeicheleien angelockt, und nachher außer Landes verkauft; ob Jemand einen christlichen Knecht an einen Juden verhandelt, oder ob man einen Juden wisse, der mit christlichen Sklaven handle; ob ein Zauberer oder Wahrsager da sei, ob Jemand zauberische Opfer verrichte, bei Bäumen, Brunnen oder Steinen; ob ein Weib vorhanden sei, die vorgebe, die Gemüther der Menschen zum Hasse oder zur Liebe lenken, fremde Güter besprechen zu können, des Nachts mit dem Teufel auf gewissen Thieren zu reiten oder in einem Bunde mit ihm zu stehen; ob Jemand etwas bei sich trage, wodurch er glaube das Gericht Gottes (z. B. den Zweikampf) verkehren zu können u. dergl. Die Strafen bestanden entweder in Geldbußen oder in Fasten oder langem Beten. Einen Monat nichts als Brot und Wasser genießen, sollte soviel sein, als 1200 Psalmen kniend oder 1680 stehend beten.

Der Bann wurde mit kluger Vorsicht nur selten angewandt, um ihn nicht gewöhnlich und dadurch unkräftig werden zu lassen. Und da die Ausschließung von Messe und Gottesdienst von Vielen aus dem Volke wohl nicht als eine sehr empfindliche Strafe betrachtet worden wäre, so blieb die Kirche bei diesen ursprünglichen Folgen des Bannes nicht stehen, sondern ließ es sich angelegen sein, die Trennung von ihrer Gemeinschaft in eine von der ganzen menschlichen Gesellschaft zu verwandeln. Niemand, ward verordnet, solle mit den Gebannten essen und trinken, Niemand mit ihnen sprechen oder sie grüßen. Ja man rief sogar die Hülfe des weltlichen Armes wider sie auf, und König Arnulf verordnete, daß Diejenigen, die, um Lösung des Bannes, in den sie verfallen, zu erhalten,

ſich nicht zur Buße und Genugthuung verſtehen wollten, von den Grafen vor Gericht gezogen werden ſollten.

Eine neue Erſcheinung in der Kirche ſeit dem achten Jahrhundert war das kanoniſche Leben der Geiſtlichkeit, zur Beſſerung ihrer Sitten und ihres Wandels, geſtiftet vom Biſchof Chrodegang von Metz (geſt. 769). Verbreitet wurde es beſonders durch Ludwig den Frommen, und bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts war es bereits in allen biſchöflichen Kirchen von Deutſchland, Frankreich und Italien eingeführt. Dieſen Beifall verdankte es der Vorſtellung der Zeit von der Heiligkeit des Mönchsſtandes, die durch dieſe Einrichtung auf den ganzen Klerus übertragen werden ſollte. Die Geiſtlichen an den biſchöflichen oder Domkirchen und auch an anderen, bei denen eine größere Anzahl vorhanden war, traten danach in eine weit genauere Verbindung, wohnten und aßen im Münſter (monasterium) beiſammen und beteten gemeinſchaftlich zu beſtimmten Stunden. Die Glieder dieſer Gemeinſchaft wurden Chorherren oder Canonici genannt. Canonici cathedrales hießen ſie bei den biſchöflichen, collegiati bei den übrigen Kirchen. Von den Mönchen unterſchieden ſie ſich dadurch, daß ſie keine Gelübde ablegten, und durch den erlaubten Beſitz eigenthümlicher Güter, da bei jenen nur das Kloſter als ſolches etwas beſitzen konnte. Für die Unterhaltung dieſer Anſtalten wurde ein Theil der Kirchengüter ausgeſetzt, oder von Laien Grundſtücke und Einkünfte dazu geſchenkt. In den Geiſtlichen dieſer Stiftskirchen bildeten ſich in der Folge kirchliche Corporationen, deren Stellung von der Einfachheit älterer Lehrer des Evangeliums ſehr weit abwich. Der eigentliche Beruf trat hinter den Geſchäften, welche die Verwaltung der Güter und der damit verbundenen politiſchen Rechte nöthig machten, ganz zurück, und die Vorſteher dieſer Inſtitute, Pröbſte und Decane genannt, wurden zu einem Herrenſtand, der dem weltlichen nichts nachgab. In der Folgezeit ward auch das Zuſammenleben wieder aufgegeben, Die Chorherren verzehrten ihre ſtehenden Einkünfte in Curien und ließen den Chordienſt durch Vikare beſorgen. Durch die Chorherren wurde die Gewalt des Biſchofs über ſeinen Sprengel inſofern beſchränkt, als ſie unter dem Namen des biſchöflichen oder Dom-Kapitels als Rath an ſeine Seite traten. Der Wille dieſer Verſammlung band den Biſchof in vielen Fällen, und ſpäterhin hing auch gewöhnlich die Wahl deſſelben von dem Kapitel ab.

Ueberhaupt aber änderte ſich jetzt die Stellung der Kirche und ihrer Angehörigen. Karl der Große hatte feſtgeſtellt, daß die weltliche Macht einen ſtarken Antheil an der Regierung der Kirche habe. Daß dieſer

Standpunkt verlassen werden mußte, verstand sich von selbst in einer Zeit, wo die Königsgewalt zu einem bloßen Schatten geworden war. Charakteristisch aber ist es, daß gerade damals der entgegenstehende Gedanke zuerst ausgesprochen und als Gesetz gefaßt ward in einer Schrift, die heute von allen Seiten als eine betrügerische angesehen wird, in den sogenannten Pseudo-Isidorischen Dekretalen*). In denselben wird ausgeführt, daß die Sorge für die gesammte Kirche von Gott dem römischen Stuhle anvertraut ist, daß von diesem erst diese Gewalt auf die Beamten der Kirche und zunächst auf die Metropoliten übergeht, welche als seine Vikare den Zusammenhang der Bischöfe in den einzelnen Diöcesen zu vermitteln haben. Kein Mitglied der Kirche darf deßhalb vor einem weltlichen Gerichte angeklagt oder von diesem verurtheilt werden; die Kirche allein, wie sie überhaupt über dem Staate steht, ist Richterin, in letzter Instanz der römische Stuhl; ebensowenig darf der Kirche etwas von ihren Gütern und Besitzthümern, gleichviel auf welche Weise, entrissen werden. In der Folgezeit hat diese Sammlung wesentlich dazu beigetragen, die Macht der Päpste, welche sich auf dieselbe beriefen, zu erhöhen und ihnen den Weg zu der vollen Superiorität über die Staatsgewalt zu bahnen. Schon Nicolaus I. erkannte sie als echt an. Es war ein günstiges Zusammentreffen, daß gerade diesem Papste der unsittliche Lebenswandel Lothar's II. und seine zu Gunsten einer Buhlerin eingeleitete, von den lothringischen Metropoliten gebilligte Ehescheidung von seiner rechtmäßigen Gemahlin Teutberga eine Gelegenheit bot, eine oberrichterliche und entscheidende Gewalt über den König in Anspruch zu nehmen; indem er für Recht und Sittlichkeit schützend eintrat, ward es

*) Wie der S. 93 genannte Dionysius eine Sammlung von Dekretalen veranstaltet hatte, so wurde im achten Jahrhundert eine ähnliche verbreitet, die dem heiligen Isidor (gest. 636 als Bischof von Sevilla) zugeschrieben ward. Unerwartet erschien um die Mitte des neunten eine neue Zusammenstellung theils von Briefen der älteren Päpste, theils von Beschlüssen der neueren, Echtes und Gefälschtes neben einander, der der unbekannte Verfasser den Namen des Isidor vorsetzte. Ueber den Ursprung, den Zweck, wie die Zeit des Entstehens der pseudo-isidorischen Sammlung ist viel gestritten worden. Nachdem man früher die Heimath derselben in Mainz gefunden und als Verfasser einen dortigen Geistlichen, Benedictus Levita, vermuthet hatte, wird jetzt angenommen, daß das Machwerk in die rheimser Diöcese gehöre, daß die Regelung der kirchlichen Verfassungsbestimmungen und der Processe gegen Kleriker der Hauptzweck desselben sei, und daß die Abfassung in die Zeit von 844 bis 853 falle. Ueber den heutigen Stand der Frage vgl. Weizsäcker, in der historischen Zeitschrift von v. Sybel. Jahrg. 1860, S. 42.

ihm im Bunde mit der öffentlichen Meinung um ſo leichter, ſich als höhere Inſtanz über die Fürſten zu ſtellen.

Die wichtigſte Veränderung geſchah aber in dieſer Zeit auf dem Gebiete des Staates ſelbſt. Es iſt die Geſtaltung des Lehnſyſtems zur einzigen Form des politiſchen Lebens. Wir haben geſehen, wie ſchnelle Fortſchritte die Verleihung von Gütern und die Ausbildung einer hierauf begründeten Ariſtokratie unter den Merovingern gemacht hatte. Die Kraft der Vorfahren Karl's des Großen und ſeine eigene hatte dieſe aufgehalten; jetzt aber beſchleunigten ſie die Schwäche der Herrſcher, der Sturm der auswärtigen Kriege, der Drang der inneren Fehden. Es gab nirgend Recht mehr, nur Raub und Gewalt. Die wohlthätige Einrichtung der Sendboten war ganz verſchwunden, und keine Aufſicht hielt die Macht der größeren Lehnsträger im Zaume. Trotz der Verbote der Könige befeſtigten ſie ihre Höfe, und bauten Schlöſſer zur Abwehr wider den äußeren Feind, und Zwingburgen für die umliegende Gegend. Wenn ſchon früher Mangel an Unterhalt viele vermocht hatte, die Leute der Reicheren zu werden, ſo traten jetzt Hungerjahre ein, welche die Väter nöthigten, ihre Kinder als Knechte zu verkaufen. Die Grafen mißbrauchten ihre Gewalt, bis die freien Eigenthümer der Gaue ihnen ihr Gut auftrugen und es als Lehen zurückempfingen; eine große Anzahl von unfreien Dienſtleuten oder Miniſterialen, die jetzt das kriegeriſche Gefolge der Grafen oder Biſchöfe bildeten, beſtand aus vormals freien Leuten. Sie gelangten auf dieſem Wege nicht ſelten zu ſtattlichem Beſitz, wogegen freilich die ärmeren Freien oder die das Verhältniß zu ihren Lehnsherren nicht auszubeuten verſtanden, zu Zinspflichtigen und Leibeigenen herabſanken. So verſchwanden die kleineren Bauern mit freiem Eigenthum in Italien und Frankreich faſt ganz, in Deutſchland erhielten ſie ſich etwas zahlreicher in einzelnen Gegenden, in den Hochgebirgen des Südens und an den Küſten der Nordſee.

Auch die erſten Schritte zur Erblichkeit der Lehen waren ſchon geſchehen. Man betrachtete es als Regel, daß Aemter, die wie die Grafengewalt, jetzt als Lehen angeſehen wurden, und ebenſo Territorialbeneficien vom Vater auf den Sohn übergingen, und die ſchwachen Könige, ihre Gewalt durch beſtändige Austheilung der Stamm- und Reichsgüter, um ſich nur auf dem Throne zu erhalten, noch mehr vermindernd, hatten keine Mittel, ſich hierin durchgreifend zu widerſetzen. Es kam dazu, daß in den meiſten Provinzen die Stammeseigenthümlichkeit ſich wieder in der Perſon des Regierenden ihren Vertreter ſuchte, ſo daß die von Karl dem Großen unterdrückten Herzöge naturgemäß wiedererſtanden und

eine Stellung nicht unter, sondern neben den Königen beanspruchten. Die sittliche Grundlage des Gefolgwesens war die persönliche Liebe und treue Anhänglichkeit an den Führer gewesen, welche den Gefährten wiederum die Ehre gab. Diese Ergebenheit mußte jetzt durch das Interesse, welches die Vasallen gegen die Fürsten geltend machten — die Sicherung ihres Besitzes für sich und ihre Familie —, immer mehr untergraben werden, und die Erblichkeit, als ein rein natürliches Princip, dieselbe fast ganz umstürzen. Ueberdies hatten die reich gewordenen Vasallen Mittel genug in Händen, auch ihren eigenen Willen durchzusetzen, und ob sie gehorchen wollten oder nicht, die gelobte Treue bewahren oder brechen, stand nur bei ihnen. Denn im Könige erblickten sie nicht jene allgemeine Spitze und Zusammenfassung des Staats wie die neuere Zeit; er stand ihnen als Einzelnen ebenfalls nur als ein Einzelner gegenüber, und hatte, um sie zu zwingen, nur seine zufällige Privatmacht. So ist es gekommen, daß der auf Liebe und Treue gegründete Staat der Germanen nur zu bald und zu oft in den des Hasses, der Untreue und der Gewalt übergegangen ist, in welchem der König sich fast durchgängig im Zustande der Abwehr gegen die Vasallen befand, in welchem die einzelnen gewöhnlich nicht die Zwecke des Staats, sondern jeder seine besonderen verfolgte. Auf diese Weise hat sich jene reiche Welt von aristokratischen Einzelheiten und Selbständigkeiten erzeugt, die einen wesentlichen Zug in dem Charakter des Mittelalters ausmacht. Auch die Allmacht der römischen Kaiserwürde, welche bald auf die deutschen Könige überging, war nur eine Idee, der im Grunde alle Realität mangelte; und es kam, wie überall in den weltlichen Verhältnissen des Mittelalters, rein auf das Talent und die Kraft der Persönlichkeit an, ob und in welchem Maße die in ihr liegenden Ansprüche geltend gemacht werden konnten.

---

8. Die französischen Karolinger.

(843—987.)

Wir haben gesehen, daß Karl der Kahle seine Hände nach der Kaiserkrone von Italien ausstreckte. Aber er konnte daheim sein Erbreich kaum behaupten. Die Seeprovinzen von Frankreich und die Städte an den Ufern größerer Flüsse waren ein vorzügliches Ziel der räuberischen

normannischen Geschwader. Ja diese kühnen Nordmänner spotteten der Macht Frankreich's so sehr, daß sie im Jahre 841 Rouen zerstörten, und 845 auf der Seine bis nach Paris segelten; und der Enkel des Mannes, dessen Schwert in ganz Europa mächtig gewaltet hatte, kaufte ihnen den Rückzug schimpflich ab. Dies wurde natürlich nur eine größere Lockung für sie; fast jedes Jahr erschienen sie wieder, und plünderten bald dort, bald hier. Bordeaux, Orleans, Tours, Blois und andere Städte gingen in Flammen auf; sogar ihre Winterlager nahmen die Normannen in Frankreich. Den Süden verheerten die Saracenen. Es möge sich jeder helfen so gut er könne, sprach der König. Eben so tief wie das Ansehen des Reiches nach außen, sank die königliche Macht im Innern herab. Karl der Kahle wurde von den trotzigen Großen zu einer Reihe von Bewilligungen gezwungen, durch welche die Krone an Gewalt über die Vasallen immer mehr einbüßte. Ob die Erbfolge in den Grafschaften unter diesem Könige schon gesetzlich wurde, ist nicht ganz klar; gewiß aber erhielt das Herkommen, wonach der Sohn dem Vater in den großen Beneficien wie in einem Eigenthum folgte, alle Wirkungen eines ausdrücklichen Gesetzes. Die Grafen wurden aus Richtern und Anführern zu wahren Gebietern in ihren Bezirken, maßten sich in denselben fast alle Rechte der obersten Staatsgewalt an, und benutzten jede Gelegenheit, um ihre Besitzungen und Rechte zu vermehren. Die Mächtigsten derselben führten bald wieder den herzoglichen Titel. Auch rissen sich nach Karl dem Kahlen die zu dem ehemaligen Königreiche Burgund gehörigen Provinzen gänzlich von Frankreich ab. Die dortigen Bischöfe trugen unter Mitwirkung Papst Johann's VIII. im Jahre 879 dem Herzog Boso von Provence, einem Schwiegersohn des Kaisers Ludwig II., die Krone an, welche dieser bereitwillig annahm. Der neue Staat bestand, außer der Provence und Dauphiné, aus Theilen von Languedoc und der Franche Comté, dem Gebiet von Lyon u. s. w., und hieß das Königreich Provence, nachmals das cisjuranische Burgund; zum Unterschiede von einem zweiten, transjuranischen Königreiche Burgund, welches den größten Theil der Schweiz, Savoyen's und der Franche Comté umfaßte, und dessen erster König, Rudolf, ein Enkel des Welfen Konrad, des Bruders der Judith, war. Den Entschluß, sich in den Gegenden, deren Statthalter er bisher gewesen, zum König aufzuwerfen, faßte Rudolf um die Zeit, wo Karl der Dicke abgesetzt und gestorben war (888), und in allen Ländern des ehemaligen karolingischen Großreiches die Mächtigsten nach der Krone griffen, in Deutschland Arnulf, in Italien Berengar und Guido.

Auch der Adel des nördlichen Frankreich's bedurfte eines kräftigen Führers gegen die Normannen, und erhob daher den durch Tapferkeit erprobten Grafen von Paris, Odo, zum König, obwohl er der Nachkomme eines eingewanderten Deutschen war. Gegen die Normannen war indessen auch er nicht glücklich, und als eine andere Partei Karl den Einfältigen, den Enkel Karl's des Kahlen, als König aufstellte, trat er diesem in einem Vertrage die Herrschaft ab. Nach Odo's Tode (898) wurde Karl, jetzt fünfzehn Jahre alt, zwar von allen Vasallen anerkannt; doch war es vorzugsweise seine ungemeine Schwäche, die sie dazu bewog, da sie nun desto ungestörter um sich greifen und ihre Macht befestigen konnten. Die Normannen setzten ihre räuberischen Einfälle unaufhörlich fort, und Karl mußte sich endlich entschließen, einem kühnen Führer derselben, Rollo, von seinem Volke Gangahrolf d. i. Hrolf der Gänger genannt, der bis nach Clermont vorgedrungen war, eine ganze Provinz zu überlassen, unter der Bedingung, daß er sich mit seinen Begleitern taufen lasse, und ihn, den König von Frankreich, als seinen Oberlehnsherrn erkenne (911). So wurde Rollo, nach des Königs Odo Bruder in der Taufe Robert genannt, der erste Herzog der Normandie, welche Benennung die ihm eingeräumte Provinz von den neuen Ansiedlern erhielt, und der benachbarte Graf von Bretagne ward ihm sogar noch als Vasall untergeordnet. Bald wurden die Normannen der Sprache nach zu Franzosen und dieser Veränderung folgten dann auch Sitten und Gesinnung, die sich jedoch eine festere Haltung bewahrten; aber um die Könige des neuen Vaterlandes bekümmerten sich ihre Herzöge wenig oder gar nicht.

Mit der Abfindung dieses beschwerlichen Feindes war für Karl den Einfältigen keine Zeit der Ruhe gekommen, vielmehr stand ihm das schwerste Mißgeschick noch bevor. Odo's Bruder, Robert, der Erbe seiner Macht, erhob sich wider ihn als Gegenkönig; dann, nachdem dieser in einer Schlacht gefallen war (923), Rudolf, Herzog von Burgund oder Bourgogne, einem dritten burgundischen Staate, der inzwischen an der Grenze der Franche Comté durch Richard, den Bruder Boso's und Rudolf's Vater, gestiftet worden war. Rudolf wurde besonders unterstützt von Robert's Sohn, Hugo dem Weißen, der nachher der Große genannt ward. Karl starb in der Gefangenschaft (929). Rudolf war nun zwar allein König, aber die verderblichen Parteiungen unter den Großen dauerten fort. Nach seinem Tode (936) holten sie einen Sohn Karl des Einfältigen, den seine Mutter nach England geflüchtet hatte, Ludwig IV., welcher deswegen der überseeische (d'Outremer) genannt

von dort her, und ließen ihn zu Rheims zum Könige krönen. Auch er, wenn gleich kräftig und geschickt, war der Spielball der mächtigen Vasallen, besonders Hugo's des Großen, der an Ruhm, Ansehen und Größe der Besitzungen weit über alle Andere hervorragte. Abtretungen und Geschenke waren für diese schon so geschwächten Könige das einzige Mittel, die trotzigen Vasallen zur Ruhe zu bringen, und sie hatten sich dadurch zuletzt so arm geschenkt, daß Ludwig von dem großen Reichsgute der Karolinger nichts mehr übrig hatte, als die einzige Stadt Laon. Darum konnte auch dem Sohne und Nachfolger dieses Ludwig, Lothar (954 — 986), obschon es auch ihm weder an geistigen Fähigkeiten, noch an Muth fehlte, die Wiederherstellung der zu einem leeren Schatten herabgesunkenen königlichen Macht nicht gelingen. Selbst der Tod Hugo's des Großen änderte wenig; sein ältester Sohn Hugo Capet*) erbte mit dem Herzogthume Francien des Vaters Ansehen. Als nun Lothar's Sohn, Ludwig V., der wegen seiner Unthätigkeit den Beinamen des Faulen erhalten hat, schon nach einer Regierung von fünf Vierteljahren starb (987), rief Hugo Capet schnell seine Anhänger zusammen, nahm den Königstitel an, und wurde von den übrigen großen Vasallen im Norden der Loire bald anerkannt. Die südlichen Herzöge und Grafen zögerten, und mußten zum Theil mit den Waffen gezwungen werden, ihren Widerstand aufzugeben. Indeß konnte Karl, Herzog von Niederlothringen (s. unten Abschn. 13), der letzte noch übrige Karolinger, seine Ansprüche nicht geltend machen, und starb zuletzt als Gefangener seines Gegners. Von Hugo Capet stammen alle Könige ab, welche Frankreich bis auf die heutige Zeit beherrscht haben.

9. Frankreich unter den ersten Capetingern.

(987 — 1060.)

Es war einer der ersten Schritte Hugo's, sich die Geistlichkeit durch Rückgabe vieler Abteien und Besitzungen, welche sein Haus an sich ge-

*) Er war Laienabt und hieß als solcher cappatus von capa oder cappa, Ueberwurf der Geistlichen. Es ist dies dasselbe Wort, von dem capella abzuleiten ist; eigentlich der kleine Ueberwurf des heil. Martin von Tours, dann der Nebenraum der Kirche, in dem diese wie andere Reliquien aufbewahrt wurden.

rissen hatte, geneigt zu machen; denn er bedurfte mächtiger und einflußreicher Freunde. Der König war jetzt als Herzog von Francien (Isle de France), welches den größten Theil der Länder zwischen der Seine und Loire, Paris und Orleans, in sich begriff, zwar der mächtigste Güterbesitzer in Frankreich; aber er war doch immer nur der Erste unter Vielen, die ihm an Macht sehr nahe kamen. Diese großen unmittelbaren Kronvasallen waren: die Herzöge von Burgund (der Bourgogne, im Gegensatz zu den burgundischen Königreichen), von der Normandie, von Aquitanien (Guyenne), und von Gascogne, sowie die Grafen von Vermandois (denen ein großer Theil der Picardie und fast die ganze Champagne gehörte), von Flandern, und von Toulouse (Languedoc). Mehr oder weniger bestanden damals in den übrigen germanischen Reichen ähnliche Verhältnisse; und von jetzt an erhält die Geschichte des Mittelalters eben ihr größtes Interesse von dem Kampfe, den die Könige mit ihren Vasallen, oder der Feudalaristokratie, und der Geistlichkeit um die Oberherrschaft begannen. Frankreich ist dasjenige Land, in welchem dieser Kampf zuerst zum Vortheil der Krone beendigt wurde; und es ist höchst anziehend zu sehen, auf welchen Wegen dies gelang. Ein bedeutender Vortheil war es von vornherein, daß das königliche Geschlecht in dem geographischen Mittelpunkte des Landes angesessen war, so daß von hier die Einigung, das allmählige Heranziehen der umliegenden Provinzen naturgemäß erfolgen konnte.

Die ersten Capetinger*) waren zwar nicht eben große, durch ihre Persönlichkeit ausgezeichnete Fürsten; allein sie hatten das Glück, sehr alt auf dem Throne zu werden. In zweihundert Jahren regierten nur sechs Könige. Dabei brauchten sie die Vorsicht, ihren Söhnen noch bei ihrem Leben die Nachfolge zu sichern, so daß deßhalb niemals Kämpfe entstanden. Dergestalt wurde das Haus der Capete allmählig so eingewohnt auf dem Throne, daß ihr Name schon durch die Kraft des Alterthums Ehrfurcht erweckte.

Dessen ungeachtet war die Gewalt eines damaligen Königs von Frankreich noch ärmlich genug. Die Macht der späteren Capetinger wurde besonders dadurch erweitert, daß sie durch kluge Benutzung der Umstände, z. B. durch Heirathen mit Erbtöchtern, die großen Lehen an sich brachten; aber bis gegen die Zeit des ersten Kreuzzuges gewann die Krone zu ihren ursprünglichen Besitzungen noch nichts**); und selbst

*) Hugo Capet starb 997. Nach ihm regierten während dieses Zeitraums noch: Robert bis 1031; Heinrich I. bis 1060; Philipp I. bis 1108.

**) Denn das Herzogthum Burgund (die Bourgogne), welches König

diese Domänen waren noch von fremden Territorien durchschnitten. Alles übrige gehörte den Kronvasallen, die zwar dem Könige gehuldigt hatten, aber in ihren Gebieten als völlig unumschränkte Herren hausten, Kriege führten, und nicht selten den Herrscher selbst befehdeten. Die mächtigen Untervasallen dieser Herzöge und angesehenen Grafen hielten sich gegen ihre Lehnsherren oft eben so unabhängig, als diese gegen den König; daher manche von ihnen zu unmittelbaren Lehnsträgern der Krone emporstiegen, wogegen schwächere Vasallen des Königs zu Unter- oder Aftervasallen herabsanken. In diesen Zeiten wurden in Frankreich wie in anderen Staaten beinahe so viel verschiedene kleine Kriege geführt, als feste Schlösser im Lande waren. Es gab nur noch zwei freie Stände im Reiche, die Geistlichkeit und den Lehnsadel; alle andere lebten in Abhängigkeit und waren zu Hintersassen derselben herabgesunken. Folge dieses Zustandes war häufiger, oft harter Druck der Untergebenen, welche bei den Gesetzen keinen Schutz gegen ihre Herren finden konnten, weil es hierüber keine Vorschriften gab, und falls dergleichen wirklich da gewesen wären, dennoch Niemand ihnen Ansehen und Nachdruck hätte verschaffen können. Daß aber trotzdem hier bei weitem nicht so viel Uebles geschah, als geschehen konnte, geht am besten daraus hervor, daß die Nation nicht alle Kraft und allen Lebensmuth verlor, sondern sich aus diesem Zustande zu höherer Entwickelung und Bildung aus eigenen Kräften emporhob. Auch trat die Kirche häufig mildernd ein, durch Ermahnung, Warnung, Drohung, oder auch durch geistliche Strafen. Eine sehr wohlthätige Einrichtung derselben war der Gottesfriede (eigentlich Waffenstillstand Gottes, treuga Dei, trêve de Dieu). Da nämlich mancher Adelige sein ganzes Leben hindurch die Fehden mit seinen Nachbarn fortsetzte, darüber Aecker und Saaten zerstampft wurden, und alles Gewerbe liegen blieb, verordneten die Bischöfe durch Concilienbeschlüsse (zuerst 1041), daß in jeder Woche von neun Uhr Sonnabends bis ein Uhr Montags keiner den andern angreifen dürfe*). Nachher verlängerte man die Zeit des

---

Robert ererbte, gab dessen Sohn Heinrich I. seinem Bruder Robert, welcher der Stammvater der älteren königlichen Linie der Herzöge von Burgund ward. Diese Linie hat das Herzogthum bis 1361 inne gehabt, in welchem Jahre dann die jüngere königliche Linie nachfolgte, die erst mit Karl dem Kühnen ausstarb.

*) Die erste Absicht war auf einen allgemeinen Frieden gegangen; und da die Gemüther der Menschen damals eben — es war gleich nach dem Regierungsantritt Heinrich's I. (1031), als die ersten Versammlungen zu diesem Zweck gehalten wurden — durch furchtbare Hungerjahre und vieles Elend in deren Gefolge erschreckt und gebeugt waren, hatten die Vasallen darein gewilligt. Aber

Waffenstillstandes von Mittwoch Abend bis Montag früh; in anderen Ländern setzte man auch andere Fristen. Auch vom ersten Advent bis Epiphanias sollten alle Fehden ruhen. Wer diesen Gottesfrieden brach, kam in den Bann. Allein es war fast unmöglich, ihn überall als feste Sitte geltend zu machen.

In der großen Verwirrung unter den späteren Karolingern waren die Anstalten wieder verfallen, welche Karl der Große und seine nächsten Nachfolger zur Aufnahme der Wissenschaften getroffen hatten. Die Bischöfe lagen den Waffenübungen und der Jagd ob, Chorherren, Aebte und Mönche verwilderten, viele Geistliche konnten nicht einmal lesen; und so war ganz Frankreich, bis auf eine kleine Zahl auserlesener Männer, die sich in der Einsamkeit mit den Wissenschaften beschäftigten, in große Unwissenheit versunken. Eine bessere Zeit begann erst am Ende des zehnten Jahrhunderts; und im elften hoben sich die Schulen wieder, besonders erhielt Paris schon einen wissenschaftlichen Ruf, der sogar viele Ausländer herbeizog; vornehmlich wohl deßhalb, weil neben den Klosterschulen auch Privatschulen entstanden, die Jedem Zutritt gestatteten. Neu erwachte Wißbegierde belebte die Geistlichkeit, es entstanden Bibliotheken, und der lateinische Vortrag ward besser.

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die von der nächsten Zukunft außerordentliche Dinge erwarteten; in jenen Jahrhunderten, wo die Bildung so wenig verbreitet war, waren solche Vorstellungen natürlich weit allgemeiner. So erfüllte der Glaube, daß mit dem Ende des Jahrtausends nach des Erlösers Geburt die Welt untergehen würde, die Menschen mit kindischer Furcht und abergläubischer Frömmigkeit. Man schenkte dem Klerus weit mehr als sonst. Niemand besserte an seinem Hause etwas aus, und Alles gerieth in Verfall. Da man aber endlich sah, daß das gefürchtete Jahr ruhig vorüberging, faßte man wieder Muth, und erbaute im elften Jahrhundert desto eifriger neue Kirchen und Klöster.

Unter den Herrschern Frankreich's stand besonders Robert, Hugo Capet's Sohn, im Rufe großer Gottesfurcht. Er hatte nicht die Erziehung erhalten, welcher ein König jener Zeiten bedurfte. Früh war er, in der Schule von Rheims, dem Unterrichte des berühmten Gerbert (gest. 1003), eines der ersten Beförderer der aristotelischen Philosophie

---

ein solcher Friede widersprach zu sehr den Verhältnissen und Gesinnungen der Zeit, als daß er auch nur von einiger Dauer hätte sein können. Die erste Anregung ging von Aquitanien aus; später machten es die Geistlichen im übrigen Frankreich zu ihrer Aufgabe, dem Frieden Anerkennung zu verschaffen.

im Abendlande, übergeben worden, und hatte sich schon im Jünglingsalter durch ungewöhnliche Frömmigkeit und Bildung ausgezeichnet. Von seiner geliebten Gemahlin Bertha ließ er sich scheiden, weil er den Bann des Papstes nicht zu ertragen vermochte; denn schon damals war zu nahe Verwandtschaft und Pathenschaft nach dem canonischen Rechte ein Ehehinderniß. Er versäumte keine Messe, las täglich in dem Psalmbuch, fastete, wachte häufig, und schlief während der Passionszeit auf bloßer Erde. Er speiste viele Arme, oft tausend auf einmal, und am grünen Donnerstage bediente er bei Tische dreihundert Arme kniend und Psalmen singend. Nach der Mahlzeit wusch er ihnen die Füße, und beschenkte sie mit Geld. Zur Ehre der zwölf Apostel hatte er jederzeit zwölf Arme bei sich, die auf Eseln vor ihm her ritten und Gott lobten. Unverschämte Menschen benutzten die Mildthätigkeit des gutmüthigen Königs so keck, daß sie ihm die goldenen Zierrathen vom Mantel rissen; und er trug dies mit unermüdlicher Langmuth.

---

10. Deutschland unter Konrad I.

(911—918.)

Nach dem Abgang der Karolinger bestand der deutsche Staatskörper aus fünf großen Völkerstämmen und Herzogthümern, Franken, Sachsen, Lothringern, Schwaben und Baiern, unter denen nur noch ein schwacher Zusammenhang übrig war. Es drohte demnach die größte Gefahr, daß das deutsche Reich jetzt unter lauter kleinere Fürsten zersplittert werden möchte. Zum Glück aber waren die Franken und die Sachsen mit einander einig, daß man wieder einen König wählen müsse; und der Sachsenherzog Otto, dem man diese Würde zuerst antrug, schlug selbst den Herzog Konrad von Franken, d. i. des Landes am Main und Mittelrhein, der auch in weiblicher Linie mit den Karolingern verwandt war, an seiner Stelle als den Tüchtigern vor. Die übrigen Stämme erkannten Konrad sofort an.

Konrad hatte den Ruf eines edelmüthigen, tapfern und verständigen Mannes. Seine vorzüglichste Sorge war, das so sehr gesunkene königliche Ansehen wieder herzustellen; aber er erreichte dies bei weitem nicht. Zuerst suchte er die unruhigen Großen in Lothringen zu unterwerfen, die sich nach dem Tode Ludwig's des Kindes zu Frankreich ge-

wandt hatten; indeß konnte er nur den Elsaß und Utrecht wieder zum Reiche zurückbringen. Im Jahre 912, als der Sachsenherzog Otto starb, wollte er dessen Sohne Heinrich nicht die ganze Lehnsfolge in Sachsen und Thüringen bewilligen*); allein Heinrich war tapfer, mächtig, von seinen Völkern sehr geliebt, und widersetzte sich standhaft. Konrad ließ vom Kriege ab, ohne daß es zum Frieden gekommen zu sein scheint, und Heinrich blieb im Besitze seiner Länder. Mit desto größerer Macht war er nun im Stande die großen Vasallen in Baiern und Alemannien oder Schwaben sich zu unterwerfen. In der letzteren Provinz hatten die mit herzoglicher Macht waltenden Kammerboten**), Erchanger und Berchthold, sich nicht nur dem königlichen Ansehen widersetzt, sondern auch den Bischof Salomo von Constanz, der wie Hatto von Mainz auch im Rathe Konrad's eine hervorragende Stelle einnahm, geschädigt. Der König nahm sie 914 gefangen und ließ sie dann wieder frei. Obwohl die Gesammtheit der deutschen Bischöfe auf einer Synode zu Hohenaltheim mit Genehmigung des Papstes sich entschieden auf die Seite des Königs stellte und die aufrührerischen Herzöge mit den härtesten Kirchenstrafen bedrohte, so versuchten Erchanger und Berchthold dennoch einen neuen Aufstand, unterstützt von ihrem Neffen Arnulf von Baiern. Nochmals wurden sie gefangen, und nun ließ sie Konrad nach dem Spruche eines Fürstengerichtes enthaupten, während die Synode sie nur zu lebenslänglicher Haft verurtheilt hatte (917). Aber diese Strenge trug nicht die gehofften Früchte. Schwaben blieb im Aufstande und erkannte Burchard, einen Sohn des früheren Herzogs gleiches Namens, als Herzog an; Arnulf von Baiern mußte zwar aus dem Lande weichen, kehrte indessen bald zurück und nahm den Krieg gegen den König wieder auf. In diesen Kämpfen soll Konrad eine Wunde erhalten haben, die tödtlich wurde.

Durch die inneren Unruhen Deutschland's ermuthigt, fielen die Ungarn verheerend in das Reich ein, und drangen in verschiedenen

*) Man muß bei dem Namen Sachsen nicht an das heutige Königreich dieses Namens denken, sondern vielmehr an Niedersachsen und einen Theil von Westphalen. Die Landstriche zwischen der Mittelelbe und Saale waren damals noch gar nicht Deutsch, sondern, wie schon oben erwähnt, im Besitze des slavischen Stammes der Sorben.

**) Wie die missi dominici das Gerichts- und Heerbannwesen, so beaufsichtigten diese missi fiscalini die Verwaltung der königlichen Domänen, dergestalt indeß, daß sie stehende Beamte mit bleibendem Sitz waren, wogegen die Sendboten nur zu bestimmten Visitationen abgeordnet wurden.

Schwärmen bis nach Fulda, ja bis nach Elſaß und Lothringen vor (915 und 917). Der König war nicht mehr im Stande, den Verwüſtungen der wilden Feinde Einhalt zu thun; er lag ſchwer erkrankt darnieder und ſah ſein Ende nahen. Er hatte das Reich in der alten Weiſe, nach Art Karl's des Großen wiederherſtellen wollen; doch die Zeit war eine andere geworden, neue Mächte waren erſtanden, die ſein redlicher Wille nicht hatte meiſtern können. Aber wenn er auch irrte: Wenige haben, wie er, eine Todesſtunde ſo voller Selbſterkenntniß und Edelſinn aufzuweiſen*). Er ließ ſeinen Bruder Eberhard zu ſich kommen, und ſagte zu ihm in Gegenwart vieler anderen Fürſten und Herren: „Lieber Bruder, ich fühle, daß ich ſterben werde. Laß dir alſo deine eigene Wohlfahrt und das Beſte der Franken empfohlen ſein. Wir ſind im Stande, Heere zu ſtellen, haben Städte und Waffenvorrath, und Alles was zum königlichen Glanze gehört — nur Glück und Geſchicklichkeit haben wir nicht. Das aber beſitzt im vollen Maße Heinrich; auf den Sachſen beruht allein das Wohl des Reichs. Nimm dieſe Zeichen der Königswürde, Mantel, Lanze, Schwert und Krone der alten Könige, geh damit zu Heinrich, und mach ihn dir zum Freunde auf immer. Melde ihm, daß ich ihn euch zu meinem Nachfolger empfohlen habe.“ Alle Anweſende waren gerührt über dieſe unparteiiſche Schätzung der Verdienſte ſeines Feindes, und verſprachen ihm, ſeinen letzten Willen zu erfüllen. Kaum hatte Konrad die Augen geſchloſſen (918), ſo ging ſein Bruder mit den Reichsinſignien nach dem Harze ab, dem Herzog Heinrich, der dort ſeine Güter hatte, die unerwartete Botſchaft zu überbringen.

11. Heinrich I.

(919—936.)

Die Sage erzählt, daß Eberhard den Sachſenherzog auf der Jagd mit Vogelfang und Waidwerk beſchäftigt gefunden habe, und davon haben ihm ſpäterhin mehrere Chronikenſchreiber den Beinamen des Vogelſtellers gegeben. Die Geſchichte berichtet davon nichts, wohl aber weiſt ſie nach, daß Konrad den rechten Mann genannt hatte, der, kraftvoll und

*) W. Gieſebrecht, Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit, Bd. I. (2. Aufl.), S. 204; welchem vortrefflichen Buche auch ſonſt in dem Folgenden Vieles verdankt wird

weise zugleich, das Reich aus der Zerrüttung erhob, seinen Bestand sicherte und den Deutschen ihren siegreichen Arm gegen die Feinde, den alten Ruhm ihrer Tapferkeit wiedergab.

Heinrich war von männlich schöner Gestalt. Im kriegerischen Spiel, im Lanzenrennen und ritterlichen Zweikampf war es eine Lust, den stattlichen, hochgewachsenen Mann zu schauen; keinen kühneren Jäger gab es in Sachsen als ihn, und auch auf dem Schlachtfelde hatte er schon glänzende Proben seines hohen Muthes gegeben. Mit Sieg gekrönt war er aus dem Kampfe gegen die Dalemincier, die Nachbarn der Sachsen an der Oberelbe, heimgekehrt; gegen die Ungarn hatte er sein Schwert geschwungen, ob nicht siegreich, doch nicht ohne Ruhm. Ein eigenthümlicher Scharfblick wird zu jener Zeit den Sachsen nachgerühmt, und Niemand besaß ihn im höheren Maße als Heinrich. Das Zweckgemäße und Ausführbare erkannte er auf den ersten Blick; nie setzte er seinen Handlungen ein anderes Ziel, als das seinen Kräften erreichbare. Uebermuth und Leichtsinn schienen seinem Wesen fremd; wenn er auch beim Mahle oft guter Laune war, so zeigte er sich doch meist ernst und streng. Keiner seiner Untergebenen erlitt je Gewalt von ihm; Friede und Ordnung unter den Seinen zu stiften schien sein eifrigstes Streben und gelang ihm mit bewundernswürdiger Leichtigkeit.

In der That, es hätte sich kaum eine glücklichere Wahl treffen lassen. Die Feierlichkeit der Wahl ging zu Fritzlar vor sich, wo sich indeß nur die Sachsen und Franken zu diesem Ende versammelt hatten. Als sich ihm der Erzbischof Heriger von Mainz nahte, ihn zu salben, sagte Heinrich: „Es ist mir genug, daß ich aus meinem Volke zuerst zur königlichen Würde gelangt bin; euer Salböl hebt für Würdigere auf, für mich ist diese Ehre zu groß." Hierauf zog er gegen den Herzog Burchard von Schwaben, welcher an der Wahlhandlung nicht Theil genommen hatte und deßhalb die Anerkennung weigerte. Jetzt übergab er dem Könige sein Land freiwillig, erhielt es aber als Lehen des Reiches zurück. Größere Macht als der Alemannenherzog besaß Arnulf von Baiern. Er schaltete mit königlicher Macht in seiner Provinz und glaubte sich noch weniger als sein Nachbar verpflichtet, dem Könige zu huldigen. Als aber Heinrich mit Heeresmacht heranzog und Regensburg belagerte, ward ein Vergleich geschlossen, der für beide Theile ehrenvoll war; denn Jeder achtete des Andern Macht (921). Arnulf erkannte Heinrich als allgemeinen König von Deutschland an; dagegen erhielt er als Herzog von Baiern eine noch ausgedehntere Gewalt als früher. Unter den neuen Befugnissen, die ihm zugestanden wurden, war ungehinderte Ver-

fügung über die Beſitzungen der Geiſtlichen, die er ſo ſtreng handhabte, daß ihm dieſe den Beinamen des Böſen gegeben haben.

Um ſich gegen Frankreich zu ſichern, ging Heinrich 921 über den Rhein, hatte auch in demſelben Jahre eine Zuſammenkunft mit Karl dem Einfältigen in einem Schiffe auf dem Rhein, in welcher beide Herrſcher ſich Freundſchaft gelobten. Es war dies deßhalb wichtig, weil der Karolinger damit die Rechtmäßigkeit der Herrſchaft Heinrich's über Deutſchland anerkannte. Im Jahre 925, als Karl von ſeinen Vaſallen im eigentlichen Frankreich gefangen geſetzt wurde, gelang es Heinrich, auch ſeine Anſprüche auf Lothringen durchzuſetzen und den wetterwendiſchen Herzog Giſelbert zu ſeinem Lehnsmann zu machen.

Unterdeſſen hatten die Einfälle der Ungarn nicht aufgehört. Im Jahre 924 brachen ſie in ihrer Weiſe verwüſtend in die deutſchen Marken ein, und raubten und mordeten bis nach Thüringen hinein. Heinrich, zum offenen Kampfe zu ſchwach, ſchloß ſich gerüſtet in die Stadt Werla im Hildesheimiſchen ein und lieferte ihnen kleine Gefechte, konnte ſie indeß endlich nicht anders als durch einen neunjährigen Waffenſtillſtand, den er mit einem Tribute erkaufen mußte, zum Rückzug bringen. Aber nach dieſer Friſt hatte er ihnen einen andern Tribut zugedacht, und um ſeine Deutſchen darauf vorzubereiten, fing er an, ihre Kriegsart zu verbeſſern. Er lehrte ſie geſchloſſener und planmäßiger fechten, und bemühte ſich beſonders, eine kühne und geübte Reiterei zu bilden, als welche allein gegen die Ungarn entſcheiden konnte. Und weil nur der Mangel an Feſtungen ein ſo raſches Vordringen der Feinde möglich machte, befeſtigte er gegen die Ungarn und Slaven bequem gelegene Oerter, beſonders in Sachſen, theils durch Mauern, theils durch Burgen, in welche er jeden neunten Dienſtmann vom Lande verlegte. Dieſe Anſtalten waren äußerſt erſprießlich; wenn man aber Deutſchland von Heinrich mit vielen neuen Städten verzieren läßt, ſo erweiſt man ihm zu viel Ehre, obwohl er allerdings den Grund zu der Erbauung einzelner, ſpäter blühender Orte, wie Merſeburg und Quedlinburg, legte.

Während die Ungarn ihm Ruhe verſtatteten, gab er den unaufhörlichen Grenzkriegen, welche die Deutſchen im Oſten mit den verſchiedenen Slavenſtämmen führten, durch ſeine Gegenwart in den Jahren 927 und 928 größern Nachdruck. Er wandte ſich zuerſt gegen die Heveller und eroberte ihren Hauptort Brennabor (Brandenburg) mit Hülfe der zugefrornen Havel. Es wurde zwar befeſtigt, doch konnten die überelbiſchen Eroberungen noch nicht überall behauptet werden. Dann wurden auch die Dalemincier mit Nachdruck angegriffen, und im Jahr 929 die Rheda-

rier, ein mehr nordwärts, zwischen Havel und Peene wohnender Stamm, von Heinrich's Feldherrn bei Lenzen entschieden geschlagen. Um aber die nördlichen Wenden zu beobachten und der deutschen Herrschaft zu unterwerfen, wurde allmählig in der heutigen Altmark die nachmals sogenannte nordsächsische Mark gebildet. Eine ähnliche Markgrafschaft entstand späterhin gegen die Dalemincier, und erhielt ihren Namen von der Burg Meißen, welche als eine Hauptfestung gegen die slavischen Einfälle schon von Heinrich erbaut wurde. So wurde das Land der Sorben im Laufe der Zeit eine deutsche Provinz. Von hier aus ward in der Folge Bauzen, der größte Ort der Milzener, unterworfen. Im Jahre 929 eroberte Heinrich auch Prag, die Hauptstadt der Böhmen, und zwang ihren Herzog zur Unterwürfigkeit; seit dieser Zeit forderten die deutschen Könige von den böhmischen Fürsten Lehnstreue und Heeresfolge. Auch gegen die Dänen unternahm er einen Feldzug, eroberte Schleswig, stellte die alte Markgrafschaft Karl's des Großen in diesen Gegenden wieder her und brachte einen dänischen Fürsten zur Taufe; die übrigen Dänen mußten versprechen, die furchtbaren Menschenopfer, die noch bei ihnen gebräuchlich waren, abzuschaffen.

Unterdeß war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungarn abgelaufen. Heinrich hatte sich schon vorher, auf einer Versammlung, der Zustimmung des Volks für diesen Fall versichert. Alle hatten Hülfe gelobt; als daher die Gesandten den fernern Tribut zu fordern kamen, wurden sie mit Hohn abgewiesen. Ein fürchterlicher Heereszug brach darauf im März 933 wie ein Heuschreckenschwarm in Thüringen und Sachsen ein; aber die Deutschen waren dies Mal auf sie gefaßt, und fürchteten nur, die Ungarn möchten ihrer Rache nicht stehen. Und so geschah es auch; die Flucht ward allgemein, doch wurden die Meisten eingeholt und niedergehauen. Viele tödtete Hunger und Kälte auf der Flucht. Es war ein herrlicher Sieg, der Niederlage des Varus zu vergleichen; denn es war eine gerechte Ausrottung frecher Räuber und Verwüster des Vaterlandes. Die Hauptschlacht geschah nach dem Bericht des Korveier Mönchs Widukind bei Riade an der Unstrut; der Bischof Lindprand von Cremona verlegt sie in die Gegend von Merseburg. Der König ließ dieselbe in der dortigen Pfalz durch ein Gemälde darstellen; und noch heut lebt dieser Sieg im Munde der Bauern des Kirchspiels Keuschberg bei Merseburg, wo er jährlich durch eine Predigt und durch eine einfältige Erzählung, die der Pfarrer dabei vorliest, gefeiert wird.

Heinrich selbst baute aus Dankbarkeit gegen Gott viele Kirchen und Klöster wieder auf, welche die Ungarn zerstört hatten, und suchte

die Wunden des Landes nach Kräften zu heilen. Er starb, von den Zeitgenossen wie von der Nachwelt gefeiert, im sechzigsten Lebensjahre auf seinem Hofe Memleben an der Unstrut (2. Juli 936), als er eben einen Zug nach Italien beschlossen hatte. Sein Leichnam ward in dem von ihm gegründeten Quedlinburg, in der Kirche des heiligen Petrus, beigesetzt.

---

12. Kaiser Otto I. der Große.

(936—973.)

Vier Söhne hinterließ Heinrich: Thankmar, der einer Ehe entsproßte, die von der Kirche getrennt wurde; Otto, Heinrich und Brun, Söhne der Mathilde, die aus dem alten Geschlecht Widukind's stammte. Als er sein Ende nahen fühlte, hatte er die Großen des Reiches nach Erfurt berufen und Otto die Nachfolge zusichern lassen. Jetzt ward derselbe in Gegenwart aller Herzöge zu Aachen gekrönt. Bei dieser Feierlichkeit traten zuerst die nachher üblich gewordenen Ceremonialwürden der großen Vasallen, die des Erzkämmerers, Erztruchsessen, Erzschenken und Erzmarschalls, hervor. Der Herzog Giselbert von Lothringen nämlich besorgte die allgemeine Bewirthung, da Aachen zu seinem Herzogthum gehörte; Eberhard von Franken sorgte für das Essen, Herzog Hermann von Schwaben machte den Mundschenk, und Arnulf von Baiern sorgte für das Heer und den Marstall. Auch die drei deutschen Erzbischöfe, von Mainz, Trier und Köln, waren zugegen, und stritten sich um das Salbungsgeschäft, welches zuletzt dem Mainzer zufiel.

Otto I. besaß alle großen Eigenschaften des Vaters; nur schien er ihnen noch größeres Gewicht verschaffen zu wollen. Dies machte ihm bald die Freunde der vorigen Herrschaft abgeneigt und erzeugte in Vielen den Wunsch, sich seiner Oberherrschaft zu entziehen; und die scheinbar richtige Politik, welche er befolgte, zur Vermehrung der königlichen Macht die großen Herzogthümer an Glieder seiner Familie zu bringen, hatte nur den Erfolg, den Unfrieden auch in das eigene Haus zu tragen. Nicht leicht hat ein Herrscher mehr rebellische Vasallen zu bekämpfen gehabt, als er. Aber Tapferkeit und Glück halfen sie ihm alle besiegen; und so behielt er neben einer langen Reihe innerer Kriege und Aufstände noch Kraft und Zeit, gegen äußere Feinde erfolgreich zu wirken und das deutsche Reich zum mächtigsten der damaligen Welt zu erheben.

Sein erster Zug ging gegen Boleslav, Herzog von Böhmen, der 938 seinen Bruder Wenzlav ermordet hatte, und einen anderen unterworfenen Böhmenfürsten bekriegte. Nach einem fruchtlosen Feldzuge übergab Otto diesen Kampf einem tapfern Sachsen und Verwandten seines Hauses, Hermann, Billing's Sohn, den er in der Folge zum Herzog von Sachsen ernannte, da er als König das angeerbte Herzogthum nicht behalten wollte. Der böhmische Krieg wurde indeß erst nach dreizehn Jahren beendet, wo Boleslav sich unterwarf, und Christ wurde. Otto's Thätigkeit war nämlich schon an vielen andern Seiten so nöthig geworden, daß er hier nicht mit ganzer Kraft aufzutreten im Stande war.

Nach dem Tode Herzog Arnulf's von Baiern (937) glaubte sein ältester Sohn, ohne Einwilligung des Königs das Herzogthum als ein Erbe davon tragen zu können. Otto zog wider ihn, vertrieb ihn, und setzte Arnulf's Bruder Berthold zum Herzog ein, dem er jedoch nicht die ganze Macht des Vorgängers überwies, sondern die Befugniß der Besetzung der geistlichen Stellen nahm.

Andere Unruhen brachen in Franken aus, und selbst Herzog Eberhard, König Konrad's Bruder, hatte Theil daran. Der Uebermuth eines sächsischen Vasallen, der wie alle Sachsen stolz darauf war, daß der König zu seinem Stamme gehörte, und nicht mehr unter dem fränkischen Herzog stehen wollte, hatte diesen vermocht, die Waffen zu ergreifen. Doch dämpfte der König diesen Aufstand noch durch sein bloßes Ansehen. Er verurtheilte den Herzog Eberhard zu einer ansehnlichen Pferdelieferung und seine Anhänger zum Hundetragen nach der königlichen Pfalz in Magdeburg, einer altdeutschen beschämenden Ehrenstrafe. Aber dies erbitterte nur noch mehr. Als Thankmar, der ältere zurückgesetzte Stiefbruder Otto's, sich empörte, und sich der Festung Eresburg in Westfalen bemächtigte, schlug sich Eberhard wieder zu ihm, und ein gefährlicher Krieg schien nahe. Aber die Treue der Sachsen rettete den König. Sie standen dem Thankmar nicht bei, sondern öffneten Otto, als er aus Baiern mit Heeresmacht zurückkehrte, die Eresburg; Thankmar ward in der Kirche durch einen Lanzenwurf getödtet, und vier seiner Anhänger nach richterlichem Spruch gehängt. Eberhard erhielt durch die Vermittelung des Erzbischofs von Mainz Verzeihung, ward aber auf eine Zeitlang nach Hildesheim geschickt. Kaum losgelassen, wandte er sich an den gleichfalls unzufriedenen Herzog Giselbert von Lothringen, des Königs Schwager, bei welchem sich auch Otto's zweiter Bruder, Heinrich, eingefunden hatte, der, zuerst ein heftiger Feind Eberhard's, von diesem gefangen genommen und auf die Seite der Empörer herübergezogen war,

und nun, der unzufriedenſte von Allen, von des Königs Erniedrigung Erhöhung hoffte. Otto zog ihnen nach, ging über den Rhein, ſchlug ſie und belagerte Chevremont; dann brach er nach dem Elſaß auf und legte ſich vor Breiſach, aber ohne Erfolg, ſo daß Erzbiſchof Friedrich von Mainz und Biſchof Ruthard von Straßburg ihn verließen und ſich nach Metz zu den Empörern begaben. Aus dieſer mißlichen Lage rettete Otto ſein Glück. Das Heer der Verbündeten war auf das rechte Rheinufer übergegangen, und plünderte die dem Könige treu gebliebenen Länder, während Otto noch immer durch die Belagerung von Breiſach feſtgehalten war; da wurde in einem raſchen Ueberfall der Grafen Udo und Konrad, Vettern des Frankenherzogs, die aber mit dieſem zerfallen waren und zum Reiche ſtanden, bei Andernach Eberhard ſelbſt getödtet, und Giſelbert ertrank im Rheine. So hatte der Krieg ein Ende. Heinrichen erlaubte ſein königlicher Bruder, ſtill in Lothringen zu wohnen (939). Und doch nahm dieſer zwei Jahre nachher an einer Verſchwörung, den König zu ermorden, Theil, um ſich auf den Thron zu ſchwingen. Indeß wurde der ſchändliche Anſchlag entdeckt, und der großmüthige Otto verzieh ſeinem Bruder zum zweiten Male.

Otto hatte in der Oſtmark, d. i. in den Ländern an der unteren Saale und der mittleren Elbe, über die Spree bis zur Oder hin, den Sachſen Gero zum Markgrafen eingeſetzt. Kräftig und zugleich klug, war dieſer den ſlaviſchen Stämmen, mit denen er im fortwährenden Kampfe lebte, ein unerträglicher Nachbar. Als ſie einen Anſchlag auf ſein Leben gemacht, war er ihnen zuvor gekommen und hatte an dreißig ihrer Häuptlinge tödten laſſen. Dieſe That regte die Slaven insgeſammt zu einer furchtbaren Empörung auf, die dem Markgrafen Gero wie dem Befehlshaber an der Niederelbe, dem Grafen Hermann Billing, ſchwere Tage brachte. Endlich aber wurden die ſlaviſchen Völker bis zur Oder hin wieder unterworfen, und Otto ſtiftete in ihrem Lande die Bisthümer Havelberg (946) und Brandenburg (949). Auch die Dänen hatten die von ſeinem Vater nach Schleswig geführte ſächſiſche Colonie zerſtört. Otto züchtigte ſie dafür, auf einem Zuge, auf dem er bis in die Spitze von Jütland drang, den König Harald zur Taufe und zum Treuſchwur nöthigte, und zur Befeſtigung des Chriſtenthums in dieſem noch heidniſchen Lande die Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhus anlegte.

So milde war Otto gegen ſeinen Bruder Heinrich geſinnt, und ſo aufrichtig hatte er ihm ſeine Empörungsverſuche verziehen, daß er ihm auf Bitten der Mutter, der frommen Mathilde, 947 nach Berthold's Tode das Herzogthum Baiern übertrug, auf welches er, als Tochtermann

des Herzogs Arnulf, einigen Anſpruch hatte. Dafür blieb Heinrich nun auch entſchiedener Anhänger des Bruders und eine treue Stütze in inneren und äußeren Kriegen. Seinem Tochtermann, dem Grafen Konrad von Worms, der ſeit Eberhard's Tode Franken verwaltete, gab Otto auch das erledigte Herzogthum Lothringen, und der ſchwäbiſche Herzog Hermann, der nur eine Tochter hatte, bat ihn ſelbſt, dieſe mit ſeinem (Otto's) Sohne Ludolf zu vermählen, und dem Letzteren die Anwartſchaft auf Schwaben zu geben. So eilte das Glück, faſt alle Provinzen des Reichs an Otto's Haus zu bringen.

Aber ſein hochfliegendes Streben war noch nicht damit erfüllt, gleich ſeinem Vater Heinrich, und eigentlicher noch als dieſer, deutſcher König zu ſein. Es gelang ihm, was er vielleicht lange im Auge gehabt und in der Stille vorbereitet hatte, auch Italien wieder mit dem deutſchen Reiche zu vereinigen und damit dem Ideale Karl's des Großen, der erſte und leitende Fürſt des Abendlandes zu ſein, nahe zu kommen. Denn ſchon erkannte das weſtfränkiſche Reich ihn als ſolchen an; er hatte die Abſichten des überſeeiſchen Ludwig auf Lothringen vereitelt und gegen ihn den Herzog Hugo von Francien unterſtützt; er war dann, als der Letztere den König gefangen genommen hatte und die Regierung das Land an ſich zu reißen ſuchte, dieſen Plänen entgegengetreten, hatte jenen befreiet, den Herzog gedemüthigt; im Jahre 950 hatte Ludwig aus den Händen der Deutſchen ſein Reich wieder erhalten. Nicht geringer war ſein Einfluß auf die burgundiſchen Lande. Jetzt bot ſich ihm die Gelegenheit, auch in Italien einzugreifen.

Dieſes Land war ſeit Arnulf's Zeiten der Schauplatz von fortwährenden Kriegen, Verwüſtungen und erbitterten Parteikämpfen um den Thron geweſen. Der oben ſchon erwähnte König Ludwig von Provence, der Sohn Boſo's, erſchien noch zweimal gegen Berengar, ward auch zum Kaiſer gekrönt, zuletzt aber von jenem überfallen und geblendet in ſein Königreich zurückgeſchickt (905). Nun war Berengar Alleinherr von Italien, ohne daß darum beſſere Zeiten für das Land begonnen hätten; denn vom Süden aus verwüſteten es die Saracenen und vom Norden her fielen die Ungarn mit aller ihrer barbariſchen Wuth ein, ſo daß Berengar dieſe ſchlimmen Feinde, zu ſchwach, ſie zu bekämpfen, durch Geſchenke gewinnen mußte. Der römiſche Biſchofſtuhl war damals ohne Einfluß auf die politiſchen Verhältniſſe, da er ſich in einem Zuſtande tiefer Erniedrigung befand. Eine vornehme römiſche Frau, Theodora, an der Spitze einer Adelspartei, welche die Stadt beherrſchte, und ihre Töchter, die jüngere Theodora und Marozia, Mutter und Töchter an

zügelloſer Unkeuſchheit und Frechheit einander gleich, machten faſt funfzig Jahre hindurch ihre Freunde, Liebhaber, Söhne und Enkel nach Gefallen zu Päpſten, ſo daß die ſchändlichſten und laſterhafteſten Menſchen den Sitz einnahmen, auf welchem die Welt den Nachfolger und Nacheiferer des Apoſtels Petrus erblicken ſollte. Einer dieſer Buhlen der ältern Theodora, Papſt Johannes X., lud, von den Saracenen bedrängt, Berengar nach Rom ein und krönte ihn zum Kaiſer (916). Aber nach einiger Zeit rief eine Partei der ſtets unruhigen und nach neuen Dingen begierigen Italiener den transjuraniſchen König Rudolf II. herbei, und ſetzte ihm die Krone der Langobarden auf; Berengar ward durch einen treuloſen Diener ermordet (924). Indeß fand der neue König wieder einen Gegner an Hugo, Grafen von Arles, welcher dem Nachfolger des unglücklichen Ludwig die Herrſchaft geraubt hatte, und verglich ſich endlich mit ihm dahin, daß er ihm ſeine Anſprüche auf Italien abtrat, und dagegen Hugo's Länder jenſeits der Alpen erhielt. Rudolf vereinigte nun (933) die beiden burgundiſchen Königreiche zu einem einzigen, welches von ſeiner Hauptſtadt Arles auch das Arelatiſche hieß, und alles Land von der Aar bis zum Ausfluß der Rhone umfaßte; nur in der Provence blieben einheimiſche Grafen, die früh eine unabhängige Stellung einnahmen. Hugo wandte in Italien alle Mittel an, um das Land unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen, er richtete ſeine Angriffe gegen die Saracenen wie gegen die eiferſüchtigen Großen, er ſparte ſelbſt die Strenge und Härte nicht, um zu ſeinem Ziele zu gelangen. Indeſſen ſcheiterten ſeine Bemühungen an dem unüberwindlichen Widerſtande der Großen, der, wie neuere Unterſuchungen vermuthen laſſen, vielleicht von Deutſchland aus gewährt wurde; und als er ſich 946 in ein Kloſter zurückzog und ſeinem Sohne Lothar, der ſchon längere Zeit Theil an der Herrſchaft gehabt hatte, die Regierung überließ, übernahm Berengar von Ivrea, ein Enkel des erſten Berengar, thatſächlich die Leitung der norditaliſchen Angelegenheiten. Zunächſt nicht gegen den Willen Otto's, an welchen er ſich, während er im Kampfe mit Hugo war, angeſchloſſen hatte; auch dann noch nicht, als Lothar ſtarb und ihn das allgemeine Gerücht beſchuldigte, den Tod ſeines Gegners durch Gift herbeigeführt zu haben. Nun aber ging Berengar einen Schritt weiter, ließ ſich 950 zum König von Italien krönen und wollte, um die Krone auf ſeinem Haupte zu befeſtigen, Lothar's Wittwe, die ſchöne Adelheid, des Königs Rudolf II. von Burgund Tochter, zwingen, ſeinem Sohn Adalbert die Hand zu geben. Damit war das Verhältniß zu Deutſchland zerriſſen. Als Adelheid, um der verhaßten Ehe zu entgehen, von der Burg Garda, wo ſie ge-

fangen gehalten ward, unter vielen Gefahren entfloh und den deutschen König von Canossa aus um Hülfe anrief, ihm auch ihre Hand anbot; da ging Otto, der der nächsten Sorgen in seiner Heimath ledig war, dessen Stellung sich nach innen wie nach außen befestigt hatte, 951 über die Alpen, verdrängte den Berengar mit leichter Mühe, da alles von ihm abfiel, wurde nach der Einnahme der Hauptstadt Pavia als König von Italien anerkannt, und vollzog, um Weihnachten, mit größter Pracht daselbst das Beilager mit Adelheid.

Aber diese Vermählung erregte Unfrieden unter Otto's Kindern. Ludolf von Schwaben fürchtete neue Erben, und Konrad von Lothringen, der nach Otto's Rückkehr nach Deutschland den Berengar durch das Versprechen einer gnädigen Aufnahme zur Ergebung bewogen hatte, war unwillig, daß der König diesen auf seiner Gemahlin Anstiften in Magdeburg drei Tage warten ließ und ihm dann den Bescheid gab, im August — es war jetzt Frühjahr — mit seinem Sohne wiederzukommen, wo er mit Italien belehnt werden solle. Nicht unmöglich auch, daß man in Deutschland die italienische Politik überhaupt mißbilligte. Beide mächtige Häupter, Ludolf und Konrad, gingen in ihre Herzogthümer zurück und rüsteten sich zur Empörung, auch der Erzbischof von Mainz trat ihnen bei, so daß Otto, als er gegen Neujahr 953 sein Hoflager zu Mainz nehmen und zu Aachen Ostern halten wollte, Alles so verändert fand, daß er eiligst nach Sachsen zurückkehren mußte, wo er, wie sein Lebensbeschreiber Widukind von Corvey sagt, den verlornen König wiederfand *). Wiederum war er genöthigt, innern Krieg, und zwar diesmal gegen seine nächsten Blutsverwandten, zu beginnen. Die beiden Herzöge hatten sich nach Mainz geworfen (953). Hierher zog Otto mit einem Heere treuer Sachsen. Schon währte die Belagerung sechszig Tage und noch war die Kraft des Widerstandes nicht gebrochen. Da bot endlich der König selbst die Hand zum Frieden. Ludolf und Konrad erschienen in seinem Lager und warfen sich ihm zu Füßen. Die Verzeihung, die sie für sich erhalten, verlangten sie aber auch für ihre Lehnsleute, ihre Anhänger und Freunde; durch Treulosigkeit gegen diese wollten sie die Gunst des Vaters nicht erkaufen. Otto glaubte diese Forderung entschieden zurückweisen zu müssen, und Heinrich von Baiern erhob sich und warf, der vergangenen Zeiten wenig eingedenk, seinem Neffen mit drohenden Worten Empörung und Halsstarrigkeit gegen den Vater und

*) Regem, quem in Francia pene perdidit, in patria magnifice recepit.

Herrn vor. Da brachen die Fürſten die Unterhandlung ab und kehrten in ihre treue Stadt zurück. Ludolf hielt indeß ſeine Gegenwart an andern Punkten für nöthiger, um im Rücken des Königs neue Feinde unter die Waffen zu bringen. Er entwich nach Baiern, wo ihn Pfalzgraf Arnulf, des abgeſetzten Herzogs Sohn, in Regensburg, der Hauptſtadt Heinrich's, aufnahm. Die Fortſchritte, welche die Empörung in dieſen Gegenden machte, und die große Anzahl der Anhänger, welche Ludolf zufielen, nöthigten Otto, die Belagerung von Mainz aufzuheben und ſeinem Sohne zu folgen. Bald drängte ſich auch hier der Krieg um die Stadt Regensburg zuſammen. Die Berennung blieb lange erfolglos, mit mehrmaliger Unterbrechung zog ſie ſich bis gegen das Ende des nächſten Jahres (954) hinaus; allein, beharrlich wie ſein Vater, verſtärkte der König Willen und Kraft gleichmäßig mit der Gegenwehr, und ſo zwang er die Empörer doch endlich, um Gnade zu bitten. Sie erhielten ſie, aber mit Verluſt ihrer Herzogthümer. Unbekümmert um die Schwächung ſeines eigenen Hauſes, wollte Otto zum warnenden Beiſpiel zeigen, daß ihm ſein Anſehen und die Erhaltung des Ganzen über jede Privatrückſicht und Neigung gehe. Das Herzogthum Schwaben bekam Graf Burkhard, ein Sohn des erſten Herzogs in Schwaben gleiches Namens; Lothringen der Erzbiſchof Brun von Köln, des Königs jüngerer Bruder, der freilich in den beiden Hälften des Landes, in Oberlothringen an der Moſel und in Niederlothringen an der Maas, zu ſeiner Unterſtützung noch beſondere Beamte einſetzen mußte, woraus die ſpätere Theilung des Herzogthums hervorging.

Die Beruhigung des Reiches im Innern war dringend nöthig geweſen, um die vereinigten Kräfte wider die Feinde von Außen wenden zu können. Es waren die Ungarn, die ſchon das Jahr zuvor ungeſtraft einen verheerenden Einfall in Deutſchland gemacht hatten, wie es heißt von Ludolf und Konrad zu ihrer Unterſtützung herbeigerufen, und jetzt (955) zahlreicher als je wiederkamen. Sie drangen in Baiern vor bis nach Augsburg. Die Einwohner, von den Haufen der Flüchtigen, die ſich in die Stadt gerettet, unterſtützt, ſchlugen die ungeheuren Schaaren der Stürmenden mannhaft zurück. Der Biſchof Ulrich ſtand ohne Helm, Schild und Harniſch im Prieſterkleide mitten im Pfeilregen unverletzt unter den Kämpfern, und ſprach ihnen Muth ein. Als die Nacht hereinbrach und die Ungarn ruhten, ließ er die Männer eifrig an den beſchädigten Mauern und Thürmen arbeiten, während die Weiber mit den Kloſterjungfrauen in feierlichen Prozeſſionen die Stadt durchzogen, die göttliche Hülfe zu erflehen. Mit dem dämmernden Tag las Ulrich die

heilige Meſſe, ſtärkte die Krieger mit dem Brot des ewigen Lebens, und ſtimmte laut den Pſalm David's an: „Und wenn ich im Schatten des Todes wandele, fürchte ich nichts, denn der Herr iſt mit mir.“ So ermuthigt hielten die Augsburger den wüthenden Angriff aus, bis die Ungarn Nachricht erhielten, der König Otto ziehe zum Entſatz heran. Sie gingen in ihr Lager auf dem rechten Ufer des Lech zurück, während die Deutſchen auf der weſtlichen Seite näher kamen.

Otto's Heer war ſchwach. Die Sachſen ſtanden im Feld gegen die Slaven, und die Lothringer waren zu entfernt, um deren Zuzug erwarten zu können. Nur mit ſeinen Vaſallen war der König herbeigeeilt, bei Werth ſtießen die Schwaben, Baiern, Franken, und 1000 böhmiſche Reiter zu ihm. Als ſie Augsburg im Geſicht hatten, kam der Biſchof mit den Seinigen heraus. Es ward ein allgemeines Faſten angeordnet und die Schlacht auf den nächſten Tag (es war das Laurentiusfeſt, der 10. Auguſt) feſtgeſetzt. In acht Haufen ordnete Otto ſein Kriegsvolk. Die drei erſten bildeten die Baiern unter dem Grafen Eberhard, denn Herzog Heinrich lag ſchwer krank darnieder in Regensburg; dann folgten die Franken, meiſt Reiterei, unter Konrad, der noch eben gegen die Wenden gefochten hatte und für den beſten Kriegsmann im Heere galt, brennend vor Begierde heute zu ſühnen, was er einſt am Reiche verſchuldet. Den fünften Haufen bewährter Streiter, aus dem ganzen Heere erleſen, führte der König ſelbſt; vor ihm her flatterte des Reiches Fahne, der Erzengel Michael. Die beiden folgenden Züge, aus Schwaben beſtehend, ordnete Herzog Burkhard, und die Böhmen ſollten den Troß vertheidigen. Die Ungarn kamen dem Angriff zuvor. Ein Theil von ihnen hatte während der Nacht zweimal den Lech überſchritten; nun umſchwärmen ſie das ganze Heer, und fallen endlich mit ſtarken Haufen auf das letzte Treffen. Die Böhmen ſind ſchnell überwältigt, das Gepäck wird genommen, und die Ungarn werfen ſich mit erhöhtem Ungeſtüm auf die Schwaben. Auch dieſe gerathen in Verwirrung und beginnen zu weichen. Da giebt Otto Befehl: der Herzog Konrad ſolle dorthin mit den Seinigen vorgehen, und es gelingt dem tapfern, kriegserfahrnen Führer, die Schlacht an dieſer Seite herzuſtellen und die Ungarn im Siegeslauf aufzuhalten. Der König aber, der Krieger Muth durch lauten Zuruf befeuernd, rückt mit dem vorderen Treffen, Kämpfer und Feldherr zugleich, gegen den Lech, um die Ungarn näher an den Fluß zu drängen, daß die Behendigkeit ihrer Reiter keinen Raum mehr fände. Nach langem Morden ſiegten die Deutſchen, und die Magyaren wandten ſich zu wilder Flucht. Viele fanden den Untergang in den Wellen, viele ſchlug die Ver-

folgung, welche zwei Tage lang fortgeſetzt wurde. Nur wenige ſollen die Heimath wiedergeſehen haben. Aber auch von den Deutſchen waren Viele gefallen; unter ihnen des Königs Eidam, Konrad. Als er, von der Hitze des Sommertages und des Gefechtes ermattet, die Halsberge lüftete, traf ihn ein Pfeil in die Kehle; der Biſchof von Eichſtädt, die ſchwäbiſchen Grafen Theodebald und Reginald lagen ebenfalls unter den Todten. Die herrlichſte Frucht des Sieges auf dem Lechfelde war aber der Schrecken, den er auch für die folgenden Zeiten den Ungarn einflößte. Sie ſind ſeitdem nicht mehr in das Innere Deutſchland's gekommen. „In dem Siege von Augsburg liegen die Anfänge Oeſterreich's, liegen aber zugleich auch die erſten Keime der Civiliſation des ungariſchen Volks; in ihm beſchließt ſich, kann man ſagen, die Völkerwanderung" *).

Neue Ereigniſſe riefen Otto, der nicht gewohnt war, Begonnenes unvollendet zu laſſen, zum andern Male über die Alpen. Die Nachricht von den Unruhen in Deutſchland hatte Berengar, dem Italien zu Augsburg zu Lehn ertheilt worden war, ſo kühn gemacht, in dieſem Lande mit der Willkür eines unumſchränkten Herrn zu ſchalten. Der Papſt Johann XII., ein Enkel der Marozia, der von ſeinem Vater Alberich auch die weltliche Gewalt in Rom ererbt hatte, und als er Papſt geworden war, das Biſchofs- und Herzogsamt zugleich bekleidete, klagte und bat um Hülfe. Otto ſchickte ſeinen Sohn Ludolf voran, der aber ſchon 957 ſtarb. Wie nun die Macht Berengar's ſich wieder hob und der Papſt, für ſeine Herrſchaft fürchtend, aufs neue Geſandte an Otto ſchickte, denen ſich Viele von den Großen des Landes anſchloſſen, da zog der König im Herbſte des Jahres 961 ſelbſt über die Berge. Schon an der Klauſe jenſeit des Brenner ward Berengar von ſeinem Heere verlaſſen, und Otto rückte ohne Widerſtand durch Oberitalien; die Städte öffneten ihm bereitwillig die Thore, Biſchöfe und Grafen empfingen ihn, mit großer Pracht hielt er in Pavia ſeinen Einzug und feierte dort das Weihnachtsfeſt. Im Januar des folgenden Jahres brach er durch Tuscien nach Rom auf. Dort ließ er ſich am 2. Februar 962 vom Papſte ſammt ſeiner Gemahlin Adelheid krönen.

Otto hatte das Ziel jahrelanger Mühen erreicht. Mit der kaiſerlichen Krone erhielt er nicht nur die Oberherrſchaft über die Stadt Rom und ihr Gebiet; viel folgenreicher war es, daß die Kaiſerwürde, die unter den ſchwachen italieniſchen und burgundiſchen Fürſten ihre Bedeutung ganz eingebüßt hatte, durch die Macht des deutſchen Königs, bei deſſen

*) Gieſebrecht, Deutſche Kaiſergeſchichte, I., 425.

Nachfolgern sie bis auf die gänzliche Auflösung des Reiches in unserm Jahrhundert blieb, neuen Glanz erhielt, und daß die Vorstellung von jener höheren, den Nachfolgern August's und Constantin's zustehenden Auctorität wieder erwachte. Die höchste Stellung in der abendländischen Christenheit, die Obmacht über alle Staaten, die aus dem Reiche Karl's des Großen hervorgegangen, war dem deutschen Volke zu Theil geworden. Diese Errungenschaft, eine ideale mehr als thatsächliche, hatte die Schwäche und Zerfahrenheit der übrigen Nationen zu ihrer Voraussetzung; sie mußte von selbst verloren gehen, so bald diese erstarkten und zu einigen Staaten gediehen. Gewiß wurde das deutsche Königthum durch das Bestreben, die obere Leitung des christlichen Europa zu behaupten, auf Bahnen gerissen, die die Sorge für die der Obhut so sehr bedürftigen heimischen Angelegenheiten nur zu oft vergessen ließen; aber ebenso gewiß ist es auch, daß die lange darniederliegende Kraft des deutschen Volks durch Otto zuerst wieder freigemacht und der Nation für ihre Thätigkeit, die ihrer Entwickelung so förderlich gewesen ist, ein breiter und wichtiger Spielraum, eine Schule der Erziehung, eröffnet ward.

Was Otto von nun an that, galt der Befestigung des Gewonnenen, war nur ein weiterer Fortgang auf dem einmal betretenen Wege. Italien mußte beruhigt und fest an Deutschland geknüpft werden. Die Sorge dafür hielt Otto eine Zeitlang in der Lombardei auf, zu lange für die Italiener und insbesondere für den Papst. Diesem war es nämlich, ganz in der damaligen Weise italienischer Politik, nur darum zu thun gewesen, sich des einen Herrschers durch den anderen zu entledigen. Nun aber griff ihm Otto, der das von Karl dem Großen geübte oberherrliche Recht über das Patrimonium Petri in vollem Umfange in Anspruch nahm, viel zu gewaltig in die Verhältnisse ein und war bei weitem gefährlicher geworden als Berengar. Heimlich verband er sich wieder mit dessen Partei. Otto, noch beschäftigt mit der Belagerung einiger fester Schlösser, in welchen sich Berengar und seine Anhänger tapfer vertheidigten, empfing diese Nachricht mit Erstaunen; zugleich traf eine Gesandtschaft der Römer ein, berichtend von Johann's anstößigem, unheiligem und unkeuschem Wandel. Da erhob er sich zum zweiten Male nach Rom, und rief ein Concilium von deutschen und italienischen Bischöfen zusammen, Recht zu sprechen über den entflohenen Papst (963). Es traten zwei römische Geistliche als Ankläger auf, und bezeugten, daß der Nachfolger Petri einst einen Diakonus im Pferdestall ordinirt, daß er mit seinen Verwandten Blutschande getrieben, und den Lateran zu einem Hurenhause gemacht, daß er einen Geistlichen durch Ausstechung der

Augen, einen Andern durch Entmannung ums Leben gebracht u. ſ. w. Hierauf wurde beſchloſſen, den Papſt zur perſönlichen Verantwortung ſo ſchwerer Beſchuldigungen aufzufordern. Umſonſt drohte dieſer aus ſeinem Schlupfwinkel in Campanien mit Bannbullen; das Concilium und die römiſche Geiſtlichkeit erklärte ihn für abgeſetzt, und erwählte ſeinen Archivar, der den Namen Leo VIII. annahm*), zu ſeinem Nachfolger. Die Römer hatten dem Kaiſer ſchon vorher Treue ſchwören und verſprechen müſſen, nie einen Papſt ohne ſeine und ſeines Sohnes Zuſtimmung zu wählen.

Otto verweilte zwar den Winter über in Rom, hatte aber ſein Kriegsvolk im November größten Theils entlaſſen müſſen, da niemand Jahre lang zu dienen verpflichtet war. Hierauf bauten Johann's XII. Anhänger in der Stadt. Am 3. Januar 964 rotteten ſie ſich zuſammen; es war auf des Kaiſers Leben angeſehen. Indeß griffen die Deutſchen, obwohl nur ein kleines Häuflein, muthig die Rebellen an, und zerſprengten ſie nach einem hitzigen Gefecht auf der Tiberbrücke und in den Straßen. Die Römer mußten dem Kaiſer wiederum Treue ſchwören und 100 Geiſeln ſtellen. Aber ſo unbeugſam waren Freiheitsgeiſt und Trotz in ihnen, daß die ſtreng Gezügelten, ſobald der Kaiſer im Frühjahr den Rücken gewandt, auch ſeinen Papſt zur Stadt hinausjagten, Johann XII. herbeiriefen (964), und da dieſer ſtarb, eigenmächtig einen andern, Benedict V., wählten. Zornig ging Otto, als er ſein Heer wieder verſtärkt hatte, im Frühjahr nach Rom zurück, das ſich zwar widerſetzte, aber durch Hunger und Gewalt in kurzem bezwungen ward. Sein Gericht war ſtrenge, doch nicht despotiſch noch rachſüchtig. Er verſammelte wieder ein Concilium, das Leo VIII. noch einmal als Oberhaupt der Kirche anerkennen mußte; den Benedict dagegen ſchickte er, nachdem ihm die päpſtlichen Gewänder abgenommen und der Stab vor den Füßen zerbrochen worden, in die Verbannung nach Hamburg. Auch König Berengar wurde als Gefangener nach Deutſchland, und zwar auf das feſte Schloß Bamberg geführt. Jetzt endlich war es dem Kaiſer vergönnt, die Heimath wiederzuſehen. Hier waren manche Anordnungen zu treffen; denn Markgraf Gero von der Lauſitz, der die deutſche Herrſchaft bis über die Oder zur Geltung gebracht hatte, und der Kölner Erzbiſchof Brun, Otto's Bruder und vertrauteſter Rathgeber, waren 965 geſtorben. Die Mark an der Elbe ward mehreren Grafen zur Verwaltung gegeben, in Oberlothringen

*) Der erſte Papſt, der das Beiſpiel des nachher gewöhnlich gewordenen Namenswechſels bei der Erhebung gab, war, ſo viel man weiß, Johann XII.

Herzog Friedrich eingesetzt, Niederlothringen, in welchem Lande die alte Kaiserstadt Aachen lag, gleichwie Franken zum Reich gezogen; die Geschäfte der Reichskanzlei übernahm Wilhelm von Mainz.

Aber lange dauerte der Aufenthalt in der Heimath nicht. Die Römer hatten den neuen von Otto eingesetzten Papst Johann XIII. (Leo VIII. war schon 965 gestorben) wieder aus den Thoren getrieben. Dies mußte geahndet werden. Zum vierten Male also zog er nach Rom (966), und ließ jetzt dreizehn der vornehmsten Römer aufhängen. Viele andere wurden geköpft, geblendet, verwiesen. Zugleich mußte der so befestigte Papst bei dieser Gelegenheit des Kaisers Sohn von der Adelheid, Otto II., als Mitregenten und Nachfolger im Kaiserthum krönen. Der Vater wünschte, ihn mit der griechischen Prinzessin Theophano, der Tochter Romanus' II. und der Theophano zu vermählen; wahrscheinlich hoffte er auf diesem Wege in den Besitz von Apulien und Calabrien zu kommen, und mit Hülfe der Griechen die Saracenen völlig aus Italien zu vertreiben; war er doch auch als römischer Kaiser zur Herrschaft über die ganze Halbinsel berechtigt. Von den langobardischen Fürsten, die früher den Griechen unterworfen gewesen waren, hatte sich Pandulf der Eisenkopf, der Capua und Benevent beherrschte, bereits an Otto angeschlossen und war mit der Belehnung von Spoleto und Camerino belohnt worden, während Gisulf von Salerno sich dauernd feindselig hielt. Schon waren verschiedene Gesandtschaften zwischen Otto und den Byzantinern hin und hergegangen, schon hatte Otto zu den Waffen gegriffen und war in Apulien eingerückt, als der Weg der Verhandlung von ihm nochmals beschritten und der Bischof Lindprand von Cremona nach Constantinopel geschickt wurde, von dem wir einen werthvollen Gesandtschaftsbericht haben. Allein der Kaiser Nicephorus Phocas, eifersüchtig auf den emporstrebenden Nebenbuhler im Abendlande und auf sein bisheriges Kriegsglück, wies den Antrag ab, verlangte Rom und die übrigen Landschaften Mittelitalien's als zu seinem Reiche gehörig zurück, und warf Liudprand die in Rom verübten Gewaltthätigkeiten ihres Herrschers vor; so daß es zum Kriege kam und Otto in Apulien einfiel. Darüber wurde Nicephorus ermordet, und sein Nachfolger Johann Tzimisces schloß Frieden (970), in welchem er Theophano für Otto II. bewilligte, in Italien jedoch nichts abtrat.

Alle diese Händel und Verwickelungen hatten Otto die Angelegenheiten des Vaterlandes nicht völlig aus den Augen gerückt; selbst dem Norden und Osten schenkte er, von Italien aus, fortwährende Aufmerksamkeit. Er unterstützte die dortigen Missionen, legte Bisthümer in den

eroberten slavischen Provinzen an, außer den oben erwähnten zu Havelberg und Brandenburg, auch noch zu Merseburg, Zeitz und Meißen, ja selbst in Posen. Er unterwarf diese sechs Bisthümer mit Bewilligung des Papstes einem Erzbisthum, das er in seinem geliebten, durch starke Mauern befestigten und durch eine berühmte Domkirche verschönerten Magdeburg gründete. Was Karl mit den Sachsen gethan, thaten nun auch die Kaiser aus dem sächsischen Hause mit den Slaven; sie suchten die mit dem Schwerte theils errungene, theils zu erringende Herrschaft durch die Einführung des Christenthums zu befestigen oder vorzubereiten.

Das Aeußere des großen Herrschers schildert uns Widukind als seines Innern würdig. Er war von hohem, majestätischem Ansehen, funkelnden Augen, röthlichem Angesicht, weißem Haar und langem Bart; sein Gang war in jüngeren Jahren rasch, seine Kleidung immer vaterländisch. Er besaß eine schnelle Fassung, selbst für fremde Sprachen, und war bei aller Würde stets heiter und milde.

Nachdem er aus Italien zurückgekehrt war, hielt er im Frühjahr 973 einen glänzenden Reichstag in Quedlinburg, auf dem die Fürsten von Polen und Böhmen, sowie Gesandte der Dänen, Ungarn und Griechen außer seinen deutschen Unterthanen erschienen. Hier zeigte es sich, daß er in der That der erste Fürst der Erde war. Dann zog er nach Memleben, dem Sterbeorte seines Vaters, und endete hier, geehrt und gefürchtet im Reich wie im Auslande, schon zu seinen Lebzeiten der Große genannt, seine leuchtende Laufbahn. In seinem geliebten Magdeburg ward er neben seiner ersten Gemahlin Editha begraben. Im dreißigjährigen Kriege haben Tilly's Soldaten sein Grabmal geplündert.

---

13. Kaiser Otto II.

(973—983.)

Schon seit seinem siebenten Lebensjahre erwählter König, übernahm jetzt Otto II. ohne Widerspruch die Erbschaft des großen Vaters, erst achtzehn Jahre alt. Er war zu seinem hohen Berufe sorgsam vorbereitet, die gelehrtesten Männer der Zeit, unter ihnen Gerbert, preisen seine Bildung; er war großer Gedanken, edler Empfindungen fähig, aber seiner Jugend entsprechend rasch, fast jäh zur That, die oft nicht genug erwogen

war. Auch unter seiner Herrschaft fehlte es an Vasallenkämpfen und Familienstreitigkeiten, an feindseligen Begegnungen mit den Nachbarn nicht; doch hatte er daheim wenigstens nicht so lange um den Preis zu ringen, als der Vater. Herzog Otto von Schwaben, Burkhard's Nachfolger, und Herzog Heinrich II. von Baiern, genannt der Zänker, beide seine Verwandten (Otto des abgesetzten Ludolf, seines Stiefbruders, und Heinrich seines Oheims Sohn), hatten Grenzstreitigkeiten. Der junge Kaiser begünstigte den Erstern; darüber ergrimmt, suchte Heinrich die Hülfe der Herzöge von Böhmen und Polen. Von seiner geheimen Verbindung mit diesen unterrichtet, ließ der Kaiser ihn auf einen Reichstag fordern, und sodann nach Ingelheim in die Verwahrung bringen. Von dort entfloh er zum Herzog Boleslav nach Böhmen. Die Böhmen standen ihm bei, und schlugen ein deutsches Heer. Zuletzt aber mußte er sich doch in Passau, eingeschlossen und lange belagert (977), dem Kaiser ergeben. Er ward nach Magdeburg geführt, von den dort versammelten Fürsten seines Herzogthums entsetzt, und dem Bischof Poppo von Utrecht zur Verwahrung anvertraut. Sein Herzogthum erhielt Otto von Schwaben, welcher dergestalt gegen den Gebrauch der Zeit zwei Herzogthümer besaß, bis an seinen Tod (982), wo der König das Herzogthum Baiern einem frühern Bundesgenossen Heinrich's, dem Grafen Heinrich dem Jüngern, gab. Ueberhaupt wandte sich der Kaiser von denen, die am Hofe seines Vaters eine hervorragende Rolle gespielt hatten, auch von seiner Mutter Adelheid, ab und verstattete der griechischen Gemahlin mehr Einfluß als die Deutschen gern sehen mochten.

Am schwersten zu bewachen waren zu allen Zeiten Lothringen und Italien. Um in jenem Ruhe zu haben, während er in Baiern beschäftigt war, belehnte Otto den Bruder des französischen Königs Lothar, Karl, selbst mit Niederlothringen. Allein der Erstere, welcher hierin eine günstige Gelegenheit, sein Reich zu erweitern, fand, brach 978 plötzlich in Oberlothringen ein, überraschte Aachen, und ließ den Adler auf dem dortigen Kaiserpalast mit dem Gesicht nach Frankreich wenden. Otto hatte vor dem raschen Andringen der Franzosen flüchten müssen. Als ihm aber in Dortmund die Fürsten erklärt hatten, daß sie die ihm angethane Schmach wie die eigene fühlten, brach er mit einem großen Heere auf und drang bis Paris vor, das er freilich nicht zu erobern vermochte. Im Jahre 980 hielten darauf Otto und Lothar eine Zusammenkunft, in welcher ein Friede beschworen und kraft desselben Lothringen bei dem deutschen Reiche gelassen ward.

Otto stand auf dem Höhepunkte seiner Macht und Wirksamkeit.

In Deutschland herrschte Ruhe und Friede, die Nachbarn waren entweder gedemüthigt oder freundlich gesinnt. Jetzt drängte es ihn, die Pläne seines Vaters wiederaufzunehmen und Italien völlig zu unterwerfen, vielleicht sogar ganz mit dem deutschen Reiche zu verbinden. Immer ist Italien das Grab der Deutschen gewesen, und doch haben diese fortwährend einen unwiderstehlichen innern Zug nach demselben gefühlt. Papst Johannes XIII. war noch bei Otto's I. Lebzeiten gestorben, und sein Nachfolger Benedict VI. verdankte seine Wahl dem Kaiserlichen Einfluß. Kaum erscholl indeß die Nachricht von des großen Kaisers Tode über die Alpen, als die von jenem so streng unterdrückte Partei der Theodora, die nachher im Interesse Johann's XII. gewesen war, wieder trotzig das Haupt erhob, an ihrer Spitze ein edler Römer, Namens Crescentius, wie es heißt, ein Sohn der jüngeren Theodora. Dieser nahm den Papst gefangen, sperrte ihn in die Engelsburg und ließ ihn tödten. Seiner Faction entgegen standen die Anhänger der Grafen von Tusculum, damals geführt von Alberich. An Crescentius oder an Alberich schlossen sich die übrigen patricischen Familien an, und bekämpften sich mit den Waffen in Rom selbst. Alle Geschlechter hatten feste Häuser in der Stadt, Thürme genannt, und Burgen in der Umgegend und zahlreiche Haufen von Dienern und Schutzpflichtigen, so daß jede Reibung, die zu Thätlichkeiten führte, Stadt und Land in einen allgemeinen Kriegszustand versetzen mußte. Beide Parteien erwählten einen Papst. Der von Alberich erhobene Benedict VII. behielt endlich die Oberhand und stellte in Rom die Ruhe wieder her, doch bat er den Kaiser dringend, nach Italien zu kommen, um die Ordnung zu befestigen. Otto konnte wegen der lothringischen Händel diesen Zug erst im Jahre 980 antreten. Seine Absichten waren vornehmlich auf Apulien und Calabrien gerichtet, welche Länder er theils den Griechen entreißen, theils vor den Einfällen der Saracenen sicher zu stellen gedachte, die von Sicilien aus fast jährlich zu Raub und Beute über die Meerenge setzten, einen Theil Calabrien's sogar dauernd inne hatten. Als er mit großer Heeresmacht, vornehmlich Schwaben und Baiern unter Herzog Otto, in Apulien einrückte und Bari nahm, verbündeten sich die alten Gegner wider den gemeinsamen Feind. Nach mehreren für den Kaiser siegreichen Gefechten, und nachdem auch in der Nähe von Rossano eine gewaltige Schlacht zu Gunsten des Kaisers ausgefallen war, in welcher der Führer der Mohammedaner, Abulkasem blieb, drang er unvorsichtig weiter nach Südwesten vor, bis er, durch eine verstellte Flucht der Araber getäuscht, eine vollständige Niederlage erlitt (982). Der Ort ist nicht bekannt, man hat

ihn bisher Basantello genannt. An jenem Tage fielen von den Deutschen Udo, der Führer der Franken, der Bischof Heinrich von Augsburg und viele Andere, deren Namen, wie Thietmar*) von Merseburg sagt, Gott wissen mag. Der Kaiser war selbst in der größten Gefahr, von den Feinden gefangen zu werden. Als er sich rings eingeschlossen sah, erblickte er vom Strande aus ein Fahrzeug, stürzte sich in die Wogen, und ließ sich aufnehmen. Zum Unglück war das Schiff ein griechisches; aber ein slavischer Mann, der sich auf demselben befand und den Kaiser erkannte, überredete die Schiffsleute ihn aufzunehmen und nach Rossano zu bringen, wo er ihnen gegen seine Freilassung den kaiserlichen Schatz überliefern sollte. Kaum jedoch war das Ufer nahe genug, so warf sich der kühne Schwimmer zum zweiten Male ins Meer, und kam glücklich zu den Seinen ans Ufer. Diese Vorfälle erregten im ganzen Reich ungemeine Bestürzung. Indessen führten Otto's treue Vasallen ihm aus Deutschland zahlreiche Verstärkungen zu, in Verona wurde ein allgemeiner Reichstag für Italien und Deutschland gehalten, und die Vorbereitung zu einem neuen Kriegszuge nach Unteritalien getroffen. Schon hatte sich das Heer in Bewegung gesetzt, als der achtundzwanzigjährige Kaiser plötzlich zu Rom erkrankte und starb (7. Dec. 983), wo er denn auch, der einzige der römischen Kaiser deutscher Nation, bei St. Peter begraben ward. Er hinterließ nur ein dreijähriges Knäblein. Die deutschen Großen kehrten schnell nach Hause zurück, wo unterdeß die Slaven im Nordosten sich empört, das Land verwüstet, Havelberg, Brandenburg, Hamburg zerstört, viele christliche Einwohner erschlagen, und besonders gegen die Priester grausam gewüthet hatten. So war Deutschland diesmal über den italienischen Bestrebungen unläugbar zu großem Schaden gekommen. Erst unter der folgenden Regierung wurden jene Grenzprovinzen wieder beruhigt.

---

*) Einer der schätzbarsten Chronisten des Mittelalters, geb. 976, gest. 1019. Er stammte aus dem Hause der Grafen von Walbeck und war mit dem Kaiserhause verwandt; von 1009 bis zu seinem Tode stand er dem Bisthum Merseburg vor. Besonders wichtig ist von seiner Chronik das vierte Buch, welches die Geschichte Otto's III. enthält.

14. Kaiſer Otto III.

(983 — 1002.)

Der biedere und auf die Erhaltung des Reiches bedachte Sinn der deutſchen Herzöge hatte, gleich bei der Nachricht von des Kaiſers Tode, die einzige Maßregel ergriffen, die den innern Frieden ſichern konnte. Sie erklärten, daß ſie ihrem Eide treu bleiben und Otto's III. Rechte gegen jeden vertheidigen würden; denn der junge Sohn des Kaiſers war ſchon beim Leben des Vaters in Italien zum Nachfolger ernannt, und auch zu Aachen von den Erzbiſchöfen von Ravenna und Mainz feierlich gekrönt worden. Der franzöſiſche König Lothar und Heinrich der Zänker, jener von Otto abgeſetzte Herzog von Baiern, machten zwar Verſuche, die Kindheit des Reichsoberhauptes für ſich zu benutzen; aber die Einigkeit aller großen Herzöge unter einander vereitelte dieſe Unternehmungen. Doch erhielt Heinrich das Herzogthum Baiern zurück, indem Heinrich der Jüngere zufrieden ſein mußte, ſeine Würde mit der neuerrichteten Markgrafſchaft im Nordgau, am Fuße des Fichtelgebirges und Böhmerwaldes, zu vertauſchen. Durch dieſe Vorfälle wurde Kärnthen von Baiern getrennt, und erſcheint bald nachher für immer als beſonderes Herzogthum. Auch das Land zwiſchen der Ens und Raab, welches Karl der Große einſt den Avaren abgenommen, das die Ungarn dann erobert, durch die Schlacht bei Augsburg aber wieder verloren hatten, wurde eine Markgrafſchaft, Oeſterreich genannt, und um dieſe Zeit Leopold dem Babenberger gegeben.

Otto wuchs unter der Aufſicht einer Griechin, einer Italienerin und einer Deutſchen (der Theophano, ſeiner Großmutter Adelheid und ſeiner Baſe, der Aebtiſſin Mathilde von Quedlinburg) auf, und machte unter ſeinen Lehrern, dem Presbyter Bernward und Gerbert von Rheims, bedeutende Fortſchritte in den Wiſſenſchaften; doch ſcheint ihn dieſe ganze Erziehung der Weiſe ſeines Volkes entfremdet und mit überwiegender Vorliebe für die alte Welt erfüllt zu haben. An der Spitze der Geſchäfte ſtand unterdeſſen der Erzbiſchof Willigis von Mainz, Erzcapellan des Reiches; der Sage nach der Sohn eines Wagners im Sächſiſchen, hatte derſelbe durch ſeine Tüchtigkeit ſich den Weg zur höchſten geiſtlichen Würde in Deutſchland gebahnt, und in Zeiten des Schwankens dem König die Krone gegen Heinrich den Zänker gewahrt. Schon als Knabe begleitete Otto III. die deutſchen Kriegsheere auf ihren Zügen gegen die Slaven; als er heranwuchs, wurde ſeine Thätigkeit, und bald auch ſeine Neigung

auf Italien gerichtet. Die Römer konnten bei dem Gedränge der Parteien gegen einander einer auswärtigen Macht, welche für die eine oder die andere entschied, nicht entbehren, und weil doch nun einmal der deutsche König als Kaiser ihr Oberhaupt sein sollte, so wandten sie sich immer wieder an diesen. So geschah es auch jetzt, nachdem der oben erwähnte Crescentius, mit dem Titel eines Consuls, aufs neue das Uebergewicht in Rom erhalten und mit tyrannischer Gewalt über die Stadt wie über den Papst Johann XV. gebot. Otto trat demnach 996, dem Verlangen des römischen Bischofs gemäß, den Zug nach Italien an. In Ravenna erhielt er die Nachricht von Johann's XV. Tode. Sogleich beschloß er die Anwendung eines Mittels, durch welches die deutsche Herrschaft am besten in Italien behauptet werden könnte, nämlich die Wahl eines Deutschen zum Papst. Er bestimmte dazu den jungen Bruno, Enkel des verstorbenen Frankenherzogs Konrad, und ließ ihn durch den Erzbischof Willigis von Mainz unter dem Namen Gregor V. einführen. Wenige Wochen darauf folgte ihm Otto selbst nach. Er ward von den Römern mit Freudenbezeigungen empfangen, und — ein sechszehnjähriger Jüngling — von dem neuen Papst mit der Kaiserkrone geschmückt. Sein erstes Geschäft war dann, über den Consul Gericht zu halten. Der Kaiser wollte ihn verbannen, aber auf die Fürbitte des Oberhauptes der Kirche, der seine Regierung mit Gnadenbezeigungen anfangen und die Parteien versöhnen, nicht aber von vorn herein nur an die Faction der Tusculaner gewiesen sein wollte, ward ihm die Strafe erlassen. Kaum war indeß der junge Kaiser wieder nach Deutschland zurückgekehrt, als Crescentius Gregor V. auf alle Weise kränkte, ja zuletzt ihn ganz aus der Stadt jagte, und an seine Stelle den Bischof von Piacenza unter dem Namen Johannes XVI. zum Papst wählen ließ. Und um sich vor Otto zu sichern und der deutschen Macht ein Gegengewicht zu geben, faßte Crescentius sogar den Plan, die Griechen herbeizurufen.

Der Kaiser war mit der Bezwingung der Slaven jenseits der Elbe beschäftigt, als er Kunde von diesen Vorfällen erhielt. Sogleich rüstete er sich zu einem zweiten Zuge über die Alpen, und ging 998 mit Gregor V., der sich in Pavia zu ihm fand, auf Rom los. Crescentius verschloß sich in die Engelsburg, der Gegenpapst Johannes entfloh aus Rom, und ward auf der Flucht von den Römern selbst, welche dadurch die Rache von sich abwenden wollten, grausamer Weise der Hände, der Nase und der Augen beraubt. Die Engelsburg ward von den tapferen Deutschen schnell unter der Anführung des Markgrafen Eckard von Meißen erobert, Crescentius gefangen und nachher auf Befehl des Kaisers mit zwölf

Anderen enthauptet. Gregor V. aber erfuhr bald das Schickſal ſo vieler Deutſchen in Italien, er ſtarb ſchon 999 in jugendlichem Alter. Otto ließ hierauf ſeinen Freund und Lehrer Gerbert, gebürtig aus Auvergne, wählen, der als Papſt den Namen Sylveſter II. annahm. Es war dieſer der größte Gelehrte ſeiner Zeit, und ſeine Wiſſenſchaft ſchien den Zeitgenoſſen ſo unbegreiflich, daß ſie ihn der Zauberei und des Umgangs mit böſen Geiſtern beſchuldigten. Zu Anfang des Jahres 1000 kehrte Otto nach Hauſe zurück, und bereiſte die Provinzen des deutſchen Reiches, um nach alter Sitte überall nach der Ordnung zu ſehen und Recht zu ſprechen. In Gneſen beſuchte er das Grab des unlängſt von den Preußen erſchlagenen Bekehrers Adalbert, und zu Aachen ließ er ſich andachtsvoll das Grab und den Sarg Karl's des Großen öffnen, deſſen goldenes Kreuz er zu einem heiligen Andenken mit ſich nahm. Dann ging er noch in demſelben Jahre zum drittenmal nach Italien. Er theilte mit Karl dem Großen das innige Wohlgefallen an dem ſchönen, majeſtätiſchen Rom; ja es wohnte ihm ſoviel von dem mütterlichen Blute bei, daß die ſächſiſche Rohheit ſeinem feiner gebildeten Sinne Mißbehagen erweckte, und alles Griechiſche und Römiſche den Vorzug bei ihm davon trug. Selbſt eine griechiſche Gemahlin wollte er heimführen und aus allen ſeinen Anſtalten leuchtete das Beſtreben hervor, den alten Ruhm und Glanz Rom's wieder herzuſtellen, ja den Mittelpunkt ſeiner Regierung dorthin zu verlegen. Allein weder den Deutſchen noch den Römern war mit dieſem Entwurfe gedient. Die Letzteren erhoben ſogar einen Aufſtand, belagerten den Kaiſer in ſeinem Palaſte, und ließen keine Lebensmittel hinein. Dies undankbare Betragen kränkte Otto um ſo tiefer, je größere Vorliebe er für dieſes Volk im Herzen trug. Schon war er bereit, nachdem er das Abendmahl genommen, mit den Seinigen einen Ausfall zu thun, als der Herzog Heinrich III. von Baiern und der Markgraf Eckard von Tuscien, ſowie ſein früherer Lehrer Bernward, den er zum Biſchof von Hildesheim erhoben hatte, Mittel fanden, den Aufruhr gütlich zu ſtillen. Darauf ſprach der Kaiſer zu den verſammelten Haufen: „Höret eures Vaters Worte und behaltet ſie im Herzen. Seid ihr nicht meine Römer, habe ich nicht um eurer willen das Vaterland, die Verwandten verlaſſen. Aus Liebe zu euch habe ich die Sachſen, alle Deutſchen gering geachtet, und den Neid aller auf mich genommen. Und dafür, daß ich euch zu meinen Söhnen gemacht, habt ihr die Waffen gegen mich erhoben. Aber ich weiß, ihr ſeid nicht alle gleich ſchuldig, ich ſehe die Aufrührer wohl, denn ſie ſcheuen ſich nicht und ſind mitten unter euch.“ Dieſe Worte rührten das leichtbewegte Volk ſo, daß es ihm ſelbſt zwei

der Rädelsführer überlieferte. Doch mochte Otto nicht länger unter ihnen verweilen; er verließ Rom, und bot die deutschen Großen auf, sich unverzüglich mit ihren bewaffneten Schaaren bei ihm einzufinden. Aber ehe dies ins Werk gerichtet ward, starb Otto zu Paterno, zweiundzwanzig Jahre alt, nach Thietmar's Aussage an den Friesseln, nach Anderen an Gift, welches ihm die Wittwe des Crescentius, Stephania, beigebracht (1002).

Schon ehe er die Wallfahrt zu Adalbert's Grabe unternahm, war er in tiefe Schwermuth verfallen, sei es daß dieselbe durch die Richtung der Zeit, die um die Scheide des Jahrtausend's den Untergang der Welt nahe glaubte, in ihm hervorgerufen ward, oder daß die Elemente dazu in seinem ganzen Bildungsgange lagen. Ueberhaupt sind zwei Seiten an ihm bemerkbar, die zwar im Gegensatz zu einander zu stehen scheinen, sich aber im Grunde ergänzen. Von der Mutter, der Großmutter, von Bernward und Gerbert mit Ehrfurcht und Liebe zu dem altrömischen Wesen erfüllt, hatte er zuerst nichts Anderes im Auge als die Wiederherstellung der alten Imperatorenwürde, die ihm die Vollendung der Pläne von Vater und Großvater zu sein schien. Als dann der hochbegabte Jüngling mit der Durchführung seiner Ideale an der Widerspenstigkeit der Römer und der Abneigung der eigenen Landsleute scheiterte, fing er an, nur in der eigenen Demüthigung und in der Macht der Kirche, welche die andere Seite des ewigen Rom repräsentirte, das Heil zu sehen.

Mit ihm erlosch der Mannesstamm Otto's des Großen, von dessen Schöpfungen sofort Vieles verloren ging.

---

15. Kaiser Heinrich II.

(1002 — 1024.)

Otto's III. frühzeitiger und unerwarteter Tod setzte ganz Deutschland in Bestürzung. Er hatte keinen Erben hinterlassen. Indem man noch unschlüssig auf einen Nachfolger sann, war Heinrich III., Herzog von Baiern — in welcher Würde er seinem 995 gestorbenen Vater, Heinrich dem Zänker, gefolgt war — als König Heinrich's I. Urenkel des Kaisers nächster Anverwandter, geschäftig, die aus Italien rückkeh-

renden Fürſten durch herrliche Bewirthung und lockende Verſprechen ſeinem Intereſſe zu gewinnen. Auch des verſtorbenen Kaiſers Schweſtern ſprachen füe ihn, und bewogen einen Theil der Sachſen auf einem Landtage zu Werla, ihm ihre Stimmen zu geben. Dennoch fanden ſich große Hinderniſſe. Eckard, Markgraf von Meißen, der tapferſte Fürſt ſeiner Zeit, warb für ſich ſelbſt, und ein anderer Nebenbuhler, Herzog Hermann von Schwaben, lagerte ſich ſogar mit einem Heere bei Worms, um Heinrich den Weg nach Mainz zu verlegen, wo ſich die fränkiſchen Herren verſammelt hatten. Aber das Glück wollte ihm wohl. Markgraf Eckard ward auf einer Reiſe von Privatfeinden (es waren die Söhne des Grafen Siegfried von Nordheim) ermordet, das Heer der Schwaben umging Heinrich, und ſo kam er glücklich nach Mainz, wo er von dem Erzbiſchof Willigis, deſſen Entſcheidung auch hier wieder den Ausſchlag gab, und den übrigen fränkiſchen Biſchöfen und Herren als König anerkannt und auch ſogleich gekrönt ward. Hierauf fiel er dem Herzog Hermann mit einiger Mannſchaft ins Land, verwüſtete ihm ſeine Güter, und ging dann nach Merſeburg, wo die noch übrigen Sachſen und Thüringer ihre Zuſammenkunft hielten, zu der auch Boleslav Chrobry, d. i. der Tapfere, Herzog von Polen, ſich eingefunden hatte. Auch dieſe alle erklärten ſich für ihn, nachdem er ihnen die Aufrechthaltung der Geſetze und ihrer Rechte verſprochen hatte. Boleslav, der ſich damals gewaltſam in den Beſitz der Lauſitz und des Markgrafthums Meißen geſetzt hatte, erhielt vorläufig, um des Friedens willen, das erſtere Land zu Lehen. Meißen wurde dem Grafen Gunzelin, der ein Stiefbruder Boleslav's und des ermordeten Markgrafen Eckard genannt wird, überlaſſen. Sodann begab ſich Heinrich nach Duisburg, wo ſich die Lothringer verſammelt hatten. Er erhielt ohne Mühe auch ihre Stimmen, und ging nun nach Aachen, wo er feierlich auf den Thron Karl's des Großen geſetzt ward. Der einzige noch immer widerſtrebende Schwabenherzog ward nun endlich auch noch zu Bruchſal zur Unterwerfung genöthigt.

So mühſam dieſer Heinrich, als König von Deutſchland der Zweite, die Krone erlangt hatte, ſo ſchwer ward es ihm auch, ſie zu behaupten. In allen Provinzen waren mißvergnügte oder ſtreitſüchtige Vaſallen zur Ruhe zu bringen, vorzüglich in Lothringen und Böhmen, wo wegen der Nähe auswärtiger Mächte, die gern mit ihrer Einmiſchung bereit waren, die Achtung vor der kaiſerlichen Macht am ſchwächſten war. Beſonders war der oben erwähnte Herzog Boleslav von Polen ein kühner, herrſchſüchtiger Nachbar. Er ließ dem Herzog von Böhmen, ebenfalls Boleslav genannt (es war der dritte dieſes Namens), nachdem er ihn kurz zuvor,

von seinem Volke verjagt, wieder zurückgeführt hatte, die Augen ausstechen, kam nach Prag und warf sich zum Herrscher dieses Landes auf. In dem hierüber entstandenen Krieg vertheidigte er sich seines Beinamens würdig, obgleich Heinrich mehrmals persönlich das Heer gegen ihn führte. Endlich wurde 1018 ein Friede geschlossen, wie Thietmar sagt, nach den Umständen, nicht wie es die Ehre des Reiches erforderte. Zwar hatte er Böhmen wieder aufgeben müssen; dafür aber konnte der Kaiser nicht umhin, einen Theil der Ostmarken in seiner Hand zu lassen. Eben dieser Boleslaw erweiterte auch an der östlichen Seite die polnische Herrschaft bis nach Kiew hin, das er eroberte, schrieb den Russen die Friedensbedingungen vor, und bedrohte sogar den griechischen Kaiser.

Nicht besser als in den östlichen ging es in den westlichen Grenzlanden. Lothringen war von Friesland bis zum Elsaß mit Unruhen und wilden Fehden erfüllt, und die Waffen des Reiches hatten geringen Fortgang. In diesem Lande, sagt Thietmar von Merseburg, geht nicht nur die Sonne, sondern auch alle Gerechtigkeit unter. Wenig vermag der König, die Fürsten, die Geistlichen; die Räuber verachten selbst den Bann der Kirchen.

Auch nach Italien riefen Heinrich Abfall und Empörung. Die Lombarden, die einem Könige, der nicht von Otto I. abstammte, keine Anerkennung schuldig zu sein glaubten, hatten sich gleich nach Otto's III. Tode einen eigenen König gewählt, den Markgrafen Harduin von Ivrea, der aber wie gewöhnlich seine Gegenpartei fand, welche nun, die Erzbischöfe Arnulf von Mailand und Friedrich von Ravenna an ihrer Spitze, den König Heinrich ins Land rief. Er kam nach Pavia, und ward daselbst gekrönt (1004); aber noch in derselben Nacht entstand ein wüthender Aufruhr. Die königliche Pfalz wurde gestürmt, und da nur wenige Deutsche in der Stadt waren, schwebte der König in großer Gefahr, bis am folgenden Morgen das Heer sich vor den Thoren gesammelt hatte, hineindrang und ihn befreite, zugleich aber auch Pavia in Asche legte. Mit bitterem Unwillen ging Heinrich unverzüglich nach Deutschland zurück, ohne für die Befestigung seines Ansehns in Italien irgend wie gesorgt zu haben. Harduin aber fand nach der Zerstörung jener Stadt, die dem Kaiser zur Last gelegt wurde, größeren Anhang als zuvor.

Dennoch zog Heinrich neun Jahre nachher (1013) zum zweiten Mal nach Italien, und empfing in Rom die Kaiserkrone (1014). Bald nach seiner Rückkehr in die Heimath ging Harduin endlich, von allen seinen Anhängern verlassen, ins Kloster, um seine Tage als Mönch zu beschließen. Im Jahre 1020 kam Papst Benedict VIII. in Person nach

Bamberg, theils um die daſelbſt von Heinrich II. erbaute Domkirche auf deſſen Anſuchen einzuweihen, vorzüglich aber um des Kaiſers Beiſtand gegen die Griechen zu erhalten, welche ſeit dem Siege über Otto II. in Unteritalien ſtärker um ſich griffen. So ging denn Heinrich zum dritten Mal mit einem großen Heere über die Alpen (1021), drang in Apulien ein, eroberte die von den Griechen neuerbaute Stadt Troja, und brachte die Fürſten von Benevent, Capua und den griechiſchen Herzog von Neapel zur Anerkennung ſeiner Oberhoheit. Allein böſe Krankheiten, die unter ſeinen Kriegsleuten ausbrachen, nöthigten ihn zurückzugehen, bevor er einen dauernden Halt für die neue Herrſchaft gründen konnte; daher auch dieſe Unternehmung eben ſo wenig als die vorhergehenden die Griechen aus Unteritalien verdrängte.

Zwei Jahre nach ſeiner Rückkehr von dieſem Zuge ſtarb Heinrich II. (13. Juli 1024). Zu Bamberg, wo er ein neues Bisthum gegründet und ſehr reich ausgeſtattet hatte, liegt er begraben. Er hinterließ den Ruf des frömmſten Mannes, und wurde hundertzweiundzwanzig Jahre ſpäter vom Papſt Eugenius III., ebenſo wie ſeine Gemahlin Kunigunde, unter die Zahl der Heiligen verſetzt. Irrig aber wäre es, wenn man, wie bisher wohl geſchehen, annehmen wollte, daß er gänzlich von der Kirche abhängig geweſen ſei. Bei aller Nachgiebigkeit gegen die hohen Geiſtlichen, denen er wohl wie den weltlichen Vaſallen Grafenrecht zu übertragen pflegte, hielt er ſie in bewußter und ſtrenger Abhängigkeit, und benutzte ſie zu der Ausführung ſeiner Pläne ebenſo rückſichtslos, wie er der Kirche und ihren beſſeren Intereſſen ſich ergeben zeigte. Er iſt übrigens der erſte deutſche Kaiſer, deſſen Heere bis über die Oder hinausdrangen; andrerſeits vollzog ſich unter ihm auch die Annäherung des Königreiches Burgund an Deutſchland, indem ihn ſein Oheim, König Rudolf III., zu ſeinem Erben und Nachfolger ernannte.

---

16. Verfaſſung und Culturzuſtand unter den ſächſiſchen Kaiſern.

(919—1024.)

Mit Heinrich II. erloſch der ſächſiſche Königsſtamm, nachdem er dem Reich fünf würdige Vorſteher gegeben. Ehe wir ſehen, wie ſich die Fürſten in dieſem Falle berathen, ſcheint es angemeſſen, noch einen Rück-

blick auf den innern Zustand des Reichs in diesem Zeitraum des äußern Glanzes zu werfen.

Das Reich der sächsischen Kaiser war ein anderes als das Karl's des Großen. Vereinigte dieser die ganze occidentalische Christenheit unter seinem Scepter, so war das Kaiserthum der Ottonen auf Deutschland allein gegründet; und wenn sie auch die Vorsteherschaft über das ganze Abendland in Anspruch nahmen, so fehlte doch viel, daß sie zu ihren in Wahrheit phantastischen und unerreichbaren Zielen gelangt wären. Vielmehr wuchsen neben ihnen andere Völker kräftig empor, ja die Politik der Kaiser half im Osten und Norden selbst zu diesem Aufstreben; nicht nur Franzosen und Italiener gelangten zu einem deutlichen Bewußtsein ihrer Nationalität, auch die westslavischen und scandinavischen Völker, selbst die Ungarn fügten sich, sobald das Christenthum bei ihnen gesichert war, festen staatlichen Ordnungen. Wenn nun aber auch der Umfang des abendländischen Kaiserreiches ein anderer war als vor zwei Jahrhunderten, so faßten die Ottonen doch die Bedeutung desselben in ihrem Verhältniß zur Kirche nicht enger oder niedriger als der große Karl; am wenigsten in ihrer Stellung zum römischen Bischof. Die Zeiten, wo Nicolaus I. sich ein Schiedsrichteramt über Lothar II. anmaßen konnte, waren vorüber; wieder schalteten in Rom die römischen Kaiser, über päpstliche Würde und Wahl unumschränkter gebietend als Karl. Es stand fest, daß der Papst dem Könige der Deutschen die Krone aufsetzen müsse, daß die Papstwahl von der Bestätigung des Kaisers abhängig sein solle. Dagegen mußte der König bei der Krönung schwören, als Schutzherr der Kirche, wodurch ihm eben jene Beaufsichtigung der Wahl des Oberhauptes zustand, seine Pflichten gegen diese, die sogenannte Schirmvogtei, gewissenhaft zu erfüllen, d. h. alle Geistlichen gegen Eingriffe, Gewalt und Willkür der Weltlichen schützen, so wie den katholischen Glauben zu verbreiten und ihn gegen Ketzer und Heiden aufrechtzuhalten und zu vertheidigen. Auch über das Gebiet der römischen Kirche sollte den Kaisern nur eine solche Schutzherrschaft zustehen; doch ließen sich die Ottonen, wie wir gesehen haben, mehrmals persönlich den Eid der Treue von den Römern leisten. Ebenso behaupteten sie die oberrichterliche Gewalt für das ganze Patrimonium des heiligen Petrus, und ihre Rechte wahrte ein stehender Beamter zu Rom. Es liegt am Tage, daß diese Verschlingung der staatlichen und kirchlichen Rechte zu dem erbittertsten Kampfe führen mußte, sobald die eine oder die andere Seite ihre Ansprüche ausschließlich geltend machte, wie er denn auch wirklich nicht ausgeblieben ist. Denn bereits war in der Stille eine große und wesentliche

Veränderung unter der Geiſtlichkeit vorgegangen, die auch auf den päpſtlichen Stuhl und ſein Anſehn günſtig zurückwirkte. Die Aebte des Kloſters Cluny, Berno, Odo, Majolus, Odilo ſuchten die faſt vergeſſene Regel des heiligen Benedict in ihrer ganzen Strenge wiederherzuſtellen; ſie und ihre Jünger ſind als die Reformatoren der burgundiſchen, deutſchen und ſelbſt italieniſchen Klöſter anzuſehen, eine Thätigkeit, bei der ſie von den Kaiſern freudig und lebhaft unterſtützt wurden. Zu gleicher Zeit „verſuchten ſie das kanoniſche Leben bei der Weltgeiſtlichkeit in Anwendung zu bringen und in dieſer eine ähnliche Hierarchie zu ſchaffen, wie ſie in ihrem Orden beſtand, indem ſie alle Kirchen dem Papſte unterwarfen. Es galt ihnen die Durchführung der pſeudoiſidoriſchen Dekretalien, die nicht aufgegeben waren; mit der Geſellſchaft Jeſu in neuerer Zeit haben ſie manche Aehnlichkeit.“ Kein Wunder, daß tüchtige und einſichtige Päpſte, wie Gregor V. und Benedict VIII., dieſe Beſtrebungen zu benutzen verſuchten, was ihnen freilich zur Zeit bei dem Widerſtreben der Weltgeiſtlichkeit noch nicht gelang. Auch der Umſtand ward für die Folge bedeutſam, daß die von den Kaiſern eifrig betriebene Miſſion dem römiſchen Stuhle immer neuen Zuwachs an Macht und Anſehn brachte, an dem die Kaiſer bei dem Streben der Völker nach nationaler Selbſtändigkeit weniger Antheil hatten.

Die Herzöge hatten ſich in Deutſchland, als das Reich von Normannen und Ungarn von Außen her bedroht, im Innern von Unruhen zerrüttet war, und ſich ſo die Nothwendigkeit, dem Feinde größere Vereinigungen entgegenzuſetzen, allgemein fühlbar gemacht hatte, wieder erhoben. Es waren mächtige Gau- und Grenzgrafen, welche zu ſolchen Mittelpunkten der Stämme, aus denen ſich das deutſche Reich zuſammenſetzte, erwuchſen. Ihre Rechte beſtanden im allgemeinen Heerbann ihrer Provinz, welcher ihnen bedeutenden Einfluß auf die kleineren Lehnspflichtigen des Reiches verſchaffte, und in der Zuſammenberufung der Landtage, wo ſie die Streitigkeiten der Großen ihres Gebietes durch Vergleich ſchlichteten, oder über dieſelben mit Zuziehung der nicht Betheiligten Recht ſprachen. Doch war ihre Würde weder eine rein ſtammthümliche noch erbliche; ſie wurde als Amt betrachtet, welches der König im Fall der Untreue oder des Todes einziehen und willkürlich wieder vergeben konnte. Gewöhnlich wurden die Herzöge zwar vor jeder großen Unternehmung erſt zuſammenberufen; indeſſen mußten ſie in dringenden Fällen auch unbefragt die Heerfolge leiſten, wenn der Kaiſer etwa aus Italien die Baiern oder Schwaben plötzlich herbeirief. Es findet ſich

aber schon in diesen Zeiten, daß sie ihn oft absichtlich nicht aus allen Kräften unterstützten, damit er nicht zu mächtig würde.

Eine gewisse Beschränkung und Beaufsichtigung fanden die Herzöge in dieser Periode noch an den Markgrafen und Pfalzgrafen; der letzteren gab es jetzt in allen Provinzen einen oder mehrere. Früher war der Pfalzgraf der oberste Hofrichter gewesen; nun sollte in jedem Herzogthume die Stelle des Königs durch sie vertreten werden und alles, was sich auf höhere Jurisdiction und Verwaltung der königlichen Güter und Einkünfte bezog, wurde ihnen untergeben. Der erste Pfalzgraf tritt in Francia Ripuaria auf, dem alten deutschen Hauptlande, wo er als Stellvertreter des Königs betrachtet ward, der, weil er nicht geborener Franke war, dort nicht unmittelbar regieren konnte. Otto I. schuf dann auch in Baiern, um das Herzogthum zu verkleinern, eine Pfalzgrafschaft, der er die zum Reichsgut erklärten herzoglichen Kammergüter Arnulf's unterordnete. Der Pfalzgraf bei Rhein, wie er der erste war, hat sich auch am längsten erhalten.

Dennoch war es gerade die herzogliche Gewalt, welche in Deutschland der Befestigung der königlichen vorzüglich im Wege stand und die Herstellung einer organischen Einheit des deutschen Reiches verhindert hat. Denn einerseits galt es bei dem immer mehr durchdringenden Systeme der Erblichkeit der Lehen bald für Tyrannei, wenn der König das Herzogthum nicht auf die Söhne übergehen ließ; und andererseits waren die Thronbewerber, da die Wahl meist in den Händen der Herzöge lag, genöthigt, diese jedesmal durch neue Vergabungen und Bewilligungen zu gewinnen und eben damit immer fester zu stellen, und so die Theile ihrer Macht aufzugeben, um das Ganze zu bekommen. Neben den Hindernissen, welche das Wahlkönigthum mit sich brachte, und die selbst dadurch nicht vermindert wurden, daß man sich an die Familie hielt, so lange noch männliche Erben da waren, weil dennoch jeder Nachfolger erst von den Fürsten anerkannt werden mußte, — waren es dann besonders die Ideen von der Kaiserwürde, welche die Herrscherkraft anderweitig erschöpften und das allgemeine Reich der Christenheit hat die deutschen Könige verhindert, ein besonderes in ihrem Vaterlande zu gründen. So sehr hatten namentlich die sächsischen Kaiser das Allgemeine vor Augen, so hoch hielten sie sich über dem Standpunkt der Vasallen, daß Otto I., bald nachdem er König geworden, sein Herzogthum fortgab, obwohl doch das Königthum, das nicht mehr auf der Masse des Volkes ruhte, sondern nur über den Vasallen als letzte Spitze stand, seine beste Stütze in einem großen Territorialbesitz gehabt haben würde. Soweit

waren die Kaiſer durch ihre Anſchauungen von einer Univerſalmonarchie dem thatſächlichen Boden entrückt, daß ſelbſt das Beiſpiel ihrer franzöſiſchen Nachbarn auf ſie keinen Eindruck machte. Freilich unterſtützte dieſe auch der kaum hoch genug anzuſchlagende Vortheil der Erblichkeit der Krone, und der Sinn ihres Volkes war nicht ſo durchgängig auf beſondere Lebenskreiſe gerichtet, wie der der Deutſchen.

Eigenthümlich iſt nun aber das Verhältniß, in welches ſich die Könige zur Geiſtlichkeit ſtellten. Wir ſehen ſie Stifter und Klöſter faſt noch reicher bedenken als dies einſt von den Merovingern und Karolingern geſchehen war. In vollem Maße wurden ihnen Aecker, Weiden, Wälder ſammt Benutzung der Jagd und Fiſcherei in ihren Forſten und Waſſern ertheilt, obgleich die erſtere dem Klerus ſtreng unterſagt war*). Außerdem erhielten ſie Rechte auf einträgliche Salz- und Bergwerke, Markt- und Durchgangszölle, Befreiungen von den öffentlichen Laſten der Kriegsfuhren, des Einlagers der königlichen Beamten und der Einquartierung. Wichtiger als alles dieſes waren die Exemtionen ihrer Güter von der Gewalt der königlichen Beamten. Um Colliſionen zu vermeiden, ließen ſich Biſchöfe und Aebte auch den Blutbann mit den vollſtändigen Befugniſſen des Grafenamtes für ihre Vögte übertragen, ſo daß kein königlicher Beamter ferner berechtigt war, im Gebiete der geiſtlichen Anſtalt irgend eine öffentliche Handlung zu vollziehen. Die Könige gingen noch weiter. Sehr oft waren die kirchlichen Territorien von Beſitzungen kleiner frei gebliebener Beſitzer durchſchnitten; um nun die Irrungen, welche ſich hieraus zwiſchen den verſchiedenen Gerichtsbarkeiten, des Grafen und des Kirchenvogts, ergeben mußten, zu vermeiden, erhielt die Kirche den ganzen Bezirk zu ihrem Gerichtsſprengel. Ja es wurden den Biſchöfen ganze Gaue verliehen, mit dem Rechte, die Beamten darin einzuſetzen, das Recht zu ſprechen und von den freien Leuten den Kriegsdienſt für das Reich zu fordern. So erhielt z. B. Calvin, Biſchof von Cambrai, den Grafengau dieſer Stadt, das Hochſtift zu Worms ein Grafengericht am untern Neckar, die neu geſtifteten Bisthümer Magde-

*) Die Jagd war zur Zeit der altgermaniſchen Verfaſſung allen freien Eigenthümern der Mark geſtattet geweſen. Die fränkiſchen Könige verfielen zuerſt darauf, ihre Waldungen einzuforſten, d. h. die Nachbarn von der Theilnahme an der Jagd auszuſchließen. Dies ahmten die größeren Grundbeſitzer nach und bei Verleihungen und Veräußerungen behielt man ſich ſehr oft den Wildbann vor oder vergab ihn beſonders. Ganz ebenſo war es mit der Fiſcherei und dem Waſſermühlenbetrieb, nachdem ſich Herren und Fürſten des Waſſers weit hinauf an den Flüſſen für ihre Mühlen angemaßt.

burg und Brandenburg Grafschaftsrechte, und der Bischof von Würzburg sogar herzogliche Rechte über die zu seinem Sprengel gehörigen Grafschaften. Nicht, als ob es hiebei auf eine völlige Unabhängigkeit der geistlichen Herren abgesehen gewesen wäre; es sollten vielmehr ihre Macht und ihre Besitzungen zu einem Gegengewicht gegen den Trotz der weltlichen Vasallen dienen. Denn die Könige besetzten entweder geradehin die Bisthümer, oder wenn auch dem Klerus die Wahl erlaubt wurde, konnten sie dennoch ihre Zustimmung verweigern. Viele Besitzungen der Kirche nämlich, und zwar gewiß ebenso viele als geschenkt waren, waren nur verliehen; es wurden dann die allgemeinen Vorstellungen vom Lehnswesen auf sämmtliche Güter der Kirche übertragen, und es bildete sich im zehnten Jahrhundert die Ansicht aus, daß der Inbegriff aller weltlichen Rechte den Vorstehern der Kirche jedesmal vom Könige übertragen werden müsse. Der Bischof oder Abt leistete beim Antritt seines Amtes, wie der weltliche Vasall bei der Belehnung, den Lehnseid der Treue und empfing einen Ring und den Hirtenstab aus der Hand des Königs als Zeichen der Uebertragung aller dem Stifte eingeräumten Güter und Rechte. Es ist leicht einzusehen, welche Vortheile es den Königen gewähren mußte, durch Ernennung ihnen ergebener Männer zu den oft erledigten Kirchenämtern, wo natürlich von Erblichkeit nicht die Rede war, ein Gegengewicht gegen die Vasallen zu schaffen. Man kann geradezu sagen, daß Krone und Episcopat einen Bund geschlossen hatten gegen die gemeinsamen Gegner, die weltlichen Fürsten. Otto I. war es, der, weil eine Regierung von einem Mittelpunkte aus, wie sie Karl gehandhabt hatte, nicht mehr möglich war, zuerst die Politik befolgte, durch Schenkungen, Privilegien und Verleihung von Immunitäten die Bischöfe den weltlichen Machthabern gleichzustellen, und ihnen sodann einen directen weitreichenden Einfluß auf alle Reichsgeschäfte zu verstatten. Daß dieser Weg vor der Hand der richtige war, zeigt das Beispiel von seinem eigenen Bruder Brun, dem Erzbischof von Köln, und das von Willigis; bischöfliche Vasallen waren es, mit denen die Kriege in Italien geführt wurden; durch die Hülfe der Bischöfe war es gelungen, die Gegenparteien im Innern niederzuwerfen. Aber nicht für immer war auf diesen Beistand zu zählen. Wenigstens nicht ohne Lohn wurde er geleistet und nicht selten kam es vor, daß die Kaiser von den Kirchenfürsten Widerstand erfuhren. Wie lange sträubte sich Wilhelm von Mainz gegen die Errichtung einer Metropole in Magdeburg, und Heinrich von Würzburg sowie Magingaud von Eichstädt gegen das neue Bisthum Bamberg! Vielfach wurde auch gegen die Ernennung der Bischöfe durch die

waren die Kaiſer durch ihre Anſchauungen von einer Univerſalmonarchie dem thatſächlichen Boden entrückt, daß ſelbſt das Beiſpiel ihrer franzöſiſchen Nachbarn auf ſie keinen Eindruck machte. Freilich unterſtützte dieſe auch der kaum hoch genug anzuſchlagende Vortheil der Erblichkeit der Krone, und der Sinn ihres Volkes war nicht ſo durchgängig auf beſondere Lebenskreiſe gerichtet, wie der der Deutſchen.

Eigenthümlich iſt nun aber das Verhältniß, in welches ſich die Könige zur Geiſtlichkeit ſtellten. Wir ſehen ſie Stifter und Klöſter faſt noch reicher bedenken als dies einſt von den Merovingern und Karolingern geſchehen war. In vollem Maße wurden ihnen Aecker, Weiden, Wälder ſammt Benutzung der Jagd und Fiſcherei in ihren Forſten und Waſſern ertheilt, obgleich die erſtere dem Klerus ſtreng unterſagt war*). Außerdem erhielten ſie Rechte auf einträgliche Salz- und Bergwerke, Markt- und Durchgangszölle, Befreiungen von den öffentlichen Laſten der Kriegsfuhren, des Einlagers der königlichen Beamten und der Einquartierung. Wichtiger als alles dieſes waren die Exemtionen ihrer Güter von der Gewalt der königlichen Beamten. Um Colliſionen zu vermeiden, ließen ſich Biſchöfe und Aebte auch den Blutbann mit den vollſtändigen Befugniſſen des Grafenamtes für ihre Vögte übertragen, ſo daß kein königlicher Beamter ferner berechtigt war, im Gebiete der geiſtlichen Anſtalt irgend eine öffentliche Handlung zu vollziehen. Die Könige gingen noch weiter. Sehr oft waren die kirchlichen Territorien von Beſitzungen kleiner frei gebliebener Beſitzer durchſchnitten; um nun die Irrungen, welche ſich hieraus zwiſchen den verſchiedenen Gerichtsbarkeiten, des Grafen und des Kirchenvogts, ergeben mußten, zu vermeiden, erhielt die Kirche den ganzen Bezirk zu ihrem Gerichtsſprengel. Ja es wurden den Biſchöfen ganze Gaue verliehen, mit dem Rechte, die Beamten darin einzuſetzen, das Recht zu ſprechen und von den freien Leuten den Kriegsdienſt für das Reich zu fordern. So erhielt z. B. Calvin, Biſchof von Cambrai, den Grafengau dieſer Stadt, das Hochſtift zu Worms ein Grafengericht am untern Neckar, die neu geſtifteten Bisthümer Magde-

*) Die Jagd war zur Zeit der altgermaniſchen Verfaſſung allen freien Eigenthümern der Mark geſtattet geweſen. Die fränkiſchen Könige verfielen zuerſt darauf, ihre Waldungen einzuforſten, d. h. die Nachbarn von der Theilnahme an der Jagd auszuſchließen. Dies ahmten die größeren Grundbeſitzer nach und bei Verleihungen und Veräußerungen behielt man ſich ſehr oft den Wildbann vor oder vergab ihn beſonders. Ganz ebenſo war es mit der Fiſcherei und dem Waſſermühlenbetrieb, nachdem ſich Herren und Fürſten des Waſſers weit hinauf an den Flüſſen für ihre Mühlen angemaßt.

burg und Brandenburg Grafschaftsrechte, und der Bischof von Würzburg sogar herzogliche Rechte über die zu seinem Sprengel gehörigen Grafschaften. Nicht, als ob es hiebei auf eine völlige Unabhängigkeit der geistlichen Herren abgesehen gewesen wäre; es sollten vielmehr ihre Macht und ihre Besitzungen zu einem Gegengewicht gegen den Trotz der weltlichen Vasallen dienen. Denn die Könige besetzten entweder geradehin die Bisthümer, oder wenn auch dem Klerus die Wahl erlaubt wurde, konnten sie dennoch ihre Zustimmung verweigern. Viele Besitzungen der Kirche nämlich, und zwar gewiß ebenso viele als geschenkt waren, waren nur verliehen; es wurden dann die allgemeinen Vorstellungen vom Lehnswesen auf sämmtliche Güter der Kirche übertragen, und es bildete sich im zehnten Jahrhundert die Ansicht aus, daß der Inbegriff aller weltlichen Rechte den Vorstehern der Kirche jedesmal vom Könige übertragen werden müsse. Der Bischof oder Abt leistete beim Antritt seines Amtes, wie der weltliche Vasall bei der Belehnung, den Lehnseid der Treue und empfing einen Ring und den Hirtenstab aus der Hand des Königs als Zeichen der Uebertragung aller dem Stifte eingeräumten Güter und Rechte. Es ist leicht einzusehen, welche Vortheile es den Königen gewähren mußte, durch Ernennung ihnen ergebener Männer zu den oft erledigten Kirchenämtern, wo natürlich von Erblichkeit nicht die Rede war, ein Gegengewicht gegen die Vasallen zu schaffen. Man kann geradezu sagen, daß Krone und Episcopat einen Bund geschlossen hatten gegen die gemeinsamen Gegner, die weltlichen Fürsten. Otto I. war es, der, weil eine Regierung von einem Mittelpunkte aus, wie sie Karl gehandhabt hatte, nicht mehr möglich war, zuerst die Politik befolgte, durch Schenkungen, Privilegien und Verleihung von Immunitäten die Bischöfe den weltlichen Machthabern gleichzustellen, und ihnen sodann einen directen weitreichenden Einfluß auf alle Reichsgeschäfte zu verstatten. Daß dieser Weg vor der Hand der richtige war, zeigt das Beispiel von seinem eigenen Bruder Brun, dem Erzbischof von Köln, und das von Willigis; bischöfliche Vasallen waren es, mit denen die Kriege in Italien geführt wurden; durch die Hülfe der Bischöfe war es gelungen, die Gegenparteien im Innern niederzuwerfen. Aber nicht für immer war auf diesen Beistand zu zählen. Wenigstens nicht ohne Lohn wurde er geleistet und nicht selten kam es vor, daß die Kaiser von den Kirchenfürsten Widerstand erfuhren. Wie lange sträubte sich Wilhelm von Mainz gegen die Errichtung einer Metropole in Magdeburg, und Heinrich von Würzburg sowie Magingaud von Eichstädt gegen das neue Bisthum Bamberg! Vielfach wurde auch gegen die Ernennung der Bischöfe durch die

Könige das uralte Recht der Kirchengemeinde und des Klerus geltend gemacht, ihre Vorſteher ſelbſtändig zu wählen. In manchen Fällen ſetzten einzelne Stifter ihren Willen durch; andere bemühten ſich im Geiſte der Zeit durch Privilegien das Wahlrecht zu erwerben. Doch hielten die Könige und vornehmlich Heinrich II., der ſonſt die Kirche am reichſten bedachte, an ihrem oberherrlichen Rechte feſt; ja ſie ſtraften die Biſchöfe wie die übrigen Vaſallen So ſchickte Otto I. den Erzbiſchof von Mainz und den Biſchof Ruthard von Straßburg, als ſie zu den Aufrührern getreten waren, ins Kloſter; den Biſchof Adelbert von Magdeburg, der den Herzog Hermann von Sachſen mit kaiſerlichen Ehrenbezeugungen empfangen, verurtheilte er ſo viel Pferde zu geben, als er dem Herzog zu Ehren Glocken läuten und Lichter anzünden laſſen; und Herzog Heinrich von Baiern ließ den Erzbiſchof von Salzburg mit roher Grauſamkeit blenden, weil er Ludolf's Partei ergriffen hatte.

Dagegen ſtand die deutſche Kirche noch in einem freieren Verhältniß zu den Päpſten. Zwar erlangten dieſe ſeit Nicolaus I., daß die Erzbiſchöfe beim Empfange des Palliums dem römiſchen Stuhle eidlich Gehorſam gelobten für alle ſchon erlaſſenen und noch zu erlaſſenden Decrete, konnten aber damit noch nicht recht durchdringen. Einmiſchungen des kirchlichen Oberhauptes in die Regierung der Diöceſen wurden gar nicht geſtattet; und die Biſchöfe des mainzer Erzſprengels beſchloſſen im Jahre 1022 auf der Synode zu Seligenſtadt, als es nach dem rohen Glauben der Zeit Sitte geworden war, aus Rom Ablaß zu holen, weil doch der höchſte Prieſter den kräftigſten Segen ertheilen und am beſten die Sünden vergeben könne, daß keinen eine ſolche Abſolution reinigen ſolle, der nicht zuvor der ihm von ſeinem Biſchof auferlegten Buße Genüge geleiſtet. Ueberhaupt muß den deutſchen Biſchöfen dieſer Zeit nachgerühmt werden, daß ſie nicht nur die Gebildetſten und Einſichtigſten ihrer Nation, ſondern auch diejenigen waren, in denen das Gefühl für die Einheit und den Ruhm der Nation am bewußteſten lebte. Hätte nicht Kaiſer Heinrich ſelbſt die Pläne des Erzbiſchofs Aribo von Mainz vereitelt, die auf nichts Geringeres als auf eine Nationalkirche unter der Führung von Mainz gerichtet ſchienen, ſo wäre vielleicht der verderbliche Streit zwiſchen Staat und Kirche in der Folge nicht entſtanden.

Wie hoch nun aber auch die Kirche von den Königen geehrt, in wie beſonderer Heiligkeit der geweihte Prieſter dem Laien, der den Weg zum Heil nicht kannte, erſcheinen mußte, wie große geiſtliche und weltliche Mittel der Klerus in Händen hatte: alles reichte nicht, die Geiſtlichen vor dem gewaltthätigen Sinn der Zeit zu ſchützen und ihnen den ruhi-

gen Besitz der Güter zu sichern. Mächtige Nachbarn rissen Stücke des Kirchengebietes an sich, drangen gewaltsam beim Tode der Vorsteher in Klöster und Stifter und hausten hier, bis alle Vorräthe aufgezehrt waren. Um wenigstens die Personen der Bischöfe zu schützen, hatten schon früh hohe Ansätze des Wehrgeldes für diese gemacht werden müssen, und bei den Sachsen hatte Karl der Große den Tod für die Ermordung eines Bischofs als Strafe bestimmt. Dennoch kommen Mißhandlungen und Ermordungen der Geistlichen unter den sächsischen Kaisern noch oft genug vor. Häufig begaben sich deßhalb Kirchen und Klöster unter die besondere Schirmvogtei des Königs oder benachbarter weltlicher Großen, erlangten dabei aber gewöhnlich nur Druck und Beraubung von diesen selbst. In solchen Fällen setzte dann auch der Schirmherr den eigentlichen Kirchenvogt ein. Aber selbst wenn die geistlichen Anstalten das Recht bewahrt hatten, ihren Vogt aus eigener Macht zu bestellen, so bewahrte sie das doch vor dem in der Richtung der Zeit gegebenen Streben der Inhaber nicht, auch diese Aemter zu erblichen Beneficien zu machen. Durch Wiederbelehnungen an Untervögte wurden die Verhältnisse noch verwickelter; die Vogteien wurden vertauscht, verpfändet, mit Gewalt genommen, und verschiedene Bewerber führten oft lange Kämpfe um Stellen dieser Art. Den Vögten kam nämlich ein Gewisses an ländlichen Erzeugnissen, der dritte Theil der Geldbußen und das Einlager auf ihren Reisen und an den Gerichtstagen nebst manchen Diensten der Hintersassen der Kirche zu. Gewöhnlich war das Ende solcher Streitigkeiten, daß fast jedes Dorf seinen eigenen Vogt erhielt.

Wie allgemein überhaupt noch rohe Wildheit und Zügellosigkeit war, kann man z. B. daraus ersehen, daß Heinrich II. die strengsten Vorschriften wegen des Landfriedens gab, und Bischof Burkhard von Worms (gest. 1025)*) fünfundvreißig Mordthaten in einem Jahre in seinem Sprengel zählte, ohne daß die Mörder Scham und Reue hätten blicken lassen. Räubereien waren noch weit häufiger, und doch konnte ein auf handhafter That ertappter Dieb ohne Weiteres aufgehängt werden. Auch Menschenraub und Menschenverkauf sind nichts Seltnes. Das eigentliche Volk mit seiner Freiheit und seiner Berechtigung zur Theilnahme am öffentlichen Leben trat von jetzt ab fast ganz zurück. Die freien Landbauern waren, außer in Friesland, fast überall zu Hörigen und Hinter-

*) Es sind uns von ihm merkwürdige Verordnungen zu Gunsten der Angehörigen seines Stiftes erhalten, welche die Rechtsverhältnisse aller Stadtbewohner umfassen und besonders die Dienstrechte der Ministerialen feststellen.

faſſen geworden. Dagegen bildete ſich das Inſtitut der Miniſterialen, halbfreier Leute, die für eine größere oder kleinere Vergabung an Grund und Boden ihren Herren, ſei es Grafen und Herzögen oder Biſchöfen, Kriegsdienſte thaten, immer mehr aus. Denn durch dieſe Dienſte, die beſonders bei den Römerzügen von großem Werthe waren, hoben ſie ihre Stellung allmählig wieder und erwuchſen dergeſtalt zum niedern deutſchen Adel.

Die Wiſſenſchaften begannen ſeit der Mitte des zehnten Jahrhunderts in Deutſchland ſich wieder zu heben. Die feinere Bildung, welche ſich am kaiſerlichen Hofe durch die Verbindung mit Italien verbreitete, nöthigte die Geiſtlichen, die dort Anſehen erwerben und zu hohen Aemtern emporſteigen wollten, ſich wenigſtens einige Kenntniſſe zu erwerben. Daher ſehen wir gebildete Männer als Biſchöfe und Aebte die Liebe zu litterariſcher Thätigkeit in ihren Wirkungskreiſen mit Glück und Eifer verbreiten. In dieſer Beziehung wirkte beſonders ſegensreich Brun von Köln, der am Hofe ſeines Bruders eine Schule einrichtete nach der Art derer, die zu Karl's Zeiten beſtanden hatten, in den folgenden wilden Zeiten jedoch untergegangen waren. Berühmt waren auch die Stiftsſchulen der Biſchöfe Meinwerk von Paderborn und Bernward von Hildesheim; der Letztere, einſt Lehrer Otto's III., legte eine reiche Bibliothek geiſtlicher und philoſophiſcher Schriften an und war berühmt durch ſeine künſtleriſchen Arbeiten in Metall. In Magdeburg lehrte Otrik, der Cicero ſeiner Zeit, in St. Gallen die Ekkehard's und Notker, durch deren Fleiß uns das ſchöne Gedicht „Walter von Aquitanien" aufbewahrt iſt. Es wurden Horatius, Virgilius, Salluſtius, Statius, Terentius, Cicero, Seneca geleſen, wodurch ſich die Schreibart der Hiſtoriker ſo verbeſſerte, daß Widukind von Corvei, der den Salluſt nachahmte, und Thietmar von Merſeburg ſelbſt die italieniſchen Chroniſten übertrafen. Bedeutſam iſt es, daß gerade in Sachſen damals die Gelehrſamkeit und Bildung am meiſten blühte; die Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes, ſelbſt die Frauen, leuchteten auch in dieſer Beziehung allen Andern voran. Eine Nonne zu Gandersheim, Roswitha (vor 984), ſchrieb lateiniſche Komödien, um den Terenz zu verdrängen, von deſſen lieblicher Sprache, wie ſie ſagt, Mancher angezogen wird, und ſich dann mit der Kenntniß ſündlicher Dinge befleckt; und Notker Labeo, verfaßte bald darauf eine deutſche Ueberſetzung der Pſalmen in fränkiſcher Mundart: Als ein Wunder ſeiner Zeit endlich wird Gerbert (als Papſt Sylveſter II.) angeſtaunt, der freilich nicht deutſcher Herkunft war, jedoch eine Zeit lang als Lehrer Otto's III. dieſſeit

des Rheines verweilte. Er hatte von seinem Aufenthalte in der spanischen Mark, dem Grenzlande der arabischen Bildung, eine so außerordentliche Gelehrsamkeit, auch der exacten Wissenschaften, heimgebracht, daß ihn die Sage zum Zauberer werden ließ.

Städtische Gewerbe waren noch in ihrer Kindheit. Wollen- und Leinwebereien blieben noch immer weibliche Arbeiten, und auch Kaiserinnen beschäftigten sich damit. Doch scheinen die Entdeckung, oder besser Benutzung der Silbergruben des Harzes unter Otto's I. Regierung (um 960) und die mit Italien, sowie mit Griechenland, angeknüpften Verbindungen den Wohlstand und die äußere Cultur in jenen Zeiten schon mehr gehoben zu haben.

In dem obern Italien bis an die Tiber hinab hat im Allgemeinen eine ähnliche Entwickelung der politischen Verhältnisse Statt gefunden, wie in Deutschland und Frankreich; nur daß hier bald durch die Städte ein anderes Moment und eine andere Richtung hineingebracht wurde. Nach seinem zweiten italischen Zuge löste Karl der Große die Herzogthümer der Langobarden, um seine neue Herrschaft zu sichern, in Grafschaften auf und legte den Grund zu einer größeren Ausbreitung des Lehnswesens durch fränkische Ritter, welche in den Städten angesiedelt wurden und Güter zu ihrem Unterhalte erhielten. Im Gewirre der Parteien, im Kampfe der Gegenkönige bildeten sich alle Folgen dieser Verhältnisse noch weit schneller und härter aus, als anderswo. Die Prälaten und großen Herren erhielten mit leichter Mühe alle nur möglichen Exemtionen und Immunitäten, und die Grafen übten ihre Rechte als erbliche Privilegien aus, wenn auch in kleineren Bezirken, als in ihrem ehemaligen Amtssprengel, wo zugleich manche andere Dienstleute oder begüterte Freie ebenso selbständig auftraten. Nur in den größeren Städten waren die Gemeinden stark genug, sich und ihr nächstes Gebiet von einem Herrn frei zu erhalten. In diesen aber und den Umgegenden hatten auch die Bischöfe zahlreiche Dienstmannen; die Gerichtsbarkeit ihres Vogtes kreuzte sich mit der des Grafen, und da den verschiedenen Thronbewerbern immer besonders daran liegen mußte, die hohe Geistlichkeit zu gewinnen, so wurde der gewöhnliche Preis der Erklärung für einen Prätendenten die Uebertragung der Grafengewalt an den Bischof. Auch die Ottonen verfuhren in diesen Dingen wie in Deutschland, sie statteten die geistlichen Herren, um die mächtigen Lehnsträger zu schwächen, mit weltlichen Hoheitsrechten aus, und fast alle Städte Oberitalien's

ſtehen um dieſe Zeit unter den Vicegrafen — ſo hießen hier die Vögte — der Biſchöfe. Die Kaiſer aber hatten leichteres Spiel, nachdem die Aufmerkſamkeit im Allgemeinen mehr auf einzelne Kreiſe und auf die Feſtſtellung des Beſitzes oder die Erwerbung politiſcher Rechte in dieſen gewendet wurde. Es ſtand jetzt faſt niemand mehr an der Spitze einer ſolchen Macht, auf welche er einen erfolgreichen Widerſtand hätte gründen können; größere weltliche Fürſten waren nur noch die Markgrafen von Toscana und Ivrea*), aus deren Geſchlecht ſich der letzte Gegenkönig erhob, und im Süden die von Spoleto. Durch die Verbindung aber der freien Leute und der Lehnsträger der Kirche unter einen Gerichtsbann zu einer berathenden und richtenden Gemeinde, erſtarkte dieſe bedeutend. Das Streben der Letzteren, den Freien an Rechten nicht nachzuſtehen, wird der Grund zu republicaniſchen Einrichtungen, und als dann Kaiſer und Papſt in Streit gerathen, Gegenbiſchöfe und Gegengrafen in den Städten ſich bekämpfen, erwerben viele derſelben die vollkommene Freiheit.

Etwas abweichend geſtalteten ſich die Verhältniſſe in Rom und den unmittelbar aus der oſtrömiſchen Herrſchaft an den Papſt gekommenen Landſchaften. Die Karolinger hatten hier nichts geändert, auch finden wir altrömiſche Namen und Würden, aber die alten Familien ſind dennoch zu Adligen des Mittelalters geworden. Wir haben ihre ſich befehdenden Factionen kennen gelernt, wir haben geſehen, wie ein herbeikommender Fürſt oder der Kaiſer oder die Pöbelhaufen der Stadt bald dieſer bald jener Faction das Uebergewicht geben. Wie in Rom war es hier auch in den anderen Städten. Das ganze Treiben war ohne allen ſittlichen Halt, rein auf Selbſtſucht, ſinnlichen Genuß und Vermehrung der Macht baſirt, und der errungene Sieg wird jedesmal bis zur wildeſten Tyrannei gegen die Unterliegenden geſteigert. Auch hier wurden, namentlich in Ravenna, in Nachahmung germaniſcher Inſtitute, Kirchengüter zu Lehen gegeben, und die belehnten Familien nannten ſich dann nach ſolchen Beſitzungen Herzöge oder Grafen.

Die größeren Lehnsleute der Biſchöfe, ihre Untervögte, denen die Gerichtsbarkeit über kleinere Bezirke delegirt iſt, führen überall den Namen Capitani; die kleineren und Afterlehnsträger, Dienſtmannen u. ſ. w. werden Valvaſſoren genannt. Beide Klaſſen, vereinigt mit der freien Gemeinde, finden ſich faſt in allen Städten. Aus jedem Stand werden ſechs ſtändige Schöffen zum Rath und zum Gericht erwählt. Sie ſprechen

*) S. Leo, Geſchichte von Italien. Thl. I. S. 353.

in der Lombardei nach lombardischem, in den oströmischen Städten nach römischem Recht; aber an der Spitze des Ganzen steht für jetzt noch immer der Lehen- oder Vicegraf des Bischofs. Es waren nun erhöhtes Gewerbe, vermehrter Kunstfleiß, vor allem aber der Handel, welche die Stadtgemeinden hoben und Subsistenz- so wie Geldmittel auch in die Hände derer brachten, die in diesen Städten keinen Grundbesitz hatten. Die an der See gelegenen Hafenplätze führten den Arabern in Aegypten, Syrien und Nordafrika die Bedürfnisse des Nordens zu, welche diese bei ihrem genußreichen, auf Pracht und Luxus gestellten Leben brauchten, vornehmlich Pelzwerk, Leinen, Hanf und vor allem Sklaven. In Unteritalien stand besonders Amalfi in unmittelbarem Verkehr mit allen saracenischen Häfen, während in Oberitalien das damals schon blühende Venedig seine Verbindungen mehr nach Constantinopel richtete. Wie dieser Staat seinen Ursprung den Flüchtlingen verdanken soll, die vor Attila's wilden Horden Schutz auf den von den Strömen ins Adriatische Meer hineingeführten Schlamm- und Kiesbänken, den sogenannten Lagunen, und den daneben liegenden Inseln suchten, ist schon in der alten Geschichte erwähnt. Mit der Eroberung der Langobarden nahm die Zahl derselben bedeutend zu. Anfangs hatte jede Insel ihre besondere Regierung, an deren Spitze, nach der damaligen militärischen Einrichtung der oströmischen Provinzen in Italien, Tribunen standen. Den Oberbefehl führte der Dux von Venetien. Aber sein Gebiet wurde durch die Eroberungen der Langobarden immer kleiner, immer mehr auf die Inseln beschränkt und immer getrennter von dem Exarchat zu Ravenna. So wählten denn die Tribunen und das Volk der Inseln selbständig ihren Dux (späterhin Doge genannt), zuerst im Jahr 697. Venetien beugte sich nicht unter langobardische, fränkische oder deutsche Herrschaft; es machte sich vielmehr während und nach den Bilderstreitigkeiten auch von der griechischen Oberhoheit immer unabhängiger. Zu Anfang des neunten Jahrhunderts entstand die eigentliche Stadt Venedig, indem sich die Einwohner, von König Pipin zur See angegriffen, auf die festesten und bedeutendsten Inseln, namentlich Rialto, Malamocco und Torcello zusammendrängten. Die dem Handel überaus günstige Lage zwischen dem oströmischen Reiche und dem westlichen Abendlande erhob die Stadt sehr bald vor allen anderen in Italien. Langwierige Kämpfe mit saracenischen und, nachdem die Reiche von Kroatien und Dalmatien gegründet waren, mit slavischen Seeräubern trugen dazu bei, die Thatkraft und kriegerische Tüchtigkeit der Einwohner zu erhalten und zu vermehren. Otto II., dem bei seiner Stellung zu

den Griechen an der Herrſchaft über Venedig liegen mußte, ſuchte einen Streit der Parteien in der Stadt zu ihrer Unterwerfung zu benutzen; er mußte indeß eine großartig eingeleitete Belagerung unverrichteter Sache wieder aufheben. Schon damals war die Flotte des jungen Staates bedeutend, ſie erſetzte den verſperrten Zuſammenhang mit dem Feſtlande. Später ſchritten dann die Bürger weiter aus den Lagunen hervor, und unterwarfen gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts die iſtriſchen und dalmatiſchen Küſtenſtädte.

17. Kaiſer Konrad II.

(1024—1039.)

Nach innerer Kraft und äußerm Anſehen war das deutſche Reich bei dem Ausſterben des ſächſiſchen Kaiſerſtammes das erſte in Europa. Denn der Norden und Oſten, wie bedeutende Fürſten auch Knud der Däne und der Pole Boleslav ſein mochten, waren noch nicht genug in ſich geſammelt, das griechiſche Kaiſerthum tief geſunken, Frankreich eben erſt im Begriff aus vielfacher Zerklüftung wieder zuſammenzuwachſen. Zum deutſchen Reiche aber gehörten damals Italien und Lothringen, und ein Theil der ſlaviſchen Länder im Oſten konnte ſich der Abhängigkeit von Deutſchland nicht ganz entziehen. Das neue Herzogthum Kärnthen war durch die italieniſchen Marken Verona und Aquileja vergrößert worden, die Otto I. weislich zu Deutſchland geſchlagen hatte, um ſich durch dieſe den Paß nach Italien offen zu erhalten.

Ein ſolches Reich war jetzt ohne Oberhaupt. Zwietracht oder unverſtändiges Streben nach eigener Unabhängigkeit hätten das ganze Gebäude untergraben können; aber die Fürſten zeigten ſich abermals des Namens deutſcher Männer würdig. Sie waren entſchloſſen, nicht nach Privatrückſicht irgend einen leicht zu lenkenden Schwächling, ſondern um des Ganzen willen den Beſten zu wählen. Die Deutſchen hatten ſich unter den Ottonen ſo weit mit einander eingelebt, daß zum erſten Male wieder eine Wahl von der Geſammtheit der Nation vorgenommen wurde. Nachdem in den Provinzen die beſonderen Berathſchlagungen waren gehalten worden, verſammelten ſich gegen den Herbſt 1024 die Herzöge,

Grafen, Bischöfe und übrigen Herren des ganzen Volks in der Ebene am Rhein zwischen Mainz und Worms. Dort lagerten sie sich unter freiem Himmel, die Sachsen, Slaven, Ostfranken, Baiern und Schwaben auf der rechten, die Lothringer und Westfranken auf der linken Seite des vaterländischen Stromes. Die damaligen deutschen Herzöge, wenn auch nicht alle bei der Wahl anwesend, waren: Konrad von Franken, Friedrich von Ober- und Gozilo von Niederlothringen, Bernhard von Sachsen, Heinrich von Baiern, Adalbert von Kärnthen, Ernst von Schwaben und Udalrich von Böhmen.

Noch immer wurden die Franken als das Hauptvolk des großen deutschen Bundes geachtet. Auf sie war daher auch jetzt am meisten der Blick gerichtet. Aber außer dem Herzoge Konrad schien ein anderer Großer dieses Stammes, der gleichfalls Konrad hieß, und der Salier genannt wird, der Achtung nicht weniger würdig, wenn er auch weniger durch großen Länderbesitz und Einfluß hervorragte. Beide übrigens führten ihre Herkunft auf Otto I. zurück, indem ihr Urgroßvater jener Konrad war, der auf dem Lechfelde fiel und Otto's älteste Tochter zur Gemahlin hatte. Damit sich nun diese Beiden nicht im Wege ständen, nahm der ältere, der Salier, den jüngern bei Seite, und stellte ihm vor, wie alle Wählenden sie beide allein des Thrones werth achteten, wie es ihnen als Verwandten daher zieme, diese Ehre ihres Stammes nicht durch Zwietracht zu verhindern; er versprach auch, wenn man den jüngern wählte, der erste mit dem Treuschwur zu sein, welches hierauf dieser seinerseits gleichfalls zusagte. Jetzt schritt man zu der feierlichen Handlung. Das Volk wandte sich zuerst an den Erzbischof Aribo von Mainz, als den ersten Geistlichen des Reichs, und ersuchte ihn um seine Meinung. Dieser gab darauf laut und fröhlich seine Stimme dem ältern Konrad. Ihm fielen die anderen Erzbischöfe und Bischöfe sämmtlich bei. Jetzt war es an den weltlichen Fürsten. Da stand zuerst Herzog Konrad der jüngere auf, der sich eben noch mit den Lothringern, die seinem Vetter feindselig waren, besprochen hatte, und gab sodann vor allem Volk dem ältern Vetter seine Stimme. Schnell folgten die Uebrigen, das ganze Volk stimmte ein, und freudig ward der neue König nach Mainz geführt und daselbst gekrönt.

Das allgemeine Vertrauen auf diesen wackern Mann war so groß, daß man laut rühmte, die Zeiten Karl's des Großen seien wiedergekehrt. „Man setzt sich dem Verdacht der Schmeichelei aus," sagt sein Hauscaplan Wipo, der sein Leben beschrieben hat, „wenn man erzählen will,

wie großmüthig, heiter, standhaft, unerschrocken, wie leutselig gegen alle Rechtschaffenen und wie streng gegen die Bösen, wie gütig gegen die Bürger und wie schrecklich den Feinden, wie nachdrucksvoll in Geschäften und wie unermüdet zum Besten des Reichs Konrad gewesen." In der That war er in Krieg und Frieden rastlos thätig, wie Kaiser Karl; „an Konrad's Sattel hängen die Bügel Karl's des Großen," sagte das Volk. Er durchzog alle Provinzen des Reichs, um Recht zu sprechen, schützte die Ostgrenze gegen die unruhigen Polen, und jagte sie aus der Lausitz (1031). Besonders beschäftigte es ihn, die Ansprüche Deutschland's auf das arelatische Reich geltend zu machen. Dort wurde damals Rudolf III. König genannt; denn von der Regierungsgewalt hatten ihm seine Großen wenig oder nichts übrig gelassen. Kinderlos, hatte er seinen Neffen, den Kaiser Heinrich II., wie oben erwähnt, zum Erben seiner Krone ernannt; aber dieser war früher als Rudolf gestorben. Nun war wohl Konrad's Gemahlin Gisela, die in erster Ehe dem Herzoge Ernst von Schwaben vermählt gewesen war, Rudolf's Schwestertochter; indeß Graf Odo von Champagne war Sohn einer ältern Schwester, weshalb Konrad seine Ansprüche nicht auf jene Verwandtschaft, sondern auf die alte Oberlehnsherrlichkeit der deutschen Könige über Burgund, die auch Arnulf geltend gemacht hatte, gründete. Rudolf widersprach; aber der starke und feste Konrad, der, wie sein Biograph sagt, eher das Reich mehren als mindern wollte, wußte seinen Ansprüchen Nachdruck zu geben; er nahm Basel mit Waffengewalt. Hierauf zog er nach dem stets unruhigen und mit sich selbst entzweiten Italien (1026), wo die Fürsten die deutsche Herrschaft haßten, während sie von der Geistlichkeit, die ihr zahlreiche Privilegien und Exemtionen verdankte, gestützt wurde; er zwang die Widerspenstigen zur Unterwerfung, und ward zuerst zu Mailand von dem dortigen Erzbischof Heribert zum König von Italien, sodann in Rom (1027, 26. März) vom Papst Johann XIX. zum Kaiser gekrönt, in Gegenwart der Könige Knud von Dänemark und England und Rudolf von Burgund. Jener hatte als Pilger die Reise nach Rom gemacht, dieser um seine friedliche Gesinnung zu bezeigen. Als nun der Kaiser, nachdem er die Ruhe Italien's gesichert, wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, sah er seinen Stiefsohn, Herzog Ernst II. von Schwaben, wie schon früher einmal, wider sich in Waffen; denn dieser glaubte, ihm dem Neffen Rudolf's, gebühre Burgund. Da ihm aber die Schwaben erklärten, daß sie ihre Pflicht gegen den Kaiser höher hielten, und daß sie, wenn er Anderes als Ehrbares von ihnen verlange, als freie Männer zu dem zurückkehren würden, von dem sie ihm nur bedingungsweise über-

lassen seien*), war er zu ohnmächtig, sein Vorhaben durchzuführen, mußte sich unterwerfen, und ward auf die Feste Giebichenstein gesandt, auf der schon ein aufrührerischer Kaisersohn, Otto's ältester Sohn Ludolf, in Haft gewesen war. Nach einigen Jahren ließ ihn der Kaiser vor sich kommen und kündigte ihm seine Freiheit an; ja er wollte ihm sein Herzogthum Schwaben zurückgeben, wenn Ernst seinen ehemaligen Verbündeten, den Grafen Werner von Kiburg, der von Wipo ein Mann von hohen Anlagen und tüchtiger Natur genannt wird, dem Kaiser jedoch fortwährend ungehorsam war, mit verfolgen helfe. Dazu mochte Ernst sich nicht entschließen; ja er achtete es nicht, als ihn der Kaiser in seinem Zorne für einen Reichsfeind erklärte, und führte lieber mit Werner von einer Burg des Schwarzwaldes herab ein Räuberleben, als daß er seinen Freund verrathen hätte. Endlich fielen Beide in einem Treffen gegen die Mannen des Kaisers (1030), nachdem sie ihr Leben theuer verkauft hatten**).

Eben (1031) war es dem Kaiser gelungen Polen wieder zur Anerkennung der deutschen Lehnshoheit zu bringen, als König Rudolf von Burgund, der Träge hatte er geheißen, starb (1032). Aber noch war des Streites um Burgund kein Ende. Graf Odo von Champagne erhob zweimal die Waffen, bis er in einer Schlacht besiegt ward und fiel (1037). Konrad zog im Jahre darauf selbst nach Burgund, und hielt zu Solothurn einen Reichstag, wo er den Gottesfrieden für dieses Land bestätigte. So kam das arelatische Reich an die deutschen Könige, deren Rechte dort aber stets gering blieben; nach drei Jahrhunderten ging in den meisten Provinzen desselben auch der Name ihrer Herrschaft unter.

Noch ehe die burgundischen Angelegenheiten ganz geordnet waren, hatten Unruhen in Italien den Kaiser abermals in dies Land gerufen. Zwischen den kleineren Lehnsträgern und den Freien auf der einen Seite und den Bischöfen und Capitanen auf der anderen war des Druckes wegen, welchen die Letzteren übten, eine blutige Fehde ausgebrochen. Konrad kam (1037) um Frieden zu stiften; in Pavia hielt er eine große Versammlung, um die Sache zu untersuchen. Gegen den Erzbischof

*) Illuc revertemur liberaliter, unde ad vos venimus conditionaliter, lauten die merkwürdigen Worte, welche ihnen der Annalist in den Mund legt. Wipo, Vita Chuonradi Imp. bei Pertz Mon. Germ. VII.

**) Die Volkssage hat später den Sachsen Ludolf und den Babenberger Ernst zu einer Person verschmolzen; der Stoff, vielfach in der Zeit der Kreuzzüge umgebildet, ist mehrfach bearbeitet worden. Vgl. Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung, I., 195.

Heribert von Mailand, der einſt Konrad zu raſcher Anerkennung in Italien verholfen hatte, wurden die ſchwerſten Anklagen erhoben; als er ſich nicht reinigen konnte und wollte, ließ ihn der Kaiſer gefangen nehmen. In Folge davon brach in Oberitalien ein furchtbarer Aufſtand gegen Konrad aus, an dem ſich ſogar die Biſchöfe, bisher die ſicherſten Stützen der deutſchen Macht in der Lombardei, betheiligten. Es gelang Konrad nicht, ſeine Gegner zu bewältigen; Heribert war aus dem Gewahrſam entflohen, Mailand wies alle Angriffe zurück. So ward der Kaiſer von ſelbſt darauf geführt, die Sache der Valvaſſoren von der der Großen und Biſchöfe zu trennen. Er gab die berühmte langobardiſche Conſtitution, in welcher den Valvaſſoren alle Forderungen gewährt wurden: Erblichkeit der Lehen, Schöffengerichte aus ihres Gleichen, Berufung an den Kaiſer. Von ſelbſt wandte ſich jetzt der niedere Adel dem Kaiſer zu, der aber deſſenungeachtet den Erzbiſchof nicht zu beugen vermochte.

In Deutſchland, wo ſchon unter Heinrich II. die Erblichkeit der Lehen zur Gewohnheit geworden war, handelte er nach denſelben Grundſätzen; Wipo ſagt, er habe die Herzen der Vaſallen dadurch gewonnen, daß er die von den Vätern beſeſſenen Lehen den Nachkommen nicht entzog. Nur ein beſonderes Geſetz ward darüber nicht erlaſſen; auch bezog ſich ſeine Willfährigkeit nur auf den niedern Adel und die Grafſchaften. In den Herzogthümern befolgte er ganz entgegengeſetzte Principien; dieſe ſuchte er in ihrer geſonderten Machtſtellung zu vernichten. Es kam ihm vor allen Dingen darauf an, das Königthum erblich zu machen und die herzogliche Gewalt mit demſelben zu verbinden. Seinem einzigen Sohn Heinrich verſchaffte er ſchon früh die Nachfolge, 1027 gab er ihm das Herzogthum Baiern, 1028 ließ er ihn in Aachen wählen und krönen, 1038 ihm in Burgund huldigen; in Franken führte er das Herzogthum ſelbſt, Schwaben ward gleichfalls Heinrich übertragen, Kärnthen wenigſtens einem kinderloſen Herzog, ſeinem Vetter Konrad, gegeben.

So hatte Konrad, umſichtig in Rath, kräftig in That, wie er mit leiſer Anſpielung auf ſeinen Namen von ſeinem Biographen genannt wird, mit ſtaunenswerther Sicherheit ſein Regiment geführt. Er hatte durch die Erwerbung Burgund's im Südweſten die Grenzen des unmittelbaren Reiches bis an das Mittelmeer erweitert, war im Oſten der drohenden Erhebung neuer Slavenreiche Meiſter geworden, und hatte in Italien nichts von dem alten Anſehen des Kaiſerthums verloren gegeben; nur die Mark Schleswig war an Knud von Dänemark abgetreten, um im Norden zum Frieden zu gelangen; ſie iſt leider nicht wieder zu

Deutschland gekommen. Aber ein Vorwurf trifft seine Regierung, daß er, ohne Verständniß für die Bedeutsamkeit der Kirche, die nothwendigen Reformen, welche sein Vorgänger auf diesem Gebiete anzustreben schien, nicht weiter führte. Indem er die Kirche und den päpstlichen Stuhl, zufrieden mit ihrem äußerlichen Gehorsam, sich selbst überließ, hat er seinen Nachkommen ihre Stellung unendlich erschwert.

Konrad war, wie viele Deutsche, krank aus Italien heimgekehrt. Er hatte noch die Angelegenheiten Burgund's geordnet und war alsdann an den Niederrhein gezogen. Hier fand er am 4. Juni 1039 das Ende seines thätigen Lebens zu Utrecht. Er ward in dem von ihm gegründeten Dom seiner Lieblingsstadt Speier beigesetzt.

18. Kaiser Heinrich III.

(1039—1056.)

Der Sohn war seines Vaters nicht unwürdig. Schon das Aeußere zeichnete ihn aus. Er war eines Hauptes höher als andere Männer, rasch und thätig wie sein Vater, auch nicht ohne gründliche wissenschaftliche Bildung; hatte er die Kraft seines Vaters geerbt, so waren vielleicht durch seine Erziehung die Härten derselben gemildert. Man nannte ihn den Schwarzen, so dunkel war seine Gesichtsfarbe; doch waren die Züge nicht ohne Anmuth und gewinnend. Er stand im zweiundzwanzigsten Jahre, als er die Regierung antrat. Zu Ingelheim empfing er (1040) den Lehnseid von den burgundischen Vasallen, sogar der Erzbischof Heribert von Mailand fand sich hier in Person ein, rechtfertigte sich über sein früheres Verfahren und söhnte den König mit sich aus.

Schon aus den vorhergehenden Darstellungen ergibt sich die große Verschiedenheit der damaligen Herrscherweise von der jetzigen. Wenn ein Regent unserer Tage den künstlich gefugten Staat von dessen Mittelpunkt aus ruhig lenkt und regiert oder regieren läßt: so sehen wir dagegen in jenen Jahrhunderten, wo das Meiste durch unmittelbar persönliches Eingreifen bewirkt wurde, den Kaiser das weitläufige Reich häufig durchziehen, weil er überall selbst gegenwärtig sein muß, um hier Widerspenstige zu bestrafen, dort Träge zu ermuntern, hier Streitende zu versöhnen, dort Angegriffenen beizustehen. Nicht Gesetze, nicht Beamte, nicht Heere waren die Stütze der Könige; allein ihre persönliche Festigkeit

und Kraft. So galt es denn auch für Heinrich, dem bei reichſter perſönlicher Begabung und bei dem edelſten Willen die gewaltigſte Macht zugefallen war, zunächſt den Umritt im Reiche zu halten und ſich aller Welt in der kaiſerlichen Machtfülle zu zeigen. Alsdann erforderten die Grenzländer im Oſten ſein Eingreifen.

Zuerſt mußte der Böhmenherzog Bretislav, Udalrich's Sohn, der Polen verheert hatte und nun die Huldigung und den gewöhnlichen Tribut verweigerte, gezüchtigt werden. Es erforderte drei Feldzüge, bis der hart Bedrängte endlich 1042 dem Kaiſer zu Regensburg Treue ſchwur und alle Rückſtände bezahlte. Noch in demſelben Jahre unternahm Heinrich einen Feldzug nach Ungarn. Peter, der König dieſes Landes, hatte ſich durch Willkür und Ausſchweifungen verhaßt gemacht, daher die Ungarn einen andern Herrſcher, Aba, wählten und jenen vertrieben. Peter ſuchte Hülfe bei Heinrich, und dieſer zwang Aba erſt zu Geldzahlungen und zur Abretung des Landſtrichs zwiſchen dem Kahlenberg und der Leitha (1043); dann, als auch Aba die Unzufriedenheit ſeiner Großen erregte und die Ungarn klagend bei dem deutſchen Könige erſchienen, begann dieſer (1044) neuen Krieg. Da er nur mit einem kleinen Heere in Ungarn eindrang, kam er in eine mißliche Lage; doch ſeine Entſchloſſenheit und die Tapferkeit der Deutſchen retteten ihn und gaben ihm über die weit ſtärkere Macht der Feinde einen glänzenden Sieg. Des Ueberwundenen Krone und Lanze ſandte er als Siegeszeichen nach Rom. Auf der Flucht ward Aba ermordet, und Peter empfing 1045 von Heinrich's Händen zu Stuhlweißenburg, wo Beide das Pfingſtfeſt feierten, das Königreich Ungarn als ein Lehen, leiſtete auch nebſt dem ganzen ungariſchen Adel dem deutſchen König den Eid der Treue. Bei dieſer Gelegenheit wurden den Ungarn auf ihr Verlangen — wie überliefert wird — auch die baieriſchen Geſetze gegeben; was wohl nichts Anderes heißen ſoll, als daß der baieriſche Landfriede bei ihnen eingeführt ward. Zwiſchen dieſen Feldzügen war Heinrich in Beſançon geweſen, hatte ſich dort mit Agnes, der Schweſter Wilhelm's V. von Poitiers, Herzogs von Aquitanien, verlobt, und dann die Vermählung zu Ingelheim gefeiert — eine wegen der Verwandtſchaft der neuen Königin mit burgundiſchen Großen ſtaatskluge Verbindung. Den Trotz der dortigen unruhigen Vaſallen zu dämpfen, mußte Heinrich gleich nach dem Frieden mit Ungarn wieder nach Burgund ziehen, wo er den Herzog Gottfried den Bärtigen von Oberlothringen, der ſich auch Niederlothringen's bemächtigen wollte, zur Unterwerfung zwang.

Hierauf trat Heinrich III. auch ſeinen Römerzug an (1046). Er

erschien jenseit der Alpen mit aller Würde eines mächtigen Reichsvorstehers. Der Kampf der Parteien in Rom hatte damals drei Päpste zugleich erhoben. Heinrich berief eine Kirchenversammlung nach Sutri, auf welcher zwei derselben abgesetzt wurden und der dritte freiwillig entsagte. Dann verfügte sich der König mit allen geistlichen und weltlichen Fürsten nach Rom, wo er, von Geistlichkeit, Adel und Volk aufgefordert einen würdigen Papst zu ernennen, den Bischof Suidger von Bamberg, einen gebornen Sachsen, wählte, der den Namen Clemens II. annahm. Am folgenden Weihnachtsfeste (25. Dec. 1046) ward zu gleicher Zeit der neue Papst geweiht und Heinrich III. nebst seiner Gemahlin Agnes von ihm mit der Kaiserkrone gekrönt.

Als er nach Deutschland zurückkehrte, nahmen ihn abermals Händel in Ungarn in Anspruch. Dort war Peter, der sich auf's neue verhaßt gemacht hatte, gefangen und geblendet worden, und ein anderer König, Andreas, an seine Stelle gesetzt. Unruhen in Lothringen vermochten Heinrich, diese Angelegenheiten noch ruhen zu lassen. Nach einigen Jahren überzog er Andreas mit Krieg; dieser versprach zwar im Frieden die Anerkennung der deutschen Oberhoheit, brach denselben aber sehr bald, und Ungarn's Abhängigkeit von Deutschland endete nach kurzer Dauer. Dazwischen wurde Gottfried der Bärtige und einige niederländische Grafen, die sich empört hatten, gedemüthigt, Gottfried seines Herzogthums beraubt; beides was bedeutsam für die hohe Stellung des Kaisers erscheint — durch die bereitwillige Mithülfe der Könige von Dänemark und England. Gottfried ging hierauf ohne des Kaisers Vorwissen nach Italien, heirathete dort die Wittwe des Markgrafen Bonifacius von Toscana und erwarb durch deren Besitzungen große Macht. Dadurch und wegen der Ausbreitung der Normannen in Unteritalien (s. den nächsten Abschn.) wurde der Kaiser besorgt, und zog im Jahre 1055 zum zweiten Male über die Alpen. Gottfried blieb unangetastet; aber seine Gemahlin und deren Tochter, die nachmals so berühmt gewordene Mathilde, nahm Heinrich mit sich nach Deutschland. Noch vor diesem Zuge hatte er seinen jungen Sohn Heinrich von den Fürsten zum Nachfolger wählen, und dann zu Aachen feierlich weihen lassen.

Gegen den französischen König Heinrich I. benahm der Kaiser sich mit Würde und Festigkeit. Dieser erkühnte sich bei einer Zusammenkunft (1056), Lothringen zurückzufordern, das, wie er behauptete, des Kaisers Vorfahren mit List an sich gebracht. Statt alles Wortstreits erbot sich Heinrich III., auf der Stelle die Sache durch einen Zweikampf auszumachen; worüber der König von Frankreich so erschrak, daß er schon in

der nächſten Nacht ſich in aller Stille entfernte. Vielleicht hatte der Kaiſer ſogar die Abſicht, die franzöſiſche Krone in größere Abhängigkeit von dem Kaiſerthum zu bringen; doch gelangte er nicht dazu, Hand an das Werk zu legen.

Im Innern verfolgte Heinrich den Entwurf ſeines Vaters, die Herzöge abzuſchaffen oder, ſofern dies nicht anging, zu beſchränken. Denn die einzelnen Völkerſchaften müſſen der gänzlichen Verbindung der herzoglichen Gewalt mit der Krone widerſtrebt haben, da Heinrich Baiern, Schwaben und Kärnthen nach und nach wieder vergab. Doch als er den Herzog Konrad von Baiern Ungehorſams wegen entſetzte (1053), gab er das Herzogthum ſeinem zweijährigen zweiten Sohne Konrad, und nach deſſen Tode gar ſeiner Gemahlin Agnes, ſo daß er hier nur dem Namen nach nicht Herzog war. In Franken beſaß er dieſe Gewalt ohnehin; und in Sachſen, wo das Volk ihm als einem Franken abgeneigt war, beſchränkte und beobachtete er den Herzog durch häufige perſönliche Gegenwart, vorzüglich in Goslar, welche Stadt er mit vielen neuen Gebäuden und einem Palaſte ſchmückte.

Auch in Beziehung auf die Kirche verfuhr er mit größerer Planmäßigkeit als ſeine Vorgänger. Nach dem Tode des von ihm ernannten Clemens II., der ſchon 1047 ſtarb, beſetzte er noch drei Mal, und jedesmal mit trefflichen und würdigen Deutſchen, den päpſtlichen Thron. Zum Nachfolger des Clemens machte er den Biſchof Poppo von Brixen (Damaſus II.); nach deſſen ſehr ſchnellem Tode (1048) wählte er den Biſchof Bruno von Tull (Leo IV.), und dann (1054) den Biſchof Gebhard von Eichſtädt (Victor II.).

Es läßt ſich vermuthen, daß ein Mann von Heinrich's III. Geiſt und Feuer in einer längeren Regierung die Verfaſſung des Reichs beträchtlich verändert und der königlichen Gewalt ganz andere Grundlagen gegeben haben würde; allein eine ſolche Laufbahn war ſeiner Thätigkeit nicht beſtimmt. Er ſtarb ſchon im neununddreißigſten Lebensjahre (5. Oct. 1056) auf der Pfalz zu Botfeld am Harze, wohin er ſich zur Jagd begeben hatte. Sein Leichnam ward in die väterliche Gruft nach Speier gebracht. Wie ſich in ſeinem ganzen Leben das männlich ſtarke Treiben und die gewaltige Kraft des Jahrhunderts ausſpricht, ſo fehlte ihm doch auch im Gegenſatz zu dieſen der mildere Zug religiöſer Demuth nicht, welcher das Bild jener Periode erſt vollſtändig macht. Er, der Päpſte ab- und einſetzte, Fürſten züchtigte und Völker bezwang, ſchmückte nie an Feſttagen ſein Haupt mit der Krone, ohne zuvor gebeichtet und nach der Sitte der Zeit ſchmerzliche Geißelhiebe als Buße gelitten zu haben.

Mit der strengeren, reformatorischen Partei der Geistlichkeit stand er im innigsten Verkehr, die Aebte von Clugny waren hoch angesehen an seinem Hofe. Es ist gewiß, daß er ihren Bestrebungen zur Wiederbelebung der Kirche seine mächtige Hülfe lieh und daß ohne seine Unterstützung sie nie gelungen sein würde. Wenn er der Reichsfürsten, ungeachtet sie durch die Erblichkeit der niederen Lehen in dem Adel ein Gegengewicht erhalten zu haben schienen, nicht völlig Herr wurde, wenn sich die Verschmelzung der Stämme und ihre dauernde Einigung unter einer erblichen Königsgewalt nicht ganz vollzog: so lag dies nach der begründeten Meinung eines ausgezeichneten Geschichtschreibers*) unserer Tage daran, daß bei ihm wie bei seinem Vater das vorhin erwähnte persönliche Regiment Alles thun sollte, daß beide Kaiser nicht genug organisatorische Fähigkeit hatten, um wie Karl der Große ihren Zielen sichere Grundlagen durch Gesetze zu geben. So brach denn der stolze Bau zusammen, als sich in dem dritten Salier die Persönlichkeit zu schwach erwies, um ihn zu halten.

19. Gründung der Normannenherrschaft in Unteritalien.

Ehe wir in der deutschen Geschichte fortfahren, müssen wir eines höchst folgenreichen Ereignisses erwähnen, welches um diese Zeit die Lage Unteritalien's völlig veränderte. Jene nach Frankreich verpflanzten Normannen verloren auch in ihrer neuen Heimath die Lust an Wanderungen und Abenteuern nicht, die sie aus ihrem rauhen Norden getrieben hatte; immer weiter lockte sie der Süden mit seiner reichen Natur, seinen Schätzen und den Resten seiner alterthümlichen Pracht. Die Zerrissenheit Unteritalien's zwischen Griechen und Langobarden, welche schon mit dem Einbruche der Letzteren im fünften Jahrhundert begonnen hatte, dauerte im Anfange des elften noch fort; ja die Verwickelung der Verhältnisse war gestiegen, weil die deutschen Kaiser ihre Ansprüche auf Oberherrschaft geltend machten, und daneben noch die Araber ihr Wesen trieben. Die unglücklichen Provinzen, von den Auflagen der Griechen gedrückt, von den plündernden Arabern fast jährlich überschwemmt, waren in verzweifelter Lage. Da faßte ein langobardischer Bürger von Bari, Melus, den Plan, die Lande von der Herrschaft der Griechen, die sie ohne Schutz

*) Gieſebrecht, Deutſche Kaiſergeſch. II, 439 ff.

ließen, loszureißen (1010). Um dieſelbe Zeit (1016) vertheidigten vierzig aus dem Morgenlande heimkehrende Normannen die Stadt Salerno, in deren Nähe ſie zufällig gelandet waren, gegen ein arabiſches Heer. Die Erzählungen von dieſer That und eine Einladung der Salernitaner zogen in kurzer Zeit mehrere ihrer Landsleute ihnen nach, die dann von Papſt Benedict VIII. an Melus gewieſen wurden. Die erſten Unternehmungen Beider gegen die Griechen waren nicht von Erfolg, vielmehr erlangten dieſe in der nächſten Zeit wieder das alte Uebergewicht in Unteritalien; Melus ſtarb 1020 in Bamberg, bei Heinrich II. Hülfe ſuchend; die langobardiſchen Fürſten von Salerno und Capua ſchloſſen ſich wieder den Griechen an. Unterdeſſen mehrten ſich aber die Zuzüge der Normannen, die es abwechſelnd mit dem einen und dem andern der ſüditaliſchen Fürſten hielten. Der Herzog Sergius von Neapel, dem ſie gegen den Fürſten von Capua Hülfe geleiſtet hatten, verlieh ihnen ein kleines Gebiet zum Geſchenk, auf dem ſie 1030 die Stadt Averſa erbauten. Ihr Anführer Raimulf erkannte Kaiſer Konrad II. als ſeinen Lehnsherrn an, und erhielt dafür zuerſt den Titel eines Grafen von Averſa.

Ein ſolcher Anfang zog immer mehr Landsleute aus der Normandie herbei. Das Heldengeſchlecht, welches bald an die Spitze Aller trat, waren die Söhne des Grafen Tancred von Hauteville, deren nach und nach zehn herüber kamen. Auch dieſe dienten zuerſt noch als Söldner Jedem, der ſie miethete. Aber als auf einem Zuge gegen die Araber in Sicilien, wo ſie den Griechen halfen und Wunder der Tapferkeit thaten, die argliſtigen Griechen ſie um ihren Antheil an der Beute betrogen, beſchloſſen ſie, ſich ſelbſt bezahlt zu machen. Sie eroberten 1040 Melfi, das ſie zu ihrer Hauptſtadt beſtimmten und von da ganz Apulien; der erſte Graf von Apulien ward Wilhelm von Hauteville, genannt Eiſenarm. Ihm folgten nach einander ſeine Brüder Drogo und Humfried, ſchon vom Kaiſer Heinrich III. in dieſer Würde anerkannt.

Die neuen Anſiedler, welche nicht blos mit dem Schwerte tapfer drein zu ſchlagen verſtanden, ſondern wo es galt, ihren Vortheil auch mit Liſt und Schlauheit verfolgten, wurden von den benachbarten Fürſten natürlich mit Eiferſucht und Mißtrauen angeſehen; Papſt Leo IX., der wegen Benevent mit ihnen in Streit gerathen war, ſtellte ſich ſogar in eigener Perſon an die Spitze eines Heeres, und gebot ihnen, das Land zu verlaſſen. Sie ehrten ſeine Würde, boten Frieden an, und wollten ſeine Vaſallen werden. Der Papſt, der des Sieges gewiß zu ſein glaubte, verwarf den Antrag, den er bald darauf doch genehmigen mußte; denn als es bei Civitate zum Treffen kam (1053), ward ſein Heer geſchlagen

und er selbst gefangen. Die Normannen indeß, deren Vortheil hier mit ihrer Frömmigkeit Hand in Hand ging, sahen in dem Besiegten nur den Statthalter Christi, warfen sich vor ihm nieder, und ließen sich von ihm mit allem Eroberten sowohl, als auch mit Allem, was sie in Unteritalien und Sicilien noch erobern würden, belehnen.

Als Humfried gestorben war, folgte ihm Robert Guiscard, der berühmteste der Hautevilleschen Söhne, ein Mann von herrlicher Gestalt, in hohem Grade tapfer, beredt, schlau und ehrgeizig. Er erweiterte die Eroberungen, und Papst Nicolaus II. verband diesen nützlichen Vasallen, den man vielleicht einmal gegen die Uebermacht des Kaisers brauchen konnte, dadurch noch näher mit dem päpstlichen Stuhle, daß er ihn zum Herzoge von Apulien und Calabrien ernannte. Robert's Bruder Roger griff die Saracenen in Sicilien an, und machte sich durch eine Reihe von Siegen (1060—1090) zum Herrn dieser Insel, die er unter dem Namen eines Großgrafen beherrschte. Unter den Eroberungen Roberts verdienen Salerno und Amalfi Erwähnung. Das erstere war der Sitz der berühmtesten mediciniſchen Schule jener Zeiten; Amalfi's Ruhm und Reichthum entsprang aus seinem weitverbreiteten Handelsverkehr. Nur Capua und Neapel, wo schon seit langer Zeit nur noch der Schein einer oströmischen Oberhoheit existirte, behielten noch bis in das folgende Jahrhundert ihre eigenen Fürsten, und Benevent eigneten sich die Päpste zu.

Robert's Ansehen war so hoch gestiegen, daß der griechische Kaiser Michael Parapinaces seinen Sohn Constantin einer Tochter des Normannenherzogs verlobte. Der Sturz jenes Kaisers war für Robert ein willkommener Vorwand, die Nachfolger desselben zu bekriegen; seinem kühnen, stets vorwärts strebenden Geiste schien es kein zu gewagtes Unternehmen, die Hand nach dem griechischen Reiche auszustrecken. Er landete in Illyrien, belagerte Dyrrhachium, schlug den Kaiser Alexius I., der zum Entsatze herbeikam (1081, 18. Oct.), nahm die Stadt und drang tiefer in das Reich ein. Schon zitterte Constantinopel, als Empörungen in Italien und die weiter unten zu erzählende Gefahr Gregor's VII., der um Hülfe bat, ihn mitten in seinem Siegeslaufe zurückriefen. Im Herbst 1084 machte er sich zum zweiten Mal nach Griechenland auf, noch immer voll von großen Eroberungsplänen; aber hier war ihm sein Ziel gesetzt, am 17. Julius 1085 erlag er einer pestartigen Krankheit. Uebereilt und furchtsam gingen die Normannen nach Italien zurück; ein größeres Glück hätten die Byzantiner kaum erfahren können. In der herzoglichen Würde folgte dem Helden sein zweiter Sohn Roger; der

älteste, Boemund, mußte sich mit Tarent und einigen anderen Orten begnügen, weil er, wie es hieß, aus einer nicht ebenbürtigen Ehe entsprossen sei.

---

20. König Heinrich IV. bis zur Schlacht an der Unstrut.

(1056—1075.)

Heinrich IV., Heinrich's III. Sohn, war ein sechsjähriges Kind, als sein Vater starb. Niemals haben vormundschaftliche Regierungen zum Vortheil der Staaten gereicht; die jetzt eintretende mußte um so verderblicher werden, da die Fürsten die Gelegenheit benutzten, um den harten Zwang der Herrschaft, dem sie sich unter Heinrich III. widerwillig gefügt hatten, abzuschütteln und nicht nur ihre Selbständigkeit herzustellen suchten, sondern auch einen Antheil am Reichsregiment beanspruchten. Und was den Uebelstand vergrößerte: der junge Fürst wurde unter Verhältnissen erzogen, durch welche seine besten Anlagen verderbt wurden, so daß er, der körperlich wie geistig reich ausgestattet und wohl dazu angethan war, auch den guten Willen hatte, seinem Volke zum Segen zu regieren, während seiner funfzigjährigen Herrschaft den Glanz des Reiches verbleichen ließ. Für die Zeiten und Verhältnisse, in die er eingreifen sollte, hätte es eines völlig klaren und bewußten, eines ganzen und fertigen Menschen bedurft.

Heinrich's Mutter, die Kaiserin Agnes, welche zuerst seine Erziehung und des Reiches Regierung übernahm, war eine sehr einsichtige Frau; zum Unglück war aber den trotzigen Großen gegenüber vor allem eben die Kraft eines Mannes nöthig. Schon der verstorbene Kaiser hatte, wie wir sahen, den Plan, die herzogliche Gewalt mit der Krone zu verbinden, nicht überall durchführen können; um so weniger vermochte es ein Weib. Als Schwaben erledigt ward, erhielt es Graf Rudolf von Rheinfelden; Kärnthen kam an Berthold von Zähringen; ja auch das bisher von ihr selbst verwaltete Baiern gab die Kaiserin einem mächtigen sächsischen Grafen, Otto von Nordheim. Und doch konnte sie die Unzufriedenheit Derer nicht beschwichtigen, welche dem Bischof Heinrich von Augsburg die Ehre mißgönnten, Rathgeber der Kaiserin zu sein. Es trat plötzlich eine mächtige Faction hervor, an deren Spitze der Erzbischof Anno von Köln stand, ein Mann, der, von geringer Herkunft seiner

Tüchtigkeit die jetzige Stellung zu danken hatte, aber nun auch mit Frömmigkeit, Strenge der Gesinnung und wissenschaftlicher Bildung das Selbstbewußtsein, die Rücksichtslosigkeit und Herrschsucht des Emporkömmlings verband. Dieser hatte sich mit mehreren weltlichen Fürsten, dem Herzog von Baiern, Otto, und Ekbert von Braunschweig verbunden, die Regentin und ihren Günstling, den augsburger Bischof zu stürzen. Um Ostern 1062 führten sie den Plan aus, sich der Person des jungen Königs und der Reichsregierung zu bemächtigen. Der Knabe befand sich mit der Mutter auf der Pfalz St. Swibertswerth, jetzt Kaiserswerth. Da ward er eines Tages nach der Tafel aufgefordert, ein Schiff Anno's zu besehen, das dieser mit besonderer Pracht ausgestattet hatte. Er that es; aber schnell entfernte sich das Fahrzeug vom Lande. Der König, das Schlimmste fürchtend, stürzte sich in den Rhein; aber Graf Ekbert sprang ihm nach und rettete ihn. Man redete ihm gütlich zu und führte ihn nach Köln, unter großer Aufregung des Volkes, das am Ufer Verwünschungen gegen die Räuber ausstieß. Tief beleidigt trat Agnes von dem Reichsregiment zurück, das nun in die Hand Anno's überging; in der Folge verließ sie Deutschland, um sich geistlichen Uebungen hinzugeben. Nicht freiwillig überließen die übrigen Großen des Reiches dem stolzen Kölner die Herrschaft, besonders erhob der habgierige Siegfried von Mainz gegründeten Anspruch; auch ward für eine kurze Weile festgesetzt, daß die Gesammtheit der Bischöfe die Verwaltung führen solle. Dennoch behauptete sich Anno an der Spitze der Geschäfte; ja er wagte es sogar gegen Widerstrebende streng aufzutreten. Nur mit einem Nebenbuhler mußte er seit 1063 theilen. Dies war Erzbischof Adalbert von Bremen, ein Mann von vornehmer Geburt, von gebietender Persönlichkeit, hochfliegenden und lebhaften Geistes, der schon unter den Räthen des verstorbenen Kaisers von großem Einfluß gewesen war und jetzt daran dachte, seinem Erzbisthum die Stellung eines nordischen Patriarchates zu erringen. Er hätte das Größeste leisten können, da er durch seine Nachgiebigkeit den jungen König, der unter Anno's strenger Zucht litt, gewonnen hatte, wären nicht jene Vorzüge durch maßlose Eitelkeit, unstete Leidenschaftlichkeit und eine Herrschsucht, die der Anno's nichts nachgab, verdunkelt worden. Er war prachtliebend und verschwenderisch und daher stets des Geldes bedürftig; während er den Armen mit vollen Händen spendete, drückte er seine Unterthanen, und war begierig, Güter und Einkünfte an sich zu reißen, wo er nur konnte. Für den lebhaften, bisher mit mönchischer Strenge gehaltenen königlichen Knaben fing ein neues Leben an. Er fand in Adalbert einen Mann, der ihm die Grund-

ſätze einer unbeſchränkten Herrſchaft predigte, der für die Majeſtät des Kaiſerthums ein Herz hatte, den das Uebergreifen der Fürſten deßhalb tief verletzte. Anno's Abſicht war dahin gegangen, für die Macht und Unabhängigkeit der Großen zu wirken; Adalbert wünſchte den Reichsfürſten eine Zuchtruthe und für ſich zugleich einen bleibenden Platz in ſeines Zöglings Herzen. Und welchen jungen unbeſonnenen Herrſcher hätten ſolche Grundſätze, die ihm ſein Erzieher ſo tief als möglich einprägte, nicht gewinnen ſollen? Um ſich noch feſter zu ſtellen, geſtattete Adalbert ſogar den erwachenden Begierden und ſchlimmen Neigungen des Jünglings freien Spielraum. So wurde Heinrich lüderlich, leichtſinnig und hochfahrend, und wähnte, er wolle künftighin mit den deutſchen Herren noch ganz anders verfahren, als ſein Vater. In welcher Weiſe die beiden Erzbiſchöfe die Geſchäfte unter einander theilten, bleibt unklar; in einer Urkunde nennt der König den Kölner ſeinen geliebten Magiſter Anno, und Adalbert ſeinen Vormund (patronus) und Getreuen. Jedesfalls aber benutzten ſie ihre Stellung, um ihren Vortheil wahrzunehmen; der König, heißt es bei einem ſeiner Lebensbeſchreiber, that was man ihm vorſchrieb; wie die Fürſten beſtimmten, gab er den Einen Würden und Güter und nahm ſie Andern. Anno verſtand es, ſeine Verwandten in einflußreiche Aemter zu bringen; ſein Bruder Wezel ward Erzbiſchof von Magdeburg, ſein Neffe Burchard, Biſchof von Halberſtadt, ſich ſelber wandte er gleichfalls reichen Beſitz zu. Adalbert war es weniger um die Ausſtattung ſeiner Angehörigen zu thun, dazu dünkte er ſich zu vornehm; aber für ſeine Diöces ſtrebte er nicht minder nach reichem Erwerb, Lorſch und Corvei, zwei der reichſten Abteien, ließ er ſich zuſchreiben. Wenn deſſenungeachtet das Erzſtift verarmte, ſo kam dies daher, daß er ein allzu glänzendes Hofleben führte und die ungeheuerlichſten Entwürfe auszuführen ſuchte. Mit den Billingern in Sachſen, welche die Erhebuug des benachbarten Erzbisthums nicht günſtig anſehen konnten und deren ſichere Stellung umgekehrt er mit ſeinen Abſichten unverträglich fand, war er dauernd in feindſeligem Verhältniß. Wie er daher den Launen des jungen Königs anderwärts nicht entgegentrat, ſo verſäumte er nichts, um dieſe Abneigung auf den jungen Fürſten zu übertragen. Schon im Jahre 1065 erklärte er ihn für mündig, aber nur, um Anno's und jedes Andern Antheil an der vormundſchaftlichen Regierung aufzuheben, während ſein Einfluß derſelbe blieb. Die Sachſen, die wegen des faſt beſtändigen Aufenthalts des Königs in ihrem Lande theils viele unmittelbare Laſt und Koſten hatten, theils auch darin die Abſicht fürchteten, ihre Rechte zu untergraben und zu zerſtören, wur-

den aufgebracht und schwierig. Sie verweigerten sogar dem königlichen Hofe die schuldigen Lieferungen, so daß der König seine täglichen Bedürfnisse mit baarem Gelde erkaufen mußte. Aber Adalbert trotzte dennoch den Sachsen, bis er endlich durch einen heftigeren Angriff verdrängt wurde. Die vornehmsten Reichsfürsten nämlich, schon längst eifersüchtig auf Adalbert's Allgewalt, Anno wiederum an der Spitze, erklärten auf einer eigenmächtig gehaltenen Versammlung zu Tribur (1066), daß sie einen andern König wählen würden, wenn Heinrich nicht sogleich den Adalbert von sich entfernte. Der Erzbischof selbst mußte der Gewalt nachgeben, und empfand die Ausbrüche des allgemeinen Hasses gegen sich so bitter, daß er sich kaum auf einem entlegenen Hofe davor verbergen konnte, während die Sachsenfürsten sich in seine Besitzthümer theilten.

Die Reichsverwaltung kam nun wieder in die Hände des Erzbischofs von Köln, mit dem sie der von Mainz theilte, aber beide vermochten weder des Reiches Ansehen gegen die damals heftig aufrührerischen Slaven*) zu behaupten, noch den jungen König zu einer bessern Lebensweise zurückzuführen. Adalbert's Ansichten hatten zu tief in seiner Seele gewurzelt, und seine Rathgeber, die er nicht aus den größeren Reichsfürsten wählte, sondern aus Menschen geringerer Abkunft, bestärkten ihn darin. Sachsen, wo die königliche Macht unter allen deutschen Ländern am schwächsten, die herzogliche Gewalt, im hundertjährigen Besitz Einer Familie, der Billinger, am größten war, wollte er besonders zügeln. Dort legte er daher überall Burgen an und besetzte sie mit seinen Dienstleuten. Umgeben von einem üppigen Hoflager, überließ er sich allen sinnlichen Lüsten. Wider seine Neigung war er von Anno zur Heirath mit einer Tochter des Markgrafen Otto von Susa genöthiget worden, wünschte aber, von dieser Gemahlin getrennt zu werden. Weil er dabei Widerstand fürchtete, suchte er die Stimme des mächtigen Erzbischofs von Mainz zu gewinnen, indem er ihm versprach, ihm dafür den Zehnten von den bis jetzt davon befreiten Thüringern zu verschaffen. Der habsüchtige Erzbischof nahm sich nun auch der Sache an; als aber Papst und

*) Ein obotritischer Fürst, Gottschalk, Gemahl einer dänischen Prinzessin, hatte zu den Zeiten Heinrich's III. alle wendische Stämme zwischen der Bille und Peene unter seine Herrschaft vereinigt, doch als Vasall des deutschen Reichs. Dem Christenthume war er eifrig ergeben, und für die Ausbreitung desselben unter den Seinen höchlich bemüht. Da erhoben sich die Heidnischgesinnten, erschlugen Gottschalk (1066), durchtobten das Land mit Aufruhr und Verheerung, zerstörten Hamburg, und wütheten gegen die Christen, besonders gegen die Priester, mit ausgesuchter Grausamkeit.

Fürſten den König beſchworen, die ärgerliche und unziemende Scheidungsangelegenheit aufzugeben, fügte ſich Heinrich ihrem Willen und gewann in der Folge Liebe für die Königin. Doch hatte er dabei die Gemüther der Thüringer wider ſich empört, welche ſich dem Anſinnen des mainzer Erzbiſchofs ſogar mit Gewalt widerſetzten.

Indeß war Erzbiſchof Adalbert wieder bei Hofe erſchienen, und im Rathe des Königs auch ſogleich wieder der Erſte geworden. Sein alter Haß gegen die Sachſen war durch Rachſucht für die erlittene ſchmähliche Behandlung aufs höchſte geſtiegen, und zur Befriedigung deſſelben reizte er den König mehr als je wider dieſes Volk. Da geſchah es, daß ein Mann Namens Egino auftrat, und klagte, Herzog Otto von Baiern habe ihn zur Ermordung des Königs dingen wollen (1070). Viele Fürſten meinten zwar, der Herzog dürfe ſich mit dem übelberüchtigten Gegner nicht ritterlich ſchlagen, Otto aber erbot ſich dennoch zum Zweikampf. Er forderte zu dieſem Zwecke vom Könige ſicheres Geleit nach Goslar; doch dieſer ſchlug das billige Begehren mit ſehr harten Worten ab, ließ, als Otto nun nicht erſchien, deſſen Güter furchtbar verheeren, und gab das Herzogthum Baiern Otto's Schwiegerſohne Welf IV., worauf dieſer ſeine Gemahlin ihrem Vater wieder zurückſchickte*). Otto verſuchte zwar Widerſtand, ergab ſich aber bald dem Könige mit ſeinem Bundesgenoſſen Magnus, dem Sohne des Herzogs Ordulf von Sachſen. Nicht lange nach dieſen Begebenheiten ſtarb Erzbiſchof Adalbert (1072), und Anno übernahm die Reichsverwaltung auf des Königs Begehren zwar wieder, aber nur auf kurze Zeit, da ſeine Grundſätze mit denen des Herrſchers in einem zu auffallenden Widerſpruch ſtanden. Es war eine Zeit großer Ungerechtigkeit und furchtbaren Druckes, alle geſetzliche Ordnung ſchien aufgelöſ't, und die Unzufriedenheit wurde allgemein. Otto von Nordheim war auf Anno's Veranlaſſung ſeiner Haft zwar entlaſſen, aber mit

*) Welf war der Sohn des Markgrafen Azzo von Eſte. Mütterlicher Seits ſtammte er von dem deutſchen Geſchlecht ſeines Namens. Der Urſprung dieſer Familie wird weit hinaufgeleitet, man nennt Etticho und Wulf, Heerführer der Scyten, welche einſt in Pannonien gegen die Oſtgothen ſtritten, als ihre Ahnherren. Hiſtoriſch beglaubigter Stammvater iſt Graf Welf zu Altdorf in der Nähe des ſpätern Ravensburg, im Allgau. Seine Tochter Judith war die Gemahlin Ludwig des Frommen. Dann tritt zuerſt wieder ein Welf, von den Hiſtorikern der zweite genannt, im elften Jahrhundert hervor. Bei dem Streite Kaiſer Konrad's mit Ernſt von Schwaben ſtand er auf der Seite des Letzteren. Welf III. gab Kaiſer Heinrich III. das Herzogthum Kärnthen. Als dieſer kinderlos ſtarb (1055), war nur ſeiner Schweſter und Azzo von Eſte's Sohn, Welf IV., übrig, um das Geſchlecht fortzupflanzen.

tiefer Erbitterung im Herzen, und Heinrich hatte sich hier einen höchst gefährlichen Feind gemacht; denn Otto, ein trefflicher Feldherr, tapfer, kühn und schlau, hegte unbezähmbare Herrschsucht und scheute kein Mittel, das zu diesem Ziele führte.

Heinrich regierte nun allein, ganz der frühern Weise und den Grundsätzen Adalbert's gemäß. „Mit immer finsteren Blicken sah man in Sachsen auf die neuen Festungen, immer schwerer ertrugen sich die Belästigungen der Besatzungen, die Launen und Ansprüche der königlichen Günstlinge, die meist junge, hochfahrende Leute aus schwäbischen Geschlechtern waren, die verächtliche Miene und die Schmähungen des Königs". Auch verweigerte der König den Sachsen die Freiheit des gefangenen Magnus, den sie, da sein Vater im Jahre 1072 gestorben war, zu ihrem Herzog setzen wollten. Dies steigerte die Gährung des Volkes endlich aufs höchste, und als der König ein allgemeines Aufgebot ergehen ließ zu einem Zuge gegen die Polen, so fürchteten sie, daß unter jenem Vorwande der letzte Schlag gegen sie ausgeführt werden, daß sie zu zinspflichtigen Knechten gemacht werden sollten; unsinnige Gerüchte anderer Art erhöhten die leidenschaftliche Erregung, und so traten sie in ein Sicherheitsbündniß zusammen (1073).

Es war eine ansehnliche Verbindung. Sie bestand aus den vornehmsten sächsischen Grafen und Bischöfen; an ihrer Spitze war der tapfere Otto von Nordheim. Zuerst wurden Gesandte an den König abgeordnet, die von ihm verlangten, daß er seine Burgen niederreißen lasse, sein Hoflager nicht beständig in Sachsen halte, zu seinen Rathgebern nicht schlechte Leute, sondern die Reichsfürsten nehme, seine würdige Gemahlin edler als bisher behandle, und seine Kebsweiber abschaffe; widrigenfalls seien ihre Maßregeln beschlossen. Heinrich stutzte, als die Gesandtschaft ihn in Goslar, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, antraf; doch erinnerten ihn die Hofleute, seine Würde zu zeigen. Er wies demnach die Boten mit leichten Worten und verächtlich ab. Allein ehe er sich dessen versah, rückte ein Heer von 60,000 Sachsen — diese Zahl giebt Lambert von Hersfeld ausdrücklich an — vor Goslar. Bestürzt floh er nach seinem festesten Bergschlosse, der Harzburg; die Sachsen folgten dahin. Auch hier konnte er sich, weil seine Mannschaft zu gering war, nicht halten und nach einigen Tagen vergeblicher Unterhandlungen entkam er mit wenigen Dienern durch dicke Wälder und Bergschluchten nach Eschwege in Hessen. So weit setzten ihm die Sachsen nicht nach, sie eilten lieber zu dem wichtigern Werke, die Schlösser am Harze zu brechen und drohten, alle Besatzungen derselben niederzumachen, wenn Magnus nicht

in Freiheit geſetzt werde. Hierin mußte er nun wohl nachgeben, aber er that es mit Kummer und Zorn im Herzen. Die Sachſen hatten indeß Verbündete an den Thüringern gefunden, welche ſich zur Abtragung des Zehnten endlich verſtanden hatten und beim Eintreiben deſſelben nicht minder gemißhandelt worden waren, als Jene. Heinrich forderte die übrigen Fürſten zum Kriege gegen die Empörer auf, aber die Meiſten zeigten deutlich die Abſicht, ſich mit dieſen und nicht mit ihm zu vereinigen. Auch wurde ſchon eine Zuſammenkunft in Mainz zur Wahl eines andern Königs verabredet.

Auf dieſe Nachricht eilte der König, der ſich nach Baiern begeben, aber auch dort nur feindſelige Geſinnung gefunden hatte, an den Rhein, und hier bot ſich ihm eine unerwartete Unterſtützung dar. Denn als er ſich der Stadt Worms näherte, zogen ihm die Bürger gewaffnet entgegen, um ihm die große Zahl ihrer ſtreitbaren Jugend zu zeigen, die bereit war, für ihn in den Kampf zu ziehen. Ja ſie erboten ſich, die Kriegskoſten zu tragen. Da die Fürſten ſahen, wie der König Herr der mächtigen, wohlbefeſtigten Stadt ſei, ſcheuten ſie ſeine Nähe, und nur Wenige wagten es, ſich zu Mainz einzufinden. Indeß mochte Heinrich die wormſer Hülfe doch nicht ſtark genug glauben, um an ihrer Spitze einen Kampf gegen den deutſchen Lehnsadel zu beginnen; denn ſtatt ſich ihrer zu bedienen, verſuchte er es, mit den Fürſten in einer Zuſammenkunft zu Oppenheim zu verhandeln; er bat ſie, ihm nachzuſehen, was er bisher gefehlt hätte, ſie möchten es ſeiner Jugend zuſchreiben; ſie ſelbſt möchten ihrer Eidſchwüre und Gottes eingedenk ſein. Doch blieb dieſe Verhandlung ohne Reſultat. Dann ſandte er nochmals zu den Fürſten, einen Heereszug gegen die Sachſen zu Stande zu bringen, welche die Verennung ſeiner Burgen fortſetzten; allein von den weltlichen Fürſten kam Niemand, nur ein Theil der hohen Geiſtlichkeit hielt zu ihm. So ſah er ſich denn, wie ſchwere Ueberwindung es ihm auch koſtete, genöthigt, unter den bisher verweigerten Bedingungen mit den Aufrührern Friede zu Gerſtungen zu machen, und zu verſprechen, künftig nicht mehr ausſchließlich in Sachſen zu wohnen, ſeine dort und in Thüringen gelegenen Feſten zu zerſtören, und Allen den ihnen unrechtmäßig entzogenen Beſitz, beſonders dem Otto das Herzogthum Baiern, zurückzuſtellen (1074). Gleich darauf mußten auch die Befehle zur Zerſtörung der Schlöſſer gegeben werden. Doch ſollten in der vom Könige beſonders geliebten Harzburg nur die Befeſtigungen geſchleift, die innern Gebäude, weil hier Kloſter und Kirche ſtanden, geſchont werden. Aber der lang zurückgehaltene Grimm der Sachſen war ſo groß, daß ſie die Kirche

plünderten und in Brand steckten, ja selbst Gebeine dort bestatteter Angehörigen Heinrich's gleich wilden Barbaren umherstreuten. Diese Unthat, obschon von den sächsischen Großen laut gemißbilligt, verdarb viel und wurde von Heinrich benutzt, sich die übrigen deutschen Fürsten wieder zu Freunden zu machen. Er vermochte sie durch große Versprechungen, ihm gegen die Sachsen Beistand anzugeloben. Rudolf von Schwaben, der schon im Stillen gehofft hatte, die Krone zu erwerben, zürnte den Sachsen, weil sie ohne ihn Frieden geschlossen, Welf von Baiern hatte Ursach für sein Herzogthum zu streiten. So kam denn ein sehr ansehnliches Heer zusammen, ein Theil der Sachsen ward von Heinrich gewonnen, und so tapfer die Uebrigen in der Schlacht bei Hohenburg*) an der Unstrut (13. Junius 1075) auch fochten, so mußten sie doch das Schlachtfeld zuletzt den Königlichen überlassen, die indeß ihren Sieg an diesem höchst blutigen Tage mit dem Verlust vieler Edlen erkauften.

Heinrich hatte auf den Herbst eine neue Heerfahrt anberaumt, allein mehrere Fürsten bereuten schon, ihn wieder erhoben zu haben. Daher erschienen Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen nicht, wohl aber die beiden lothringischen Herzöge, und besonders Gozelo der Bucklige von Niederlothringen, einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit**), mit starker Macht. Endlich wurden die sächsischen Häupter von königlichen Unterhändlern, unter denen besonders der dem König treue Erzbischof Liemar von Bremen genannt wird, durch die Betheurung, daß der König sie nicht in langer Haft behalten werde, vermocht, die Waffen niederzulegen, und fußfällig in Person vor dem König zu erscheinen. Ob die Gesandten des Königs ihre Vollmacht überschritten hatten, oder ob dieser seine augenblickliche Macht in jugendlicher Freude über den Sieg überschätzte, ist ungewiß; genug die Fürsten und Bischöfe der Sachsen sahen sich schrecklich getäuscht. Bis auf den einzigen Otto von Nordheim, den er bald wieder frei ließ, behielt sie der zornmüthige Heinrich Alle gefangen, ließ sie im ganzen Reiche vertheilen, gab Anderen ihre Lehen, und stellte seine Festen im Sachsenlande wieder her.

Die Folgen dieser raschen That waren über alle Erwartung unselig. Doch ehe wir diese betrachten können, müssen wir einen Blick

*) So nennt Lambert von Hersfeld den Ort; nach andern Berichten erscheint diese Angabe nicht recht genau.

**) Er war ein Sohn Gottfried's des Bärtigen, der unter dieser Regierung Niederlothringen erhalten hatte, und 1069 gestorben war.

zurückwerfen, um die in dieſem Zeitraum geſchehenen Fortſchritte derjenigen Gewalt zu überſehen, welche ſchon ſeit langer Zeit im Stillen der kaiſerlichen entgegengekämpft hatte und jetzt mit großer Kraft in dieſe Zerwürfniſſe eingriff.

---

21. Wachsthum der päpſtlichen Macht ſeit Karl dem Großen.

Nachdem die Päpſte ſich ſchon im achten Jahrhundert der byzantiniſchen Oberhoheit entzogen hatten, dann durch den Beiſtand und die Macht der Franken der von den Langobarden drohenden Gefahr glücklich entgangen waren, trat ihnen in dem wiedererſtandenen abendländiſchen Kaiſer ein Herrſcher zur Seite, der zwar zuerſt als Beſchützer geliebt, dann noch eine Zeit lang als Uebermächtiger geehrt, in der Folge aber, bei mehrerer Sicherheit und ſteigendem Selbſtgefühl, als Beeinträchtiger angeſehen und gefürchtet ward. Wir haben ſchon oben angedeutet, wie der Gedanke einer vollkommnen Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit der Kirche und des Papſtes von der weltlichen Fürſtenmacht entſtand. Von der Zeit an gehen beide Mächte lange Zeit nebeneinander her, meiſt ohne daß die Frage nach den Grenzen ihrer Gebiete und Wirkungskreiſe erhoben wird, ſo jedoch, daß zwar im Großen und Ganzen die weltliche Gewalt überwog und, wie wir bei den Ottonen und den erſten beiden ſaliſchen Kaiſern gezeigt haben, das Papſtthum faſt völlig von ſich abhängig machte, daß aber andrerſeits die Kirche, ſo bald ſie ſich äußerlich irgend geſichert fühlte und von kräftiger Hand geleitet ward, ſofort zu gleichberechtigter Stellung ſich zu erheben verſuchte.

Ein ſehr wirkſames Mittel, ihr Anſehen beſonders im Inneren der Kirche zu erhöhen, bot den Päpſten jene im neunten Jahrhundert plötzlich ans Licht tretende verfälſchte Sammlung von ältern Kirchengeſetzen dar, die ſogenannten Pſeudoiſidoriſchen Decretalen, deren Entſtehung und Bedeutung wir oben angegeben haben. Der erſte Papſt, der ſich auf die falſchen Decretalen berief, war Nicolaus I. (858—867), und als die Erzbiſchöfe einwarfen, daß ſie in ihren Sammlungen von ſolchen Verordnungen nichts hätten, erwiederte der Papſt blos mit der Gegenfrage: ob denn nichts echt ſei, als was ſich in ihrem Codex befände. Die Echtheit jener Actenſtücke aus inneren Gründen zu bezweifeln, fiel damals Niemand ein; auch enthielten ſie in der That nichts anderes und mehr

als was damals allgemein angenommen ward, und wenngleich nicht sofort alle Ansprüche der Decretalen durchgesetzt werden konnten, so bekam doch das Meiste nach und nach Gültigkeit, was schwerlich möglich gewesen wäre, wenn die Richtung des Zeitgeistes nicht der Täuschung den Weg gebahnt, wenn der allgemein verbreitete Glaube an die hohe, von Gott selbst verordnete und eingesetzte Gewalt der Päpste nicht vorhanden gewesen wäre.

Mit Nicolaus I., demselben, den wir schon als Bekämpfer des Patriarchen Photius kennen gelernt haben, that das Papstthum den ersten Schritt auf der Bahn zu seiner Machtstellung, der deßhalb, ungeachtet er lange Zeit ohne Nachfolge blieb, bedeutungsvoll genug ist. Günstigere Umstände konnte es für dasselbe nicht geben als die damaligen. Die zwieträchtigen Nachfolger Karl's des Großen riefen selber den römischen Bischof zur Entscheidung ihrer Streitigkeiten auf, und es ist daher kaum Anmaßung zu nennen, wenn er sich die Machtvollkommenheit, eine solche Entscheidung zu geben, beilegte; es ist vielmehr natürlich, daß die Idee eines obersten Richteramtes über die weltlichen Händel im Sinne des Christenthums sich dadurch immer tiefer in den reicher begabten und frommer gesinnten Päpsten ausbildete und befestigte. Das Bestreben, den Frieden zu bringen an die Stelle des Streits, und mit dem Versöhnungsrufe den wilden Hader zu stillen, hatte Anfangs daran mindestens eben so vielen Antheil, als die Absicht, ihre eigene Macht zu erhöhen; und sollte ihr Spruch nicht im Winde verhallen, so mußten auch Mittel zur Hand sein, demselben Kraft und Wirksamkeit zu geben. Die Kämpfe, welche Nicolaus I. für die Behauptung der päpstlichen Obergewalt durchfocht, waren zugleich Kämpfe für sittliche Ordnung und Recht. Wir haben schon oben kurz auf das Verfahren hingewiesen, das er gegen einen Fürsten einschlagen durfte, der seinen Forderungen widerstrebte; es zeigt in seinen Einzelnheiten, wie viel ein Papst schon damals gegen die weltliche Macht wagen konnte, wenn er für Sittlichkeit und christlichen Wandel eintrat.

König Lothar II. von Lothringen wünschte nämlich von seiner Gemahlin Theutberge geschieden zu sein, um ein lasterhaftes Weib, Waldrade, mit der er einen unerlaubten Umgang pflegte, heirathen zu können. Zu diesem Zwecke dichtete er der Theutberge ein abscheuliches Verbrechen an, und nachdem sie sich durch ein Gottesurtheil von der Anklage gereinigt hatte, ließ sich der König von seiner strafbaren Leidenschaft noch weiter hinreißen. Er erklärte das Gottesurtheil für einen Betrug, und zwang seiner Gemahlin durch harte Mißhandlungen ein Geständniß ab. Im ganzen Lande war man aber von der Unschuld der

Verfolgten überzeugt, und ein allgemeiner Schrei des Unwillens wurde laut; doch die Biſchöfe, die Erzbiſchöfe von Trier und Köln an der Spitze, wagten es nicht, ihrem Landesherrn zuwider zu ſein. Dazu kam, daß Waldrade eine Verwandte des Erzbiſchofs Günther von Köln war. Daher erklärten zwei zu Aachen gehaltene Synoden die Trennung für rechtmäßig, und mit ihrer Zuſtimmung ließ Lothar Waldraden als Königin verkünden (862). Theutberge, die zu Karl dem Kahlen geflohen war, bat jetzt den Papſt um Hülfe, ja auch Lothar wandte ſich an dieſen, um ſeine höhere Beſtätigung zu erhalten. Nicolaus ordnete zur nochmaligen Unterſuchung der Sache eine Kirchenverſammlung zu Metz an, und ſandte zwei Legaten dahin, aber Lothar wußte dieſe zu beſtechen, die Beſchlüſſe der früheren Synoden wurden für gültig erklärt, und jene beiden Erzbiſchöfe reiſten ſelbſt nach Rom, die Beſtätigung des Papſtes einzuholen. Wäre es nun Nicolaus auf nichts angekommen, als ſeine oberrichterliche Gewalt geehrt zu ſehen, ſo hätte er mit dieſer glänzenden Anerkennung derſelben vollkommen befriedigt ſein können. Aber edlere Beweggründe beſtimmten ſein Verfahren. Er verdammte auf einer römiſchen Synode die von Metz, ja er entſetzte die beiden Erzbiſchöfe ihrer Aemter, ein Schritt, den noch kein Papſt gewagt hatte. Dabei achtete er weder auf die Proteſtation der Erzbiſchöfe, daß er kein Recht habe, ſie, die ſeine Mitbiſchöfe wären, wie die ihm unterworfenen Kleriker zu behandeln, noch auf das Kriegsheer, an deſſen Spitze Kaiſer Ludwig II., von den Erzbiſchöfen aufgefordert, in Rom erſchien. Der Kaiſer, deſſen Gewiſſen erwachte, kehrte ſchon nach zwei Tagen wieder um, und Lothar mußte bei den fortwährenden Streitigkeiten mit den übrigen Karolingern einen Kampf mit dem Papſte und der herrſchenden Meinung ſehr bedenklich finden. Er unterwarf ſich daher, und ließ ſich von einem päpſtlichen Legaten Theutberge wieder zuführen. Waldrade wurde von dem Legaten nach Italien mitgenommen, entwich aber unterwegs, und Lothar, der ſeine früheren Abſichten nicht aufgab, vermochte jetzt Theutberge ſogar, an den Papſt zu ſchreiben und ſelbſt um die Eheſcheidung zu bitten. Aber Nicolaus ſchlug dies auf das beſtimmteſte ab. Nach ſeinem Tode handelte ſein Nachfolger, Hadrian II., nach denſelben Grundſätzen, und beharrte bei derſelben Weigerung, obſchon Lothar deswegen in Perſon nach Italien kam. Vielleicht wäre es jetzt noch zu heftigeren Auftritten gekommen, wenn Lothar nicht darüber geſtorben wäre.

Hadrian's Nachfolger war Johann VIII. (872—882), von dem oben ſchon erwähnt iſt, daß er Karl dem Kahlen die Kaiſerwürde ertheilte. Ein neues höchſt glückliches Ereigniß für das Wachsthum der

Papstmacht. Bisher hatten diese bei der Kaiserkrönung nur die äußerliche Handlung verrichtet; wer aber Kaiser sein sollte, das war durch die Erbfolge und durch die Vasallen bestimmt worden. Nunmehr hatte es durch den Streit in der Familie und durch die Partei, welche Johann dabei für Karl nahm, ganz das Ansehen, als ob es der Papst wäre, der über die Würde selbst zu verfügen habe. Ein einzelnes Beispiel bildete zwar noch kein Gesetz, war aber immer der Anfang, ein Herkommen zu begründen, worauf man sich in der Folge berufen konnte, um so mehr als der neue Kaiser selbst ein solches Recht des Papstes anerkannt hatte.

Es folgten dann die Zeiten des tiefsten Verfalls, in den das Papstthum während des zehnten Jahrhunderts gerieth. Die Päpste dieser Periode waren schamlose und ausschweifende, oder ganz unfähige und schwache Männer. Man hat eine seltsame Erzählung von einem Frauenzimmer, Johanna, die aus Mainz gebürtig, in männlicher Kleidung in Athen studirt haben, dann nach Rom gekommen sein, und dort ihren Betrug so gut fortgespielt haben soll, daß sie nach dem Tode Leo's IV. (855) auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden, bis sie niedergekommen und dadurch entlarvt worden sei. Diese Erzählung, die späterhin buchstäblich gedeutet, und lange für eine wahre Begebenheit gehalten wurde, scheint nichts als eine Allegorie auf die römische Kirche zu sein, veranlaßt durch den lasterhaften Wandel jener Päpste, die von Weibern erhoben und von Weibern geleitet wurden.

Die näheren Verhältnisse, in welche die deutschen Könige mit den Päpsten kamen, seitdem Otto der Große die Krone Italien's erwarb, sind in der deutschen Geschichte der Hauptsache nach erwähnt. Damals war die Stellung, welche Nicolaus seinen Amtsnachfolgern angewiesen hatte, vollständig verloren gegangen; der Bischof von Rom schien nichts weiter als der erste kirchliche Diener des Kaisers zu sein. Auch wie Kaiser Heinrich III., in der Kirche nicht minder wie im Staate mächtig waltend, den päpstlichen Stuhl zu verschiedenen Malen nach seinem Willen besetzte, ist schon erzählt. Es war aber dem Kaiser bei diesen Einmischungen keineswegs blos um die Uebung seiner Hoheitsrechte oder um die festere Gründung seiner Herrschaft in Italien zu thun; er verlangte sehnlich, die Kirche von schweren Uebeln zu heilen, an denen sie krankte, und dazu bedurfte er tüchtiger Männer an ihrer Spitze. Vornehmlich war es die große Sittenlosigkeit der Geistlichen, welche er abstellen wollte, zum Theil durch die ganze Stellung des Klerus und seine vielfache Verbindung mit der Welt, am meisten aber durch die Simo-

nie*) hervorgerufen. Mit dieſem Worte bezeichnete man nämlich das Vergeben der kirchlichen Aemter nach bloßer Gunſt und den damals faſt zur Regel gewordenen Kauf und Verkauf der geiſtlichen Stellen, des beträchtlichen Einkommens wegen, welches mit ihnen verknüpft war. Es kam Heinrich nicht in den Sinn, das kaiſerliche Recht der Beſetzung dieſer Stellen aufzugeben; wohl aber war er ſich bewußt, nur würdige Männer zu Vorſtehern kirchlicher Geſellſchaften ernannt zu haben, und glaubte beſonders den Punkt feſthalten zu müſſen, daß von Solchen, welche das geiſtliche Hirtenamt erkauft hatten, am wenigſten zu erwarten wäre, ſie würden ſich durch Tugenden auszeichnen und ihren Gemeinden als Muſter eines chriſtlichen Wandels vorleuchten. Da Biſchöfe und Erzbiſchöfe ihre Würden großentheils ſelbſt durch Simonie hatten, ſo konnte der Kaiſer von ihnen die beabſichtigte Reinigung nicht erwarten; darum ſetzte er ſeine Hoffnung auf ein kräftiges Verfahren, welches von der oberſten Gewalt in der Kirche ausgehend die Biſchöfe nicht minder als die geringeren Kleriker traf. In dieſen Beſtrebungen unterſtützte ihn die Richtung und Stimmung eines Theiles der niederen Geiſtlichkeit, welche durch die ausdauernde und weitgreifende Thätigkeit der Mönche von Cluny ganz anderen Zielen als bisher zugewendet ward. Heinrich ſelbſt ſtand wie die letzten ſächſiſchen Kaiſer unter dem Einfluſſe dieſer bedeutenden Menſchen, die vor allen Anderen den Grund der nunmehr eintretenden Umwandlung der Verhältniſſe gelegt haben. Die Päpſte, welche jetzt in Perſon herumreiſten, um den genannten großen Uebelſtänden abzuhelfen, waren faſt alle mehr oder weniger aus jener Schule; mit ihrer Hülfe ſuchte Heinrich ſeine Pläne durchzuſetzen; ſie begünſtigte er. Namentlich war Leo IX. überall thätig, wo ſeine Gegenwart erforderlich ſchien; er hielt in Frankreich und Deutſchland Synoden, wo er Biſchöfe, die der Simonie überführt waren, ohne Weiteres abſetzte. Heinrich dachte nicht, daß der von ihm entworfene Plan, deſſen Ausführung er eifrig beförderte, in umfaſſenderem Sinne fortgeführt, die Päpſte auf eine Höhe heben würde, die ſeinem Geſchlechte höchſt verderblich zu werden beſtimmt war. Aber er konnte auch nicht ahnen, daß ein ſeltener Geiſt, welcher ſchon unter Leo IX. hervorzutreten begann, ſein Werk ergreifen und zu einem von ihm weder vorhergeſehenen noch gewollten Ziele leiten werde.

*) So genannt von einem Simon Magus, der nach Apoſtelgeſch. VIII., 18 fg. den Apoſteln die Wundergabe für Geld abkaufen wollte.

22. Papst Gregor VII.

Hildebrand war in Roavacum, einem kleinen Landgute bei der toskanischen Stadt Soana, geboren und genoß seine erste Erziehung in Rom, in einem Kloster auf dem Aventin, weßhalb er sich auch immer als Römer angesehen hat. Das Kloster stand mit Cluny in dem genauesten Verkehr und wahrscheinlich hat der junge Geistliche dort schon früh die Richtung erhalten, in der er später so Großes wirkte. Von Papst Gregor VI. ward er zum Kapellan ernannt, in welcher Stellung er zuerst seine geschäftliche Gewandtheit erprobte, die vielleicht eine seiner bedeutendsten Eigenschaften ist. Als dieser von Kaiser Heinrich III. wegen Simonie abgesetzt ward und in die Verbannung nach Deutschland gehen mußte, begleitete ihn Hildebrand; während seines Aufenthalts in Worms, Speier, Aachen, Köln lernte er die deutschen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen. Nach dem Tode Gregor's begab er sich nach Cluny, von wo ihn 1049 Papst Leo IX. wieder mit nach Italien genommen haben soll. Ob er es war, der diesen Papst veranlaßte, sich ungeachtet der Ernennung durch den Kaiser noch einmal in Rom von Volk und Klerus wählen zu lassen, ist zweifelhaft; jedenfalls gewann er in seiner Umgebung bald Einfluß; zum Cardinal-Subdiakon ernannt, übernahm er die Leitung der städtischen Angelegenheiten in Rom und der Finanzen.

Erst mit diesem Papste, der den Ideen von Cluny zu Fleisch und Blut verhalf, ist vielleicht in Hildebrand der Gedanke von der universellen Bedeutung der Kirche aufgegangen; umgekehrt aber erkannte auch der Papst die vorzüglichen Eigenschaften seines Subdiakon an. Minder groß war der Einfluß des Letzteren unter Gebhard von Eichstädt, der als Victor II. den päpstlichen Stuhl bestieg; er wuchs aber wieder unter Stephan IX. und Nicolaus II. Nach dem Tode Stephans hatten die tusculanischen Grafen eigenmächtig einen von ihnen abhängigen Menschen unter den Namen Benedict X. zum Papst gemacht; Hildebrand setzte es durch, daß dieser beseitigt und Nicolaus II., vordem Bischof Gerhard von Florenz, gewählt ward. Er befreite so die Papstwahl von dem Drucke der römischen Machthaber; aber er mußte sie auch unabhängig wünschen von den Einflüssen des kaiserlichen Hofes in Deutschland, der zumal augenblicklich, unter der Führung der Kaiserin Agnes, wenig zuverlässig erschien. So knüpfte er ein günstiges Verhältniß mit den Normannen an, und wie er die Freiheit der päpstlichen Curie hier mit einer national-italienischen Macht in Verbindung setzte, so that

er daſſelbe, indem er in dem Streite zwiſchen dem Erzbiſchof von Mailand und einem Theile ſeines Klerus wie des Volkes (der ſogenannten Pataria) gleichfalls die volksthümliche Richtung begünſtigte und den Erzbiſchof zur völligen Anerkennung der römiſchen Obergewalt zwang.

Höchſt folgenreich war die neue Beſtimmung über die Papſtwahl, die Hildebrand unter Nicolaus II. durchzuſetzen wußte (1059). Bisher hatte der ganze römiſche Klerus, Adel und Volk die Päpſte gewählt, die Kaiſer hatten ſie beſtätigt oder, ſeit Otto I., auch geradezu ernannt. Jetzt konnte unter den günſtigſten Umſtänden die Kirche in der That ſelbſtändig und frei werden; es ward verordnet, daß fortan nur den Cardinälen*) die Befugniß zuſtehen ſollte, den apoſtoliſchen Stuhl neu zu beſetzen. Das kaiſerliche Beſtätigungsrecht, ſowie die Beiſtimmung des Volkes und Klerus, ward von Nicolaus noch anerkannt, kam aber ſpäterhin außer Geltung und Uebung.

Daß dieſes neue Geſetz, welches die gänzliche Unabhängigkeit des Papſtthums begründete, nicht unangefochten bleiben konnte, zeigte ſich gleich beim Tode des Nicolaus (1061). Hildebrand und die Cardinäle ernannten Alexander II.; aber der römiſche Adel wollte einen ſo gewählten Papſt nicht anerkennen, ſondern wandte ſich an die Kaiſerin Agnes, unter deren Einfluß ſich eine Synode zu Baſel verſammelte und den Biſchof Cadalus von Parma zum Papſt ernannte. Denn der ſtrenge Wandel, der jetzt von den Geiſtlichen gefordert ward, hatte auch unter dieſen eine Partei hervorgerufen, die ſich Hildebrand's Abſichten entgegenſetzte. Cadalus erſchien an der Spitze eines Heeres zu Rom, und obſchon er von der Gegenpartei bald gezwungen ward, die Stadt wieder zu räumen, ſo würde er doch zuletzt, von Deutſchland aus unterſtützt, vielleicht den Sieg davon getragen haben, wenn nicht gerade jetzt die Regentſchaft der Kaiſerin Agnes geſtürzt worden wäre. Anno erklärte ſich ſogleich für Alexander, kam ſpäterhin ſelbſt nach Rom, und ſtillte die noch fortwährenden Unruhen völlig. Nunmehr als Alexander im Jahre 1073 ſtarb, beſtieg der Mann endlich den päpſtlichen Stuhl, der ſchon ſo lange die Kirche der That nach regiert hatte. Durch die

*) Die römiſchen Geiſtlichen, welche durch die Verordnung Nicolaus II. zur Papſtwahl berufen wurden, waren die ſieben Biſchöfe oder Suffragane der römiſchen Metropolitankirche, Cardinalbiſchöfe genannt, und achtundzwanzig Pfarrer und Diakonen der vorzüglichſten Kirchen in Rom, welche Cardinalprieſter hießen. Spätere Päpſte fügten dieſen Wahlberechtigten noch andere römiſche Geiſtliche hinzu, und hieraus bildete ſich das Collegium der Cardinäle.

allgemeinste Uebereinstimmung ward Hildebrand gewählt, und nannte sich Gregor VII.

Alles, was Gregor bis zu diesem Augenblicke gethan und gewirkt, erscheint nur als Vorbereitung zu dem riesenhaften Plane, den er bis jetzt in seiner großen Seele getragen, nunmehr aber in voller Stärke entwickelte. Es sollte der weltlichen Macht nicht nur jeder mögliche Einfluß auf die Kirche genommen, sondern der höchsten Kirchenherrschaft, der Hierarchie, auch Gewalt über den Staat gegeben werden, insofern dies zur Erreichung ihrer Unabhängigkeit und höheren Zwecke nöthig sei. Dieser Entwurf und nicht weniger die großen kräftigen Schritte, die zu seiner Ausführung geschahen, haben von der Nachwelt ein schweres Gericht erfahren, und Gregor ist empörender Anmaßung und unbegrenzten Ehrgeizes bezichtigt worden. Aber wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß Gregor von übermäßigem Ehrtriebe beseelt war, daß Stolz und Gewaltsamkeit im Handeln zu seinem Wesen gehörten*), so sind jene Urtheile, sofern sie sich auf seine Ziele beziehen, doch nicht gerechtfertigt. Denn daß die Ueberzeugung späterer Jahrhunderte nach so mannigfach fortgeschrittener Entwickelung diesen Gedanken einer äußeren Herrschaft des Christenthums durch Formen und Einrichtungen der Hierarchie mit vollem Rechte verwarf, nachdem die innere und geistige erreicht worden und die Leitung der selbständigen Geister durch das höchste Kirchenoberhaupt für verderblich erklärt war, darf unser Urtheil über Gregor und über den Werth und die Bedeutung seines Wirkens nicht bestimmen. Auch wollte Gregor zunächst nicht völlige Gewalt über den Staat, sondern nur Freiheit von demselben. Seine Ansichten waren dem Zeitgeiste keineswegs fremd und entgegen, sondern schienen vielmehr aus der einmal genommenen Richtung desselben hervorzugehen, wie denn große Geister in Wahrheit und Irrthum nur aussprechen, was in den Gemüthern längst vorbereitet ist und nur im Dunkel noch geschlummert hat. Jene Zeit sah in dem Papste den rechtmäßigen Stellvertreter Christi auf Erden, durch göttliche Institution mit der höchsten Gewalt bekleidet, das Regiment in der Kirche zum Besten Aller zu führen, und der Papst war von dieser Idee nicht minder ergriffen, als Diejenigen, die mit vertrauensvoller Ehrfurcht auf ihn blickten, und die Sorge für ihr Heil von ihm

*) Dafür sprechen nicht nur die Urtheile der Päpste, auf die er den größten Einfluß übte, sondern auch die völlig beglaubigten Aeußerungen eines seiner brauchbarsten Werkzeuge, des strengen Mönches Petrus Damiani, der freilich bei aller Mißbilligung der einzelnen Maßregeln des Papstes sich doch seiner Leitung nicht zu entziehen vermochte.

erwarteten. Je größer und kraftvoller daher der auf dieſen Platz gerufene Geiſt war, je mehr Tüchtigkeit er in ſich ſpürte, das zu erfüllen, was er als ſeine heiligſte Pflicht betrachtete, deſto weiter mußte er ſeine Herrſchaft auszudehnen trachten, deſto beſtimmter mußte er den Reichen der Welt wehren, wo ſie der Kirche zu nahe traten, deſto kräftiger Alles von ihnen verlangen, was der Kirche frommte. Denn die Kirche, als die große Anſtalt, das Chriſtenthum und mit ihm das Reich Gottes auf Erden in ſich zu tragen, zu fördern und zu verbreiten, war die Rückſicht, der in ihm jedes Andere weichen mußte. Allerdings war die Gefahr, auf einem ſolchen Standpunkte zu wanken und dann deſto ſicherer und tiefer zu fallen, groß und dringend, da der Schwindel die Menſchen auf den höchſten Gipfeln am ſicherſten ergreift; aber es liegt in der Natur der Dinge, daß dieſer Gedanke ſich Dem, der noch kühn hinanklimmt, nicht aufdrängt.

Gregor's Syſtem ſoll ſich, wie gewöhnlich behauptet wird, in ſiebenundzwanzig ſogenannten Dictaten über die Befugniſſe der päpſtlichen Gewalt und ihr Verhältniß zur weltlichen Macht am klarſten ausſprechen; da es aber ſehr ſtreitig iſt, ob ſie von ihm ſelbſt herrühren, ſo ſind die Aeußerungen, die ſich hierüber in ſeinen unzweifelhaft echten Briefen zerſtreut finden, in jedem Falle eine reinere Quelle. Folgende Sätze aus denſelben ſind beſonders wichtig: „Die Kirche iſt jetzt ſündlich, weil ſie nicht frei iſt, weil ſie an die Welt und weltliche Menſchen gekettet iſt; ihre Diener ſind nicht die rechten, weil ſie von den Menſchen der Welt geſetzt, und nur durch dieſe ſind, wie ſie ſind. — Die Religion liegt im ſchweren Kampfe, das Herz der Menſchen iſt kalt für das göttliche Wort, hier und da der Glaube zertreten. Alſo die Kirche muß frei werden, und dieſes durch ihr Haupt, durch den Erſten der Chriſtenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Papſt. Dieſer alſo muß die Diener des Altars losreißen von den Banden weltlicher Macht. Wie nichts Geiſtiges ſichtbar iſt ohne das Irdiſche, wie die Seele nicht wirkſam ohne den Körper, wie von dieſen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung, ſo iſt die Religion nicht ohne die Kirche, dieſe nicht ohne Beſitz eines ſie ſichernden Vermögens. Der Geiſt nährt ſich durchs Irdiſche, im Körper; die Kirche alſo nur durch Land und Gut. Daß ſie ſolches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, iſt das Obliegen Deſſen, der das oberſte Schwert hält, des Kaiſers. Darum ſind der Kaiſer und die weltlichen Großen nöthig für die Kirche, die nur iſt durch den Papſt, wie dieſer durch Gott. Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So iſt die apoſtoliſche Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieſer nur

leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhles weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan und Gehorsam schuldig. Weil der Papst durch Gott ist, so ist unter ihm Alles; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen; er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die römische Kirche ist die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter; Aller Sorgen nimmt sie auf sich, von Allen kann sie Ehrfurcht, Achtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Gliede in Allem; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte."

Faßt man diese Ansichten und die Grundlage, auf der sie ruhten, richtig ins Auge, so kann man auch die Stellung, die Gregor gegen die weltlichen Fürsten annahm, und die Sprache, die er gegen sie führte, weder befremdend finden, noch für bloße herrschsüchtige Willkür erklären. So schrieb er an die Könige und Fürsten von Spanien, daß ihr Land, ehe es von den Saracenen erobert worden, dem heiligen Stuhl gehört, und daß daher Diejenigen, die es jetzt besäßen, der römischen Kirche einen Tribut entrichten müßten. Aehnliche Ansprüche machte er in Ungarn, Polen und Sardinien, in Dalmatien und Rußland geltend.

Jener schädliche Pfründenhandel, die Simonie, gegen den seine Vorgänger schon angekämpft hatten, betrachtete auch Gregor als das tiefste und gefährlichste Uebel, an welchem die Kirche krankte, zu dessen Ausrottung daher alle Kraft angewendet werden müsse, und zwar nicht blos gegen die geistlichen Käufer, sondern auch gegen die weltlichen Verkäufer. Besonders am Hofe des Königs von Frankreich Philipp's I. und an dem Heinrich's IV. von Deutschland war dieser Mißbrauch bis auf einen hohen Punkt gediehen. Vorläufig begnügte sich Gregor, beide Könige deswegen ernstlich zu ermahnen, worauf sie sich sehr demüthig zeigten. Heinrich bekannte, daß er sich schwer vergangen, er sei nicht würdig, vom Papste Sohn genannt zu werden, und bat dringend um Rath und Beistand, da er Gregor's Belehrung in Allem folgen wolle. Der Papst erneuerte demnächst auf einer 1074 zu Rom gehaltenen Synode das Verbot der Simonie; aber er fügte zugleich einen andern Beschluß hinzu, der noch viel größeres Aufsehen machte und zunächst weit heftigern Widerstand erregte. Es war die berühmte Verordnung wegen der Ehelosigkeit der Geistlichen. Keiner sollte ein kirchliches Amt erhalten, der nicht zuvor feierlich die strengste Ehelosigkeit angelobt habe, kein Laie die gottes-

dienstlichen Handlungen eines verheiratheten Geistlichen annehmen. Es war dies Gesetz mit Gregor's Plänen innigst verkettet; denn wenn die Kirche die möglichste Unabhängigkeit vom Staate erhalten sollte, so durften die sichtbaren Stellvertreter derselben, die Geistlichen, auch der Welt nicht durch die tausend Fäden verbunden sein, mit welchen die Familie den Verheiratheten umgibt. Dieses Gesetz, vor dem ein unbefangener Sinn erschrickt, weil es die Triebe der Natur wie die heiligen Bande der Sittlichkeit zurückstößt und auseinanderreißt, war nichts desto weniger in jener Ansicht des Mittelalters begründet, welche die ganze Welt als das Sündliche verwarf, und die Vollkommenheit nur in der Ertödtung des Fleisches sah. Diesen Vorstellungen zufolge, welchen Gregor nicht weniger als seine Zeitgenossen unterworfen war, wurde Ehelosigkeit als der höchste Grad irdischer Heiligkeit angesehen. Darum forderte die allgemeine Stimme des Volks den Cölibat von den achtbareren Geistlichen. Anderen legte es der Geiz vieler Bischöfe auf, um den ohne Weib und Kind Lebenden geringere Einkünfte aussetzen zu dürfen und keine Ausgaben für Wittwen und Waisen zu haben. Sträubte sich der Bewerber, so wurde ihm ein Mönch vorgezogen, der ohnedies zu ewiger Enthaltsamkeit verpflichtet war. Doch erscheint die Ehelosigkeit der Geistlichen im elften Jahrhundert noch bei Weitem nicht als herrschende Sitte, und die deshalb ergangenen Verordnungen Gregor's wurden an vielen Orten mit Mißfallen und Empörung aufgenommen. Dieser Widerspruch wollte zwar die Heiligkeit des ehelosen Standes nicht in Zweifel ziehen, nur sollte das Höchste nicht von Allen gefordert werden. Man nannte den Papst sogar einen ketzerischen Menschen, welcher jenes Ausspruchs des Herrn nicht gedenke, der da sagt: „Nicht Alle fassen dies Wort, wer es fassen kann, fasse es", und des Apostels, der das Heirathen ausdrücklich gestatte. Es scheine, als wolle der Papst die Menschen mit Gewalt zwingen, wie die Engel zu leben; er möge dann sehen, wo er Engel hernähme, das Volk zu regieren. Auf einer Kirchenversammlung zu Paris wurde förmlich beschlossen, diesem Gesetze nicht zu gehorchen; in Rouen wurde der Erzbischof, zu Burgos in Spanien ein päpstlicher Legat, als sie den Priestern ihre Weiber nehmen wollten, gemißhandelt. Noch größer war die Bewegung in Deutschland. Der Erzbischof von Mainz wagte kaum, des Papstes Befehle in seinem Sprengel bekannt zu machen. Er setzte seinen Bischöfen eine halbjährige Frist, und berief dann erst eine Synode nach Erfurt, aber die Opposition wurde so heftig, daß er die Versammlung wieder aufheben mußte. Nicht besser ging es dem Bischofe Altmann von Passau. An anderen Orten

traten die Bischöfe selbst auf die Seite der widerspenstigen Geistlichen. Der Bischof Otto von Kostnitz erlaubte jetzt sogar seinen Klerikern förmlich, Weiber zu nehmen. Gregor's festen Entschluß konnte indeß Alles dies nicht brechen. Ruhig ließ er den Sturm austoben, und trug nur Sorge, die Laien von dem angedrohten Bann für Die, welche bei einem verehelichten Priester Messe hören würden, in Kenntniß zu setzen. Hierdurch brachte er das für jene Vorstellungen ohnehin eingenommene Volk völlig auf seine Seite, ja an vielen Orten stand der gemeine Pöbel gegen die Geistlichen auf und zwang sie, ihren Weibern zu entsagen. Die sich weigerten, wurden beschimpft, geschlagen, beraubt, ins Elend gejagt, ja Manche bis zum Tode gemartert. So bequemte sich allmählich einer nach dem andern, seine Familie von sich zu stoßen, und Gregor's Ziel wurde im Laufe der Zeit wirklich erreicht.

Viel näher und größer waren indeß die Folgen, die sich der Papst von seinem Kampfe gegen die unwürdige Vergebung der geistlichen Stellen versprechen durfte. Die Legaten, welche er 1074 nach Deutschland sandte, suchten dem fortwährenden Unfuge zu steuern und brachten es bei Heinrich dahin, daß er einige Männer von bösem Rufe, die Alexander II. schon in den Bann gethan, aus seiner Nähe entfernte. Der König versprach bei dieser Gelegenheit wieder, sich in den Willen des heiligen Vaters zu fügen, dessen Verordnungen pünktlich nachzukommen und dem Papste zur Absetzung der durch Simonie emporgekommenen Geistlichen hülfreiche Hand zu leisten. Doch Gregor glaubte nunmehr, einen noch viel entscheidendern Schritt thun zu müssen. Auf einem großen Concilium, welches er in den ersten Monaten des Jahres 1075 zu Rom hielt, erließ er ein Decret gegen die Laieninvestitur, welches nicht weniger berühmt als das gegen die Priesterehe geworden ist und noch tiefer und unmittelbarer in die Staatsverhältnisse eingriff, als dieses. Seitdem nämlich die hohe Geistlichkeit in ihren Sprengeln die weltliche Gewalt zu der kirchlichen gefügt und sich dem Laienadel in der Ausübung des Amtes der Grafen und anderer gleich gestellt hatte, wurden, wie dies oben erwähnt ist, erledigte Bisthümer und Abteien als eröffnete Lehen angesehen, die der Lehnsherr wieder besetzen könne, und die feierliche Handlung dieser Belehnung durch Ueberreichung von Ring und Stab nannte man Investitur. Da nun alle höhere Geistlichen bei der Ausübung jener Hoheitsrechte auch dem Staate mancherlei zu leisten hatten, alle Unterthanenpflichten damals aber nur in dem Verhältnisse des Vasallen zu seinem Lehnsherrn erschienen, so waren jene Ansprüche der weltlichen Macht an das Recht der Belehnung ganz in der Ordnung; nicht weniger

natürlich aber war es, daß die Kirche in einer solchen Einmischung nur Verwirrung und Veranlassung zu vielen Uebeln sah, und daß sie ein sittlich reineres und wahrhaft kirchliches eben für die Geistlichen nur nach Zerreißung dieser Bande für möglich hielt. Die einzig richtige und wahre Abhülfe dieses Uebels wäre nun allerdings von Seiten der Kirche das Aufgeben aller Hoheits- und Herrschaftsrechte und alles überflüssigen Besitzthums gewesen, bis auf das was zur Erhaltung und zum Leben der Geistlichen nöthig war. Aber ein solcher Gedanke lag einer Zeit sehr fern, welche die geistige Macht der Kirche auch durch äußerliche Mittel und Güter gestützt und erhoben sehen wollte. Daß es bei dem politischen Zustande Deutschland's, wo seit den Ottonen die weltliche Stellung der Bischöfe ein höchst wichtiges Moment des ganzen Staatsorganismus bildete, doppelt nothwendig war, die Bischöfe auch zum Staate und zum Herrscher in einem bestimmten Verhältniß zu erhalten, dies ignorirte Gregor seinem Grundsatze gemäß, daß überall, wo die Vortheile des Staats und der Kirche in Streit geriethen, die Kirche obsiegen müsse. Auch war er überzeugt, daß allein ein solches, streng durchgeführtes Verbot der Belehnung durch die Hand eines Fürsten der Simonie durchgreifend steuern könne. In jenem Decrete wurde also allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Aemter untersagt, die Investitur über ein Bisthum, eine Abtei oder sonst ein kirchliches Amt von einem Laien zu empfangen, und zugleich die Androhung des Bannes für alle Weltliche hinzugefügt, welche einem Geistlichen die Investitur ertheilen würden. Es liegt am Tage, von welchen ungeheuren Folgen wie für die Kirche so fast noch mehr für den Staat jener Zeit es sein mußte, wenn Gregor diese völlige Befreiung der Geistlichen von allem Einfluß der Herrscher durchsetzte. Auch ist diese Maßregel Gregor's so wenig eine glückliche gewesen als das Verbot der Priesterehe; die von Laien investirten Bischöfe sind durchgehends bessere Diener der Kirche gewesen, als ihre Nachfolger. Nach dem aber, was oben über die Stellung der deutschen Könige zu ihren Bischöfen gesagt ist, leuchtet es ein, daß, wenn jenen die Belehnung entzogen wurde, sie damit zugleich die Hauptstütze ihrer Macht aus den Händen gaben; eher noch konnten sie das Aufhören des Pfründenhandels ertragen, wenn gleich auch damit ein bedeutender Theil ihres Einkommens verloren ging. So übernahmen denn die deutschen Kaiser als die ersten weltlichen Herrscher, als die Herren der mächtigsten Geistlichkeit, und während die Fürsten der übrigen Länder schwiegen, den Kampf mit der Kirche, welche die Nerven ihres Lebens durchschnitt, und

die fürstliche Gewalt ohne reale Haltpunkte in die Luft stellte, da auf die erblichen Lehnsträger überhaupt niemals mit Sicherheit zu rechnen war.

---

23. Gregor im Kampfe mit Heinrich IV.

(1075—1085.)

Um nicht fortwährend mit den stumpfen Waffen allgemeiner Verordnungen zu kämpfen, denen man reuevoll Folge zu leisten gelobte, ohne sich ernstlich darum zu kümmern, sprach Gregor noch auf derselben Synode zu Rom das Absetzungsurtheil über mehrere deutsche Bischöfe, welche ihre Aemter gekauft hatten, und erneuerte sogleich den Bann gegen fünf Vertraute des Königs, durch die jener schlimme Handel vornehmlich betrieben worden war, wenn sie sich nicht binnen wenigen Monaten vor den römischen Stuhl stellten. Bald darauf besiegte Heinrich die Sachsen, und ließ nun nicht nur die gebannten Räthe nicht von sich, sondern verfuhr auch bei der Besetzung mehrerer erledigten Stifter, wie zu erwarten war, völlig eigenmächtig. Der Papst warnte, und in einem Briefe, welchem er die bedeutende Ueberschrift vorsetzte: „dem Könige Heinrich Heil und apostolischen Segen, wenn er dem apostolischen Stuhle, wie einem Christen ziemt, gehorcht", bezeigte er seine Verwunderung, „daß Heinrich in seinen Briefen so demüthig und gehorsam sei, sich den in aller Ehrfurcht ergebenen Sohn der Kirche nenne, dagegen sich in seinen Handlungen so störrig, allen Anordnungen und apostolischen Beschlüssen so feindlich zeige." Zugleich wandten sich die bedrängten Sachsen, deren Fürsten und Bischöfe damals gefangen genommen waren, an den Papst, und brachten schwere Klagen gegen den König vor. Gregor ermahnte den König: die Bischöfe alsbald frei zu lassen und ihren Kirchen und Gütern wiederzugeben. Und als darauf nichts erfolgte, erschienen Legaten des Papstes am Weihnachtsfest 1075 zu Goslar, wo der König Hof hielt, und luden ihn vor eine Synode zu Rom, um sich wegen der Verbrechen, deren er beschuldigt sei, zu rechtfertigen. Mochte Gregor unbillig handeln, indem er unerwiesene Anklagen in dieser Weise benutzte, statt zuvor sich zu überzeugen, ob sie begründet wären: so war es im höchsten Grade unüberlegt von Heinrich, daß er weder nachgiebig antwortete noch eine persönliche Zusammenkunft nachsuchte, auf der eine

Ausgleichung wahrſcheinlich war*). Statt deſſen ließ er ſich vom Zorn übermannen und machte den völligen Bruch mit dem Papſte unvermeidlich.

Er ſchrieb ſofort ein Concilium nach Worms aus, und begab ſich ebenfalls dahin (Anfang 1076). Hier wurden böſe Anklagen wider Gregor erhoben, daß er Meuchelmörder gegen den König gedungen, hölliſche Künſte treibe u. m. a., und auf ſeine Abſetzung angetragen. Vergebens ſtellten einige Biſchöfe vor, wie unziemlich und den kanoniſchen Satzungen zuwider es ſei, einen abweſenden Biſchof ungehört wegen unerwieſener Verbrechen zu verdammen, und noch dazu den höchſten; ſie wurden zum Schweigen gebracht, und die Entſetzung des Papſtes beſchloſſen. Die lombardiſchen Biſchöfe, welche ſich der Simonie noch ſchuldiger fühlten als die Deutſchen und Gregor's ſittliche Forderungen und Vorſchriften haßten, traten auf einer Synode zu Piacenza dem zu Worms gefaßten Beſchluſſe bei. Ein italieniſcher Prieſter (Roland von Parma) übernahm es, beide Beſchlüſſe dem Papſte zu überbringen, und er erſchien damit vor Gregor, als dieſer gerade die Synode, die zur Oſterzeit gewöhnlich in Rom gehalten wurde, eröffnete. Zugleich überreichte er ihm einen Brief des Königs voll heftiger Schmähungen, der mit den Worten begann: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, ſondern nach Gottes heiliger Ordnung an den falſchen Mönch Hildebrand, der jetzt nicht mehr Papſt iſt.“ Der Papſt las ſelbſt der Verſammlung die Schriften vor, und ſo groß war die Bewegung, die ſich darüber erhob, daß der königliche Bote dem Tode mit Mühe entging. Am folgenden Tage erklärte der Papſt vor hundertundzehn Biſchöfen, wie väterlich er den König bisher zurechtgewieſen, wie ſanft er ihn um die Freilaſſung der gefangenen Biſchöfe gebeten. Alle riefen: ſie wollten den Papſt nicht verlaſſen bis in den Tod, worauf Gregor über den König den Bann ausſprach, ihn der Regierung entſetzte, und alle ſeine Unterthanen und Vaſallen von dem Eide der Treue entband**). Siegfried von Mainz, die Biſchöfe von Utrecht und

*) H. Floto, Kaiſer Heinrich IV. und ſein Zeitalter II, 77.

**) Als einige Zeit nachher der Biſchof Herman von Metz den Papſt um ſein Recht über Wahl und Abſetzung der Könige befragte, antwortete Gregor: „der Herr, unſer Erlöſer, ſelbſt hat im Evangelium den Ausſpruch gethan: du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen u ſ. w.; ich gebe dir die Gewalt zu binden und zu löſen im Himmel und auf Erden. — Sind denn hiervon die Könige ausgenommen? Gehören ſie nicht zu den Schafen, die Gottes Sohn dem heiligen Petrus anvertraut?“ Indeß erregte dieſe Behauptung vielen Widerſpruch, und namentlich läugnete der Biſchof Waltram von Naumburg (de unitate ecclesiae conservanda bei Freher Struv. T. I. p. 244 und in Gold. Apolog.), daß der Papſt eine ſolche Macht beſitze, beſonders aus

Bamberg, so wie die Lombardischen, wurden gleichfalls in den Bann gethan, die anderen Theilnehmer an der wormser Synode aber, die des Papstes Absetzung gezwungen unterschrieben zu haben vorgaben, nach Rom zur Verantwortung gerufen.

Indeß hatte Heinrich, in dem Wahne, daß der Papst durch die wormser Beschlüsse völlig niedergeschmettert sei, vielleicht auch weil er glaubte, er müsse die Sachsen bis zur Beilegung des Streites mit dem Papste mit Energie im Zaume halten, nichts in seinem Verhalten gegen dieselben geändert. Er ließ die zerstörten Burgen wieder aufbauen und neue errichten und trieb dadurch die Erbitterung des Volkes zu der alten Stärke und Heftigkeit. Da kam die Nachricht vom Banne des Papstes, der in allen diesen Verhältnissen eine durch den König selbst vorbereitete Stätte fand. Er entband alle verborgene Leidenschaften und den zurückgedrängten Haß, weckte ehrgeizige Hoffnungen und fachte in der ganzen Nation heftige Zwietracht an. Schon längst waren in den Herzögen Rudolf von Schwaben und Welf von Baiern, obschon dem ersten Heinrich's Schwester vermählt gewesen war, der zweite ihm seine Erhebung verdankte, so wie in Berthold von Kärnthen rebellische Gedanken aufgestiegen, aber die Scheu vor der Heiligkeit des Reichsoberhaupts hatte den bösen Willen bis hierher gebunden. Jetzt trübte des Papstes Fluch den Glanz der Krone, und von allen Seiten her zog sich das Wetter über Heinrich zusammen. In Sachsen griff das Volk wieder zu den Waffen, und von neuem durchtobte Empörung alle Gaue. Von den gefangenen sächsischen Großen wurden Einige durch die oberdeutschen Fürsten, in deren Gewahrsam sie waren, entlassen, Andere, wie der fanatische Burchard von Halberstadt, fanden Gelegenheit zu entkommen. Da dachte Heinrich sich in den Uebrigen eine Stütze zu verschaffen, indem er sie befreite, unter der Bedingung, ihm künftig treu zu bleiben und gegen die Aufrührer beizustehen. Aber als sie der Haft ledig waren, konnten oder wollten sie ihre Zusage nicht halten, und auch Otto von Nordheim, dem der König, seitdem er ihm die Freiheit wiedergegeben, das größte Vertrauen bewiesen und die Verwaltung Sachsen's übergeben hatte, fiel jetzt offen von ihm ab. Die bisher entzweiten Schwaben und Sachsen ver-

dem Grunde, weil die königliche Gewalt so gut als die seine von Gott eingesetzt sei. Ueberhaupt traten Schriftsteller von beiden Parteien auf, und suchten, wie die Heere im Felde mit den Waffen, durch Gründe die Gegner zu besiegen. Ueber diesen für die Freiheit der Untersuchung in jenen Zeiten zeugenden Streit der Schriftsteller, sehe man Stenzel a. a. O. Bd. I. S. 495 fg., und Wattenbach, Deutschland's Geschichtsquellen S. 256 sowie Floto a. a. O. I, Anhang.

söhnten sich und machten gemeinschaftliche Sache wider den König. Im October hielten die Fürsten zu Tribur eine Zusammenkunft, wo sie den vom Papst ausgesprochenen Bann für rechtmäßig erklärten. Heinrich kam nach Oppenheim, auf der andern Seite des Rhein's, Tribur gegenüber, und machte den Fürsten die größten Versprechungen, wenn er nur Namen und Zeichen der königlichen Würde behalten dürfe. Vergebens. Endlich ließen sie ihm sagen: sie wollten die Entscheidung des Papstes abwarten, den sie bitten würden, auf Mariä Reinigung nach Augsburg zu kommen, um dort auf einer allgemeinen Reichsversammlung den Streit zu schlichten. Bis dahin möge er sich nach Speier begeben, und sich aller Ausübung königlicher Gewalt enthalten. Vom Papst hange jetzt allein sein Schicksal ab, und man habe beschlossen, im Fall er vor dem Jahrestage seines Bannes nicht losgesprochen sein würde, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten.

Was konnte der König vom Papste und von jenem Fürstentage zu Augsburg anders erwarten, als neue und härtere Demüthigungen? Solcher Schmach suchte Heinrich um jeden Preis zuvorzukommen. Vor dem Papste wollte er sich beugen, aber die Fürsten um den gehofften Triumph bringen, und schnell reifte der Entschluß in ihm, nach Italien zu ziehen und dort vor Gregor die Kirchenbuße zu leisten, um dann sogleich die Befreiung vom Banne zu erhalten. Da seine Feinde Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen, denen viel daran gelegen war, daß Heinrich excommunicirt bliebe, diesen Schritt nach Kräften zu verhindern strebten und deshalb alle deutschen Alpenpässe besetzten, so nöthigte dies den König, sich heimlich, nur von seiner Familie und einigen treuen Dienern begleitet, nach Burgund zu wenden, um in dem Gebiete seiner Schwiegermutter, der Markgräfin von Susa, über den Berg Cenis nach Italien zu kommen.

Es war im härtesten Winter (Jan. 1077), da er das Gebirge übersteigen sollte. Aber es war nicht Säumens Zeit, denn das Jahr seines Bannes lief bald zu Ende. Er kämpfte mit ungeahnten Gefahren auf den starren Eisfeldern und Gletscherrücken, auf denen oft kein Schritt ohne Lebensgefahr war. Bald kroch man auf Händen und Füßen hinan, bald glitt man auf dem Rücken oder auf dem Bauche einen schlüpfrigen Abhang hinab. Oft mußten die Frauen auf Ochsenhäute gesetzt und so hinabgezogen werden. Eben so wurden auch an gefährlichen Stellen die Pferde vorangelassen, indem man ihnen die Beine zusammenband, und sie so an Stricken hinuntergleiten ließ, wobei mehrere umkamen. Das

war die Bußfahrt einer deutschen Königsfamilie nach Italien, um vor dem Nachfolger Petri Gnade und Lösung vom Banne zu finden.

Als Heinrich endlich die Ebenen der Lombardei glücklich erreicht hatte, sammelten sich viele Grafen und Bischöfe der Lombardei mit ansehnlicher Heeresmacht um ihn, denn die Geistlichen meinten, er käme, um ihren verhaßten Feind, den Papst Gregor abzusetzen; die Laien hofften, er werde der seit längerer Zeit in Italien furchtbar eingerissenen Gesetzlosigkeit steuern. Aber Heinrich ging auf nichts ein. Er hatte jetzt kein näheres Ziel, als des Bannes ledig zu sein, und daß er dies an der Spitze der bewaffneten Lombarden schneller und ehrenvoller erreicht hätte, ist kaum glaublich. Denn wenn der Papst, der schon nach Augsburg unter Weges war, im ersten Augenblicke auch heftig über die Nachricht von Heinrich's Ankunft erschrak, so daß er schnell abwärts nach dem festen Schloß Canossa im Gebiet von Reggio eilte, und bei der Markgräfin Mathilde von Toscana Schutz suchte, so hat er doch in späteren Zeiten deutlich bewiesen, welche Festigkeit er der Gewalt der Waffen und äußerer Bedrängniß entgegenzusetzen wußte. Mathilde, die Tochter des Markgrafen Bonifacius und der in zweiter Ehe an Gottfried den Bärtigen verheirathet gewesenen Beatrix, war jetzt Wittwe des kurz vorher ermordeten Herzogs Gozelo von Niederlothringen. Sie wurde die große Gräfin genannt, und war nicht weniger ausgezeichnet durch Macht als durch herrliche Geistesgaben. Außer ihren reichen Erbgütern in Lothringen gehorchten ihr Parma, Mantua, Modena, Reggio, Piacenza, Verona und die meisten Städte Toscana's. Ihr Hof war glänzend und reich, doch sie die größte Zierde desselben. Ob Mathilde von besonders hervorragender Kraft des Geistes gewesen, läßt sich nicht mehr bestimmen; aber sie war kenntnißreich und gebildet, in den Regierungsgeschäften erfahren und unermüdet thätig; sie schuf und erhielt Ordnung, zeigte sich gegen die Armen freigebig, den Vertriebenen hülfreich. Mit Gregor stand sie in eifriger und vertrauter Freundschaft, dessen böswillige Gegner davon Gelegenheit nahmen, üble Gerüchte über dieses Verhältniß auszustreuen, denen indessen schon die unbefangene Mitwelt allen Glauben versagte.

Bald wurde der Papst inne, wie wenig Ursache zu Besorgnissen vorhanden sei, als er vernahm, in welchem Aufzuge und in welcher demüthigen Absicht der König sich nähere. Heinrich wandte sich an die Gräfin Mathilde, die ihm entfernt verwandt war, in der Hoffnung, durch ihre Vermittelung Lösung vom Banne zu erhalten. Aber Gregor, der bei Heinrich's höchst schwankendem Sinne auch diese Unterwerfung nur

für das Erzeugniß augenblicklicher Regungen hielt, wollte Alles auf das Fürſtengericht nach Augsburg verweiſen, und ſträubte ſich lange, den Bittenden nur zu ſehen. Endlich gab er zu, daß der König im Büßergewand vor ihm erſchiene, und zum Zeichen ſeiner aufrichtigen Reue ihm ſeine Krone mit dem öffentlichen Bekenntniſſe der Unwürdigkeit übergäbe. Mathilde fand auch dies noch zu hart, und auf ihr fortgeſetztes Bitten änderte zuletzt der Papſt ſeinen Beſchluß dahin, der König ſolle ohne alle Begleitung in den vorderſten Hof der Burg eingelaſſen werden, dort ſeine Kleidung mit einem Bußgewande vertauſchen, das man ihm reichen würde, und mit entblößtem Haupte und barfuß unter freiem Himmel auf des Papſtes Entſcheidung harren. So geſchah es. Gregor ſelbſt ſchildert dies Ereigniß in einem Briefe folgendermaßen: „Heinrich kam mit Wenigen vor das feſte Schloß zu Canoſſa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage ſtand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und mit einem wollenen Hemde angethan, in kläglicher Geſtalt vor dem Thore, und hörte nicht eher auf, unter häufigen Thränen um apoſtoliſches Erbarmen, Hülfe und Troſt zu flehen, bis er alle Anweſenden ſo ſehr zum Mitleid bewegte, daß ſie unter vielen Thränen für ihn baten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unſers Herzens erſtaunten. Einige riefen ſogar, unſer Betragen verrathe mehr tyranniſche Wildheit und Grauſamkeit, als apoſtoliſche Strenge."

Am vierten Tage (am 28. Januar) ließ er ihn endlich vor ſich, und ſprach ihn unter der Bedingung vom Banne los, daß er bis zur Entſcheidung der Verhältniſſe in Augsburg ſich der Regierungshandlungen enthalten, den Klagen der Fürſten nach dem Spruche des Papſtes Genüge leiſten oder ſich mit ihnen verſöhnen ſollte, wenn nicht unvorhergeſehene Schwierigkeiten dazwiſchen treten würden. Die Schrift, die dieſe Bedingungen enthielt, ward von den Biſchöfen, die den König umgaben, wie von der Markgräfin Mathilde unterſchrieben und verbürgt; nunmehr erhielt Heinrich die Losſprechung. Man hat dieſe Begebenheit zu Canoſſa häufig als die unwürdigſte, ſchmachvollſte Erniedrigung dargeſtellt, die ein König je von prieſterlichem Stolze erfahren. In der That hat ſie für das deutſche Gefühl etwas tief Demüthigendes. Allein, wenn auch Gregor bei ſeinem Verfahren ſein letztes Ziel, die Kirche über den Staat emporzuheben, ſich ſelbſt als letzten Schiedsrichter hinzuſtellen, nicht aus den Augen ließ, wenn auch, wie er nachmals ſelbſt in Briefen äußerte, ſeine Umgebung, vornehmlich die große Gräfin, ihn wegen ſeiner grauſamen Tyrannei ſchalt: ſo iſt doch zu bedenken, daß Heinrich durch ſeine ſchwankende Haltung wohl Veranlaſſung gegeben hatte, ihn auf

eine harte Probe zu ſtellen, wie es denn auch nicht ungewöhnlich war, daß Fürſten von den Dienern der Kirche ſchwere Bußen und Strafen auf ſich nahmen. Andererſeits ſollte man nicht vergeſſen, daß Heinrich ſich bei dem Vorgange nur als einzelne Perſon, gewiſſermaßen als Beichtkind, faßte. Wenn er in dieſer Stellung der Kirche und Gregor durch ſeine Buße genug gethan zu haben glaubte, ſo durfte er ſich als Kaiſer und noch dazu als der Sohn und Enkel der mächtigen Herrſcher, die über die Kirche ſchrankenlos geboten hatten, nicht berechtigt halten, dem Papſte auf politiſchem Gebiete fernere Conceſſionen zu machen; um ſo weniger, da auch der Papſt, der auf die deutſchen Fürſten Rückſicht nehmen mußte, die ſeine Hülfe und Vermittelung angerufen hatten, bei der Stellung der Bedingungen nicht ohne Hinterhalt gegen Heinrich verfuhr. Und als es vollends gewiß ward, daß die Fürſten damit umgingen, einen Gegenkönig zu wählen, was der Papſt nicht nur nicht hinderte, ſondern durch ſeine Legaten gut hieß: da erſchien das Recht nur um ſo entſchiedener auf Heinrich's Seite*).

Vielleicht noch beſchämender als jener Vorgang war die Verlegenheit, die der Papſt dem Könige bereitete, als er nach der Abſolution die Meſſe feierte, und hierauf folgendermaßen zu ihm ſprach: „Ich habe vorlängſt von dir und deinen Anhängern Briefe erhalten, in welchen du mich beſchuldigſt, den apoſtoliſchen Stuhl durch ſimoniſche Ketzerei beſtiegen, und mein Leben durch Verbrechen befleckt zu haben, die mir jeden Zutritt zu den heiligen Aemtern verſchließen müßten. Und wiewohl ich durch viele unbeſcholtene Zeugen dieſe Beſchuldigungen widerlegen könnte, ſo will ich doch, um das menſchliche Zeugniß dem göttlichen nicht vorzuziehen, jetzt zum Beweiſe meiner Unſchuld den Leib des Herrn nehmen, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unſchuldig bin, oder mich mit plötzlichem Tode vertilge, wenn ich ſchuldig.“ Nach dieſen ſchrecklichen Worten zerbrach er die Hoſtie und verſchluckte einen Theil derſelben. Da ſchrie alles gegenwärtige Volk laut auf zum Lobe des Herrn. Es war das Gottesurtheil der Abendmahlsprobe, welche Gregor beſtanden hatte. Hierauf wandte ſich der Papſt wiederum zum Könige und fuhr fort: „Thue nun auch du, mein Sohn, wie du mich thun geſehen. Die deutſchen Fürſten betäuben meine Ohren täglich mit Klagen gegen dich, und legen dir ſchwere Verbrechen zur Laſt, für welche du bis zu deinem Ende von der Regierung ausgeſchloſſen ſein müßteſt.

*) Vgl. die verſchiedenen Auffaſſungen bei Stenzel, Floto und Leo, Vorleſungen II, 406.

Sie verlangen ein Gericht über dich; du weißt aber wohl, wie schwankend alles menschliche Urtheil ist, wie oft das Falsche für Wahrheit gehalten wird. Fühlst du dich nun unschuldig, so befreie auf dem kürzesten Wege die Kirche Gottes vom Aergerniß und dich von einem langen Streite. Nimm diesen übriggebliebenen Theil vom Leibe des Herrn, damit durch Gottes Zeugniß deine Unschuld klar werde und allen Lästerern die Zunge gebunden sei, damit, wenn ich dann selbst als der eifrigste Vertheidiger deiner Unschuld auftrete, die Fürsten sich mit dir versöhnen, die Regierung dir zurückgegeben werde, die Stürme der Bürgerkriege für immer schweigen." Aber Heinrich war sich vielfacher Schuld zu sehr bewußt, als daß er ein solches Gottesurtheil auf sich zu nehmen gewagt hätte. Bestürzt und verlegen*) entschuldigte er sich mit der Abwesenheit der Fürsten, welche Zeugen seiner Reinigung sein müßten. Hierauf entließ ihn der Papst.

Die Stimmung der Italiener fand Heinrich jetzt durchaus verändert. Man verachtete ihn, daß er seiner Würde so vergessen. Einen König, der sich der Krone unwürdig bewiesen, hieß es, müsse man entsetzen; den Sohn, obgleich er noch unmündig, wolle man statt seiner erheben, mit diesem nach Rom gehen und einen andern Papst wählen. Wohin Heinrich zog, fand er die Zeichen großen Unwillens gegen sich. Statt der sonst gewöhnlichen prächtigen Einholungen und Feste, blieb Alles still, keine Stadt lud ihn ein, er mußte in den Vorstädten seine Herberge nehmen; und konnte kaum so viel Lebensmittel erhalten, als er gebrauchte. Es gelang ihm, die Italiener zu besänftigen; aber erklärlich ist es, daß die widersprechendsten Empfindungen in seinem Herzen wechselten. Allmählig trat er mit den italienischen Bischöfen, unter andern mit Wibert von Ravenna, dem Haupte der Feinde Gregor's, wieder in Verbindung, ja er fing an wieder königliche Rechte in Pavia auszuüben, ohne mit dem Papste offenkundig zu brechen. Dieser war indeß von den deutschen Fürsten eingeladen worden, nach Forchheim zu kommen, wo eine Versammlung, den Zustand des Reiches zu ordnen, anberaumt war, und forderte nun auch den König auf, dort zu erscheinen und sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen zu vertheidigen. Aber Heinrich entschuldigte sich mit den höchst dringenden Angelegen-

*) Ad haec ille, inopinata re attonitus, aestuare, tergiversari, consilia cum suis familiaribus segregatus a multitudine conferre, et quid facto opus esset, qualiter tam horrendi examinis necessitatem evaderet, trepidus consulere. Lambert. Hersfeld. bei Pertz. Monum. V.

heiten, die in Italien zu ordnen seien und die er, ohne die Lombarden schwer zu kränken, nicht kurz abbrechen könne. Sogar das verlangte freie Geleit bewilligte er dem Papste nicht.

Heinrich würde nicht so lange in der Lombardei verweilt haben, wenn er gewußt hätte, wohin der Sinn der Fürsten stand, wovon Gregor zweifelsohne unterrichtet war. Als sie sich zu Forchheim versammelt hatten, wählten sie einen andern König, den Herzog Rudolf von Schwaben (März 1077). Die anwesenden päpstlichen Legaten hätten die Wahl gern bis zur Ankunft Gregor's verzögert, doch hinderten sie es auch nicht, daß sie sofort vorgenommen wurde. Aber das Volk in Süddeutschland war meist wider den neuen Herrscher, und wurde von einer großen dem Papste feindseligen Partei unter den Geistlichen noch stärker aufgereizt. So bereitete sich denn ein großer und schwerer Kampf vor, als Heinrich nun aus Italien herbeikam, sein Recht mit der Schärfe des Schwertes zu vertheidigen. Er schien ein ganz Anderer geworden zu sein; das Unglück hatte seinen Geist entwickelt; er, sonst so leichtsinnig und übermüthig, verfuhr jetzt mit großer Besonnenheit, Klugheit und Umsicht, und zeigte sich in den Schlachten als tapferer Krieger; meist zwar unterlag er in denselben, aber er war unerschöpflich an Hülfsmitteln, so daß der Sieg seinen Gegnern fast nie nützte. Er fand vielen Anhang, besonders unter den Bürgern der Rheinstädte, und vergrößerte ihn durch Austheilungen großer und kleiner Reichs- und Kirchengüter und bürgerlicher Freiheiten. Bald war er stark genug, die gesammte Feindesmacht aus Schwaben und Franken bis nach Sachsen zu treiben; und 1078, wo der Krieg erneuert ward, geschah bei Melrichstadt in Franken eine Schlacht, wo Rudolf's Flügel wich, während der andere, sächsische, den Otto von Nordheim befehligte, die hier entgegenstehenden Königlichen aus dem Felde schlug. Heinrich, der von den Sachsen bis nach Würzburg verfolgt wurde, aber dennoch den Vortheil des andern Flügels benutzte, das Treffen als einen vollkommenen Sieg darzustellen, ging nach Schwaben zurück, und verlieh dieses Herzogthum dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen, seinem treuen und tapfern Anhänger*), welchem er seine Tochter Agnes verlobte. Der Krieg währte fort, und ward von beiden Theilen mit großer Grausamkeit geführt; besonders wütheten die

*) Friedrich, nunmehr Herzog von Schwaben, war der Sohn Friedrich's von Büren, des Ahnherrn des Geschlechts der Hohenstaufen. Dieser hatte von dem Dorf Büren, das an dem Fuße des Staufen lag, seinen Wohnsitz auf jenen Berg verlegt.

rohen Böhmen in Heinrich's Heere mit wilder Zerſtörung. Und wohin der Krieg nicht kam, da erſchlaffte die geſetzliche Ordnung durch die Heftigkeit der Leidenſchaft und Parteiung, welche alle Stände ergriffen hatte.

Der Papſt blieb indeß bei ſeiner Anſicht, daß die Sache Heinrich's noch ihrer Entſcheidung harre. Als auf einer Synode zu Rom im Anfange des Jahres 1078 Geſandte von beiden Königen vor ihm erſchienen, ehrerbietig und demüthig ſeinen Spruch zu erbitten, erwiederte er: die Sache ſei ſo wichtig, daß ſie nur in Deutſchland auf einer Verſammlung aller Großen des Reichs und der Kirche ausgemacht werden könne. Daſſelbe erklärte er auf zwei anderen Synoden im November deſſelben Jahres und im Februar des folgenden. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Sachſen, die den Jammer ihres Vaterlandes freilich tiefer empfanden als der Papſt, darüber unzufrieden wurden, und in Gregor's wohlbedachter Haltung Doppelzüngigkeit ſahen. Sie ſandten ihm Briefe voll bitterer Beſchwerden, ſchilderten die traurige Verwirrung, in welche er ſie geſtürzt, und klagten beſonders über den Verfall der Geſetze und der bürgerlichen Ordnung und über die Verſchleuderung der Krongüter. Gregor ſchwieg, „und ſo," ſagt ein Schriftſteller jener Zeit, „geſchah in dieſem Jahre (1079) nichts, als daß die päpſtlichen Geſandten oft zu beiden Theilen kamen und bald den Sachſen, bald Heinrichen die Gunſt des Papſtes verſprachen, dabei aber, nach Römer Art, ſo viel Geld, als ſie bekommen konnten, von Beiden mit ſich forttrugen." Gleich im Anfange des Jahres 1080 wurde Heinrich von dem tapfern Otto von Nordheim bei Fladenheim oder Dorla, in der Nähe von Mühlhauſen, geſchlagen, ohne daß dadurch Entſcheidung herbeigeführt worden wäre. Gregor aber, ſei es, weil er Rudolf's Sieg irrig für entſcheidend hielt, oder weil er es nöthig glaubte, ihn jetzt kräftig zu unterſtützen*), ſprach ſich nun wieder ohne Rückhalt aus, erneuerte auf einer Synode zu Rom den Bannfluch gegen Heinrich, und erkannte Rudolf als König an. Sogar eine Krone ſoll er dieſem überſchickt haben, an der ſchon die Inſchrift (Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho) zum ewigen Zeugniß dienen ſollte, daß die Kirche ſie geſchenkt. Wohl kann man dieſen ſchnellen Entſchluß, wenn man ihn mit Gregor's ſonſtiger Beſonnenheit zuſammenhält, eine Uebereilung nennen, zu der er ſich wahrſcheinlich hinreißen ließ, um die lange Verwirrung endlich zu löſen; er mußte aber auch die ſchweren Folgen dieſes Schrittes empfinden.

*) Stenzel a. a. O. Bd. I. S. 459.

Als Heinrich vernahm, daß er von neuem in den Bann gethan sei, gerieth er in heftigen Zorn, und berief eine Versammlung nach Mainz, zu nochmaliger Absetzung des Papstes, welche durch die darauf folgende Wahl eines neuen Kirchenhauptes wirksamer gemacht werden sollte, als die frühere. Wirklich kündigten neunzehn zu Mainz zusammengekommene Erzbischöfe und Bischöfe Gregor den Gehorsam auf, und diesem Beschlusse trat eine Synode italienischer Bischöfe zu Brixen bei, welche auch sofort einen alten Feind Gregor's, den Erzbischof Wibert von Ravenna, an seine Stelle zum Papst ernannte, der den Namen Clemens III. annahm. Dann wandte sich Heinrich gegen Rudolf und die Sachsen, und verlor zwar bei Hohenmölsen an der Elster unweit Merseburg (15. Oct.) wiederum ein Treffen; aber der Gegenkönig Rudolf blieb in demselben, nachdem ihm außer mehreren erhaltenen Wunden die rechte Hand abgehauen worden war. Nach Einigen war es der nachher als Herrscher von Jerusalem so berühmt gewordene Gottfried von Bouillon, damals Herzog von Niederlothringen und Heinrich's treuer Vasall, der sich in dieser Schlacht vorzüglich hervorthat, welcher ihn erlegte. Noch jetzt wird eine verschrumpfte Hand als die Rudolf's im Dome zu Merseburg den Reisenden gezeigt. Das Volk aber betrachtete das Ende des Gegenkönigs als ein Gottesurtheil.

Von seinem gefährlichsten Gegner in Deutschland befreit, betrieb Heinrich nichts eifriger, als seine Rache an dem Papst. Mit einem starken Heere zog er 1081 nach Italien; den Krieg in der Heimath gegen die noch Widerstand Leistenden überließ er dem neuen Herzog von Schwaben. Er fand jenseits der Berge großen Anhang selbst unter Mathilden's Vasallen, und rückte vor Rom, während in Deutschland ein neuer Gegenkönig erwählt wurde, Graf Hermann von Luxemburg, den man spottweise den Knoblauchskönig nannte. Da Heinrich keine Mittel zu einer förmlichen Belagerung hatte, so führte er das Heer nach einiger Zeit wieder zurück, und ging nach anderen Gegenden Italien's, erschien aber in den folgenden Jahren wieder vor Rom, um die Stadt durch wiederholte Einschließungen zur Uebergabe zu nöthigen. Für den Papst war jetzt eine Zeit schwerer Prüfung gekommen; aber nichts glich der unerschütterlichen Standhaftigkeit, welche dieser starke Geist in der Trübsal bewährte. Heinrich wandte Alles an, die Römer zu gewinnen, und verlockte die Großen durch Geld und Versprechungen. Da erschienen diese vor dem Papste (1083), und flehten, er möchte Frieden mit dem Könige machen. Gregor erwiederte: „Wenn er für seine offenbaren Sünden Gott und der Kirche Genugthuung geben will, so werde ich ihn

gern freisprechen und ihm die Kaiserkrone mit meinem Segen auffetzen; anders kann und darf ich euch nicht erhören." Da der König diese Bedingung verwarf und die Unzufriedenheit der Römer lauter ward, begab sich der Papst mit den Seinen in die Engelsburg. Endlich öffneten die Römer am 21. März 1084 dem Könige die Thore. Zehn Tage nachher ließ er sich von dem Erzbischof Wibert, der hier nochmals unter dem Namen Clemens III. zum Papst gewählt ward, die Kaiserkrone auffetzen. Die Engelsburg, wo sich Gregor befand, ward eingeschlossen. Da aber nahte sich, von Gregor schon längst zu Hülfe gerufen, ein starker Feind, Robert Guiscard, der von seinen Kämpfen in Griechenland herbeieilte, mit einem zahlreichen Heere. Heinrich fand den Widerstand bedenklich, verließ die Stadt, und ging nach Deutschland zurück. Die Normannen gewannen nach seinem Abzuge Rom, dessen Pracht durch eine dreitägige Plünderung der zuchtlosen Krieger und einen dabei erregten ungeheuren Brand zum größten Theile in Trümmer sank. Robert brachte den Papst zuerst nach Monte Cassino, dann nach Salerno in Sicherheit, wo er das Jahr darauf (1085, 25. Mai) starb. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich im Elend!"*) Sein Retter Robert starb zwei Monate später.

*) Dilexi justitiam, et odi iniquitatem; propterea morior in exilio.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,
ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Sechster Band.

Mittlere Geschichte II.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1862.

Inhalt des sechsten Bandes.

Mittlere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf den ersten Kreuzzug (814—1096).

		Seite
24.	Kaiser Heinrich's IV. letzte Regierungsjahre	1
25.	Kaiser Heinrich V.	5
26.	Veränderungen in Deutschland unter den salischen Kaisern	10
27.	Die Angelsachsen bis auf Alfred's Tod	16
28.	Alfred's Nachfolger bis auf die normannische Eroberung (901—1066)	25
29.	Wilhelm der Eroberer (1066—1087)	39
30.	Skandinavien	45
31.	Rußland. Polen. Ungarn	50
32.	Spanien	56

Mittlere Geschichte. Dritter Zeitraum.

Vom ersten Kreuzzug bis auf Rudolf von Habsburg (1096—1273).

1.	Einleitung	59
2.	Veranlassung zu den Kreuzzügen	63
3.	Der erste Kreuzzug (1096—1099)	68
4.	Das Königreich Jerusalem	79
5.	Kaiser Lothar der Sachse (1125—1137)	84
6.	Konrad III. (1138—1152)	93
7.	Der heilige Bernhard. (Geb. 1091, gest. 1153)	99
8.	Der zweite Kreuzzug (1147—1149)	103
9.	Kaiser Friedrich I. (Barbarossa). (Reg. 1152—1190)	106
10.	Der dritte Kreuzzug (1189—1190)	138
11.	Der Kreuzzug der Könige Philipp August und Richard Löwenherz (1190—1192)	146
12.	Kaiser Heinrich VI. (1190—1197)	151
13.	Papst Innocenz III. (1198—1216)	156

Seite
14. Philipp von Schwaben und Otto IV. (1198—1218) 160
15. Der Kreuzzug gegen Constantinopel (1204) 165
16. Die Kreuzzüge gegen die Ketzer 172
17. Frankreich unter Ludwig VI. und Ludwig VII. (1108—1180) . . 177
18. England bis zum Tode Heinrich's II. (1187—1189) 180
19. Philipp August, Richard Löwenherz und Johann ohne Land . . . 190
20. Kaiser Friedrich II. 202
21. Friedrich's II. Kreuzzug (1228. 1229) 206
22. Italien und Deutschland nach Friedrich's Rückkehr (1229—1237) . 210
23. Fortgesetzter Kampf in Italien (1237—1241) 218
24. Innocenz IV. 223
25. Friedrich's letzte Anstrengungen (1247—1250) 229
26. Untergang der Hohenstaufen (1250—1268) 235
27. Die sicilische Vesper (1282, 30. März) 240
28. Zwischenreich in Deutschland (1250—1272) 243
29. Zustand in der Hohenstaufischen Zeit 245
30. Eroberung Preußens durch den deutschen Ritterorden 258
31. Ludwig der Heilige, und sein erster Kreuzzug (1226—1254) . . . 274
32. Ludwig's fernere Thaten (1254—1270) 280
33. Ende der Kreuzzüge 285
34. England unter Heinrich III. (1216—1272) 289

Mittlere Geſchichte.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf den erſten Kreuzzug. (814 — 1096.)

24. Kaiſer Heinrich's IV. letzte Regierungsjahre *). (1085 — 1106.)

Mit dem Tode Gregor's VII., ſeines großen Gegners, endeten Heinrich's Kämpfe und Leiden nicht. Auch nachdem Otto von Nordheim, der gefährlichſte und verſchlagenſte Feind des Kaiſers, geſtorben war (1083), dauerte in Deutſchland der Krieg fort, und erhielt neue Nahrung, als Heinrich nach ſeiner Rückkehr aus Italien mit unermüdeter Kraft und Thätigkeit ſeine Widerſacher bekämpfte. Unter abwechſelndem Kriegsglücke wurde das Land furchtbar verwüſtet, und die Nation, dieſer Zerrüttung aller Verhältniſſe müde, ſeufzte nach Frieden. Endlich legte der Gegenkönig Hermann von Luxemburg — ſo unbedeutend und machtlos, daß er einem Schutzflehenden einſt erwiederte: er könne ihm ſo wenig als ſich ſelber helfen — die Krone freiwillig nieder (1088); und um dieſelbe Zeit kam bei einem Auflaufe in Goslar Biſchof Burchard von Halberſtadt um, der Führer und Mittelpunkt der Gegner des Kaiſers in Sachſen. Noch ließ ſich der ehrgeizige Markgraf Ekbert II. von Thüringen nach der Herrſchaft gelüſten, konnte aber den alten Eifer wider

*) Wir führen die Geſchichte Deutſchland's hier noch um einige Decennien über das Ende unſerer zweiten Periode (1096) hinaus, um den inneren Zuſammenhang derſelben nicht auseinanderzureißen, da für dieſes Reich erſt nach dem Ausſterben des ſaliſchen Hauſes die neue Reihe der Begebenheiten anfängt.

Heinrich nicht mehr entzünden, und ward 1090 in einer Mühle unweit Braunſchweig erſchlagen. Da waren die Sachſen mit Heinrich ausgeſöhnt, Franken und beide Lothringen ihm ganz zugethan, nur Herzog Welf von Baiern war noch wider ihn, und Schwaben getheilt. So konnte jetzt die allgemeine Ruhe in Deutſchland leicht wieder hergeſtellt werden, wenn Heinrich nur den Gegenpapſt aufgegeben hätte. Weil er dies aber nicht wollte oder aus Rückſicht auf ſeine Partei nicht konnte, ſo ſetzten die von den Cardinälen erwählten Päpſte Gregor's Krieg wider ihn fort. Victor III., der dieſem zunächſt folgte, ſtarb nach einem kurzen Pontificate (1087); Urban II., der dann den heiligen Stuhl beſtieg, ein geiſtvoller, unternehmender Mann, kam mit Hülfe der Normanniſchen und Mathildiſchen Partei wieder nach Rom, obſchon ſich auch der Gegenpapſt Clemens III. noch in einem Theile der Stadt behauptete. Aber Urban erreichte bald noch weit mehr. Er brachte eine Heirath zwiſchen der Markgräfin Mathilde, jener eifrigen und mächtigen Freundin des römiſchen Stuhles, und dem jungen Welf, dem Sohne des Herzogs von Baiern, zu Stande. Dadurch wurde auch der Vater feſter an die Kirche gekettet und dem Kaiſer in Italien ein neuer Krieg erregt. Heinrich ſah ſich daher genöthigt, zum dritten Male in dies Land zu ziehen (1090), und focht nicht unglücklich; aber als er 1092 auf kurze Zeit nach Deutſchland ging, empörte ſich ſein eigener Sohn, den er in Italien zurückgelaſſen, der ſchon 1087 zu Aachen gekrönte König Konrad, wider ihn. Den ſonſt milden und wohlwollenden jungen Mann hatte die Ueberredung Mathilden's und der päpſtlichen Partei fortgeriſſen; der Erzbiſchof Anſelm von Mailand krönte ihn 1093 zu Monza zum König von Italien und der ſiciliſche Graf Roger gab ihm ſeine Tochter zur Ehe. Die Städte Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza, in denen die päpſtlich Geſinnten die Oberhand gewonnen hatten, erklärten ſich für ihn und ſchloſſen einen Bund auf zwanzig Jahre zur Bekämpfung des deutſchen Kaiſers. Des Vaters Schmerz war grenzenlos. Seine Gegner erhielten neue Stärke, und Clemens mußte zum Kaiſer flüchten. Zum Glück für den Hartbedrängten entzweiten ſich jetzt ſeine Feinde. Welf ward inne, daß ſeine Gemahlin den Vortheil der römiſchen Kirche weit mehr fördere, als ſeinen eigenen; er trennte ſich deswegen von ihr, und beide Welfen, Vater und Sohn, vertrugen ſich mit dem Kaiſer, und ſtrebten ihm auch in Deutſchland Freunde zu gewinnen. Dorthin zog Heinrich nach ſiebenjähriger Abweſenheit, und gewann faſt alle ſeine Widerſacher, ſo daß Deutſchland endlich als beruhigt zu betrachten war. Konrad ſtarb in Italien in der Blüthe ſeiner Jahre (1101), von den

Städten verlassen, die seiner bald überdrüssig geworden waren, da sie ihn hatten erhalten müssen.

Nach dem um diese Zeit erfolgten Tode des Gegenpapstes Clemens hegte der Kaiser den ernstlichen Wunsch, sich mit der Kirche auszusöhnen; aber Paschalis II., des 1099 gestorbenen Urban Nachfolger, mochte Heinrich's Anerbietungen nicht trauen, und der verderbliche Zwist dauerte fort. Ja der Kaiser mußte erleben, daß auch sein zweiter Sohn Heinrich wider ihn aufstand, obschon er bei seiner Wahl zum römischen König, an des aufrührerischen Konrad Stelle, einen ausdrücklichen Eid hatte schwören müssen, sich bei seines Vaters Leben der Regierung auf keine Weise anzumaßen. Aufgereizt wurde derselbe von den baierschen Großen, die dem Kaiser von neuem zürnten, weil er die Ermordung eines der Angesehensten aus ihrer Mitte, des Grafen Sighard, nicht verhindert noch gerächt hatte. Ein Gleiches thaten leichtsinnige und bösartige Begleiter des jungen Fürsten, die Genossen seiner Vergnügungen, und alte Feinde des Kaisers, die der Kirche streng ergeben waren. So wurde der Ehrgeiz in dem Könige erweckt, und trotz seiner Jugend hatte er doch schon gelernt, ihn heuchlerisch zu verstecken. Er betheuerte auf einem Reichstage zu Nordhausen, wo sich seine Anhänger versammelten (im Mai 1105), daß er keine andere Absicht habe, als seinen Vater zu der schuldigen Unterwürfigkeit unter den heiligen Petrus und seinen Nachfolger zurückzubringen. Es entbrannte ein neuer Bürgerkrieg. Der unglückliche alte Kaiser mußte noch einmal die Treulosigkeit seiner Vasallen erfahren; als es bei Regensburg zu einer Schlacht kommen sollte, sah er sich plötzlich von den meisten Fürsten verlassen und mußte nun im Reiche Hülfe suchend umherirren. Endlich kam er an den Rhein, wo es ihm gelang, ein neues Heer zu sammeln. Diese Macht fürchtete König Heinrich; sein Gemüth war von dem Glanze der Herrschaft schon so geblendet, von ihren Lockungen schon so umstrickt, daß er auch den schmählichsten Verrath nicht scheute, sich in Besitz der Krone zu setzen. Er ließ daher den Vater zu einer Zusammenkunft auffordern. Als dieser den Sohn, der ihm solches gethan, erblickte, überwältigte ihn das zerreißendste Gefühl, er stürzte vor ihm nieder und sprach: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen bestraft werden soll, so beflecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht, denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!" König Heinrich schien ergriffen, versicherte, daß er nichts wolle, als des Vaters Versöhnung mit der Kirche; zu dem Ende möge dieser ihm nach Mainz folgen, vorher aber seine Mannen entlassen, die dort-

hin nicht mit ihm gehen könnten. Der Kaiſer glaubte den Eidſchwüren, mit welchen ſich der Sohn für ſeine Sicherheit verpfändete; er glaubte ihnen ſelbſt noch, als der König ihn unter dem Vorwande, daß der Erzbiſchof von Mainz keinen Gebannten aufnehmen wolle, bis zur ausgemachten Sache nach Beckelheim (einer Burg bei Kreuznach) ziehen hieß. Kaum aber war er dort angelangt, ſo gewahrte er den ſchändlichen Betrug. Er wurde als Gefangener behandelt und, um dem Unglück Schimpf hinzuzufügen, mit ausgezeichneter Härte. Dann brachte man ihn nach Ingelheim, und zwang ihn dort, dem Reiche zu entſagen. Und doch erhielt der tiefgebeugte Fürſt nicht einmal die Löſung vom Banne, um die er den päpſtlichen Legaten flehentlich bat, noch ſeine Freiheit als Preis der Abtretung; er fürchtete noch Schlimmeres, entfloh, und wandte ſich nach Lüttich. Unerwartet fand er in dem Herzog Heinrich von Niederlothringen einen Freund und wackeren Beſchützer, der den an der Spitze eines Heeres nachdrängenden König zurückſchlug. Auch Köln leiſtete dieſem ſo tapfern Widerſtand, daß er die Belagerung der wichtigen Stadt nach großem Verluſt wieder aufheben mußte. Eine Schlacht zwiſchen Vater und Sohn ſchien unvermeidlich, und der König zog zur blutigen Entſcheidung herauf, als er die erwünſchte Kunde erhielt, daß ſein Vater, ſo vielem Gram erliegend, zu Lüttich geſtorben ſei (7. Aug. 1106). Der Biſchof dieſer Stadt, Otbert, der in allem Unglück treu wie kein Anderer zu ihm geſtanden hatte, ließ ihn in der Kirche des heiligen Lambert feierlich und mit kaiſerlichen Ehren beiſetzen; allein er mußte, auf Befehl des Königs und der anderen Biſchöfe, den Kaiſer wieder hervorholen und unbeerdigt auf einer kleinen Inſel in der Maas hinſtellen laſſen, bis der Papſt den Kirchenbann aufgehoben haben würde. Hier ſang ein mitleidiger Mönch aus Jeruſalem, aus eigenem Antriebe, Tag und Nacht Bußpſalmen am Sarge für des Kaiſers Seele. Heinrich V. ließ hierauf den Leichnam nach Speier bringen. Das Volk daſelbſt empfing ihn mit Rührung und Ehrfurcht, denn der Verſtorbene hatte ſich um die Stadt ſehr verdient gemacht. Man gab ihm eine würdige Ruheſtätte in der Marienkirche, die er von Grund aus herrlich gebaut hatte. Sogleich verbot der päpſtlich geſinnte Biſchof allen Gottesdienſt, und ruhte nicht eher, als bis man den Sarg wieder emporgezogen und in eine noch ungeweihte Kapelle gebracht hatte. Hier ſtanden die Gebeine des unglücklichen Kaiſers noch fünf Jahre über der Erde; dann erſt ward der Bann aufgehoben und der Leichnam mit Pracht in die väterliche Erbgruft geſenkt. Aber ſelbſt in neueren Zeiten ſtörten Räuber ſeine Ruhe. Es waren Franzoſen, welche 1689 auf ihre gewohnte Art in Speier

hauften, und selbst die stillen Gräber der fränkischen Kaiser nicht verschonten.

Dies war der Ausgang Kaiser Heinrich's IV. Wie groß auch die Verirrungen und Sünden seiner Jugend gewesen, wie hart man auch den Mangel an Festigkeit tadeln möge, der ihn und das Reich in unnennbare Verwirrungen gestürzt: die Schläge, mit welchen ihn das Geschick verfolgte, sind so schwer, daß man dennoch mit dem Gefühle des Bedauerns und versöhnt von ihm scheidet. Großmuth auch gegen Widersacher, Wohlthätigkeit, Milde und Tapferkeit bei schönem ritterlichen Wesen und königlicher Würde rühmten ihm selbst seine Feinde nach.

---

25. Kaiser Heinrich V.

(1106—1125.)

Als Papst Paschalis II. die Empörung Heinrich's gegen seinen Vater unterstützte, war er der gewissen Hoffnung, an einem durch ihn erhobenen Herrscher auch einen willfährigen Diener der römischen Kirche zu finden; aber er hatte sich getäuscht. Heinrich hatte die Schande des Betruges und heuchlerischer Hinterlist gegen den eigenen Vater auf sich geladen, um die Krone zu erwerben, aber ihre Hoheit wollte er nicht erniedrigen, noch an Rom für die Dienste verrathen, die es ihm geleistet. Es war sogar seine Absicht, den Papst nach Deutschland zu locken, und wirklich war dieser schon auf der Reise begriffen, als er noch zeitig genug merkte, worauf es abgesehen sei, daher vom Wege ablenkte und sich nach Frankreich begab. Hier erschienen Abgeordnete Heinrich's, der nun die Maske ablegte, vor ihm, und verlangten die Einwilligung des Papstes zu dem alten kaiserlichen Investiturrechte. Als Paschalis dies in den strengsten Ausdrücken verweigerte, entfernten sich die deutschen Gesandten mit den Worten: „nicht hier, sondern in Rom wird der Streit mit dem Schwerte entschieden werden."

Diese Drohung zu erfüllen, ward Heinrich in den nächsten Jahren durch Kriegszüge gegen den Grafen Robert von Flandern, gegen Böhmen und Ungarn, noch abgehalten. Aber im Jahre 1110 unternahm er seinen Römerzug mit einem zahreichen Heere, welches auf zwei verschiedenen Wegen über die Alpen ging. Da Novara dem Könige den Gehorsam verweigerte, nahm er es mit Waffengewalt und riß die Mauern

ein. Am Po vereinigte er ſich mit der andern Heeresabtheilung und ſchlug auf den roncaliſchen Feldern bei Piacenza in faſt unüberſehbarer Weite ſein Lager auf. Da erſchraken die Städte Oberitalien's und ſandten ihm, Mailand ausgenommen, Zins; die Fürſten erſchienen mit ihren Truppen, und beim weitern Fortzuge ließ ſich ſelbſt die mächtige Mathilde bewegen, dem Könige durch Geſandte ihre Unterwerfung zu bezeugen, doch blieb ſie parteilos. In Florenz ward das Weihnachtsfeſt gehalten. Sodann ging der Zug über Arezzo, welches zerſtört ward, nach Aqua-Pendente. Hier trafen den König ſeine rückkehrenden Boten, durch die er nochmals das Inveſtiturrecht vom Papſte hatte fordern laſſen, mit einem höchſt unerwarteten Antrage. Da der Streit, ließ der Papſt ihm entbieten, doch nur von den weltlichen Gütern und Regalien, welche die Biſchöfe und Aebte beſäßen, herrührte, ſo möge der Kaiſer dieſe zurücknehmen, dagegen der Inveſtitur, zu der er dann gar kein Recht mehr habe, entſagen. Heinrich mochte zweifelhaft ſein, ob es dem Papſte mit dieſem Vorſchlage, welcher der weltlichen Macht einen ſo unermeßlichen Vortheil darbot, Ernſt ſei oder nicht*); doch ſchloß er ſofort einen Vertrag in dieſem Sinne ab, der ihm wenigſtens, wenn er auch nicht zur Vollziehung kam, den Vortheil verſprach, daß ſchon die Abſicht einer ſolchen Entäußerung alle Geiſtlichen gegen den Papſt aufbringen mußte. Am 12. Februar 1111 hielt er ſeinen Einzug in Rom, wo er von dem Papſte, den Cardinälen und allen höheren Geiſtlichen feierlich empfangen und in die Peterskirche geführt ward. Als nun Paſchalis hier vom Könige vor der Krönung eine nochmalige feierliche Entſagung der Inveſtitur verlangte, kam es zu Erklärungen, wodurch der Inhalt jenes Vertrages kund ward, und die Biſchöfe den Papſt, wie Heinrich es vorher geſehen hatte, mit Vorwürfen überhäuften. Darüber entſtand ein heftiger Wortwechſel, und einer der anweſenden Deutſchen rief: „Was braucht's vieles Redens? Unſer Herr, der König will die Krone empfangen, wie ehemals Karl der Große.“ Und als der Papſt noch immer widerſprach, ließ Heinrich ihn ſammt den Cardinälen auf der Stelle gefangen nehmen. Hierüber erhob ſich Aufruhr und Empörung in der Stadt, bei welcher Heinrich ſelbſt in Gefahr kam, doch trugen die Deutſchen den Sieg da-

*) Gleichviel, ob es der Papſt mit dem Vorſchlage ernſt meinte oder nicht: er würde nicht ausführbar geweſen ſein; weder die Biſchöfe noch die weltlichen Großen, die Lehnsträger der Kirche würden die Ausführung zugegeben haben, die letzteren auch deshalb nicht, weil dann die eben gebrochene Macht des Kaiſers übermäßig emporgewachſen wäre.

von. Heinrich verließ darauf Rom mit den Seinen, der Papst aber, den er gefangen mit sich fortführte, ward nach einiger Zeit durch Vorstellungen zur Nachgiebigkeit bewogen. Er versprach in einem neuen, feierlichst beschwornen Vertrage, dem Könige, nach vorhergegangener freier gesetzlicher Wahl der Bischöfe und Aebte, die Belehnung mit Ring und Stab zu überlassen. Erst nach diesem solle die geistliche Weihe von dem Erzbischofe oder Bischofe erfolgen. Zugleich mußte er geloben, das ihm zugefügte Unrecht nicht zu rächen und keinen wegen dieser Streitigkeiten, insbesondere aber nie den König mit dem Fluch der Kirche zu belegen, vielmehr ihm überall Hülfe und Beistand zu leisten. Hierauf entließ Heinrich den Papst nach Rom, und wurde von ihm am 13. April zum Kaiser gekrönt; dann kehrte er vollkommen befriedigt nach Deutschland zurück.

Allein Paschalis ward von denjenigen Cardinälen und Prälaten, die keinen Antheil an dieser Ausgleichung genommen hatten und höchst entrüstet darüber waren, genöthigt, die ganze Bewilligung als erzwungen zu widerrufen. Da der Papst seinem Eide gemäß den Kaiser nicht bannen konnte, so that es an seiner Stelle der Erzbischof Guido von Vienne. Dadurch kam Heinrich mit der Kirche in das Verhältniß seines Vaters; auch in Deutschland wandten sich Viele von ihm ab, und selbst sein vertrauter Freund und Kanzler, Adalbert, der Haupturheber aller gewaltsamen Maßregeln wider den Papst, den Heinrich nur eben noch mit dem Erzstifte Mainz belehnt und mit Gütern überhäuft hatte, trat zur päpstlichen Partei über und suchte verrätherisch Alles wider den Kaiser aufzuregen. Aber er fiel in Heinrich's Gewalt, der ihn in ein hartes Gefängniß werfen ließ. Um dieselbe Zeit war Heinrich mit den sächsischen Fürsten in Feindschaft gerathen. Diese, höchst aufgebracht, daß Heinrich nach dem Tode des Grafen Ulrich von Weimar dessen Lande, trotz der Ansprüche mehrerer unter ihnen, als eröffnetes Reichslehen eingezogen hatte, ergriffen die Waffen, an ihrer Spitze ihr Herzog, Lothar von Suplinburg*), welchen Heinrich selbst, als mit dem Herzoge Magnus die Linie des Hauses der Billinger erloschen war, mit dieser Würde bekleidet hatte. Sie wurden jedoch bei Warnstädt von Hoyer von Mansfeld geschlagen (1113). Als der Kaiser nun im Anfange des folgenden Jahres zu Mainz seine Hochzeit mit Mathilde, der Tochter König Heinrichs I.

*) Dieser Fürst war durch Reichthum und Ansehen ausgezeichnet, und kam durch seine Gemahlin Richenza, Erbtochter des Sohnes Otto's von Nordheim, Heinrich des Dicken, in Besitz der großen Güter dieser Familie.

von England, auf das glänzendste feierte, und dort Herzog Lothar von Sachsen erschien und Vergebung erflehte, glaubte er am Ziele seiner Bestrebungen zu sein, da er die Kirche und die aufrührerischen Fürsten zu seinem Willen gezwungen. Aber die Gemüther hatte er nicht gewonnen, sondern durch seine strenge Härte ganz von sich abgewendet, und gerade die stolze Zuversicht, mit der er jetzt den einer Verschwörung verdächtigen Grafen Ludwig von Thüringen verhaften ließ, erweckte einen noch viel gefährlichern und verbreitetern Aufstand gegen diese Willkür. Am 11. Februar 1115 ward Heinrich von den Sachsen beim Welfesholze gänzlich geschlagen, worauf sogleich neue Bannflüche erfolgten und des Kaisers Ansehen dermaßen sank, daß die Mainzer Adalbert's Freilassung von ihm ertrotzten. Aber des Kaisers Neffen, die beiden hohenstaufischen Brüder, Friedrich und Konrad, Söhne des ersten Friedrich von Schwaben, blieben ihm treu in seinem Unglück zur Seite und wichen an Macht keinem Gegner, denn der erste hatte das Herzogthum Schwaben vom Vater geerbt, dem zweiten hatte der Kaiser die Ueberreste der herzoglichen Gewalt in Franken verliehen; und Welf V., Herzog von Baiern, Mathildens gewesener Gemahl, schloß sich wenigstens nicht den Feinden des Kaisers an. Daher sehen wir diesen schon 1116 wieder nach Italien ziehen, wohin ihn besonders die Erbschaft der kurz vorher (1115) gestorbenen Mathilde rief. Die Markgräfin hatte zwar in ihrem Testamente der Kirche alle ihre eigenthümlichen Güter vermacht; es entstand jetzt aber nicht nur die Frage, was diese in sich begriffen und was das Reich als Lehen einziehen könne, sondern Heinrich behauptete, als Mathildens Verwandter auch auf ihre Allodialverlassenschaft Ansprüche zu machen. Als er vor Rom erschien, entfloh Paschalis nach Benevent, kam, als der Kaiser nach Oberitalien gezogen war, wieder zurück, starb aber gleich darauf (1118. An seine Stelle wurde der Cardinal Johann von Gaëta, welcher den Namen Gelasius II. annahm, erwählt. Heinrich stand am obern Po, als er die Nachricht davon erhielt. Er ging noch einmal nach Rom, und Gelasius entfernte sich gleichfalls bei seiner Annäherung, worauf der Kaiser versprach, ihn anzuerkennen, wenn er den mit Paschalis geschlossenen Vertrag genehmigen wollte. Da aber Gelasius die Sache auf ein allgemeines Concil verschob und auch die Römer mit ihm unzufrieden waren, so ward in Gegenwart und mit Genehmigung des Kaisers ein anderer Papst, Gregor VIII., gewählt. Hiernach kehrte Heinrich nach Deutschland zurück, wohin ihn die Aufforderungen seiner Anhänger, die gefährlichen Bewegungen seiner Feinde und die durch den Krieg erneute Noth des Landes riefen. Aber die Härte, mit der er auftrat, konnte

den Sturm nicht beschwören, sondern entflammte die Wuth des Kampfes noch mehr. Als Gelasius schon 1119 in Frankreich starb, wählte die streng kirchliche Partei den obengenannten Erzbischof Guido von Vienne unter dem Namen Calixtus II., welcher den Kaiser, nach vergeblich gepflogenen Unterhandlungen, auf einer Kirchenversammlung zu Rheims von neuem in den Bann that. Da die Empörung in Deutschland noch immer fortdauerte, so war dieser Bannstrahl nicht ohne Wirkung, und der Kaiser um so geneigter, sich mit den Sachsen auszusöhnen. Dies geschah 1121 zu Würzburg durch einen Vertrag, in welchem nicht nur jedem die Zurückstellung entrissener Güter und Erbschaften zugesichert und ein allgemeiner Reichsfriede, bei Todesstrafe für den Bruch, angeordnet, sondern auch festgestellt ward, daß der Kaiser nach dem Rathe und mit Hülfe der Fürsten Friede mit dem Papste schließen solle. Denn diese begannen ihre Stärke und ihren Einfluß, welchen die Zerwürfnisse unter dieser und der vorigen Regierung bedeutend gehoben hatten, immer mehr zu fühlen, und traten jetzt als Mittelmacht zwischen Kaiser und Papst, da sie einsahen, wie sehr es ihr Vortheil verlange, daß Keiner von beiden ganz unterliege; auch unter den Kardinälen sehnten sich die Gemäßigten nach dem Ende des Streites.

Indeß war Calixtus nach Rom gezogen, hatte über den kaiserlichen Gegenpapst, der zum Mönch geschoren und auf höchst erniedrigende Weise behandelt ward, den vollkommensten Sieg davongetragen und zeigte sich nun einer Vergleichung mit dem Kaiser nicht abgeneigt. So kam das berühmte Concordat zu Stande, geschlossen auf einem großen Reichstage zu Worms den 23. September 1122. Man verständigte sich dahin, daß der Kaiser versprach, in Zukunft die Freiheit der Bischofs- und Abtswahlen nicht zu stören, und keinem neu gewählten Bischofe und Abte die Investitur mit Stab und Ring mehr zu ertheilen. Dagegen bewilligte der Papst, daß alle Bischofs- und Abtswahlen im ganzen deutschen Reiche nie anders als in Gegenwart des Kaisers oder seiner Abgeordneten, jedoch ohne Simonie, vorgenommen werden sollten; dann solle der Gewählte von dem Kaiser die Belehnung über die Regalien mit dem Scepter empfangen, und sich anheischig machen, alle seine Obliegenheiten gegen Kaiser und Reich zu jeder Zeit nach seiner Schuldigkeit zu erfüllen; erst nach dieser Belehnung sollte er die Weihe erhalten, in Italien schon vorher. So endete dieser funfzigjährige Streit zwischen Kirche und Staat, freilich nicht nach dem Sinne Gregor's VII., der diesen ganzen Lehnsverband der Geistlichen hatte sprengen wollen, aber doch mit der vom Staate freieren Stellung der Kirche und mit der Vermehrung des

päpſtlichen Anſehens durch jenen großen, über Heinrich IV. davongetragenen Sieg. Neben der Kirche hatten die Fürſten den Gewinn einer ſelbſtändigen Machtſtellung davon getragen.

Mitten unter Plänen zur Vergrößerung der königlichen Macht ſtarb Heinrich, an dem Ausbruch eines krebsartigen Geſchwürs, zu Utrecht am 23. Mai 1125.

---

26. Veränderungen in Deutſchland unter den ſaliſchen Kaiſern.

Wie die Bemühungen der beiden erſten Salier, Konrad's II. und Heinrich's III., die dem Reiche ſo gefährliche Gewalt der Herzöge zurückzudrängen, durch die Schwierigkeit, die einzelnen Volksſtämme von dem Feſthalten an ſolche Vorſteher abzubringen, beſonders aber durch den großen Umſchwung der Verhältniſſe unter Heinrich IV. vereitelt wurden, hat die bisherige Geſchichtserzählung gezeigt. Dagegen war die alte Verfaſſung der Gaue mit den Grafen an ihrer Spitze um dieſe Zeit bereits faſt überall aufgelöſt. Wir ſahen oben, wie Biſchöfe und Reichsäbte zuerſt Befreiungen, dann Hoheitsrechte über kleinere und größere Landſtrecken, ja über ganze Gaue gewannen. Eben ſo brachten die Herzöge die Verwaltung von Grafſchaften an ſich, die in ihren Gebietskreiſen lagen. Auch nahmen die Kaiſer Städte, ſo wie andere Ortſchaften und Bezirke, von der Grafengewalt aus, und ſtellten ſie unter neue, nur von ihnen abhängige Beamte, Vögte genannt. So entſtanden die Reichsvogteien. Die Grafenwürde war nämlich erblich geworden; es hatte ſich die urſprüngliche Bedeutung derſelben, des Amtes in einem beſtimmten Sprengel, ganz verloren und der Vorſtellung Platz gemacht, daß die Grafſchaft wie ein Eigenthum beſeſſen würde, wodurch natürlich der Einfluß der Kaiſer auf die Inhaber beträchtlich gelitten hatte. Doch beſaßen die meiſten dieſer Grafen nicht den ganzen Bereich der alten Gaue, der auch nach Abzug der geiſtlichen Güter und Reichsvogteien übrig blieb; es theilte ſich vielmehr der Gau in mehrere Grafſchaften; denn es hatten neben ihnen auch kleinere Beſitzer, theils unmittelbar vom Könige, theils von den Biſchöfen, Aebten oder den Grafen ſelbſt, gaugräfliche Rechte über ihre Territorien lehnsweiſe erworben. Wo es vorkam, daß die Grafen den Beſitz des ganzen Gaues behaupteten oder ſogar mehrere zuſammenfügten und wo ſie als hohe Beamte des Kaiſers ihre fürſtliche

Stellung festhielten, wie in Thüringen, da nannten die sich Landgrafen (comes provincialis).

Auch dem Heerbanne des Grafen war der größte Theil der noch übrigen freien Leute durch die Exemptionen und Befreiungen und durch das Eintreten in Dienstverhältnisse entzogen worden; da aber die unaufhörlichen Römerzüge eine bestimmte Organisation des Heerbannes nothwendig machten, wenn man sich nicht, wie es bereits geschah, mit Söldnern begnügen wollte, so forderte der König jetzt nur noch in den Reichsvogteien den Kriegsdienst unmittelbar durch seine Beamten, im Uebrigen wurden die weltlichen und geistlichen Vasallen aufgeboten, welche Lehnsgüter vom Reiche inne hatten, mit einer Anzahl von Kriegsvolk je nach der Größe ihres Territoriums zu erscheinen. Wie sie dieses aus ihren Dienstleuten und den Freien, über welche sie Hoheitsrechte übten, zusammenbrachten, war ihnen ganz überlassen. Nun bestand seit Heinrich I. der Kern der Heere aus Reiterei, deren Bewaffnung immer schwerer, deren Uebung und Kriegsfertigkeit immer größer wurde. Von freien Grundeigenthümern waren deßhalb nur noch die reicheren im Stande, diesen Kriegsdienst regelmäßig zu leisten; diese hießen in der Folge wohl auch Dynasten und wurden, wenn sie sich von einer abhängigen Stellung zu den Fürsten frei zu erhalten verstanden, später zum reichsunmittelbaren Adel. Die ärmeren zahlten den Immunitätsherren für die Befreiung davon Entschädigung, wurden schutzpflichtige Leute und geriethen durch die Lasten, welche diese ihnen dafür auflegten, als ihre Hintersassen in immer größere Abhängigkeit. Dagegen wurden durch diese neuen Einkünfte die Herren wiederum in den Stand gesetzt, noch größere Gefolge zu erhalten; Unbegüterte drängten sich des Unterhalts wegen hinein und kleinere Besitzer verwandelten, um ihre Waffenehre zu retten, ihr bisher noch freies Eigenthum in Lehen. Die aber den Kriegsdienst zu Roß leisteten, wurden durch die Benennung Ritter (milites) geehrt. Es kam der Grundsatz auf, daß Waffendienst adele, ohne Rücksicht, ob der Waffenführende ein Fürst, ein Dienstmann oder ein schutzpflichtiger Hintersasse sei. Der Ritterstand war ebensowenig wie die übrigen Stände geschlossen; noch konnte jeder Freie, der begütert genug war, durch Uebernahme des Reichsdienstes in denselben eintreten. Bald aber wurde es feste Regel, ein Lehen, von dem der Dienst zu Pferde geleistet werden mußte, nur einem Mann zu geben, dessen Väter schon in derselben Weise gefochten hatten; nur der sollte die kriegerische Laufbahn betreten, dessen Vorfahren ihm hierin vorangegangen waren. Dem Ehrenrange nach gab es keinen Unterschied zwischen den ganz freien Rittern und denen,

die zu einem Herrn in Dienſtverhältniſſen ſtanden. Aber jener iſt nur dem Reiche zum Kriege, dieſer außerdem ſeinem Herrn zu Treue und Hülfe auch in Privatfehden durch einen beſonderen Eid (homagium, vasallagium) verpflichtet. Er lautete: „Ich ſchwöre, daß ich niemals wiſſentlich in Rath, oder in der Hülfe, oder in der That dabei ſein will, daß du Leben oder ein Glied verlierſt, oder daß du eine Kränkung, ein Unrecht oder eine Schmach erleideſt, oder daß dir eine Ehre genommen werde. Oder wenn ich weiß und höre von einem, der dir ſolches thun will, will ich nach meinen beſten Kräften verhindern, daß es geſchehe. Und wenn ich dies nicht vermag, will ich es dir melden, ſo ſchnell als möglich, und dir meine Hülfe leiſten. Und wenn etwas, das du haſt oder haben wirſt, durch Unrecht oder Zufall dir entriſſen werden ſollte, will ich dir zu Wiedererlangung und Behauptung für alle Zeit behülflich ſein. Wenn ich weiß, daß du in Rechten jemanden angreifen willſt, und zur Hülfe gefordert bin, werde ich ſie bringen. Und wenn du mir im Geheim etwas vertraut haſt, ſo will ich es niemand verrathen; meinen Rath aber will ich dir geben, wenn du ihn verlangt haſt, nach meinem beſten Wiſſen, und niemals will ich wiſſentlich etwas thun, was dir oder den Deinen Schimpf und Schmach bringen würde.“ Unter den Dienſtmannen ſelbſt aber findet ein Unterſchied ſtatt, zwiſchen den eigentlichen Vaſallen, den Lehnsmannen (milites liberi) und den Miniſterialen oder Dienſtmannen im engeren Sinn, deren Verhältniſſe ganz auf ihren eigenthümlichen Vertrag mit dem Herrn begründet ſind. Wir haben ſchon oben über die Entſtehung der Miniſterialität berichtet. Sie waren ihrem Rechte nach eigentlich Unfreie und deſſenungeachtet, weil nicht mehr nach dem Stande, ſondern nach dem Waffendienſt die Ehre gemeſſen ward, an Anſehen den freien Rittern gleich, an Einfluß ihnen ſogar nicht ſelten überlegen; nur ſtanden ſie allerdings, wie ſie von den Freien ſich unterſchieden, auch weit über den gemeinen Unfreien (den Grundholden). Als ſich immer mehr ehemalige Freie in dieſes Verhältniß begaben, in dem ſie oft größere Vortheile fanden, fing der Unterſchied, der rechtlich zwiſchen den Miniſterialen und Freien beſtand, immer mehr an zu ſchwinden; die erſteren waren zur Ritterwürde, zum Zweikampf berechtigt wie die letzteren. Aber das Verhältniß zu dem Herrn blieb lange Zeit ein anderes als das des freien Vaſallen. Außer zum Zuzug und beſonderer Treue iſt der Miniſteriale auch zu Dienſten am Hoflager des Herrn verpflichtet, ſeine Kriegsleiſtungen ſind unbedingt, während der Lehnsträger nur beſtimmte Zeit zu dienen hat. Dieſer kann in die Treue mehrerer Herren treten, auch das Lehnsgut zurückgeben

und ſeine Verbindlichkeit dadurch auflöſen, wenn er will; jenem ſteht weder das erſte noch das zweite zu, er kann ſogar mit dem Gute, zu dem er gehört, veräußert werden, die Dienſte des Vaters gehen auf die Kinder über; auch darf der Miniſteriale ohne Erlaubniß ſeines Herrn keine Ehe eingehen, am wenigſten mit einer Auswärtigen, die in ähnlichem Verhältniß zu einem andern Herrn ſteht. Umgekehrt iſt der Herr dazu verpflichtet, den Miniſterialen zu ehren mit Weib und Kind, für ihn und ſein Haus zu ſorgen. Zwiſtigkeiten, welche über das Lehnsverhältniß entſtehen, entſcheidet der Lehnsherr mit Zuziehung der Vaſallen als Schöffen, über Streitigkeiten der Dienſtmannen ſpricht der Dienſtherr mit Zuziehung ſeiner Miniſterialen. Unterſchieden von dieſem ſtrengen Dienſtverhältniß iſt die Miniſterialität zunächſt des Reiches, die ihren Gerichtsſtand vor dem Kaiſer hatte und hoch geehrt war, dann der hohen Geiſtlichkeit und der Herzöge; die letztere ſtand in geringerem Anſehen. Allmählig verſchwand dies auf die Treue gegründete Inſtitut; die Vergabungen, welche an die Miniſterialen für ihre Dienſte verliehen waren, wurden nach und nach den Lehen der Vaſallen gleich; die Reichsminiſterialen wurden reichsunmittelbare Ritter, die niederen Miniſterialen verwuchſen mit den Dienſtmannen zum niederen Adel *).

Die Verhältniſſe des Grundbeſitzes hatten ſich jetzt etwa in folgender Weiſe geſtaltet. Ein Theil des Grund und Bodens iſt Eigenthum des Reiches; ein anderer und der bei weitem größere iſt den Fürſten und Herren oder den Kirchen und Klöſtern zu Lehen gegeben; ein dritter iſt freies Eigenthum der Lehnsherren. Von den landherrlichen Reichslehen iſt dann wieder ein großer Theil Kirchen, Stiftern und Rittern zu Lehen und Afterlehen gegeben. Das Uebrige wird entweder durch Knechte bewirthſchaftet oder iſt an freie und unfreie Leute gegen die Leiſtung von Abgaben und Frohnden ausgegeben. Viele Güter gehören der Kirche eigenthümlich; dieſe werden dann wieder zuſammen mit den Lehngütern und Gefällen an einzelne Geiſtliche oder an ganze Stifter als Pfründen vertheilt. Ebenſo haben die niedern Lehnsleute neben dem bedingten auch freien Beſitz. Noch andere Strecken des Grund und Bodens gehören den einzelnen Mitgliedern der Stadt- und Dorfgemeinden, oder dieſen ſelbſt als Gemeindegut.

So war das deutſche Reich in eine Menge größerer oder kleinerer Gebiete zerfallen, deren jedes ſeinen Vorſteher, einen Vogt, Grafen,

*) Vgl. Walter, Deutſche Rechtsgeſchichte, §. 202—211.

Herzog u. ſ. w. hat, welcher eine beſchränkte Regierungsgewalt ausübt. Ueber allen ſteht der König. Durch das Herkommen hat es ſich feſtgeſtellt, daß er von den weltlichen und geiſtlichen Herren gewählt wird, welche der Erzbiſchof von Mainz zu dieſem Zwecke zuſammenruft. In der Umgegend dieſes biſchöflichen Sitzes findet auch die Wahl ſtatt, die Krönung erfolgt aber jedesmal zu Aachen. Hier leiſtet der neue König zuerſt dem Reich die Huld und ſchwört, „daß er das Recht ſtärken und das Unrecht kränken und dem Reiche vorſtehen wolle zu ſeinem Rechte, zum Beſten als er könne und möge," wie die Formel ſpäter lautete; dann erſt empfängt er den Eid der Treue von allen Fürſten, Herren und Rittern und ertheilt die Reichslehen. Die Verwaltung des Reiches beſorgte er theils perſönlich, theils mit Beihülfe der Geiſtlichkeit; in der Folge fielen den drei erſten der Erzbiſchöfe, nämlich Mainz, Trier und Köln unter dem Titel von Erzkanzlern beſtimmte Verwaltungsbezirke zu, ſo daß der Mainzer in allen deutſchen, der von Trier in den lothringiſchen und burgundiſchen, der dritte in den italieniſchen Landen dies Amt bekleidete. Außer ihnen gab es noch Erzbiſchöfe in Bremen, Magdeburg und Salzburg, Bisthümer aber im Ganzen fünfunddreißig. Allgemeine und wichtige Angelegenheiten, z. B. die Abfaſſung von Geſetzen, was freilich ſelten genug vorkam, Beſchlüſſe über Krieg und Frieden u. ſ. w. durfte der König nicht auf ſeine eigene Hand beſtimmen; hierzu war die Berathung und Beſtätigung des Reichstages nöthig, der aber nicht mehr wie zu Karl's des Großen Zeit regelmäßig zuſammentritt, ſondern vom Könige jedesmal beſonders berufen wird. Im Allgemeinen regierte der König nach dem Gewohnheitsrecht. Die Rangordnung der Unterthanen zeigt ſich ſehr beſtimmt in den ſieben Abtheilungen des Reichsheeres, Heerſchilde genannt. Den erſten Heerſchild hat der König; den zweiten haben die geiſtlichen Fürſten, weil ſie nur des Königs Dienſtleute ſind; den dritten die weltlichen Fürſten, weil ſie, ihrer Würde unbeſchadet, Dienſtleute der Geiſtlichen werden können; den vierten die Grafen und Freiherren, weil ſie Untergebene der Fürſten ſind. Dieſe vier Heerſchilde machen den hohen Adel aus. Den fünften haben die Bannerherren oder Mittelfreien, welche Freie zu Mannen haben können und nachmals Dynaſten heißen; den ſechsten die gemeine Ritterſchaft, welche keine Mannen hat, ſondern den Ritterdienſt perſönlich leiſtet; den ſiebenten alle Freien, die nicht ritterlicher Geburt ſind, die ſogenannten Gemeinfreien.

Der Stand der gemeinen Freien würde in ſeiner Schutzloſigkeit wohl ganz untergegangen ſein, wenn nicht zum Glück die Städte ihm

eine Zuflucht dargeboten hätten. Die ersten Städte in Deutschland waren die alten römischen am Rhein und an der Donau. In diese, wie in zahlreiche andere Ortschaften, die im Drange der kriegerischen Zeiten durch das ganze Land sich zu befestigten Städten heranbildeten, zogen viele solche Freie, welche sich nicht in die Dienstmannschaft des Adels begeben wollten oder dazu keine Gelegenheiten hatten. Diese Ortschaften waren besonders Bischofssitze und königliche Pfalzen. In jenen ging die Grafengewalt auf bischöfliche, in diesen auf königliche Vögte über. Die Absonderung der Stadtbewohner oder Bürger von der Verbindung mit den übrigen schutz- und dienstpflichtigen Freien übte großen Einfluß auf die eigenthümliche Entwickelung der Städte, und bildete sie allmählig zu selbständigen Corporationen. Ein aus den ritterlichen und anderen freien Geschlechtern der Stadt gewählter Gemeinderath gelangte von den ihm anfangs zustehenden beschränkten Befugnissen nach und nach zur selbständigen Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, und die Vorsteher desselben, die Bürgermeister, ließen dem herrschaftlichen Vogt wenig Mitwirkung dabei. Die Gewerbe blühten bei der fortschreitenden, mehr Bedürfnisse erzeugenden Cultur in den Städten empor, der Handel machte sie reich, und aus dem Wohlstande ging eine Macht hervor, durch welche die befestigten Städte ihrer Grundherrschaft, wenn sie sie in ihren Privilegien und in ihrer freien Verwaltung beschränken wollte, wohl Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Alles dieses entwickelte sich in kräftiger Eigenthümlichkeit zwar erst in der folgenden, Hohenstaufischen Periode der deutschen Geschichte; welche Macht indeß auch schon unter den Saliern Worms und Köln besaßen, und wie sie den dem Kaiser Heinrich IV. feindlichen Lehnsadel nicht fürchteten, hat uns die frühere Erzählung gezeigt. Doch haben die deutschen Könige damals noch nicht den Versuch gemacht, diese Gesinnung auf entschiedene Weise zu benutzen, und gegen die durch den Lehnsadel mächtigen Fürsten, von denen sie so häufig bedrängt wurden, in den emporstrebenden Städten und dem Bürgerstande ein Gegengewicht zu suchen.

Die Blüthe der Dom- und Klosterschulen, welche unter den Ottonen von neuem begonnen hatte, dauerte in der ersten Hälfte der salischen Periode noch fort. Wir nennen unter den Schriftstellern jener Zeit: Hermann von Reichenau (contractus), aus einem gräflichen Geschlechte, der, wegen seiner Gebrechlichkeit in das Kloster gebracht, sich dort mit großem Erfolge auf die Wissenschaften legte, und sowohl historische als mathematische Schriften hinterlassen hat; und den oben bei Heinrich IV.

einige Mal angeführten Lambert von Hersfeld, der die Geſchichte Deutſchland's in ſeiner Zeit nicht ohne Parteilichkeit*), aber in einem für ſein Jahrhundert ausgezeichneten Latein beſchrieben hat.

---

27. Die Angelſachſen bis auf Alfred's Tod.

(827—901.)

Im Anfange dieſes Zeitraums waren die Staaten der Heptarchie noch zu keinem Ganzen vereinigt. Suſſex war von Weſſex verſchlungen worden, die Könige von Mercia hatten Kent, Eſſex und Oſtangeln abhängig gemacht. Als aber König Bernwulf von Mercia mit Egbert von Weſſex in Krieg gerieth, ward er überwunden, Mercia und die von ihm abhängigen Staaten fielen dem Sieger zu, der dann auch Northumberland unterwarf (827). Hier und in Mercia blieben jedoch noch eine Zeit lang einheimiſche Könige, die dem von Weſſex zinspflichtig waren. So war die Vereinigung der ſieben Reiche zu Einem Staate wo nicht vollendet, doch begründet; auch ſoll Egbert der erſte geweſen ſein, der ſich König von England nannte. Die Herſtellung dieſer Einheit war für das Ganze ſehr heilſam, weil ſie der beſtändigen Fehde der Könige unter einander ein Ende machte, allein die dadurch im Innern bewirkte Ruhe ward bald durch äußere Feinde geſtört. Denn auch England wurde das Ziel der Angriffe jener normanniſchen Abenteurer (hier meiſtens Dänen genannt), die im neunten Jahrhundert alle europäiſchen Küſten verwüſteten, und die Nachfolger Karl's des Großen zwangen, ihnen Zins zu zahlen. So erſchien ſchon 787 eine Flotte däniſcher Seeräuber an der engliſchen Küſte. Ihr folgten mehrere, doch wagten ſie ſich unter Egbert's kräftiger Regierung noch nicht ſo dreiſt heran. Aber unter ſeinem Sohne Ethelwulf (837—858) kamen ſie häufiger, plünderten die Küſten, und kehrten dann mit der Beute heim. Die erſte Ueberwinterung wagten ſie 851. Zwar wurden einige Schwärme derſelben geſchlagen, aber im nächſten Frühling erhielten ſie aus Dänemark eine Unter-

*) Man hat bis auf die neueſte Zeit unter dem Eindrucke der gebildeten und gemäßigten Schreibweiſe Lambert's ſeiner Auffaſſung zu viel Auctorität beigelegt; er iſt jedoch nicht frei von Voreingenommenheit gegen Heinrich IV. und ſteht zu einſeitig zur Partei der Gegner. Vgl. Ranke, zur Kritik fränkiſch-deutſcher Reichsannaliſten.

stützung von dreihundertundfunfzig Schiffen, und nun brachen sie von der Insel Thanet, ihrem Versammlungsort, in das südöstliche England ein, plünderten die Städte London und Canterbury, und drangen verheerend bis ins Herz von Surrey vor, bis sie endlich bei Okely von Ethelwulf eine blutige Niederlage erlitten. Aber auch das stellte die Ruhe nur auf kurze Zeit wieder her.

Wir haben oben gesehen, wie das Christenthum in England von Rom aus verbreitet wurde, und welche Verehrung für den heiligen Stuhl hier Wurzel faßte. Diese herrschte in den Gemüthern noch ungeschwächt und vermochte auch Ethelwulf, trotz der seinem Reiche drohenden Gefahren, nach dem Beispiele vieler früheren sächsischen Fürsten und Prälaten mit seinem jüngsten Sohne, dem damals sechsjährigen Alfred, eine Pilgerreise nach Rom zu unternehmen, wo er ein ganzes Jahr unter Andachtsübungen zubrachte, reiche Geschenke zurückließ, und sich außerdem zu einer regelmäßig zu entrichtenden Gabe verpflichtete, wovon ein Drittel für den Papst und zwei Drittel zur Unterhaltung der Lampen in der Peters- und Paulskirche bestimmt waren. Dadurch bahnte der fromme, aber schwache König einem immer größern Einflusse des päpstlichen Stuhles auf England den Weg; der Geistlichkeit seines Reiches, die seine Gesinnungen für ihren Vortheil zu benutzen verstand, schenkte er den zehnten Theil aller Kronländereien, mit Befreiung von allen Abgaben und Diensten. Der gottesfürchtige Sinn der Angelsachsen, der sich nach der Weise und den Vorstellungen der Zeit die besondere Gunst des Himmels zu erwerben suchte, hatte sogar schon mehrere Glieder ihrer königlichen Geschlechter bewogen, sich dem klösterlichen Leben zu widmen.

Ethelwulf hatte bereits bei seinem Leben einen Theil des Reiches seinem aufrührerischen Sohne Ethelbald abgetreten; einen andern erhielt der zweite Sohn Ethelbert. Dieser vereinigte Ethelbald's Antheil nach dessen Tode (860) mit dem seinen. Als er starb (866), folgte ein dritter Bruder, Ethelred, welcher in einem Kampfe mit den ihre Landungen unaufhörlich wiederholenden Dänen sein Leben verlor (871). Da bestieg endlich auch der jüngste der Brüder, der zweiundzwanzigjährige Alfred, den Thron.

Schon da er als Knabe zu Rom weilte, hatte ihn Papst Leo IV. im voraus zum Könige gesalbt. Schönheit und Lieblichkeit des Körpers zeichneten seine Jugend aus, und herrlich entfalteten sich seine Kräfte im Spiele der Leibesübungen und der Jagd, und im Ernste der Kriege gegen die Normannen. Auch für höhere Bildung wurde gesorgt; und die erste Anregung soll sein erwachender Geist durch die alten Sagen und Lieder

seines Volkes erhalten haben. Die erlangte Festigkeit, Ausdauer und Gewandtheit desselben sollte während der Dauer seiner Regierung auf harte Proben gestellt werden.

Noch nie hatten die Dänen das Reich so verheerend überschwemmt, als jetzt, eine Landung raubgieriger Schaaren folgte der andern. Nicht weniger als acht große Treffen und viele kleinere Gefechte lieferte ihnen Alfred in einem Jahre, aber die Gefallenen wurden immer doppelt ersetzt. Das dänische Heer eroberte Mercia und setzte dort einen abhängigen und zinspflichtigen König ein; dann unterwarf ein Theil desselben Northumberland, ein anderer wandte sich nach Süden. Alfred gewann zur See einige Vortheile über diese und brachte sie zu einem Vertrage, Wessex unangetastet zu lassen (877). Aber schon im nächsten Jahre fielen sie treulos in das Land ein, so daß viele Einwohner über das Meer flohen, die Mehrzahl aber sich ihrer Herrschaft fügte. Schon wollte der König, von seinen Unterthanen verlassen und von dem dänischen Heere umringt, sich verzweiflungsvoll in die Feinde stürzen, als endlich die Vorstellung, daß er sich seinem Volke für bessere Zeiten erhalten müsse, in ihm den Sieg davon trug. Er entwich, und verbarg sich auf der Flucht in der Hütte eines Hirten, dessen Weib ihn nicht einmal kannte. Eine alte Sage *) von diesem Aufenthalt erhielt sich noch lange im Volke. Die vielbeschäftigte Frau, heißt es, übertrug ihm einst, da er am Heerde sitzend Bogen und Pfeile schnitzte, die Aufsicht über ihre Brote, und als sie diese bei ihrer Rückkehr dennoch verbrannt fand, warf sie ihm unter vielem Schelten vor, daß er besser Brot zu essen als zu backen verstehe.

Nachdem er sich den Winter über auf solche Weise verborgen gehalten, zog er im Frühjahr mit wenigen Gefährten in eine waldige, sumpfige Gegend von Somersetshire, warf daselbst eine Verschanzung auf, und machte von hier rasche und unerwartete Streifereien durch die zerstreuten feindlichen Posten. Unterdessen that der in dem Schlosse Kinwith belagerte Graf Oddune von Devonshire einen glücklichen Ausfall auf die Dänen, und eroberte ihre Fahne, von den Schwestern der Anführer unter Zaubersprüchen gewebt, dem Volke ein Palladium. Jetzt schlich sich auch Alfred als Harfner verkleidet unter das dänische Heer, und während er ihnen Lieder sang, beobachtete er die Schwächen ihres

*) Ob die aus Alfred's Leben von dem Mönch Asser aus Wales überlieferten Züge Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben, darf nach neueren englischen Untersuchungen bezweifelt werden.

Lagers und behorchte ihre Gespräche. Unentdeckt kam er zurück, und ließ sogleich durch treue Boten alle streitbaren Engländer der nächsten Grafschaften heimlich nach Brixton berufen. Voller Freude, daß er noch lebe, eilten sie zusammen; sein Erscheinen erfüllte alle mit Muth und Streitlust. So zog er an ihrer Spitze nach Eddington. Die Dänen, verwundert, ein englisches Heer wie aus dem Boden gewachsen zu sehen, waren durch die Ueberraschung schon halb geschlagen. Durch die Waffen wurden sie es ganz. Der Rest entfloh in einen befestigten Ort, wo der Hunger sie nachgiebig machte. Es kam zu einem Vertrage, welchem zufolge die Dänen im Besitz ihrer früheren Eroberungen, Ostangeln, Northumberland und eines Theiles von Mercia als Lehnsträger Alfred's bleiben, das übrige Land aber räumen, und Geiseln für die Aufrechthaltung dieser Abkunft stellen sollten. Eine noch wichtigere Folge dieses Sieges war, daß der Dänenfürst Guthrum den Entschluß faßte, zum Christenthum überzutreten. Dieser, welcher in der Taufe, deren Zeuge Alfred selbst war, den Namen Athelstan erhielt, waltete nun in den ihm zugestandenen Landschaften als ein abhängiger Fürst, und gewöhnte sein Volk an ein ruhigeres Leben und an die Einrichtungen fortgeschrittener Cultur. Daß Alfred Dänen und Engländer als in gleicher bürgerlicher Stellung betrachtet wissen wollte, bezeugt seine Verordnung, wonach er für beide Völker dasselbe Wehrgeld feststellte.

So hatte eines einzigen Mannes beharrliche Kraft einer schon fast erloschenen Nation wieder Dasein und Freiheit gesichert. Um das Begonnene zu befördern, verwendete er die Zeit des Friedens zur Befestigung und Wiedererbauung der zerstörten Städte, ja zur Errichtung einer Flotte, mit der die Seeräuber geschreckt werden könnten. Sein Scharfsinn gab ihm mehrere zweckmäßige Verbesserungen bei der Einrichtung der Schiffe an die Hand. Seine neuen Fahrzeuge hatten sechzig Ruder und darüber, waren noch einmal so groß, schneller und schwankten weniger als die frühern; er bemannte sie mit Friesen und Sachsen von jenseit der Nordsee. Hundertundzwanzig derselben lagen stets gerüstet in den Häfen des Reichs zur Wehr und Wacht und waren so verständig vertheilt, daß es den herumschweifenden Geschwadern der Dänen schwer ward, sich dem Gestade ungestraft zu nähern, oder es mit Beute beladen zu verlassen. An den Plätzen, die am geeignetsten waren, die Landung des Feindes zu verhindern, oder seine Fortschritte zu erschweren, wurden Festen gebaut, und man zählte gegen das Ende der Regierung Alfred's mehr als funfzig solcher Schlösser. Um durch das Aufgebot zur Heeresfolge dem Ackerbau nicht zu viele Hände zu entziehen, wurde die freie

waffenfähige Bevölkerung in zwei Claſſen getheilt, welche ſich im Kriegsdienſte ablöſten.

Aber eine neue Erſchütterung ſtand ſeinem Throne noch bevor. Eine ungeheure Schaar Normänner, die bisher Frankreich verwüſtet hatten, ſetzte unter ihrem Anführer Haſtings auf dreihundertunddreißig Schiffen über den Canal, und landete an der Küſte von Kent (893). Auf eine ſo ſtarke Anzahl war Alfred nicht gefaßt. Zum Unglück war nun auch Athelſtan (Guthrum) geſtorben, und die Dänen aus Oſtangeln und Northumberland ſtanden alle wieder auf. Schwer war der Kampf gegen zwei ſolche Feinde; aber nach dreijährigen Anſtrengungen hatte Alfred doch wieder obgeſiegt, und die neuangekommenen Normänner erhielten entweder Niederlaſſungen bei ihren Landsleuten in Oſtangeln und Northumberland, oder kehrten nach Frankreich zurück.

Sechsundfunfzig Treffen rechnete Alfred in Allem, in denen er perſönlich mitgefochten. Und ſolch ein Krieger vertauſchte doch ſo gern das Schwert mit dem Scepter und zeigte ſich in der Sorge für das Innere nicht weniger thätig und trefflich. Die Verwaltung war in dem langen Zeitraume der däniſchen Verheerungen beinah gänzlich verfallen, der Geiſt des Ungehorſams und der Gewalt hatte die Oberhand gewonnen. Alfred's Anordnungen für die Wiederherſtellung der Rechtspflege waren eben ſo zweckmäßig als wirkſam. Wichtige Fälle unterſuchte er ſelbſt, und bald lernte man ſeine Gerechtigkeitsliebe kennen und fürchten. Der beſtochene oder böswillige Richter mußte dieſelbe Strafe leiden, die er ungerechter Weiſe ausgeſprochen hatte; weder Geburt noch Anſehen, noch Freunde vermochten ihn zu retten. Dieſe Strenge hatte die wohlthätigſten Folgen, und um die große Sicherheit, die an die Stelle des frühern ordnungsloſen Zuſtandes getreten war, anſchaulich zu machen, pflegte man ſpäterhin zu ſagen, daß, wenn der Wanderer ſeine Taſche voll Geld auf dem Wege verloren hätte, er dieſelbe nach einem Monate unberührt auf derſelben Stelle gefunden haben würde.

Mit gleichem Eifer ſorgte Alfred für die Verbreitung höherer Bildung. Die Wiſſenſchaften hatten im achten Jahrhundert, im Verhältniß zu anderen Ländern, in England geblüht; während deſſelben lebte Beda, ein Muſter jener Zeit an Gelehrſamkeit, von dem wir noch eine ſehr ſchätzbare Kirchengeſchichte ſeines Volkes beſitzen. Aus ſolcher Schule ging auch Alcuin hervor, der an Karl's des Großen Hofe glänzte, und die Liebe für gelehrte Kenntniß dorthin verpflanzte. Aber in den Stürmen der folgenden Jahre war dies Alles untergegangen. Alfred griff

auch hier auf das thätigste ein, und ging seinen Unterthanen mit dem besten Beispiele voran. Seine Vorliebe für wissenschaftliche Bemühungen trieb ihn selbst noch im sechsunddreißigsten Jahre den Beginn zur Erlernung der lateinischen Sprache zu machen. Um unter den Geschäften der Regierung hinreichende Zeit für die Studien zu behalten, bestimmte er die Anwendung seiner Stunden auf das pünktlichste. Er theilte seine Zeit in drei Theile, die er in Ermangelung einer Uhr durch brennende Kerzen von bestimmter Länge abmaß. Ein Drittel des Tages und der Nacht war dem Essen, dem Schlaf und der Pflege des Körpers, das andere den Geschäften, und das dritte gelehrten Arbeiten und dem Gebet gewidmet. Zu einer Zeit, wo im südlichen England, nachdem die Dänen alle Klöster zerstört, die Bibliotheken verbrannt und die Geistlichen niedergehauen hatten, kaum ein Mönch zu finden war, der sein Brevier verstand, faßte der König selber Schriften ab, zu erneuter Heranbildung seines Volks. Er sammelte, wie Karl der Große, die altsächsischen Volkslieder, dichtete selbst ähnliche Erzählungen, bearbeitete die berühmten Bücher des Boethius von den Trostgründen der Philosophie, und übersetzte, wenn nicht den Aesop, was nicht ganz feststeht, doch die Kirchengeschichte des Beda und die Uebersicht der Weltgeschichte, welche der spanische Presbyter Orosius im fünften Jahrhundert zur Rechtfertigung des Christenthums wider die Heiden geschrieben hatte, ins Angelsächsische. Dem letztern Werke fügte er geographische Nachrichten über die germanischen und slavischen Völker bei. Nächstdem war er auf die Errichtung von Schulen (unter welchen besonders die zu Oxford genannt wird) bedacht. Er wollte, daß die Kinder eines jeden freien Mannes ohne Unterschied lesen und schreiben lernen, und daß die zu höherer Stellung Bestimmten außerdem noch in der lateinischen Sprache unterrichtet werden sollten. Ausgezeichnete Gelehrte lud er an seinen Hof, und beschenkte sie mit großer Freigebigkeit. Zu denen, mit welchen er freundschaftlich verkehrte, gehört auch der von uns oben schon erwähnte Johannes Erigena, der an seinem Hofe eine Freistatt fand, als er den Karl's des Kahlen verlassen mußte. Auch kunstreiche Handwerker und Kaufleute zog er durch große Vergünstigungen ins Land, und fleißige Colonisten aller Art waren ihm als Bevölkerer der durch so lange Kriege verödeten Provinzen willkommen. Den sechsten Theil aller seiner Einkünfte setzte er zu neuen Bauten aus, und beschäftigte dadurch einen Theil seiner Unterthanen, während er den andern an die Bedürfnisse cultivirter Völker gewöhnte. Selbst die feineren Lebensgenüsse des Südens wurden ihm von seinen Schiffern zugeführt, so daß die-

ſer König in jedem Betracht als der wahrhafte Bildner ſeines Volkes erſcheint.

Aus den Geſetzen ſeiner Vorgänger, Aethelbert's von Kent, Offa's von Mercia und Ina's von Weſtſachſen, ſammelte Alfred das Vorzüglichſte, und brachte es nach einer neuen Ueberarbeitung in ein Ganzes. Fälſchlich wird ihm auch die Eintheilung von ganz England in Grafſchaften und Hundreden zugeſchrieben, die ſchon ſeit der Anſiedelung der Sachſen beſtanden hatte, und jetzt nur, nachdem die wilden Kriege ſo Vieles zerſtört und aufgelöſt hatten, durch Alfred wieder erneuert und zu ſtrengerer Ordnung zurückgeführt ward, wie er überhaupt für die Wiederherſtellung der erſchütterten angelſächſiſchen Verfaſſung ſorgte. Die Verfaſſung ruhte auf der Grundlage der alten germaniſchen, und hatte ſich weit weniger von ihr entfernt, als die in anderen von den Deutſchen eroberten Ländern gebildeten, da die Angelſachſen ſich in die vorgefundenen römiſchen Elemente wenig hineingelebt, vielmehr ſie faſt ganz zerſtört hatten. Die Maſſe des Volkes bildeten die freien anſäſſigen Kriegsleute, Ceorle genannt; aus welcher ſich die Gefährten des Königs als bevorzugte Stände erhoben hatten. Zwar ſicherte den Kindern keine Erblichkeit die Ehrenſtelle des Vaters, indeß verlieh ihnen doch der auf ſie übergehende Ruf und der Name einen gewiſſen Vorrang. Die am höchſten ſtehenden Gefolgsleute, aus denen der König auch die Hofämter beſetzte, ſind die Earle. Ihr Name, zuſammengezogen aus Ealdor, der Aeltere, iſt übertragen von den friedlichen Vorſtehern der Marken der patriarchalen Zeit des germaniſchen Lebens. Nach dem Könige haben dieſe das höchſte Wehrgeld. Die übrigen Gefährten werden mit dem Namen der Thegene oder Thane bezeichnet. Auch ſie rühmen ſich eines ſechsfach ſo hohen Wehrgeldes, als das des gemeinen Freien betrug. Geringeren Anſehens ſo wie geringerer Compoſition genoſſen die Thane, welche nicht unmittelbar dem Könige zur Treue verpflichtet waren, ſondern im Dienſte eines anderen reichen und edlen Herrn ſtanden. Unzweideutige Spuren beweiſen, daß auch ein aus dem Dienſtgefolge hervorgehendes Vaſallenverhältniß*) Statt fand, ſo wie denn z. B. die

*) Ob das Lehnsſyſtem in England ſchon vor der normanniſchen Eroberung vorhanden geweſen ſei, oder nicht, darüber ſind die engliſchen Geſchichtsforſcher getheilter Meinung. Zu der erſtern Anſicht neigt ſich unter Andern Lingard hin (Geſchichte von England, deutſch von Salis, Bd. I. S. 389.). Vgl. Philipp's Geſchichte des angelſächſiſchen Rechts, S. 137. Meint man die durch fortſchreitende Cultur und größere Mannichfaltigkeit der Verhältniſſe bei landbauenden und kriegeriſchen Völkern ſich beſtimmter entwickelnde Verknüpfung von

Würde des Thans überhaupt als mit einem gewissen Landbesitz verknüpft erscheint*); ja es traten sogar in den späteren Zeiten alle freie Männer, welche ein solches Maß Grundeigenthums erworben hatten, dadurch von selbst in die Rechte und das Wehrgeld dieser höher gestellten Klasse. Auch die gemeinen Freien sind noch nicht der unterste Stand; ihre Güter bauten, zum Theil mit bestimmten, gewöhnlich sehr harten Leistungen beschwerte gutshörige Leute. Es waren die alten Einwohner des Landes, die unterworfenen Briten. In vollkommener Knechtschaft befanden sich die Nachkommen der römischen Sklaven, Kriegsgefangene von den Wallisern und anderen Feinden.

Verbindungen der einzelnen, in der Mark zusammenwohnenden Freien zu gemeinsamen Berathungen und zur Handhabung der Rechtspflege, nach aufsteigender Ordnung in immer größeren Kreisen, bildeten eine feste und sichere Grundlage der bürgerlichen Ordnung. Der kleinste dieser Kreise war die Zehnde, eine Gemeinde von zehn freien Hausvätern. Diese waren, wie ursprünglich die Freien aller germanischen Völker, berechtigt und befugt, in den sie zunächst betreffenden Rechtsstreitigkeiten unter dem Vorsitze des Zehndhauptes, das Urtheil zu sprechen. Jeder Freie mußte einer solchen Zehnde angehören. Die Glieder derselben standen in einer so engen gegenseitigen Verbindung, daß sie jederzeit Alle für Einen und Einer für Alle verantwortlich gemacht wurden. Entzog sich einer von ihnen dem Gerichte, so wurde den neun übrigen ein Monat Frist gegeben, um den Flüchtling ausfindig zu machen; kam er dann nicht zum Vorschein, und sie konnten den Beweis nicht führen, ihm zu seiner Flucht nicht behülflich gewesen zu sein, so mußten sie die Geldbuße für sein Verbrechen erlegen, wenn sein zurückgelassenes Vermögen dazu nicht hinreichte.

Zehn Zehnden bildeten eine Hundrede. Das Gericht derselben versammelte sich in der Regel einmal in jedem Monate, und entschied Zwistigkeiten zwischen den Gliedern einzelner Zehnden. Aus den Gliedern der Hundrede wurde häufig eine Anzahl, gewöhnlich zwölf Männer, ausgewählt, um in einem vorliegenden Falle das Urtheil zu sprechen; ganz ähnlich den Schöffen in den fränkisch-germanischen Ländern. Ein-

---

Häuptern und Mannen, auf der Basis des Grundeigenthums, so ist das Lehnswesen ohne Zweifel auch hier zu finden; meint man hingegen die ausgebildete, zur Grundlage der ganzen bürgerlichen Ordnung gewordene, alle andere Verhältnisse in sich aufnehmende Feudalverfassung, so war diese eben so gewiß nicht vorhanden. Vgl. auch Kemble, The Saxons in England, London 1849.

*) Lappenberg, Geschichte von England, Theil I. S. 570.

mal im Jahre fand eine außerordentliche Zuſammenkunft der Hundrede Statt, bei der jeder freie Grundbeſitzer gegenwärtig ſein mußte. Noch höher ſtand das Grafſchaftsgericht, wo Angelegenheiten und Gerechtſame der Kirche, ſo wie die Rechtsſtreitigkeiten und Geſchäfte der Mitglieder verſchiedener Hundrede verhandelt, und alle wichtigere Händel, die vor die niederen Gerichte nicht gebracht, oder von dieſen nicht geſchlichtet worden waren, entſchieden wurden. Den Vorſitz in dieſen Grafſchaftsgerichten, welche zwei Mal im Jahre, zu Anfang des Mai und des October, gehalten wurden, hatte neben dem Biſchofe der Alderman (Aeltermann), welcher im Kriege und Frieden der oberſte Beamte der Grafſchaft war. Zuweilen ſtand ein Alderman mehreren Grafſchaften vor. Die Aldermänner wurden vom Könige ernannt; doch entzog dieſer in den ſpäteren Zeiten der angelſächſiſchen Herrſchaft dem tüchtigen Sohne nicht leicht das Amt des Vaters. Zu Alfred's Zeit war indeß ihre Würde noch nicht einmal lebenslänglich.

Es iſt klar, wie gleichförmig mit den germaniſchen Verfaſſungen auf dem Feſtlande die angelſächſiſche gebildet iſt. Die Stellung des Alderman, den der König wie alle Beamte aus ſeinen Gefolgsleuten wählt, iſt ganz die des fränkiſchen Grafen. Seine Einkünfte beſtanden hier und dort in den ihm für die Amtsleiſtung beſtimmt zugewieſenen Ländereien; außerdem erhielt er das Drittel von den Strafgeldern, Zöllen und ſonſtigen königlichen Einkünften ſeines Bezirks. Ebenſo iſt der Vorſteher der Hundrede, Hundredes Ealdor, dem Centenar der Franken, das Haupt der Zehn, Tienheofod genannt, dem Decan völlig gleich zu ſetzen. Wie es dem Alderman nicht zuſteht, über wichtige Angelegenheiten der Grafſchaft auf ſeine Hand zu entſcheiden, ſondern in ſolchen Dingen die Verſammlung der angeſehenſten Leute des Gaues befragt werden mußte, ſo berief auch der König einige Mal jährlich einen Rath, welcher Witenagemot oder die Verſammlung der weiſen Männer (Witan) hieß, um in demſelben Sachen, welche die allgemeine Wohlfahrt betrafen, zu verhandeln. Es waren die vornehmſten Geiſtlichen und Laien, welche hier zuſammenkamen; doch ſchienen auch Thane und andere Freie durch Gegenwart und Stimme berechtigt geweſen zu ſein, auf den ſie angehenden Beſchluß einzuwirken. Wie die Reichstage war auch der Witenagemot an die Stelle der alten vollen Volksverſammlung getreten. Die geſetzgebende Gewalt war demnach auch hier eine überwiegend ariſtokratiſche. Die kleineren Landbeſitzer waren mit dem unſchätzbaren Rechte, in ihren eigenen Angelegenheiten Recht zu ſprechen, zufrieden. Auch iſt bei allen Völkern, die in einfachen Verhältniſſen leben, nach der Bemer-

lung eines großen Geschichtschreibers*) die richterliche Gewalt von weit höherer Wichtigkeit, als die gesetzgebende.

Alfred, der so viel Herrliches vollbracht, verließ die Welt schon 901 in einem Alter von noch nicht zweiundfunfzig Jahren, deren größten Theil er sogar unter unaufhörlichen Anfällen einer schmerzhaften Krankheit, welche der Kunst und Erfahrung der sächsischen Aerzte spottete, verlebt hatte. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit Karl dem Großen verglichen und ihn selbst den Großen genannt.

---

28. Alfred's Nachfolger bis auf die normannische Eroberung.

(901—1066.)

Alfred hatte von seiner Gemahlin Alswitha, der Tochter eines Grafen von Mercia, drei Söhne und drei Töchter. Von jenen folgte ihm Eduard I., ein tapferer Krieger; aber ein Vetter, Ethelwald, erhob Streit über den Besitz der Krone und der Kampf dauerte fort, bis Ethelwald in einer Schlacht blieb. Hierauf gaben ihm die in Northumberland und Ostangeln wieder aufgestandenen Dänen neue Arbeit. Aber Eduard erwehrte sich ihrer männlich, und schreckte sogar die Schotten. Er starb 924.

Ihm folgte Athelstan, sein ihm an Kriegskunde und Tapferkeit ähnlicher Sohn (924—940), aus unechter Ehe, der schon als Knabe des großen Alfred Liebling gewesen war. Er unterwarf die Dänen in Northumberland und Ostangeln, und da der einst abgetretene Theil Mercia's schon von seinem Vater wieder in unmittelbaren Besitz genommen war, so war er der erste König, welcher alle die von den verschiedenen sächsischen Stämmen eroberten und bevölkerten Länder im vollen Sinne des Worts unter seine Herrschaft brachte. Daß Athelstan auch den König von Schottland**), den er mit seinen Verbündeten, den Dänen, in einer großen Schlacht bei Brunanburg besiegte, zur Lehnsabhängigkeit

---

*) Hume history of England, V. I. p. 281. Ed. Basil.

**) Die frühere Geschichte Schottland's ist völlig dunkel und voll Fabeln. Gewöhnlich nimmt man an, daß ein König der Schotten, Kenneth II., im neunten Jahrhundert die Picten völlig unterworfen, und so das Königreich Schottland begründet habe.

gebracht, wird von den englischen Geschichtschreibern eben so beharrlich behauptet, als von schottischen geläugnet. König Athelstan war schon auf die Erweiterung des Seehandels bedacht, und gab das merkwürdige Gesetz, daß jeder Kaufmann, der drei lange Seereisen auf eigene Kosten gemacht, zum Than erhoben werden solle. Der deutsche König Heinrich begehrte eine von Athelstan's Schwestern für seinen Sohn Otto zur Ehe. Athelstan schickte ihm zwei derselben, damit Otto wählen könnte. Dieser führte Editha heim, welche ihm den Ludolf gebar; die andere wurde die Gemahlin eines Vasallen.

Nach seinem Hintritt folgte Athelstan's jüngerer Bruder Edmund (940—946). Die Dänen in Northumberland, Ostanglien und Mercia, die des vorigen Herrschers siegreiches Schwert im Zaume gehalten hatte, benutzten den Uebergang der Regierung in schwächere Hände zu einem neuen Aufstand. Nur mit großer Anstrengung gelang es dem Könige, sein Ansehen in diesen Gegenden wieder herzustellen. Nicht lange stand Edmund an der Spitze seines Volkes, eine auffallende Gewaltthat endete sein Leben. Er feierte eben ein Fest in Glocester, als Leolf, ein landkundiger Räuber, den er verwiesen, die Frechheit hatte, an seinem Hofe zu erscheinen und sich an die offene Tafel des Königs zu setzen. Zornig zückte der Fürst beim Anblick des Verbannten den Dolch, aber jener kam ihm zuvor, und Edmund fiel, tödtlich verwundet.

Edred, sein Bruder, folgte (946—955), obgleich Söhne vorhanden waren; eine in jenen Zeiten nicht ungewöhnliche Erscheinung. Auch die Engländer gingen, wie die Deutschen, nicht gern von der alten Familie ab, aber nur wehrhafte Männer sollten Stab und Schwert des Herrschers führen. Bei Edred's Krönung leisteten die Fürsten von Wales und von Cumberland und Malcolm, König von Schottland, den Lehnseid, und ihm gelang es auch endlich, Northumberland völlig zu unterwerfen.

Die angelsächsische Geistlichkeit hatte bisher wenig unmittelbaren Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Lebens geäußert. Zum Theil lag dies darin, daß sie, meist dem Volke selbst angehörig, diesem nicht durchgängig durch eine fremdartige und höhere Bildung entrückt war. So war die Mehrzahl ihrer Mitglieder namentlich auch dem Nationallaster des Trunkes sehr ergeben. Die langwierigen verwüstenden Kriege wirkten noch schädlicher auf den sittlichen Zustand, so daß selbst die angesehensten Geistlichen, wie z. B. einmal der Erzbischof von York, sich mit den heidnischen Normannen verbinden konnten. Hier eine strengere Ordnung und Disciplin wieder einzuführen, unternahm ein kühner und

geistreicher Mönch, Dunstan. Er hatte sich ganz dem strengen Klosterleben gewidmet, und bald so großen Ruf erworben, daß ihn schon König Edmund als Abt an die Spitze des berühmtesten Klosters in England, Glastonbury, in dessen Schule Dunstan selbst gebildet worden war, stellte, und Edred vertraute seiner Obhut sogar die königlichen Schätze, die der fromme Vorsteher zum Theil mit der Beistimmung des Königs zur Anlage neuer Klostergebäude verwendete. Sein Ansehn bei Hofe war sehr bedeutend. In Verbindung mit mehreren der ersten Geistlichen des Reichs, namentlich des Erzbischofs Odo von Canterbury, war er nun zuerst für die Reformation des Mönchswesens in England durch Einführung der Benedictinischen Regel thätig.

Solcher stilleren Beschäftigung entriß ihn ein Vorfall bei der Krönung Edwy's (955—959), Edmund's Sohn und Edred's Nachfolger. Dieser, ein feuriger Jüngling, sechszehn oder achtzehn Jahr alt, war in heftiger Liebe zu einer Frau vornehmen Standes, Elgiva, entbrannt. Nach Einigen war sie seine Beischläferin, nach Anderen seine Gemahlin, die von den Geistlichen nur mit jenem Namen bezeichnet worden wäre, weil Edwy die Ehe mit ihr, der nahen Verwandten, wider das Verbot der Kirche eingegangen sei. Am Krönungstage entfernte sich Edwy plötzlich vom Mahle und begab sich zu Elgiva. Die Thane beleidigte diese Verachtung ihres Festgelages; die Geistlichen empörte, daß der König nicht einmal an einem solchen Tage die von der Kirche verdammte Leidenschaft zurückdrängen wollte oder konnte. Auf des Erzbischofs Odo Vorschlag wurden der Bischof Kinsey und der Abt Dunstan gesandt, ihn zurückzuholen. Sie fanden ihn mit seinem Weibe tändelnd und nicht geneigt, zu den Bechern zurückzukehren. Da ergriff Dunstan mit Eifer den Jüngling bei der Hand und führte ihn in den Saal zurück. Edwy zürnte über die rasche That und gab, überhaupt durch des Mönches Strenge vielfach in seinen Genüssen wie in der freien Führung der Staatsgeschäfte beschränkt, um so leichter den Einflüsterungen einer dem Dunstan feindlichen Partei unter den Geistlichen Gehör. Er forderte sämmtliche der Abtei von Glastonbury übergebenen königlichen Schätze zurück, und Dunstan zog es vor, der Erfüllung dieses Befehls durch die Flucht aus dem Lande zu entgehen. Aber die Lebensweise des Königs machte ihn beim Volke verhaßt. Würdige Männer wurden gekränkt und verfolgt, übermüthige Günstlinge auf jede Weise geschützt und gefördert. Mercia und Northumbrien standen gegen ihn auf, wählten seinen Bruder Edgar zum Herrscher und nöthigten Edwy zu einem Vertrage, vermöge dessen er auf das Land südwärts von der Themse beschränkt blieb.

Und ſo ſchwach war des Königs Herrſchaft und Anſehen auch in dieſen Gegenden, daß der Erzbiſchof Odo von Canterbury es wagen durfte, ihm Elgiva zu entreißen. Mit einem glühenden Eiſen ließ er die Schönheit ihres Geſichts grauſam entſtellen und ſie dann nach Irland wegführen. Sie kehrte zurück, fiel aber den Leuten des Erzbiſchofs in die Hände, die ihr mit wilder Grauſamkeit die Sehnen an den Knien durchſchnitten, woran die Unglückliche nach einigen Tagen unter großen Qualen endete. Auch Edwy ſtarb bald darauf zu Gloceſter, vielleicht ebenfalls eines gewaltſamen Todes; und nun fiel das ganze Reich an Edgar, welcher Dunſtan ſchon vorher ehrenvoll zurückgerufen hatte.

Unter Edgar's Regierung (959—975) vollendete der jetzt zum Erzbiſchof von Canterbury erhobene Dunſtan, der Heilige (denn nach ſeinem Tode ward er canoniſirt), ein Mann, dem man trotz ſeiner Herrſchſucht, Frömmigkeit und Einſicht nicht abſprechen kann, das früher begonnene Werk. Die Abteien und Klöſter erhoben ſich größer und prächtiger als je; wo es irgend möglich war, wurden Mönche an die Stelle der Weltgeiſtlichen geſetzt. Dunſtan ging noch weiter. Der ganze Klerus ſollte den verderblichen Berührungen mit der Welt entzogen werden und eine dem ſtrengeren Mönchsleben annähernde Einrichtung erhalten. Zu dieſem Zwecke berief er im Jahre 969 als erſter Biſchof des Reiches (Canterbury war der Sitz des heiligen Auguſtinus geweſen) ein großes Concilium, auf welchem unter ſeiner Autorität beſchloſſen wurde, daß alle Biſchöfe, Presbyter, Diaconen und Subdiaconen keuſch und ehelos leben, oder ihre Kirchenämter ſammt den daran hängenden Einkünften verlieren ſollten. König Edgar, überall den Anordnungen des heiligen Mannes gehorſam, ernannte zur Ausführung dieſes Decrets zwei Biſchöfe, beide Benedictiner, Oswald und Ethelwold, welche dann alle Geiſtlichen, die ſich nicht fügen wollten, gewaltſam austrieben. Ueberall war der Erzbiſchof bemüht, ſeinen Stand zum erſten und einflußreichſten des Staates zu machen; doch erwarb er ſich auch um die bürgerliche Verwaltung, die faſt ganz in ſeinen Händen war, große Verdienſte.

Edgar erhielt den Beinamen des Friedſamen und ward der glücklichſte König von England genannt, weil er die Früchte der Bemühungen ſeiner Vorgänger, Eduard's, Athelſtan's und Edred's genießend, während ſeiner ſechzehnjährigen Regierung nie genöthigt war, das Schwert in einem größeren Kriege gegen den Feind zu ziehen, wenn es gleich nicht an einzelnen Streifzügen fehlte. Eine bedeutende, wohl ausgerüſtete Flotte, die alljährlich die Runde um das Reich machte, flößte den

normannischen Häuptlingen Furcht und Achtung ein, so daß sie keine Landung wagten. Das angelsächsische Reich genoß zur Zeit dieses Königs seines höchsten Glanzes, und stand auf einem höheren Gipfel des Ansehens als es selbst unter Alfred und Athelstan erreicht hatte. Im Jahre 973 fanden sich zu Chester sämmtliche abhängige Fürsten ein, bereit, die Huldigung zu erneuen. Edgar bestieg ein Boot, und acht Könige, Kenneth III. von Schottland, Malcolm von Cumberland, Macens, König von Man und den Hebriden, Dunhewall von Strathclyde, Siferth, Jacob und Howel, Könige von Wales, Jukill, König von Westmoreland, ergriffen die Riemen und ruderten den stolzen Herrscher, der sich Kaiser von Albion, König der Angeln, Herr von ganz Britannien und den umliegenden Inseln nannte, auf dem Dee nach dem Kloster des heiligen Johannes. Hier wurden dem Apostel Dankgebete geweiht, und der Zug ging in derselben Weise nach Chester zurück. Merkwürdig ist unter Edgar's Regierung noch die Ausrottung der Wölfe in England. Der König verwandelte nämlich den bisher entrichteten Geldzins der Bewohner von Wales in eine jährliche Lieferung von dreihundert Wolfsköpfen, und dies belebte die Jagd nach diesen Thieren so sehr, daß zuletzt auch nicht ein einziges übrig blieb.

Auf Edgar folgte mit Dunstan's Hülfe dessen dreizehnjähriger Sohn, Eduard II., der Märtyrer (975—978). Seine Stiefmutter Elfride, die ihrem eigenen Sohne Ethelred die Krone verschaffen wollte, und von der Partei der unzufriedenen Weltgeistlichen unterstützt ward, ließ Eduard schon im vierten Jahre meuchlings im Walde ermorden, da er ihr auf einem einsamen Jagdritt einen kindlichen Besuch ablegte. Die unmenschliche That auszuführen, baute die Mörderin Klöster, und legte sich Bußübungen auf, aber den Abscheu des Volkes konnte sie dadurch nicht mildern, zumal da die durch ihre That herbeigeführte Regierung ihres Sohnes, der damals überdies noch minderjährig war, eine der unglücklichsten in der englischen Geschichte wurde.

König Ethelred (978—1016) hielt das Scepter mit schwachen Händen, und seine verkehrten Schritte forderten die Feinde des Rechts und der Ordnung auf, im Reiche nach Willkür zu schalten. Dunstan, dessen Einsicht allein diese Zerwürfnisse heilen oder abwehren konnte, zog sich zu großem Nachtheil des Volkes in dieser Zeit ganz von den Staatsgeschäften zurück, um seinen Tod in klösterlicher Stille zu erwarten. Er starb im Jahre 988. Zuerst versuchten neue Seeräuber aus Norwegen und Dänemark wieder einzelne Landungen, und da sie inne wurden, wie sicher dergleichen jetzt zu wagen seien, kamen sie bald ver-

stärkt zurück. Ethelred, anstatt ihnen kräftig entgegen zu gehen, kaufte den beuteluſtigen Schaaren auf den Rath des Erzbiſchofs Siricius von Canterbury (des zweiten Nachfolgers Dunſtan's) den Frieden mit zehntauſend Pfund Silbers ab (991), wovon die natürliche Folge war, daß in kurzem ſich alle Seeräuber nach England wandten, um ähnliche Schätze zu gewinnen. Im Innern erhob ſich bei der Unthätigkeit des Königs die Gewalt der Großen, und bald ſanken durch ſolche Zuſtände, wie Einheit und Kraft, ſo auch Ruhm und Anſehen des Reiches. Als 993 normanniſche Fahrzeuge in den Humber einliefen und das Land ringsum verwüſtet wurde, verriethen die engliſchen Anführer, welche däniſcher Abkunft waren, das Heer, und überließen den Feinden das Schlachtfeld. Im folgenden Jahre ſegelten Swen, König von Dänemark, und Olav, König von Norwegen, mit vierundneunzig Schiffen die Themſe hinauf bis vor London. Ethelred ergriff wieder den Ausweg der Schwäche und kaufte ihnen abermals den Frieden mit ſechzehntauſend Pfunden ab, ohne dadurch wahrhaft Frieden und Ruhe zu erlangen. Eine der nächſten Landungen der Dänen koſtete bei immer ſteigenden Forderungen vierundzwanzigtauſend Pfund. Ethelred hoffte von dieſen Einfällen durch eine Verbindung mit den franzöſiſchen Normannen befreit zu werden, und erbat ſich deshalb (1001) die Prinzeſſin Emma, Schweſter Richard's II., Herzogs vor der Normandie, zur Ehe. Aber ein neuer Vorfall vereitelte die etwa günſtigen Folgen dieſer Politik. Die däniſchen Heere hatten nämlich trotz der ungeheuren Abkaufsſumme, welche ihnen bei dem letzten Einfall gezahlt worden, das Land, in welchem ihnen bis zur Abfahrt friedlicher Aufenthalt zugeſichert war, dennoch nicht verlaſſen, ja es ging das Gerücht, die Räuberſchaaren hätten im Sinne, den König und die Erſten des Reiches zu erſchlagen, um dann ſoviel leichter des hauptloſen Volkes Herren zu werden. Da befahl Ethelred an einem Tage (13. November 1002) alle noch in ſeinen Staaten befindlichen Dänen umzubringen, und ſein Gebot wurde mit ſolchem Eifer ausgeführt, daß ſogar einer Schweſter des Königs von Dänemark, Gunhilda, die an den Alderman Paling verheirathet war, nicht geſchont ward *). Die Erſchlagenen zu rächen, erſchien denn gleich im folgenden Jahre König Swen mit zahlreichen däniſchen Schaaren, verheerte das Land mit Sengen und

*) Aus Mangel an genauen Nachrichten läßt ſich nicht beſtimmen, wie weit der genaunte Befehl und die Ausführung ſich erſtreckt habe. In keinem Falle traf er die in Oſtangeln, Northumbrien und einem Theile Mercia's ſchon lange angeſiedelten däniſchen Geſchlechter.

Morden auf das furchtbarste, und wiederholte dies vier Jahre hinter einander, bis er für eine Bezahlung von dreißigtausend Pfunden einen Frieden gewährte, der nicht dauernder war, als die früheren. Der Zustand des Landes war entsetzlich. Häufige Verräthereien und Niederlagen hatten den Muth des Volkes völlig gebrochen und schnell war auf Glanz und Hoheit Elend und Erniedrigung gefolgt. Man glaubte, ein Normann könne es mit zehn Engländern aufnehmen. Die Sitten verwilderten; denn in dem Getümmel eines fortwährenden kriegerischen Zustandes wurde jedes Verbrechen straflos begangen. Was den Einwohnern die Plünderungs- und Zerstörungswuth der Feinde übrig ließ, nahm ihnen die drückende Abgabe, welche Ethelred zur Aufbringung der den Feinden zu steuernden Summen unter dem Namen des Dänengeldes erheben ließ.

An der Spitze einer großen Macht und mit der bestimmten Absicht, das Land zu erobern, kam Swen im Jahre 1013 wieder, so daß den hülflosen Engländern nichts übrig blieb, als sich zu unterwerfen, und Ethelred mit seiner Familie nach der Normandie flüchten mußte, wo er ungeachtet der schlechten Behandlung seiner Gemahlin eine Zuflucht fand. Swen betrachtetete sich als Herrscher des verlassenen Reiches, und zwang die Thane, ihm den Huldigungseid zu schwören. Aber er starb schon einige Monate nachher (1014), und nun riefen die wieder aufathmenden Engländer ihren König zurück. Knud, Swen's Sohn, konnte sich gegen den anrückenden Ethelred nicht halten, begab sich auf seine Schiffe und segelte, nachdem er zuvor die englischen Geiseln bei Sandwich ohne Hände und Nasen ans Land gesetzt hatte, heim nach Dänemark, erschien aber bald von neuem mit ansehnlichen Streitkräften. Edmund, des Königs ältester Sohn (von einer früheren Gemahlin), wollte den Feinden das Heer entgegen führen; allein einer der mächtigsten Großen, Edric, ward zum Verräther an ihm, und ging mit allen seinen Truppen über (1015). Ganz Nordengland unterwarf sich jetzt dem Knud, und Edmund mußte sich nach London zurückziehen. Hier erwartete ihn, freilich unter traurigen Aussichten, der Thron, da sein Vater endlich 1016 das unrühmliche Leben beschloß. Die Königin Emma floh sogleich mit ihren beiden noch jungen Söhnen, Alfred und Eduard, in den Schutz ihrer Heimath.

Edmund (1016—1017) erwarb sich durch kühne Tapferkeit den Beinamen Eisenseite (Ironside), aber sein Volk von der fremden Herrschaft zu befreien, vermochte er während seiner kurzen Regierung nicht. Zwar unverdrossenen Kampfes und mehrerer Siege waren am Ende die

Dänen doch im Vortheil. Der treuloſe Edric, dem Edmund großmüthig verziehen hatte, verließ ihn abermals in der entſcheidenden Schlacht bei Aſſington in Eſſex, und ſo mußte er Knud's Friedensbedingungen annehmen. Dieſer verlangte Theilung des Reichs, und zwar für ſich die Provinzen Mercia, Northumberland und Oſtangeln; Edmund ſollte die ſüdlichen Grafſchaften behalten, aber er ſtarb gleich darauf zu London. Nach einigen Nachrichten wurde er auf Anſtiften Edric's ermordet. Nur ſechs Monate hatte er ſeinen Vater überlebt, und jetzt nahm Knud ganz England in Beſitz.

Knud (1017—1035) war ein trefflicher Mann und einer der mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit. Man hat ihn den Großen genannt, und er ſcheint dieſes Namens nicht unwürdig. Muth, Klugheit, Mäßigung und Frömmigkeit waren in ihm vereinigt. Zuerſt vertheilte er, um ſich dem mächtigen Adel des Reiches, welcher in den Zeiten der Unruhen und Verwirrungen eine ziemlich unabhängige Stellung erworben hatte, für ſeine Anerkennung dankbar zu erweiſen, die wichtigſten Provinzen unter angeſehene Geſchlechter, und behielt blos Weſſex für ſich allein; in der Folge aber benutzte er alle Gelegenheiten ſorgfältig, jene Schenkungen wieder einzuziehen, und die unruhigen Großen des Landes zu verweiſen. Selbſt Hinrichtungen derſelben ſcheute er nicht, nachdem er ſich auf dem Thron befeſtigt ſah. Auch den Verräther Edric traf dieſe Strafe, als er ſich ſeiner Dienſte hochfahrend rühmte, und Knud befürchten mußte, der Treuloſe werde die gewohnte Falſchheit nun wider ihn üben. Sobald aber das Reich beruhigt war, that der König, was in ſeinen Kräften ſtand, um die Beſiegten mit ſeiner Herrſchaft auszuſöhnen. Er übte ſtrenge Gerechtigkeit, machte durchaus keinen Unterſchied zwiſchen Dänen und Engländern, ſchickte einen großen Theil der Erſteren wieder in ihr Vaterland zurück, gab den angelſächſiſchen Geſetzen neues Anſehen, und verſuchte die beiden an Sprache und Sitten ähnlichen Völker in jeder Weiſe einander zu nähern und den beſtehenden Nationalhaß auszugleichen und zu mildern. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg, und Knud's Herrſchaft giebt uns das merkwürdige Beiſpiel eines Eroberers, der von den Eroberten nicht gehaßt, und eines Volkes, das unter einer fremden Regierung ruhiger und glücklicher lebte, als dies zuletzt unter der ſeines angeſtammten Königshauſes der Fall geweſen war. Um auch vor den franzöſiſchen Normannen ſicher zu ſein, warb er nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin um Ethelred's Wittwe, die Königin Emma, und erhielt ihre Hand. England war ſein gewöhnlicher Aufenthalt; doch machte er häufig Züge nach Dänemark, welches ihm nach dem

Tode seines Bruders Harald (1018) gleichfalls zugefallen war. Auch Norwegen unterwarf er seiner Herrschaft. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn ernste Gedanken an die zukünftige Welt. Da baute er Kirchen, beschenkte Klöster und Geistliche, stiftete Seelenmessen für die im Kriege gegen ihn Gefallenen, und unternahm sogar eine Wallfahrt nach Rom, wo er sich ziemlich lange aufhielt. Sein letzter Kriegszug, vier Jahre vor seinem Tode (1031), war gegen Malcolm II., König von Schottland, und Duncan von Cumberland gerichtet, die er zwang, seine Oberheit anzuerkennen. Von seinem Privatleben ist uns nichts überliefert. Die oft erzählte Anekdote, wie er, um die Schmeichler, welche seine Allgewalt priesen, zu beschämen, sich zur Zeit der Fluth an das Meeresufer gesetzt und den Wellen geboten, seine Füße nicht zu berühren, zeugt von einem echt alterthümlichen, ehrwürdigen Sinne.

Knud's Körper verblieb dem Lande, welches er vor seinen anderen Staaten am meisten geliebt hatte, und ruht in der sächsischen Königsgruft im alten Münster zu Winchester. Sein mächtiges Reich zerfiel bald; und England, über ein Jahrhundert lang der unterliegende Angriffspunkt der Normannen und Dänen, dann nur auf kürzere Zeit von diesen Feinden frei, um ihnen am Ende ganz in die Hände zu fallen, hat doch zehn Jahre nach Knud's Tode in merkwürdigem Glückswechsel keinen Dänen mehr gesehen. Dennoch hat die dänische Herrschaft für das Bestehen des angelsächsischen Reiches schlimme Folgen, durch Zurückdrängung und Ausrottung der ältern Adelsgeschlechter, gehabt und das Gelingen einer zweiten Eroberung dieses Landes vorbereitet.

Von Knud's drei Söhnen erbte Swen Norwegen, und Hardiknud, d. i. Knud der Kühne, welchen Emma geboren, sollte Dänemark und England erhalten. Aber in der Besitznahme des letztern kam ihm sein dritter Bruder, Harald, zuvor. Der Ausbruch eines Bürgerkrieges schien nahe, da wurde ein Vergleich geschlossen, vermöge dessen London mit dem nördlichen Theile des Königreichs Harald gelassen, und die Grafschaften auf dem rechten Themseufer dem in Dänemark abwesenden Hardiknud zugewiesen wurden, für welchen seine Mutter Emma die Regierung führen sollte. Harald, seinem Vater höchst unähnlich, ließ die Engländer das volle Gewicht tyrannischer Fremdherrschaft fühlen. Seine Grausamkeit wuchs durch die Ungewißheit des Thronbesitzes. Außer Hardiknud, der jetzt noch durch den Tod seines Bruders Swen und den Abfall der Norweger beschäftigt war, hatte er die Ansprüche der beiden Söhne Ethelred's, Eduard und Alfred, zu fürchten. Graf Godwin, der Mächtigste der Gegenpartei, ward von ihm gewonnen. Mit dessen

Hülfe lockte er Alfred zu ſich und ließ ihn dann auf dem Wege plötzlich überfallen. Die Diener des jungen Fürſten wurden mit wilder, unmenſchlicher Grauſamkeit geblendet, verſtümmelt oder unter Martern getödtet, Alfred ſelbſt ſeiner Augen beraubt und in ein Kloſter gebracht, wo er bald nachher ſtarb. Emma und Eduard flohen, und Harald blieb im alleinigen Beſitz von England, ſtarb aber ſchon nach einigen Jahren (1039).

Eingeladen von dem Witenagemote kam nun ſein Bruder Hardiknud (1039—1041) zur Uebernahme der Herrſchaft. Erbittert auf Harald ließ er deſſen Leichnam aus der Gruft reißen, enthaupten und in die Themſe werfen; ja als er erfuhr, daß er aufgefunden und wieder begraben ſei, gab er denſelben Befehl zum zweiten Mal. Zur Freude der Engländer, welchen er durch Erpreſſungen verhaßt wurde, lebte auch er nur kurze Zeit, und die däniſche Herrſchaft auf der Inſel hatte ihr Ende erreicht.

Denn gleich nach ſeinem Tode (er ſtarb kinderlos) eilten die Engländer, Ethelred's jüngſten Sohn, Eduard III., wieder einzuſetzen. Seine Regierung war ein ängſtliches Schwanken zwiſchen Muth und Furcht. Der übermächtige Graf Godwin, der den Mord ſeines Bruders befördert hatte, ihm ſelbſt aber durch ſein bedeutendes Anſehen zum Throne behülflich geweſen war, mußte geſchont werden, ſo gefährlich er auch war, denn in ſeinen und ſeiner beiden Söhne, Sweno und Harald, Händen befand ſich eine große Anzahl Grafſchaften; ja Eduard hatte ſogar zum Zeichen der Ausſöhnung Godwin's Tochter, Editha, geheirathet. Allein er entzog ſich dem ehelichen Umgange mit ihr von vorn herein und erwarb ſich dadurch bei dem Volke den Ruf eines Heiligen und den Beinamen des Bekenners.

Indeß hatte Eduard gleich zu Anfang eine beſondere Vorliebe für das Land blicken laſſen, in welchem er ſeine Jugend verlebt hatte. Sein Hof bot denſelben Anblick wie der zu Rouen; Sprache und Sitten der Normandie wurden in London nachgeahmt, und der junge franzöſiſche Adel war jederzeit willkommen. Normanniſche Günſtlinge umgaben den König, und hieraus erwuchs bei den Godwin's und ihrer Partei, welche die vaterländiſchen Intereſſen vertretend ſich dem Einfluſſe der Fremden widerſetzte, ein ſo heftiger Unmuth, daß ſie zuletzt ſogar zu den Waffen griffen, aber geſchlagen und verbannt wurden. Doch erſchienen ſie bald wieder mit einer mächtigen Flotte, die Ausländer am Hofe mußten ſich durch ſchleunige Flucht retten, und die Godwin's nöthigten den König zu einem Vergleiche, vermöge deſſen ſie in ihre Grafſchaften wieder ein-

gesetzt wurden. Godwin starb zwar bald darauf (1053), aber sein Tod änderte nichts, denn er hinterließ in seinem Sohne Harald (der älteste, Sweno, war ebenfalls schon gestorben) einen Nachfolger, der mit dem Ehrgeiz des Vaters einen noch weit höhern Grad von Klugheit und Manneskraft vereinigte und sich von den väterlichen Würden keine entreißen ließ. Er war Statthalter von Wessex, Sussex, Kent und Essex, und in der That mächtiger als der König, auch wegen seines gewinnenden Wesens sehr beliebt. Hierauf baute er Hoffnungen, nach dem Tode des kinderlosen Eduard den Thron zu besteigen, weil Edgar, ein Enkel Edmund's Ironside, der einzige noch übrige Sprößling des alten sächsischen Königsstammes, wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit auf keinen Anhang rechnen konnte. Dagegen hatte er einen furchtbaren Mitbewerber an dem Herzog Wilhelm von der Normandie, dem unehelichen Sohne Herzog Robert's, eines Neffen der Königin Emma. Ja als Graf Harald einmal von einem Sturme an die französische Küste geworfen und nach dem Strandrecht jener Zeit gefangen vor Wilhelm geführt worden war, hatte dieser die Gelegenheit benutzt und Harald vor seiner Freilassung zum Eide in Gegenwart einer Versammlung der normannischen Großen genöthigt, daß er die Nachfolge des Herzogs auf dem englischen Thron befördern wolle. Eduard starb endlich am 5. Januar 1066, fünfundsechzig Jahre alt*). Vor seinem Tode erklärte er Harald in Gegenwart der Barone zu seinem Nachfolger.

Graf Harald nahm ohne Zögern den königlichen Titel an, und die Engländer, deren Liebe und Vertrauen er sich durch tapfere Thaten und fortgesetztes edles Bezeigen erworben hatte, waren ihm, dem selbst seine Gegner Kraft und Tüchtigkeit zur Regierung nie abgesprochen haben, wohlgeneigt. Der Erzbischof von York krönte ihn gleich den Tag nach Eduard's Tode. Aber Herzog Wilhelm hatte nicht sobald Nachricht erhalten, als er ihn an seinen Schwur erinnerte und den Eidbruch furchtbar zu rächen drohte. Vergebens entgegnete Harald, jenes Gelöbniß sei ihm abgedrungen worden, er trage die Krone mit der Zustimmung des ganzen englischen Volks und werde ihr nur mit dem Leben zugleich entsagen. Wilhelm, an der Spitze eines Volks, das damals den Ruhm des

*) Der einzige auswärtige Krieg, welcher unter diesem Fürsten geführt wurde, war der zur Unterstützung Malcolm's, als dieser seine Rechte auf Schottland geltend machen wollte. Malcolm's III. Vater, König Duncan, war 1039 von Macbeth erschlagen worden, dessen Unthaten durch Shakespeare's Dichtung ein unsterbliches Andenken erhalten haben. Malcolm stürzte mit englischer Hülfe den Anmaßer (1054) und bestieg den väterlichen Thron.

tapferſten auf der Welt hatte, rüſtete ſich mit Anſtrengung aller Kräfte zu einer Landung in England. Es waren nicht ſeine Mannen allein, die mit ihm dieſes Wagſtück vollbringen wollten. In dieſer Zeit, wo das Ritterthum zu erblühen begann, und ein kühner Geiſt der Abenteuer durch Europa ging, ſtrömte der Adel der benachbarten Länder zu ſeinen Fahnen, um unter einem ſolchen Führer Ehre und Ruhm zu erkämpfen. Howel, Herzog von Bretagne, ſchickte ihm ſeinen älteſten Sohn, Alain Fergant, mit fünftauſend Mann; König Heinrich IV. von Deutſchland erlaubte ſeinen Vaſallen, der Unternehmung beizuwohnen; und wenn gleich der franzöſiſche Hof ſie nicht hätte begünſtigen ſollen, ſo ertheilte doch der Graf von Flandern, Wilhelm's Schwiegervater, der über den minderjährigen König Philipp I. die Vormundſchaft führte, mehreren franzöſiſchen Großen die Erlaubniß. So brachte Wilhelm ein Heer, deſſen Stärke auf funfzigtauſend Krieger angegeben wird, und zur Ueberſchiffung deſſelben ſiebenhundert, nach Anderen ſogar dreitauſend, Fahrzeuge zuſammen. Der wirkſamſte Bundesgenoſſe war Papſt Alexander II., der unter der Leitung Hildebrand's in der Unternehmung Wilhelm's ein geeignetes Mittel ſah, den Einfluß der römiſchen Curie auch auf England auszudehnen *). Schon lange zürnte er dem Sachſenkönige, weil die Godwin's einſt bei der Verdrängung der normanniſchen Partei auch die franzöſiſchen Geiſtlichen und ſogar den Erzbiſchof von Canterbury, Robert, der vorher Mönch zu Jumieges geweſen war, übers Meer gejagt hatten, und Harald auch ſpäter deſſen Wiedereinſetzung verweigerte. Jetzt that er alle die, welche der Unternehmung des Herzogs Hinderniſſe entgegenſtellen würden, in den Bann, und ſchickte ihm ein geweihtes Banner, ſo wie einen Ring mit einem Haar des heiligen Petrus.

Den erſten Angriff auf England that Toſtig, Harald's jüngerer Bruder, der vormals wegen ſeiner Bedrückung der Northumbrier aus dem Lande vertrieben worden war und nun Rache nehmen und einen Theil des Landes oder das Ganze für ſich erobern wollte. Mit einigen Schiffen, die er zuſammengebracht hatte, ſtieß er zu ſeinem Bundesgenoſſen, dem Könige Harald Hardrade von Norwegen, der dreihundert Segel führte. Beide vereinigte Flotten liefen in den Humber ein und ſetzten ihre Mannſchaft ans Land, die alsbald eine gräuliche Verheerung anrichtete. Harald eilte ſchleunig herbei. In der Nähe von York an der Stamfordbrücke über den Deventer trafen die Heere der Brüder auf

*) Vgl. überhaupt Augustin Thierry, histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands I, 232 fg.

einander am 26. September 1066. Hardrade in Kriegsthaten und Abentenern vielfach versucht, ließ sein großes Banner, Landeyda (Landödung) genannt, aufrichten und sammelte sein Gefolge um dasselbe. Daneben stand in langer Linie das norwegische Fußvolk, Schild an Schild, die langen Speere weit vorstreckend, das Ende derselben gegen die Erde gestemmt, zur Abwehr gegen die englischen Reiter. Die Bogenschützen sollten dahin eilen, wo die Gefahr des Angriffs dringender werde. Harald, mit den Seinigen vorgehend, erblickte einen norwegischen Krieger in hellblauem Mantel und blinkendem Helm auf schwarzem Rosse die feindlichen Reihen hinabeilend. Da stürzte der Gaul und schleuderte den Reiter zur Erde. „Wer ist jener Riese dort, der mit dem Pferde zu Boden fiel?" fragte der König von England. Und als er hörte, es sei Hardrade von Norwegen selbst, rief er frohlockend seinen Schaaren zu: „Wahrlich, ein stattlicher Kämpe, aber das Glück ist schon von ihm gewichen." Den Bannern Tostig's nahte zuerst ein kleines Häuflein von zwanzig englischen Thanen, so wie ihre Rosse ganz in Eisenrüstung gehüllt, und fragte nach dem Führer. „Seht ihn hier," entgegnete Tostig selbst. „Harald der König," sprach einer jener Ritter, „bietet dir Gruß und Botschaft; ganz Northumbrien will er dem Bruder lassen, des Friedens wegen; ja für seine Freundschaft dünkt ihm ein Drittel England's kein zu hoher Preis*)." „Und wenn ich einwillige," entgegnete Tostig, „was soll Hardrade's, Sigurd's Sohn, Entschädigung sein?" „Sieben Schuh von England's Boden oder wieviel sonst seine Länge andere Männer überragt," war die Antwort. „So saget meinem Bruder, daß er zum Kampf sich rüste, denn nimmer soll der Normann erzählen, daß Godwin's Sohn den König in Feindesland verlassen habe." Die Engländer wandten ihre Rosse. Jener Sprecher war Harald selbst gewesen. Die Angriffe der englischen Reiterei brachen sich zuerst an den norwegischen Lanzen. Aber der Eifer, die Weichenden zu verfolgen, trennte die enggeschlossene Reihe, und der Fall Hardrade's, den ein Pfeil in die Kehle traf, erschütterte sie. Auch Tostig blieb, und nun war die Schlacht für England entschieden. Aber noch lange hielt eines Norwegers Tapferkeit die vorwärts Dringenden auf. Er vertheidigte die Brücke, und seine Streitaxt soll vierzig Engländern Tod und Verderben gebracht haben, bis es gelang, ihn vom Flusse her zu erlegen. Großmüthig verstattete Harald dem Sohn Hardrade's, Olav, den Rest des Heeres auf zwanzig Schiffen nach Norwegen heimzuführen.

*) Lappenberg, Geschichte von England, Thl. I. S. 537.

Aber der Sieger hatte nicht viel Zeit, der Freude nachzuhängen, denn ſchon lief die Nachricht von der Landung der großen normanniſchen Flotte zu Pevenſey in Suſſex ein. Die engliſchen Wachtſchiffe waren heimgekehrt, um Lebensmittel einzunehmen; dieſen Moment benutzte Wilhelm, um ſeine Mannſchaften auszuſchiffen, am 28. September 1066. Es war die Blüthe des normanniſchen, niederländiſchen und franzöſiſchen Adels, die ſo fröhlich ans Land ſtieg, als wäre der Sieg ſchon errungen. Der ungeſtüme Wilhelm ſtolperte und fiel beim Ausſteigen aus dem Schiffe; aber ſchnell gefaßt, verhütete er jede ſchlimme Deutung dieſes Zufalls durch den lauten Ruf: „So nehme ich Beſitz von dieſem Lande!“ Harald's Bruder, Gurth, ein trefflicher Mann, gab den klugen Rath, eine Schlacht zu vermeiden, und den Feind durch Zaudern und Hungern zu ermüden; allein den König drängte es zur Entſcheidung. Das Einzige, was er in Betracht ſeines verletzten Eides thun zu dürfen glaubte, war, daß er dem Herzog eine große Summe bot, wenn er ohne Blutvergießen umkehren wolle. Aber Wilhelm verwarf den Antrag mit Verachtung und verlangte dagegen, daß Harald entweder das Königreich ihm abtreten, oder die Entſcheidung ihrer Sache dem Papſte überlaſſen, oder mit ihm im Zweikampfe darum ſtreiten ſolle. Harald erwiederte: der Gott der Schlachten werde bald Schiedsrichter aller Streitigkeiten ſein.

So bereiteten ſich denn beide Heere zu dem verhängnißvollen Kampfe. Es war nur achtzehn Tage nach Herald's Siege bei Stamfordbridge. Am Morgen begeiſterte Wilhelm ſeine Krieger durch eine feurige Rede, in der er ihnen die Wichtigkeit des Treffens und glücklicher Entſcheidung vor Augen ſtellte. Das Lied vom tapfern Roland ſingend gingen die Normannen in drei Linien geordnet auf die Feinde los, und ein fürchterliches Gemetzel begann. Einen ganzen Tag lang vertheidigten ſich die Engländer, welche in eine dichte keilförmige Schlachtordnung zuſammengedrängt, die Hügel des Feldes hinter Verſchanzungen beſetzt hielten, heldenmüthig gegen die im Ganzen weit beſſer berittenen und bewaffneten Normannen, bis endlich am Abend König Harald von einem Pfeil getroffen neben des Reiches Banner niederſank, nachdem auch ſeine Brüder, Leofwin und Gurth, an derſelben Stelle gefallen waren. Da ermattete allmählig der Kampf, und die Nacht machte vollends dem blutigen Schauſpiel ein Ende. Auf Seiten der Normannen allein waren funfzehntauſend gefallen. Wilhelm waren drei Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Unter der Menge aber der gefallenen Engländer fand man viele Prieſter, die tapfer für die Unabhängigkeit des Vaterlandes

gestritten hatten. Das war die berühmte Schlacht bei Hastings (14. Oct. 1066), die den Herzog von der Normandie, seitdem Wilhelm der Eroberer genannt, auf den englischen Thron erhob, den seine Nachkommen in weiblicher Abstammung noch heute besitzen.

---

29. Wilhelm der Eroberer.

(1066—1087.)

Wilhelm von der Normandie war durch rühmliche Eigenschaften zum Herrscher eines großen Reiches berufen. In ihm bewunderte man unbeugsame Festigkeit in der Durchsetzung des kühnsten Willens, unermüdliche Thätigkeit, welche jedes Mittel ergriff, wenn es nur zum Ziele führte, und eine die Verhältnisse schnell durchschauende Klugheit. Schon als Jüngling hatte er sein Herzogthum mit überraschender Kraft aus großer Verwirrung gerissen, in die es während seiner Minderjährigkeit gerathen war, und den französischen Hof gezwungen, die darauf gebauten Entwürfe fallen zu lassen; doch entwickelten sich seine Eigenschaften erst völlig in der Unternehmung auf England.

Der Sieg bei Hastings verbreitete Bestürzung über das ganze englische Volk. Es fehlte nicht an Vaterlandsliebe, nicht an Kraft, nur an einem Manne, der Ansehen und Muth genug hatte, die Unentschlossenen zu vereinigen. Zwei mächtige Grafen flohen zwar nebst dem Erzbischof Stigand von Canterbury nach London, und riefen daselbst Edgar zum König aus. Allein dieser Edgar war ein Jüngling ohne festen Willen und Entschiedenheit, und während seine Rathgeber mit Angst und Ungewißheit kämpften, that Wilhelm lauter sichere und rasche Schritte. Er machte sich zum Herrn von Dover, dem festesten Ort der ganzen Gegend, um den Rücken frei zu haben, und da die Stadt sich bald ergab, ließ er sogar den Bürgern, welche durch den zuchtlosen Uebermuth seiner Krieger ihre Häuser verloren hatten, den Schaden ersetzen. Darauf unterwarf sich die ganze Grafschaft Kent; London zögerte. Wie in Dover Milde, so zeigte er hier Strenge und ließ Feuer in die Vorstadt Southwark werfen, worauf der junge Edgar selbst und einige der vornehmsten Edelleute, Bischöfe und Einwohner von London ihm nach Berkhamstead entgegengingen, sich unterwarfen und ihm die Krone anboten. Er heuchelte eine Zeit lang Uneigennützigkeit, gab vor, es bedürfe dazu erst einer all-

gemeinen Einwilligung und einer lauten Erklärung des engliſchen Volks und viele Provinzen beharrten ja noch im Widerſtande; allein Aimar von Aquitanien, ſein kluger und tapferer Kriegsgefährte, rieth, die Beſcheidenheit nicht allzu weit zu treiben, und ſo geſchah denn die Krönung am 26. December 1066 in der Weſtminſterabtei zu London, unter dem Schutze der ganzen bewaffneten Macht der Normannen. Nicht der erſte Prälat des Reichs, Stigand von Canterbury, dem Wilhelm nicht traute, ſondern der Erzbiſchof Alfred von York mußte ſie verrichten. Nach einer kurzen Rede fragte dieſer die Engländer und der Biſchof von Coutance die Normannen, ob es ihr Wille ſei, den Herzog Wilhelm als König anzunehmen. Ein lauter Zuruf bejahte es. Hierauf leiſtete der König den gewöhnlichen Krönungseid, daß er die Kirche beſchützen, Gerechtigkeit handhaben und Gewaltthätigkeit unterdrücken wolle, und nun ward die Salbung und Krönung vollzogen.

Zunächſt begab er ſich nach Barking in Eſſex, wo ſich die engliſchen Thane der nördlichen Provinzen bei ihm einfanden und ihm die Huldigung leiſteten. Die nächſten Maßregeln waren von der Klugheit vorgeſchrieben. Von Harald's anſehnlichem Schatze, deſſen er ſich bemächtigt hatte, beſtritt er eine Menge nöthiger Ausgaben, beſchenkte ſeine Truppen und machte ſich die Geiſtlichkeit geneigt. Dem Papſt überſandte er Harald's Fahne nebſt anſehnlichen Geſchenken. Auf dem Schlachtfelde bei Haſtings ward ein Kloſter erbaut. Die mächtigen Grafen des Reiches, wie jetzt die ehemaligen Aldermänner durchgängig heißen, wurden zunächſt in ihren Würden und Beſitzungen beſtätigt, Edgar erhielt ein anſehnliches Grundeigenthum. Die Bürger von London wurden mit neuen Vorrechten bedacht. Doch zog der König Güter und Vermögen aller Derer ein, welche auf Harald's Seite geſtritten; und überhaupt hätten die Engländer dieſen milderen und freundlichen Anfang nur dann als Pfand der ungeſtörten Fortdauer ihres bürgerlichen Zuſtandes betrachten können, wenn des neuen Königs Sinn ihnen wirklich geneigt geweſen, wenn nicht alles nur in der Abſicht geſchehen wäre, zunächſt den Beſitz des Reiches zu ſichern, und wenn die Tauſende fremder Ritter und Krieger gefehlt hätten, deren Anſprüche Wilhelm weder zurückweiſen konnte noch wollte. Dieſe Normannen, die dem König das Reich erobert hatten und dafür mit Würden und Beſitzungen verſchwenderiſch belohnt worden waren, ließen die Eingebornen dies Uebergewicht ſchwer empfinden, und ihre Anmaßungen wurden beſonders empörend, als Wilhelm ſchon im nächſten Frühling eine Reiſe nach der Normandie machte. Nicht länger im Stande, die freche Verhöhnung und die unzähligen

Mißhandlungen dieser Fremden zu ertragen, standen erst hier und da einzelne Gemeinden, dann ganze Landschaften auf. Der König kehrte schnell genug zurück, um die Empörungen mit Waffengewalt zu dämpfen, allein die Folge war nicht eine heilsame Beschränkung der Normannen, sondern eine härtere Bedrückung der unglücklichen Sachsen, die er als ein störrisches, feindseliges Volk betrachtete, dem das Gelüste nach Freiheit ausgetrieben werden müsse. Bei jedem neuen Aufstande (und die Empörungen dauerten während seiner ganzen Regierung fort) schritt Wilhelm zu grausameren Maßregeln, durch welche er seinen Namen geschändet hat. In Northumberland, wo der Widerstand am stärksten gewesen war, wurde eine Strecke von zwölf (deutschen) Meilen angebauten Landes zur Wüste gemacht, die Häuser in Asche gelegt, das Vieh weggetrieben, und die Einwohner (man rechnet gegen hunderttausend) dem Hungertode oder dem Erstarren in den Wäldern Preis gegeben *).

Die Sachsen wurden allmählig immer tiefer heruntergedrückt, immer mehr verdrängt. Die Unterjochung einer Nation durch die andere — sagt ein neuerer englischer Geschichtschreiber **) — ist selten selbst in Asien vollständiger gewesen. Alle wichtige und einträgliche Aemter kamen in die Hände der Normannen, und, durch fortdauernde Einziehung der Güter Derer, die an den Aufständen Theil genommen hatten, oder durch willkürliche Beraubungen, auch beinahe der ganze Grund und Boden des Königreichs. Die Familien, welche sich unter der angelsächsischen Dynastie durch Reichthum und Ansehn ausgezeichnet hatten, verschwanden, viele kamen in den Empörungen um, andere erbettelten ihr Brot in der Verbannung oder schmachteten im Gefängniß; das leidlichste Loos fiel Denen zu, die als Untervasallen der Sieger einen Theil ihrer Besitzungen behalten durften. Sie bewahrten wenigstens damit auch die persönliche Freiheit. Alle kleinere angelsächsische Besitzer aber wurden, mit wenigen Ausnahmen, Gutshörige oder wenigstens sehr stark belastete Hintersassen des Adels. Diese große Umwälzung in dem Besitzstande war mit der Einführung der vollständigen und durchgreifenden Lehnsverfassung verbunden. Die normannischen Grafen und Barone, denen die bedeutenden Güter zugefallen waren, besaßen sie vom Könige als Lehen, auf welchen die Verpflichtung zum Kriegsdienst haftete, und ver-

*) Edgar floh zum Könige Malcolm von Schottland, der aber nach vergeblicher Unterstützung der englischen Rebellen, von Wilhelm genöthigt ward, sich ihm zu unterwerfen, und Edgar mußte abermals Aussöhnung mit dem Manne suchen, der ihm die Krone geraubt hatte.

**) Macaulay, Geschichte England's, deutsch von Beseler, S. 15.

gaben wiederum einen Theil derſelben als Rittergüter. Um aber die großen Vaſallen dadurch nicht zu einer ſo unabhängigen Macht gelangen zu laſſen, wie auf dem feſten Lande, befahl Wilhelm weislich, daß alle Afterlehnsträger auch ihm huldigen und den Eid der Treue ſchwören müßten. Außer den bei gewiſſen Gelegenheiten zu entrichtenden Steuern mußten von den Baronen (unter welcher Benennung man alle unmittelbaren Vaſallen begreift) zuweilen beträchtliche Geſchenke dargebracht werden. Während der Minderjährigkeit der Vaſallen zog der Lehnsherr ihre Einkünfte; und ohne die Einwilligung deſſelben, die nur durch eine anſehnliche Summe zu erkaufen ſtand, durften ſich Weiber, welche ein Lehen erbten, nicht verheirathen. Dieſes ſo vollſtändig ausgebildete Feudalſyſtem griff nothwendig, wenn auch Manches aus der alten Verfaſſung daneben ſtehen blieb, tief in alle Verhältniſſe des Lebens ein, und übte auf den Geiſt des Volkes den mächtigſten Einfluß, zumal auch ſein eigenthümliches Beſitzthum, ſeine Sprache, eine große Veränderung erlitt. Denn da die franzöſiſche Zunge die der Vornehmen und Angeſehenen, überhaupt der herrſchenden Kaſte war, da ſie in den niederen Gerichtshöfen zum Theil, in dem königlichen ganz herrſchte, und in den Schulen auf ausdrücklichen Befehl Wilhelm's gelehrt ward: ſo erfuhr die Landesſprache durch ſie allmählig eine gänzliche Umgeſtaltung und ward zu einem Gemiſch aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, zu einer zwiſchen den neulateiniſchen und rein germaniſchen Sprachen in der Mitte ſtehenden Mundart, aus der das heutige Engliſch erwuchs.

Dieſe Umgeſtaltung der Landesſprache wurde nicht wenig dadurch gefördert, daß die Unterdrückung der Angelſachſen auch auf die Geiſtlichkeit ausgedehnt ward. Die meiſten Biſchofsſitze verloren ihre bisherigen Inhaber und wurden an Normannen gegeben, welche „oft von Geiſtlichen nur den Namen hatten und übrigens Abenteurer ohne Panzer und Schwert waren"; ſelbſt die engliſchen Mönche wurden aus den Klöſtern gejagt, weil ſie, wie der König ſagte, ihm doch nichts Gutes wünſchen könnten. Zwar gelangten die Klagen der Betroffenen nach Rom, allein die päpſtliche Kurie war mit wichtigeren Dingen in Deutſchland beſchäftigt, als daß ſie Einſpruch gethan hätte. Alles, was der Papſt bewirkte, war, daß der gelehrte Lombarde Lanfranc aus Pavia, der freilich ein eifriger Vertheidiger der päpſtlichen Suprematie war, an des abgeſetzten Stigand Stelle, zum Erzbiſchof von Canterbury befördert ward. Alle kirchliche Beſchlüſſe, ſowohl des Papſtes als der einheimiſchen Synoden, mußten erſt dem König zur Beſtätigung vorgelegt, und kein normanniſcher Vaſall durfte mit einer Kirchenſtrafe belegt werden

ohne königliche Einwilligung. Dagegen befreite Wilhelm die Geistlichen von aller weltlichen Gerichtsbarkeit. Als Gregor VII. den Lehnseid und die Erneuerung des Peterspfennigs, einer dem römischen Stuhle früher gezahlten Abgabe, verlangte, schrieb Wilhelm zurück, das Geld solle als herkömmlich entrichtet werden, Huldigung aber werde er nie leisten, weil er sie weder versprochen habe, noch finde, daß sie jemals von seinen Vorgängern den Vorgängern des Papstes geleistet worden sei. Er verbot sogar den englischen Bischöfen, einer von diesem Papste ausgeschriebenen Kirchenversammlung beizuwohnen.

Außer den Aufständen der Engländer hatte Wilhelm auch Empörungen seiner normannischen Barone, ja seines ältesten Sohnes, Robert, zu bekämpfen. Diesem hatte der König die Abtretung der Normandie verheißen; da der junge Fürst aber herangewachsen war, weigerte sich sein Vater, die Zusage zu erfüllen. Darüber erhob Robert in der Normandie Aufruhr (1073). Der König nahm zu diesem Kriege nicht seine Normannen, sondern weislich ein Heer von Engländern über das Meer mit, und trieb den Sohn aus dem Lande. Fünf Jahre zog dieser umher, bis er sich in das Schloß Gerberoy, in der Landschaft Beauvoisis, warf. Als ihn Wilhelm hier belagerte (1078), endete ein seltsames Ereigniß diese Fehde. Bei einem Ausfalle gerieth Robert mit seinem eigenen Vater in einen Zweikampf. Beide waren durch die heruntergelassenen Visiere unkenntlich und Beide fochten tapfer, bis endlich der Sohn den Vater am Arm verwundete und vom Pferde warf. An des Gefallenen Hülferuf erkannte der Sieger bestürzt die Stimme seines Vaters. Reuevoll sprang nun auch der Sohn vom Roß, bat um Verzeihung und half dem heftig Erzürnten auf sein eigenes Pferd. Der König hob die Belagerung auf und ging nach der Normandie, wo durch der Mutter Vermittelung eine Versöhnung zu Stande kam.

In den letzten Jahren seiner Regierung beschäftigte sich Wilhelm besonders mit inneren Einrichtungen. Unter andern ließ er nach Alfred's Beispiel das berühmte Domesdaybook*), ein großes statistisches Register aller liegenden Gründe des Königreichs sammt ihren Besitzern oder Inhabern, ihrem Werth, ihrer Bevölkerung, Weide, Forst, Viehzucht ꝛc., aufnehmen, das noch vorhanden ist. Es fanden sich 700 Baronien (chieftenants) und 60,215 Ritterlehen (Knight-fees) im Lande. Da

*) Für die Sachsen enthielt es die unwiderrufliche Wegnahme ihres Eigenthums; vocatus Domysday..., quia nulli parcit sicut nec magnus dies judicii.

Wilhelm über die Lehenvertheilung ganz nach Willkür ſchaltete, ſo war er vorſichtig genug, nicht Alles wegzugeben, ſondern vierzehnhundert Höfe in den verſchiedenen Provinzen von England für ſich zu behalten; und da er außer dem Ertrage derſelben anſehnliche Steuern erheben ließ, ſo waren ſeine Einkünfte ſo beträchtlich, daß er unbedenklich der reichſte Monarch ſeiner Zeit genannt werden konnte. Auch eignete er ſich die ausgedehnteſten Jagdfreiheiten zu. Er beſaß achtundſechzig Forſte. Außerdem legte er bei Wincheſter, ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt, einen ganz neuen Wald von ſechs Meilen Länge an, dem zu Gefallen alle innerhalb dieſes Bezirks liegenden Häuſer, ſelbſt Kirchen und Klöſter, ohne Weiteres niedergeriſſen wurden. Zugleich erſchienen tyranniſche Geſetze gegen den Wilddiebſtahl. Auf die Erlegung eines Haſens in den königlichen Forſten ſtand die Strafe der Blendung, zu einer Zeit, wo der Mord eines Menſchen mit einer Geldſumme gebüßt werden konnte.

In ſeinem letzten Lebensjahre unternahm Wilhelm noch einen Kriegszug gegen Philipp I., König von Frankreich, von dem er ſich theils durch häufige Einfälle franzöſiſcher Vaſallen in die Normandie, theils durch eine Spötterei beleidigt fühlte. Seine übermäßige Dicke und eine ihm zugeſtoßene Krankheit hatten nämlich Philipp zu dem Einfall veranlaßt, daß ſein Bruder von England lange im Wochenbett verweile. Worauf Wilhelm erbittert, mit Anſpielung auf die Sitte der Wöchnerinnen, ſagte, er wolle ſeinen Kirchgang in der Notre-Damekirche zu Paris mit zehntauſend Lanzen ſtatt der Kerzen halten. Er eroberte die Stadt Mantes an der Seine und ließ ſie in Flammen auflodern. Als er über die Schutthaufen jagte, ſtürzte ſein Pferd und warf ihn mit ſeinem ſchweren Leibe ſo heftig auf den Sattelknopf, daß er ſogleich umkehren mußte, und an den Folgen dieſer Quetſchung in einem Kloſter bei Rouen ſtarb (9. September 1087). Er hatte ein Alter von dreiundſechzig Jahren erreicht. Auf ſeinem Sterbebette ſchmerzten ihn die harten Maßregeln, die er gegen das gute engliſche Volk genommen, und er verſuchte, durch Vermächtniſſe an die Kirchen ſein Gewiſſen zu erleichtern. Seine Staaten theilte er unter ſeine beiden älteren Söhne, Robert und Wilhelm, ſo, daß jener die franzöſiſchen, dieſer die engliſchen erhielt.

30. Skandinavien.

Jene nordiſchen Völker, deren Einfälle und Niederlaſſungen in den Hauptreichen Europa's ſo viele neue Verhältniſſe und Bildungen hervorriefen, lebten in ihrer Heimath (den heutigen Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden) urſprünglich ganz nach der Weiſe ihrer Stammverwandten, der in Deutſchland hauſenden Germanen. Ihre Verfaſſung war von derſelben Art: ſie kannten wie dieſe den Ackerbau und die Kunſt Metalle zu bearbeiten. Auch die ihnen eigenthümliche Zeichenſchrift, Runenſchrift genannt, zeugt für eine Stufe geiſtiger Cultur, welche man bei rohen Völkern nicht findet. Die Runen dienten zu Inſchriften auf den Gedächtnißſteinen der Verſtorbenen, zur Aufzeichnung von Liedern, und dem Aberglauben zu einem geheimnißvollen magiſchen Gebrauche. Das Land dieſer Völker war noch weit rauher und weniger ergiebig, als das alte Germanien, aber wie der kalte Himmelsſtrich und das Leben unter Felſen, Klippen und Schnee ihre Körper ſtählten, ſo gedieh dort auch der allen Gefahren trotzende Muth und kühner Unternehmungsgeiſt. Wie in Deutſchland Viele den heimathlichen Sitz aufgaben und im Gefolge des Herzogs über Rhein und Alpen zogen, ſo beſtiegen hier unter denſelben Verhältniſſen die nach Krieg und Beute dürſtenden Männer leicht gezimmerte kleine Schiffe, und vertrauten dem Glücke, ihrem Schwerte und ihrem tapfern Führer. Ihre Schwimmkunſt, worin ſie ſich beſonders auszeichneten, flößte ihnen bei dieſen kühnen Zügen faſt größere Zuverſicht ein, als die Bretter, von denen ſie getragen wurden.

Erſt um die Zeit, wo dieſe Fahrten der Normannen die Küſten der fränkiſchen Reiche beunruhigen und die Karolinger zittern machen, verbreitet ſich einiges Licht über die Länder, von welchen ſie ausgingen. Bis dahin ruht Dunkel auf ihnen, und ſo Vieles auch von früheren Zeiten aufgezeichnet iſt, ſo hoch auch die Namen der Könige hinaufſteigen, ſo wenig iſt dies doch für die beurkundete Geſchichte brauchbar, da es nur auf Tradition und Sage beruht. Ihre Sagen knüpfen ſich an die merkwürdige und eigenthümliche Mythologie der nordiſchen Völker an, deren Kunde in alten Liedern zu uns herübergeklungen iſt. Mannichfache Göttergeſtalten treten hier hervor, doch weiſet ſie in der Vorſtellung von einem die Welt und die Götter überdauernden Allvater auf reinere religiöſe Anſchauungen hin; in ihren Heldenſagen iſt eine hiſtoriſche Grundlage unverkennbar, aber wie in allen Mythen äußerſt ſchwer von

der Hülle zu sondern. Der Mittelpunkt aller dieser Sagen ist Odin, der von den Ufern des Don nach dem Norden wanderte, und Ackerbau, Götterdienst, Tempelbau, Kriegskunst, Dichtkunst und die Runenschrift mitgebracht haben soll. Odin erscheint aber auch als oberster Gott, als Stammvater der Götter und Menschen, gemäß der alten Vorstellung, daß die Götter selbst die ersten Könige und Priester waren. Die zwölf Asen sind Odin's Götterrath, aber mit ihm zugleich die ersten Richter und Gesetzgeber auf Erden. Ihre Wohnung ist Asgard in Godheim, d. i. in der Götterwelt, über der Mitte der Erde gelegen, wo sie in goldenen und silbernen Palästen wohnen. Und die Götter bauten eine Brücke von Asgard nach Midgard, der Mitte der Erde, von ihnen Bifröst, von den Menschen Regenbogen genannt; der mittlere rothe Streif desselben aber ist brennend Feuer, damit kein Feind den Herrschern nahen möge. Auf dieser Brücke stiegen sie hinab und schufen aus der Esche und Erle die ersten Menschen, Mann und Weib, und Midgard wurde Manheim, das Reich der Menschen. Da war wohl eine schöne und glückliche Zeit, als die Götter unten alles ordneten und oben in Asgard selbst ihre Kräfte spielend übten und froh waren ihrer Gewalt. Aber die Riesen, die ungeheueren Mächte der Natur, welche Odin besiegt und nach Jöthunheim ans Ende der Welt, von Midgard durch die tiefe See getrennt, vertrieben hatte, ruhten nicht. Es kamen von ihrem Geschlechte drei Jungfrauen in die Götterburg, der Friede wurde gebrochen, und der lange Kampf der Götter mit den Riesen beginnt, der bis ans Ende dauert. Und als die Götter von der Erde wichen, setzten die von ihnen stammenden Heldengeschlechter auch hier diesen Krieg fort. Doch im Lauf der Zeiten vergessen diese ihrer Abstammung und kämpfen in Verwirrung auch unter einander selbst. Die aber streitend fallen auf Erden, ruft Odin zu sich nach seinem Palast in Asgard, nach Valhall, der Halle der Erschlagenen, deren Boden mit Speeren getäfelt, deren Wände mit Schildern bedeckt sind. Und Morgens ziehen sie hinaus und kämpfen schrecklich aber unblutig mit einander. Dann kehren sie fröhlich heim zum Gelage, wo ihnen liebliche Mädchen, Valkyren genannt, die Trinkhörner reichen. Die aber thatlos und feige starben, sitzen in den Klüften der bösen Hel in der Nebelwelt stumm, unthätig und leiden Hunger. Am Ende aber kämpft Odin mit den Asen und dem ganzen Reich des Lichtes, Muspelheim genannt, gegen die entfesselten Kräfte der Riesen und das Reich der Nacht, Niflheim. Und die Götter fallen alle, die Sonne wird schwarz, die Sterne sinken herunter und die Welt verbrennt. Aber aus den Wellen des Meeres erhebt sich eine neue grü-

nende Erde, der Wohnsitz des neuen, ohne Sorge und Arbeit lebenden Geschlechts.

Das Zeitalter Odin's, als historischer Person, wird so verschieden angegeben, daß neuere Forscher zu der Annahme von drei bis vier durch Jahrhunderte von einander getrennten Odinen gekommen sind, während Andere das historische Dasein eines Odin überhaupt in Zweifel ziehen. Weiter erzählt die Sage, daß Skiold, ein Sohn Odin's, zu Lethra auf Seeland als Oberkönig über viele kleine Könige geherrscht habe, und nach ihm seine Abkömmlinge, die Skioldunger. Nach einer langen Reihe dieser Herrscher soll das Ganze zerfallen sein, bis Iwar Vidfadmi (im siebenten Jahrhundert) es wieder vereinigte, der auch den Süden von Schweden unterwarf. Einer seiner Nachfolger (im neunten Jahrhundert) war Ragnar Lodbrok, dessen mit vielen wunderbaren Umständen durchwebte Geschichte noch halb der Dichtung angehört. Bei einem Einfalle in England ward er gefangen, und der Sage nach in einen schauerlichen Thurm geworfen, voller Schlangen und böser Gewürme, unter deren Bissen er sein Leben endete. In seinem Namen hat später ein begeisterter Skalde (so hießen die skandinavischen Dichter) ein Sterbelied gesungen, voll nordischer Furchtlosigkeit und Todesverachtung. Nach ihm ward das Reich wieder getheilt, bis Gorm der Alte, der von 855 bis 936 regiert haben soll, den Staatsverein von Dänemark dauernd befestigte.

Das Christenthum kam zuerst zu Ludwig's des Frommen Zeit nach Dänemark. Der Mann, der von Begeisterung getrieben und vom Glauben gestärkt, es wagte, dieses schwierige Missionsgeschäft zu übernehmen, hieß Anskar, von dem schon oben die Rede gewesen ist. Ihm fehlte zwar die feurige, durchgreifende Kraft des Bonifacius, dafür wirkte er durch stillere, ausharrendere und unermüdliche Liebe. Der Kaiser errichtete damals zu Hamburg das später nach Bremen verlegte Erzbisthum für den Norden, und Anskar wurde der erste Erzbischof daselbst. Aber das Christenthum konnte gegen das tiefgewurzelte Heidenthum zur Zeit noch keinen festen Fuß fassen; die Könige sahen in der Einführung der neuen Religion immer zugleich Abhängigkeit vom deutschen Reiche, und widerstrebten lange. Wie Karl der Große das Evangelium mit den Waffen zu den Sachsen trug, so zogen die deutschen Könige im zehnten Jahrhundert das Schwert, um es unter den Dänen zu verbreiten. Noch jener Swen, der Ethelred vom englischen Throne stieß, war ein eifriger Feind des Christenthums; aber die Eroberung England's trug viel dazu bei, die Dänen milder zu machen und mit der südeuropäischen Bildung

zu befreunden. Mit Knud dem Großen war der Sieg des Chriſtenthums in Dänemark entſchieden. Knud's Sohn, Hardiknud, war der letzte Skioldunger. Nach ihm war das Reich eine kurze Zeit mit Norwegen verbunden, bis Swen Eſtritſon, ein Schweſterſohn Knud's des Großen, Dänemark wieder als ein abgeſondertes Reich erhielt (1047), und Stifter einer neuen Dynaſtie ward.

Auch in Schweden ſchließen ſich die Sagen an Odin an, deſſen Enkel Yngwe den heidniſchen Haupttempel der Nation zu Upſala erbaut, und Stifter eines Stammes dort ſitzender Oberkönige, der Ynglinger, geworden ſein ſoll. Dieſe Ynglinger ſeien von Iwar Vidfadmi vertrieben, bis Biörn Jernſide, ein Sohn des Ragnar Lodbrok, Schweden wieder als ein eigenthümliches Reich erhalten habe. Auch in Schweden's Geſchichte wird es erſt mit den Verſuchen, das Chriſtenthum dorthin zu verpflanzen, heller. Wir treffen hier den unermüdlichen Anskar wieder, doch machte die Lehre des Evangeliums auch in Schweden äußerſt langſame Schritte. Olav Schooßkönig (ſo genannt, weil ihm ſchon als Kind gehuldigt war) nahm, um das Jahr 1000 etwa, die Taufe an, aber das Heidenthum behielt noch immer viele Anhänger. Dieſer Olav war der erſte, welcher ſich König von Schweden nannte, da die Oberkönige bis auf ſeine Zeit Könige von Upſala geheißen hatten. Mit ſeinem Sohne und zweiten Nachfolger Edmund dem Alten, welcher gegen das Jahr 1060 ſtarb, erloſch der Stamm Ragnar Lodbrok's, und die Stenkils kamen in Beſitz des Throns.

Norwegen war in früheren Zeiten nicht weniger getheilt als die übrigen nordiſchen Länder. Was Gorm der Alte für Dänemark, das that für Norwegen, ebenfalls im neunten Jahrhundert, Harald Harfagr (Haarſchön). Die meiſten Stammhäupter unterwarfen ſich und traten zu Harald in ein Lehnsverhältniß; die ihre Unabhängigkeit höher ſchätzten als ihre Ruhe, wanderten aus. Harald's Sohn, Hako I. der Gute, war in England erzogen worden, und hatte dort das Chriſtenthum angenommen. Aber vergebens ſuchte er es in Norwegen einzuführen; das Volk widerſtrebte, ja Hako ward ſelbſt mehrmals gezwungen, an den heidniſchen Opfern Theil zu nehmen. Erſt Harald's Urenkel, Olav Trygväſon (ſeit 966), drang durch, indem er ſich aller Mittel bediente, und nach den Umſtänden Güte und Gewalt, Verheißungen und Drohungen, Belohnungen und Strafen anwandte.

Der Wanderungstrieb der Normannen nahm nicht blos nach Süden ſeine Richtung. Auch in den noch rauheren Norden drangen ſie vor, entdeckten (863) und bevölkerten ſogar das entlegene, eiſige Island.

Besonders als Harald Harfagr in Norwegen die Macht der Unterkönige brach, wurde Island das Ziel solcher Unzufriedenen, die vermögend genug waren, die Kosten eines so weiten Auszuges zu bestreiten; doch begaben sich nicht Norweger allein, sondern auch Schweden, von Sucht nach Abenteuern Getriebene sowohl als politisch Unzufriedene und Verbannte, nach diesen fernen Gestaden. Sie bauten das öde Eiland in kurzer Zeit dergestalt an, daß schon nach sechzig Jahren alles bewohnbare Land besetzt war. Es entstanden kleine Gemeinwesen, die sich allmählig verbanden. Jährlich wurde eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten, wobei der durch Stimmenmehrheit gewählte Lagmann (Gesetzmann), der höchste Beamte der isländischen Republik, den Vorsitz führte. Alles wurde nach dem Vorbilde des verlassenen Vaterlandes geordnet. Der Vorfahren Götterlehre, Sagen, Sitten und Sprache waren in die neue Heimath mit eingewandert. Häufige öffentliche Versammlungen gehörten zum Leben der Isländer. Nach der Vorzeit Sitte hielt man Bluts-, Gastrechts- und Freundschaftsverbindungen sehr heilig; dies hatte in dem von der Natur so wenig begünstigten Lande, und trotz der Entfernungen der einzelnen Wohnungen, eine Geselligkeit und ein Zusammenleben zur Folge, wodurch ein beständiger Austausch der Kenntnisse und Nachrichten von eigenen und der Vorfahren Erinnerungen befördert wurde. Die ältere und jüngere Edda, in denen die alten Götterſagen aufgezeichnet sind, sollen erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert verfaßt sein. Noch ein volles Jahrhundert nach Island's erstem Anbau herrschte das Heidenthum; dann kam auch hierher das Evangelium und errang im Laufe des elften Jahrhunderts völlig den Sieg, obschon man den Isländern bei der Einführung des Christenthums noch manches Heidnische nachsehen mußte. Der erste isländische Bischof, Isleif, wurde 1057 vom Erzbischof Adalbert von Bremen eingesetzt.

Und selbst Island war nicht der fernste Punkt, den die Normannen berührten. Der Drang in die Weite, die meisterhafte Handhabung der Schifffahrtskunst, auch die Oede Island's führte sie nach der anderen Seite, bis an die Grenze des Oceans. Sie sind ein halbes Jahrtausend vor Columbus die ersten Entdecker von Amerika geworden, und nicht geringer ist die von ihnen bewiesene Kühnheit und Entsagung als die so viel an jenem Genueser bewunderte. Schon 877 soll Gunbiorn die Küste von Grönland gesehen haben; hundert Jahre später segelte Erik Raude, durch eine Fehde vertrieben, von Island aus und fand das Kap Farewell, das er das Grüne Land nannte. Durch seine Erzählungen bewogen begleitete ihn auf einer zweiten Fahrt eine Schaar von Ansied-

lern auf 35 Schiffen, denen immer mehrere folgten; 999 zog auch der erſte chriſtliche Miſſionar dorthin, und 1124 erhielt das Land den erſten chriſtlichen Biſchof. Bis zum Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts hat die Niederlaſſung in Grönland beſtanden; ja die Biſchöfe daſelbſt haben den Petersphennig, zwar meiſt in Walroßzähnen, ſo gut wie die des übrigen Abendlandes nach Rom bezahlt. Die inneren Wirren Skandinavien's waren damals die Urſache, weßhalb der Verkehr mit Grönland aufhörte, und die Colonie mag an Hunger und Seuchen zu Grunde gegangen ſein.

An die Entdeckung Grönland's ſchloß ſich naturgemäß die weitere Befahrung der nordamerikaniſchen Küſten. Von Stürmen verſchlagen landete ein isländiſcher Schiffer, Björn, der ſich in Grönland niederlaſſen wollte, im ferneren Süden. Ihm folgte Leif, der Sohn des Grönlandentdeckers Erik, der an Labrador und Neuſchottland vorüber bis in die Gegend von New-York und Boſton gelangte und das neuaufgefundene Land Winland wegen der wildwachſenden Weinbeeren nannte. Hinter ihm her zog die planmäßige Coloniſation, mit ihr kam die Bekehrung zum Chriſtenthum. Noch lange ward dann der Verkehr mit Winland über Island aufrechterhalten, bis er gleichfalls im fünfzehnten Jahrhundert mit dem Beſuche und der Kunde von Grönland aufhörte*).

31. Rußland, Polen, Ungarn.

Wie ſich das Volk der Slaven in verſchiedenen Zweigen und unter verſchiedenen Benennungen von den Zeiten der Völkerwanderung an im öſtlichen Europa immer mehr ausbreitete, iſt im vorigen Zeitraum an mehreren Orten erwähnt. Auch am Dnieper und bis zum Ilmenſee wohnten Slaven, im Norden von finniſchen Völkerſchaften begrenzt. Zu den nördlichen dieſer Stämme kamen, eben wie zu den Engländern und den Franken, jene tapfern, unbezwinglichen Seemänner, die Normannen, hier Waräger oder Wäringer genannt. Die Slaven vertrieben ſie zwar, aber nach kurzer Zeit trugen ſie ſelbſt, durch innere Unruhen bewogen, einem Stamme der Waräger, von ihrem Herrſcher, Roß, Ruſſen ge-

*) Vgl. Ritter, Geſchichte der Erdkunde und der Entdeckungen, herausgegeben von Daniel. S. 204.

nannt, die Herrschaft über sich an. „Groß ist unser Land und fruchtbar" — so sprach nach einer alten Erzählung eine Gesandtschaft zu den Russen —, „aber es herrscht keine Ordnung in ihm; so kommt denn, seid ihr unsere Fürsten und herrscht über uns!" Da kamen (862) drei Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, berühmt durch ihr Geschlecht und eigene Großthaten, und wurden die Fürsten des Landes, das nun, so wie das Volk, von ihrem Stamme den Namen erhielt, aber nicht Sprache und Sitte, welche die Herrscher vielmehr, gleich ihren Brüdern in der Normandie, von den Beherrschten annahmen. Rurik, welcher seinen Sitz zu Nowgorod genommen, überlebte und beerbte seine Brüder, und wurde der Ahnherr eines Fürstenhauses, das bis 1598 geblüht hat. Während seines Sohnes, Igor, Minderjährigkeit zog der Vetter und Reichsverweser Oleg 882 von Nowgorod aus am Dnieper herab nach Süden, unterwarf sich Alles und machte Kiew zum Hauptsitz des neuen Warägerreichs. Von da wagte er eine Unternehmung über das Schwarze Meer gegen Constantinopel (907), und trotzte dem schwachen griechischen Kaiser Leo VI. (886—912) Tribut ab. Auch ein merkwürdiger Vertrag, welcher über den Verkehr beider Völker, der Griechen und Russen, und über die Entscheidung vorkommender Streitfälle Bestimmungen enthielt, wurde bei dieser Gelegenheit geschlossen.

Als Olga, Igor's Gemahlin, nach dessen Tode die Vormundschaft für ihren minderjährigen Sohn Swäteslav führte, begab sie sich, von dem Wunsche, Christin zu werden, ergriffen, nach Constantinopel und ließ sich taufen (955). Das Beispiel blieb lange ohne Nachfolge. Doch Igor's Enkel, Wladimir I., von den russischen Annalisten der Große genannt (980—1015), der das Reich durch fortgesetzte Eroberungen ungemein erweiterte, nahm das Christenthum an. Moslemen, Juden und Christen bemühten sich wetteifernd, den mächtigen Fürsten zu ihrem Glauben hinüberzuziehen. Doch von der Religion der Erstern schreckte ihn das Verbot des Weines ab. „Ohne die Lust des Trinkens," sagte er, „können wir Russen nicht sein." Und zu den Juden sagte er: „daß Die, welche Gott in seinem Zorne über alle Welt zerstreuet, Andere nicht sollten belehren wollen." So behielt denn die von den Griechen verkündigte Lehre den Vorzug; Wladimir empfing 988 zu Cherson die Taufe, und vermählte sich an demselben Tage mit der Prinzessin Anna, Tochter des griechischen Kaisers Romanus I. und Schwester der deutschen Kaiserin Theophano. Wladimir hatte um ihre Hand mit der Drohung angehalten, daß er sonst kommen würde und Constantinopel erobern. Als er nach Kiew zurückkehrte, zeigte sich die unbegrenzte Macht

eines russischen Herrschers über sein Volk. Er ließ die Götzenbilder zerstören; Alles jammerte und weinte, aber niemand regte sich. Dann folgte das Gebot, es sollten alle Russen, Herren und Knechte, Arme und Reiche, herbeieilen und sich taufen lassen. Da kam eine zahllose Menge an den Dnieper und stieg, während die Priester die Taufgebete lasen, bis an Brust und Hals in den Fluß, Väter und Mütter mit den Kindern auf den Armen. Denn es müsse doch, dachte das Volk, diese neue Religion etwas Gutes sein, weil der Fürst und seine Großen sie angenommen. Mit dem Christenthum kamen nun auch die Anfänge der Bildung nach Rußland. Da man aber die neue Lehre aus Constantinopel und nicht aus Rom erhielt, so konnten auch die Päpste dieses Reich nicht mit in den großen Kirchenverein ziehen, der die übrigen Völker Europa's zu einem allgemeinen geistlichen Reiche verband; und das ist neben seiner geringeren geistigen Befähigung ein Hauptgrund gewesen, warum dieses Volk in seiner Entwickelung so lange und so weit nicht nur hinter den germanischen, was nicht zu verwundern wäre, sondern auch hinter stammverwandten slavischen Nationen zurückgeblieben ist. Andererseits ist die russische Kirche von der Hierarchie der römischen, wie von der Einführung des Cölibates befreit geblieben.

Swätopolk, einer der Söhne Wladimir's, folgte ihm als Großfürst zu Kiew; anderen Söhnen hatte der Vater bereits noch bei seinem Leben die Verwaltung der wichtigsten Städte übertragen. Schon dies gab Gelegenheit zu Bruderzwisten; noch schlimmer aber wurde es, als Swätopolk's Nachfolger, Jaroslaw I., bei seinem Tode (1054) das Reich unter seine Söhne theilte. Die Monarchie wurde dadurch in einen Bundesstaat verwandelt, in welchem der Großfürst von Kiew vorherrschen sollte. Aber diese Oberherrschaft wurde selten anerkannt. Schwäche nach außen, und im Innern heftige Gährungen, Bruderkriege und stete Fehden unter den einzelnen Fürsten, waren die bösen Folgen der Theilung.

Der Name Polen kommt erst im zehnten Jahrhundert vor. Die älteren polnischen Geschichtschreiber wissen freilich von früheren Begebenheiten zu erzählen, allein diese sind historisch durchaus nicht beglaubigt. Ein Bauer Piast, den sie um das Jahr 840 zum Herzog erhoben werden lassen, muß nur darum genannt werden, weil die späteren polnischen Fürsten sich, als Abkömmlinge desselben, Piasten nannten. Die gewissere Geschichte beginnt auch hier erst mit dem von Deutschland aus verbreiteten Christenthume. Mjesko oder Miecislav (964 — 992), den Thietmar

von Merseburg einen Herzog der Polenier nennt, war der erste der slavischen Fürsten in dem Lande zwischen der Warthe und Weichsel, der sich taufen ließ, und zugleich die Oberhoheit der deutschen Könige anerkannte. Aber die Abhängigkeit konnte von Deutschland aus, bei der großen Entfernung, nicht wohl behauptet werden; sie dauerte eigentlich nur so lange der kraftvolle Markgraf Gero an den Ostgrenzen befehligte. Miecislav's Nachfolger, Boleslav I., Chrobri (der Tapfere), von dem wir oben schon gehört haben, legte sich zu Anfang des elften Jahrhunderts den Königstitel bei, der aber noch lange nachher nicht anerkannt wurde. Mit diesem Eroberer endete der Ruhm und Glanz Polens auf lange Zeit. Das gemeine Volk finden wir schon damals in eben der harten Leibeigenschaft und dumpfen Erstarrung, wie in weit späteren Zeiten. Eben jener Thietmar sagt von demselben, es müsse Ochsenfutter und Eselsprügel bekommen, und ohne harte Strafen könne es gar nicht von den Fürsten regiert werden. Nach diesen Grundsätzen ward denn auch bei ihrer Bekehrung zum Christenthum verfahren. Wer in den Fasten Fleisch aß, dem wurden die Zähne in den Hals geschlagen, „denn," fährt Thietmar fort, „das in diesen Ländern erst neuerlich bekannt gewordene göttliche Gesetz wird auf solche Art weit besser befestigt, als durch die von den Bischöfen auferlegten Bußen." Wiewohl unter dem Einflusse Otto's I. ein Bisthum in Posen und durch Otto III. ein Erzbisthum in Gnesen begründet wurde, und obgleich die Könige auch durch Verheirathungen mit deutschen Fürsten in nähere Berührung traten, so dauerte es doch ziemlich lange, bis das Christenthum überall festen Fuß gefaßt hatte. Noch unter dem Enkel des Boleslav, Kasimir, erhob sich die Masse des eigentlichen Volkes gegen das christliche Bekenntniß. Erst in der Mitte des eilften Jahrhunderts war das Bestehen desselben gesichert. Im Ganzen zeichneten sich übrigens die Polen vor den Russen durch eine größere Freiheitsliebe aus. Häufige Empörungen des hohen und niederen Adels, sowie Reichstheilungen kamen schon damals vor.

So sehen wir um das Ende des ersten Jahrtausends nach Christus das Evangelium sich über den Norden und Osten Europa's verbreiten, und überall in seinem segensreichen Gefolge die Anfänge der Bildung. Meist waren es die Deutschen, welche sich um diese Länder so hohe Verdienste erwarben; und wir haben hier noch eines anderen Nachbarvolkes zu erwähnen, dem zur Zeit der sächsischen Kaiser dieselbe Wohlthat zu Theil ward, des ungarischen. Diese Ungarn, deren Raubzüge und Ver-

heerungen in Deutſchland an ihrem Orte erzählt ſind, hatten nach den Zeiten Karl's des Großen das Land erobert, welches wir nach ihnen nennen; ſie ſelbſt nannten ſich, wie ihre Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag, Magyaren; ſie ſind ein Theil der großen tſchudiſchen oder finniſchen Völkerfamilie. Nach der großen Niederlage auf dem Lechfelde und einigen vergeblichen Verſuchen, ins Herz des griechiſchen Kaiſerthums zu dringen, zähmte ſich der wilde Sinn der Ungarn. Ihr Oberherzog Geiſa (972—997), vom Arpadiſchen Herrſchergeſchlechte, ſah, daß ſolche Niederlagen zur gänzlichen Ausrottung der Nation führen mußten, und überredete daher die Seinen, ihre Raubzüge aufzugeben und die Bedürfniſſe des Lebens aus den Erzeugniſſen des Bodens zu gewinnen. Auch fühlte er die Nothwendigkeit, ſich und ſein Volk mit dem mächtigen deutſchen Reiche zu verſöhnen, und durch ſeine Gemahlin, die ſchöne und männlich ſtarke Sarolta, welche das Chriſtenthum bekannte, war er ſchon für dieſen Glauben gewonnen. So fanden denn deutſche Bekehrer, von Pilgrin, Biſchof von Paſſau, geſandt, Aufnahme und williges Gehör, und Geiſa ſelbſt nahm die Taufe an. Schon früher hatten Griechen für die chriſtliche Lehre in Ungarn gewirkt; nun aber trug die lateiniſche Kirche den Sieg davon, ein Umſtand, der auch für die politiſchen Verhältniſſe Ungarn's von großer und folgenreicher Bedeutung geworden iſt.

Weit größeres Verdienſt um die Verbreitung des Chriſtenthums, wie um das Land überhaupt, erwarb ſich Geiſa's Sohn und Nachfolger, Stephan, der Heilige genannt, einer der größten Fürſten, welchen die ungariſche Geſchichte aufzuweiſen hat. Er hatte anfangs Unzufriedenheit und Aufruhr der Großen zu bekämpfen, denen die neue Religion zuwider war, weil ſie die Freilaſſung der Chriſtenſklaven von ihnen verlangte. Aber Stephan ſchlug die Empörer, und entſchied dadurch den Sieg des Glaubens und der Cultur über Heidenthum und Barbarei. Seine feſt geſicherte Herrſchaft ſchmückte er durch den Glanz des Königstitels, und wurde von Kaiſer und Papſt in dieſer Würde anerkannt. Auch gab er dem Staate eine neue Verfaſſung, welche mit dem Lehnsweſen in anderen Ländern viele Einrichtungen theilte. Mit dem Rathe der Großen und Prälaten des Reiches ſollte der König nach den hergebrachten Gewohnheiten die Regierung führen. Das ganze Land war in 72 Grafſchaften (Comitate, Geſpanſchaften) getheilt, deren Vorſteher in allen gerichtlichen und kriegeriſchen Angelegenheiten, die Grafen, vom Herrſcher ernannt wurden. An der Spitze der ganzen Rechtspflege ſtand der Palatinus (Pfalzgraf) von Ungarn. Den Adel des Landes bildeten die

Lehensleute, welchen, wie in den germanischen und romanischen Ländern, von den königlichen Besitzungen Güter zur widerruflichen Benutzung gegen Hof- und Kriegsdienste verliehen wurden, und die freiherrlichen Geschlechter, Nachkommen derer, welche als freie Kriegsleute einst in dem Heere gedient hatten, das Ungarn eroberte. Diese besaßen von allen Abgaben freie Stammgüter, die in der Familie vererbt wurden, und hatten auf ihren Besitzungen freie und selbständige Verwaltung. Außerdem gab es gemeine Freie, an die Scholle gebundene Hörige und Leibeigene, die verkauft werden durften.

Stephan's Gesetze lassen uns auch einen Blick in den Zustand der Bildung und der geselligen Verhältnisse der Nation thun. Auf Mord mit dem Schwerte stand die Todesstrafe; falls ein Mann seine Ehefrau erschlug, büßte er es, wenn er dem Grafenstande angehörte, mit funfzig, wenn er ein gemeiner Freier war, mit fünf Kühen, die er den Verwandten der Getödteten als Wehrgeld geben mußte. Die Entführung einer Jungfrau ward, auch wenn sie zurückgeliefert und die Aeltern sich mit dem Räuber ausgesöhnt hatten, mit fünf bis zehn Kühen gestraft. Diebereien wurden vorzüglich bei Frauen und Knechten geahndet. Jene verloren, wenn sie zum dritten Male ergriffen wurden, ihre Freiheit; diese aber bei dem ersten Male die Nase oder fünf Kühe, bei dem zweiten Male die Ohren und bei dem dritten Male das Leben. Eine Verläumdung am Hofe von der Art, daß sie zwei Grafen in Zwist bringen konnte oder gebracht hatte, wurde mit Abschneidung der Zunge; wenn sie zum Nachtheil des Königs geschehen war, mit dem Tode bestraft.

Das ungarische Staatsrecht hatte keinen größeren Mangel, als den einer bestimmten Erbfolgeordnung. Es war blos festgesetzt, daß dem Arpadischen Geschlechte die Herrschaft gebühre, ohne feste Regel, nach welcher unter den Prinzen des Hauses zu entscheiden sei. Daraus entstand ein unseliges Schwanken zwischen einer Erb- und Wahlmonarchie; daraus gingen nach dem Tode Stephan's des Heiligen (1038) jene Zwistigkeiten hervor, in die Kaiser Heinrich III. eingriff, und deren schon in der deutschen Geschichte Erwähnung geschehen ist. Die Verwirrung endete erst im Jahre 1077, wo Ladislaus I. der Heilige (gest. 1095) durch einstimmige Wahl aller Großen den Thron bestieg. Er gab Gesetze zur Aufrechthaltung der Ordnung, und konnte dann auch kräftiger nach Außen winken. Ladislaus' Schwester, Helena, die Wittwe des Königs Zvonimir von Kroatien, konnte ihr Ansehen gegen die elf Stammhäupter (Supane), unter welche jenes Volk ver-

theilt war, nicht geltend machen, und suchte deshalb die Hülfe ihres Bruders. Er erschien, unterwarf das Land und ernannte seinen Neffen, Almus, zum Herzog von Kroatien und Slavonien.

32. Spanien.

Die Geschichte der Chalifen oder Könige von Cordova ist so wenig als die der Dynastien in Asien und Afrika von Regentenzwistigkeiten, bürgerlichen Unruhen und Empörungen der Statthalter frei; aber mitten unter diesen inneren Kriegen und den äußeren gegen die christlichen Staaten der Halbinsel, bietet sich uns eine überraschend hohe Blüthe dieses arabischen Reiches dar, aus der wir schließen dürfen, daß jenes Waffengetümmel nicht sehr zerstörend wirkte, und die Betriebsamkeit und Thätigkeit der Nation groß genug gewesen sein muß, um die Gunst der Natur und des Himmelstrichs in den Zeiten der Ruhe doppelt zu benutzen. Unter der Regierung des Königs Alhakem Almostansir (st. 976), von dem gesagt wird, daß er die Lanzen und Schwerter in Spaten und Pflugscharen verwandelt habe, fand man nach arabischen Berichten im Reiche: sechs große Städte und Sitze der Militairbezirke, achtzig Städte von starker Bevölkerung und dreihundert vom dritten Range; die Zahl der Flecken, Dörfer, Schlösser und Meierhöfe war unermeßlich; der District, welchen der Guadalquivir bewässert, enthielt allein zwölftausend. In Cordova sollen zweimalhunderttausend Häuser, sechshundert Moscheen, funfzig Spitäler, achtzig öffentliche Schulen und neunhundert öffentliche Bäder gezählt worden sein. Die Staatseinkünfte betrugen jährlich zwölf Millionen Goldstücke, ohne die Abgaben in Früchten und Naturalien. Schwerlich darf man es mit diesen Zahlen genau nehmen; so viel aber auch in den Angaben übertrieben sein mag, der große Wohlstand und glänzende Reichthum des Staats in jeder äußern Beziehung läßt sich nicht verkennen. Die Bergwerke wurden eifrig betrieben, der Ackerbau war im höchsten Flor, der Boden ward mit sehr großer Einsicht bewirthschaftet, die Vornehmsten beschäftigten sich eigenhändig mit dem Gartenbau. Viele unter dem Volke ergriff die alte Neigung ihrer Väter, mit weidenden Heerden von einer Landschaft zur andern zu ziehen und ein Wanderleben zu führen. Nicht weniger blühten Handwerk und Gewerbe, technische Fertigkeit jeder Art, Fabriken und Handel. Künste

und Wissenschaften wurden geachtet und erfreuten sich eifriger Pflege, nicht ohne bedeutende Einwirkung auf das christliche Europa; fast aus allen Ländern des abendländischen Europa zogen Wißbegierige nach Spanien, wenigstens in die spanische Mark, um von den Arabern zu lernen. Wie das zehnte Jahrhundert aber die höchste Erscheinung dieser Blüthe ist, so begann auch mit dem Ende desselben der sichtliche Verfall. Kraftlose Regenten bestiegen den Thron, oberste Staatsbeamte erhielten alle Macht, die Empörungen und Gewaltthaten häuften sich, bis 1037 die Dynastie der Omijaden erlosch und das Reich fast in so viele einzelne Herrschaften zerfiel, als es bedeutende Städte zählte.

Dieser Herrschaft der Araber oder Mauren, wie sie hier hießen, stand eine zweite auf der Halbinsel gegenüber, die christliche. Aber die Anfänge der sich neu bildenden christlichen Staaten sind dunkel. Der Anführer jener Gothen, die sich, um den Moslemin zu entgehen, in die Gebirge des Nordens zurückgezogen hatten, wird Pelayo (Pelagius) genannt. Nach und nach breiteten sich die Christen aus, und nahmen den Arabern Gallicien und alles Land bis an den Duero. Dies christliche Königreich hieß Asturien oder Oviedo, in welche Stadt König Alfons II. 792 die Residenz verlegte. In der Folge, als Ordogno II. Leon zum Herrscherſitze machte (914), gab diese Stadt dem Reiche den Namen. Daneben bestand eine Grafschaft Burgos oder Castilien, späterhin zum Königreich erhoben; und aus den Eroberungen Karl's des Großen in Spanien, die spanische Mark genannt, waren zwei unabhängige Herrschaften hervorgegangen: das Königreich Navarra und die Grafschaft Barcelona (Catalonien). Zu diesen kam im elften Jahrhunderte (1084) noch durch die Theilung der Länder des Königs Sancho des Großen von Navarra ein neues Königreich, das von Aragon (Aragonien); wogegen aber kurz vorher Leon mit Castilien vereinigt worden war. Alle diese Staaten waren in beständigen Kämpfen mit den Mauren verwickelt, das Kriegsglück schwankte in den unzähligen Treffen, die sie einander lieferten; aber die früherhin erschlaffte Kraft der romanisirten Gothen war in diesem Streit neu geboren worden, und wurde von Tage zu Tage im Harnisch gestählter und fester. Der ritterliche Sinn, den die Zeit überall ausbildete und hob, erhielt durch den nie ruhenden heiligen Kampf mit den Ungläubigen, durch die südliche Sonne des Landes, durch den eigenthümlichen Freiheitsstolz, der von den Bergen herabkam, hier eine ganz besondere Färbung und Ausbildung, deren Spuren auch in den späteren Jahrhunderten noch deutlich hervortreten. Damals, als Ferdinand I. von Castilien und seine Söhne Sancho II. und Alfonso VI. Madrid

und ſogar Toledo, eine der ſechs Hauptſtädte der Mohammedaner, eroberten, erlangte unter allen Kämpfern der Chriſten den höchſten Ruhm Don Rodrigo Diaz, von Vivar bei Burgos, von bewundernden Feinden Cid (eigentlich Sid el battal, Herr des Kampfes), von Caſtilien's König und Volk Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) genannt (ſt. 1099). Mehr noch als durch Urkunde und geſchichtliche Darſtellung iſt ſein Andenken durch mannichfache von ſeinem Volke zum Preiſe des Helden geſungene Romanzen, in welchen ſich das ſchönſte Nationalgefühl edel und großartig ausſpricht, auf die Nachwelt gekommen.

Mittlere Geſchichte.

Dritter Zeitraum.

Vom erſten Kreuzzug bis auf Rudolf von Habsburg (1096 — 1273.)

1. Einleitung.

Ungeachtet Papſt Gregor VII. die Kirchenverfaſſung reformirt hat und mit dem deutſchen Reiche ein Vergleich über die gegenſeitigen Rechte geſchloſſen worden iſt, ſehen wir in dem nun folgenden Zeitraum den Kampf zwiſchen Kaiſerthum und Hierarchie dennoch aufs Neue entbrennen. Staat und Kirche ſtellen ihre herrlichſten und gewaltigſten Häupter einander gegenüber: es gilt nicht mehr dies oder jenes einzelne Privilegium; es gilt die Hoheit über die germaniſche Welt. Aus der Reihe der Nachfolger Petri, deſſen Stuhl jetzt nicht mehr durch Adelsparteien der Stadt oder durch den König der Deutſchen beſetzt wird, erheben ſich die großen Geſtalten Alexander's III., Innocenz' III. und Gregor's IX., welche das Bewußtſein von der allgemeinen Herrſchaft des Chriſtenthums durch die von ihnen vertretene Kirche lebendig in ſich tragen. Auch das Kaiſerthum gießt die ganze ſchöpferiſche Macht ſeiner Idee in den Geiſt Friedrich's I. und Friedrich's II. Die alte Herrlichkeit der römiſchen Imperatoren, welche ſie ihre Vorfahren im Reich nennen, wollen ſie ihrem Thron wieder gewinnen; und wenn der erſte dieſes hohe Ziel nur in der ritterlichen Weiſe ſeiner Zeit mit Schwert und Lanze zu erreichen ſuchte, ohne die Veränderungen zu faſſen, durch die das italieniſche Leben dem deutſchen vorausgeeilt war: ſo verlegte ſchon der andere den Kampf zugleich auf ein höheres, geiſtiges Terrain und deutete damit hinaus in die Zukunft, von welcher Seite her dem Papſt-

thum dereinſt der Untergang nahen werde. Die Hohenſtaufen ermatteten in dem langen Ringen und unterlagen endlich todesmüde den Gegnern, der Glanz der Kaiſerkrone ſinkt mit dem zweiten Friedrich ins Grab; aber ſterbend ziehen ſie die Tiara in den Abgrund und ein halbes Jahrhundert nach ihrem Sturze gibt es auch keinen Papſt mehr in früherer Weiſe.

Während dieſes harten Streites der beiden höchſten Gewalten der damaligen Welt tritt die Chriſtenheit dennoch geſammelt und einig nach Außen hin auf. Die Häupter der Kirche lenken und unterhalten den Angriff des Abendlandes auf die mohammedaniſche Welt, welcher die Macht der religiöſen Vorſtellungen über die germaniſchen Völker in der höchſten Weiſe bekundet. Die gewonnenen Länder wurden nicht behauptet; wohl aber eroberten die Europäer die Kenntniß der morgenländiſchen Reiche, ihrer Bildung, ihres Lebens, ihrer eigenthümlichen Kunſtfertigkeit. Die ſchönſten Geſtaltungen des Mittelalters kommen in Mitten oder in Folge dieſes Kampfes zur Reife. Die ſeit dem Untergang des Karolingiſchen Staates getrennten Nationen des Occidents treten durch die Kreuzzüge wieder in nähere Berührung und erkennen die Uebereinſtimmung der in den einzelnen Ländern entwickelten Formen des Lehnsweſens und der Hierarchie. Die freie und ſtarke germaniſche Individualität treibt ihre höchſte Blüthe in dem Ritterſtand, der ſich hier aus allen Reichen zuſammenfindet, ſeine Richtung auf das Chriſtliche und Kirchliche erhält und auf eigene Hand, ohne Unterſchied der Volksthümlichkeit, in Jeruſalem, Cypern und Griechenland Staaten ſtiftet, die ſeinem Leben und Treiben angemeſſen ſind. Die höhere Bildung, die der Ritter aus dem Orient zurückbrachte, erzeugte im Schooße des adeligen Lebens bei allen Völkern Weſteuropa's eine Poeſie des innigen Gefühls und der ſtarken Empfindung, wie ſie die Welt bis dahin noch nicht gekannt hatte; und die mannichfaltiger gewordenen Bedürfniſſe, an deren Herbeiſchaffung und Befriedigung jetzt ganze Klaſſen und Stände arbeiten mußten, rief jene lebendige Entwickelung und jene reiche Kraft des ſtädtiſchen Lebens hervor, an deſſen Urſprung wir im vorigen Zeitraum vorübergingen. So erhob ſich gleichförmig durch die Staaten ein demokratiſches Element neben dem monarchiſchen und ariſtokratiſchen, welche bisher allein geherrſcht hatten. In die Städte hat ſich die alte freie Gemeinde zuſammengedrängt und lebt hier wieder auf; durch ſie iſt den Fürſten ein Mittel gegeben, den Trotz der Lehnsleute zu brechen. Landbeſitz iſt nun nicht mehr die einzige Quelle und Grundlage des Lebens; es gibt noch einen anderen Unterhalt, ein ſchneller erreichbares, flüſſiges Beſitzthum, das

Geld, welches dem scharfblickenden Verstand, der fertigen und kunstreichen Hand bei eifriger Arbeit bald zufließt. Der Adel kann mit dieser Leichtigkeit des Erwerbs nicht Schritt halten, und seine ärmeren Mitglieder suchen die Schärfe des Schwerts und die Spitze der Lanze hervor, um mühelosen Gewinn und mangelnde Bedürfnisse durch Raub und Plünderung der Bürger zu finden.

Auch die Kirche empfing von den Kreuzzügen die bedeutsamsten Rückwirkungen. Die geistige Erregung der Zeit führte zu mannichfachen Verbesserungen und strengeren Anforderungen in den Kreisen des Mönchthums; zugleich aber äußerte sich die selbständiger gewordene Reflexion und ein tieferes, obwohl oft unklares Gefühl durch Opposition gegen die Verfassung und die Lehre der Kirche, und machte sich in verschiedenen Ketzereien Luft. Einen sicheren Gang und eine strengere Durchbildung erhielt diejenige Richtung des Verstandes, die sich mit der Betrachtung und den formalen Beweisen der christlichen Dogmen beschäftigte. In den Klöstern entstanden, erhielt sie bald Ausbreitung und größere Wirksamkeit durch die aufkeimenden hohen Schulen. Andere wissenschaftliche Bestrebungen wandten sich zurück auf die Erforschung des alten römischen Rechts, das ebenso der Anerkennung von der Berechtigung des Individuums Bahn brach, wie es die absolutistischen Neigungen der Fürsten förderte. Engeres Zusammenwohnen der Menschen, verwickeltere Verhältnisse des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft machten das Bedürfniß einer reicher ausgebildeten Gesetzgebung als der bisherigen, besonders den Bürgern, die einander nicht ausweichen konnten, dringend fühlbar. Aber während die italienischen Städte diesem Mangel durch Aufnahme römischer Vorschriften und Bestimmungen in ihre Statute abzuhelfen suchten, bemühten sich andere, vor allen die deutschen Städte, ihre eigenen Gewohnheiten zu diesem Endzweck selbständig weiter zu gestalten. So wurden Eigenthum und Verträge unter feste Normen gestellt und nach niedergeschriebenen Regeln beurtheilt; es entstanden neue, auf die Reflexion des Verstandes und gleichmäßige Abwägung gegründete Formen des Lebens, welche im Laufe der Jahrhunderte allmählig auch über die andeten Stände und Kreise des Staats ausgedehnt wurden. Die Empfindung aber, welche vorzugsweise der Boden der Feudalität gewesen war, hatte bei den Bürgern in den Schooß der Familien und in das Innere der Corporationen der Kaufleute und Handwerker zurückweichen müssen.

Werfen wir noch einen Blick auf die einzelnen Reiche des Abendlandes. Während die Hohenstaufischen Kaiser um ihre allgemeine Stel-

lung oder um Ideale in Italien kämpften, ging der Moment zur praktiſchen Geſtaltung Deutſchland's als eines beſonderen Staates verloren. Friedrich II. dachte nur darauf, dieſſeits der Berge nicht gehindert zu werden, und opferte deshalb ein Stück der Hoheitsrechte und der Reichsgüter nach dem anderen auf. So bildete ſich denn hier eine Reihe größerer oder kleinerer Fürſtenthümer, deren Emporkommen zum Theil an frühere Stammeigenthümlichkeiten, zum Theil an die Thätigkeit und das Glück ausgezeichneter Männer geknüpft iſt. In ihrem Verhältniß zu den folgenden Herrſchern erſcheinen ſie ziemlich ſelbſtändig. Noch ſchlimmer geht es in Italien, wo nach der Entfernung der zuſammenhaltenden Vormacht der Deutſchen alles in kleine und völlig frei für ſich daſtehende Punkte auseinandergeht. Dennoch aber gewinnt das deutſche Leben nach Außen hin eine große Verbreitung in dieſem Zeitraum. Die Richtung auf Bekämpfung und Bekehrung der Heiden, die ſich in den Kreuzzügen am größten und erhabenſten offenbarte, wurde auch auf die Grenzvölker Deutſchland's übertragen. Deutſche Sitte und Art machte ſich von Ungarn bis zum finniſchen Meerbuſen geltend; wie einſt in der Völkerwanderung nach Weſten, ſo dringen jetzt die Germanen nach Oſten vor, und die Grundſteine zu Reichen wurden gelegt, welche den merkwürdigſten Einfluß auf den ſpäteren Lauf der Weltgeſchichte geäußert haben. Einen ganz entgegengeſetzten Weg der politiſchen Entwickelung als Deutſchland, ſchlug Frankreich ein. Hier erhob ſich bei der Erblichkeit der Lehen auch der erbliche Fürſtenthron, mit ihm die Einheit und Kraft des Staates. Die Verſchiedenheiten der Provinzen des Nordens und Südens wurden ausgelöſcht, und die Macht der großen Vaſallen iſt ſchon in den weſentlichen Punkten gebrochen. In England hatten durch die Einrichtungen Wilhelm's bei der normanniſchen Eroberung die Provinzen und einzelnen Lehnsträger niemals eine Bedeutung erlangt, wohl aber treten in dieſen Zeiten die Barone gemeinſam, als Stand, gegen die Willkür ihrer Könige auf. Die gegenſeitigen Rechte und Pflichten werden durch förmliche Geſetze beſtimmt, mit welchen die weitere Entwickelung der öffentlichen Verhältniſſe in dieſem Staate auf das engſte verknüpft iſt.

2. Veranlassung zu den Kreuzzügen.

Wallfahrten nach dem gelobten Lande waren bei den außerhalb desselben lebenden Christen schon sehr früh Sitte. Besonders häufig aber wurden sie seit den Zeiten Constantin's des Großen, welcher das angebliche Grab des Erlösers mit einem schönen Gewölbe hatte überbauen, und daneben eine Kirche mit aller kaiserlichen Pracht aufführen lassen. Seine Mutter, die heilige Helena, begab sich noch im hohen Alter zu den heiligen Stätten, und gründete dort noch einige Kirchen. Seitdem sah man Pilger in Menge, aus der Nähe, wie aus weiter Ferne, bald einzeln, bald in Schaaren, nach Palästina wandern, unter ihnen oft vornehme Herren, geistlichen und weltlichen Standes. Wurde die Menge dazu durch die Meinung getrieben, daß ein Gebet in der Kirche des heiligen Grabes verrichtet, von allen Sünden reinige und die Pforten des Himmels öffne: so gab es dagegen auch viele Gemüther, die ein höherer, echt frommer Sinn dorthin zog. Wahre innige Liebe zu dem Erlöser mußte in den Herzen das Verlangen entzünden, die heilige Erde zu betreten, auf der sein Fuß einst gewandelt, und brünstige Verehrung in heißen Thränen auf dem Kreuzeshügel auszuschütten, auf dem er einst sein Blut für die Menschheit vergossen hatte. Die Araber, seit dem siebenten Jahrhundert die Beherrscher dieser Länder, störten solche Andachtsübungen nicht, ließen den Patriarchen und die christliche Gemeinde zu Jerusalem ungekränkt, und fanden bei den häufigen Besuchen fremder Pilger sogar ihren Vortheil. Karl der Große schloß überdies ein Freundschaftsbündniß mit Harun al Raschid, und ersuchte ihn, die christlichen Wallfahrer auf alle Weise zu schützen. Auch lockten religiöse Bedürfnisse und Wünsche nicht allein nach dem Morgenlande; viele Reisen dorthin wurden des Handels wegen unternommen, vorzüglich von den Seestädten des mittelländischen Meeres aus, und der begonnene Verkehr lehrte die Abendländer bald die köstlichen Waaren des Orients schätzen. Als das heilige Land der Herrschaft der ägyptischen Chalifen unterworfen wurde, hatten die Pilger schon mit mannichfachen Bedrückungen zu kämpfen, und doch wurden die Wallfahrten im elften Jahrhundert immer zahlreicher. So traten unter Andern 1065 der Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht mit einem Gefolge von sieben Tausend eine Pilgerreise nach Jerusalem an, die besonders berühmt geworden ist. Sie bestanden viele Gefahren und nur zwei Tausend derselben sahen ihr Vaterland

wieder. Es waren dieſe Pilgerzüge nur eine andere Aeußerung jenes myſtiſch-aſcetiſchen Geiſtes, der das ganze Jahrhundert erfüllte und in den Mönchen von Cluny, wie wir oben ſahen, ſeine vornehmſten Vertreter hatte *).

Indeß war die Zeit gekommen, wo die Drangſale ſich häuften. Denn als die Seldſchucken, wie ſchon oben erzählt iſt, Syrien erobert hatten, fiel die Gewalt in jenen Gegenden an rohe Schwärme. Seitdem Orthok, der Führer einer türkiſchen Horde, von Tutuſch, Malek Schah's Bruder, Jeruſalem erhalten hatte, erſchollen laute Wehklagen: Barbaren hätten die Heiligthümer inne, mißhandelten die Chriſten, beſchimpften die geweihten Oerter, und duldeten die Andachten der gläubigen Pilger nicht mehr. Dieſe Kunde ging vielen frommen Männern im Abendlande zu Herzen, und weckte den Wunſch, in Heeresmaſſen dorthin zu wallfahrten und das heilige Land, die theuerſte Reliquie Chriſti und der Apoſtel, den Ungläubigen mit dem Schwerte in der Hand zu entreißen. Schon einige Zeit vorher war Gregor VII. von dem griechiſchen Kaiſer um Hülfe gegen die Seldſchucken angegangen worden; und da er hoffte bei dieſer Gelegenheit die abgefallene griechiſche Kirche mit der römiſchen vereinigen zu können, ſo wollte er die Schwäche des byzantiniſchen Hofes und die Stimmung der abendländiſchen Völker benutzen, und forderte die Könige von Frankreich und Deutſchland zu einem Feldzuge gegen die Saracenen auf, dem er in Perſon beiwohnen wollte (1074). Aber eine Unternehmung, wie ſie kurz nach ſeinem Tode in der That verwirklicht ward, einen Kreuzzug in dem ſpäteren Sinne beabſichtigte er ſchwerlich; ſein Kampf mit Heinrich, der bald darauf zum Ausbruch kam, ließ ihm dann keine Zeit mehr, an den Plan zu denken, und ſein Tod vereitelte deſſen Ausführung völlig.

Da erſchien ein ſonderbarer Mann, Peter von Achery, gebürtig aus Amiens, der ehedem in frommem Drange die Welt verlaſſen, das Einſiedlerleben gewählt, und dann auch eine Wallfahrt nach Paläſtina unternommen hatte (1093); ihn entflammte das Schickſal der dortigen Chriſten zu einer glühenden Begeiſterung, den Heiland zu rächen; er glaubte ſich berufen, das große Unternehmen ins Werk zu ſetzen. Er kam nach Rom, überreichte dem Papſte Urban II. (1088 — 1099), Gregor's zweitem Nachfolger, Bittſchriften von dem bedrängten Patriarchen von Jeruſalem, und machte ihm ein rührendes Gemälde von der Lage

*) Vgl. hierzu, wie zu dem Folgenden, die Auseinanderſetzungen bei Sybel, Geſchichte des Erſten Kreuzzugs.

der Chriſten und dem Schickſale der Pilger in Paläſtina; Chriſtus, erzählte er, ſei ihm im Traume erſchienen, und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten. Urban, obſchon damals ſelbſt vor den Anhängern des ſich noch immer behauptenden Gegenpapſtes Clemens in Rom nicht ſicher, faßte doch den gewaltigen Plan, die abendländiſche Chriſtenheit in Bewegung zu ſetzen gegen das Morgenland. Peter zog durch Italien und Frankreich, den an ihn ergangenen Ruf des Heilandes von Stadt zu Stadt zu verkündigen, und ſo die Gemüther auf das vorzubereiten, was Urban ſelbſt zu vollenden entſchloſſen war. Der Ruf von dem heiligen Pilgersmanne flog ihm weit voran, und überall, wo er erſchien, ward er als ein Bote Gottes betrachtet. Sein Aeußeres verſtärkte den Eindruck, den ſeine Predigten machten. Abgezehrt von Hunger und Durſt und langen Beſchwerden, barfuß und mit entblößtem Scheitel, in Lumpen gekleidet, einen Strick um die Lenden und in der Hand ein Crucifix, zog er auf einem Eſel ſitzend einher. Doch der Strom ſeiner Rede und der Feuerblick ſeiner tiefliegenden Augen drangen in die Herzen aller Hörenden; ſein Eifer für die Religion und ſein ſtrenges Leben flößten Bewunderung und Ehrfurcht ein. Er predigte in Kirchen, an Kreuzwegen und auf der Heerſtraße, und ſeine ſiegende Beredtſamkeit regte alle Gemüther auf. In den heiligen Krieg zu ziehen, ſuchten Greiſe noch die längſt verroſteten Waffen hervor, und Kinder übten ſich, die Lanze zu tragen.

In langen, alle bisherigen Ordnungen auflöſenden Kämpfen waren die kriegeriſchen Neigungen der Völker geſteigert, und wie die myſtiſche Richtung der Zeit eine Befreiung des heiligen Grabes verdienſtlich erſcheinen ließ, ſo machte auch den unteren Klaſſen Elend und härteſter Druck eine Veränderung ihrer Lage wünſchenswerth. In den romaniſchen Ländern war die Aufregung größer als in Deutſchland; die Normannen in ihrem abenteuernden Sinne waren für den neuen Gedanken am meiſten empfänglich; doch durchdrang der Ruf mehr oder weniger das geſammte Abendland und fand überall ſeinen Wiederhall. Und gerade damals war die alte Einheit der occidentaliſchen Chriſtenheit, die bisher unter den Kaiſern beſtanden hatte, vernichtet; der Papſt hatte einen entſcheidenden Sieg über den Kaiſer davon getragen, indem er ihm ſeinen Sohn Konrad entgegenſtellte (1094). Urban, rüſtig, ſchöpferiſch, voll Kraft und Leben wie er war, ſtellte den verlorenen Zuſammenhang unter der Führung der Kirche wieder her; er war es, „der der neuen Entwickelung des Völkerlebens Wort und Verkörperung gab, der die neuen Bahnen durch die Autorität des Papſtthums regelte und weihte".

Als er die durch Peter hervorgerufene Bewegung weit genug gediehen sah, schrieb er ein Concilium nach Piacenza aus, wo sich eine große Menge von Geistlichen und Laien versammelte (März 1095). Die feurige Rede, in der er hier die große Angelegenheit der ganzen Christenheit zur Sprache brachte, verfehlte ihre Wirkung nicht. Gesandte des griechischen Kaisers Alexius traten überdies auf, und baten um Hülfe gegen die sich immer weiter ausbreitende Macht der Türken. Wirklich legten Viele schon hier das Gelübde ab, hinzuziehen und gegen die Ungläubigen zu kämpfen.

Hierauf wandte sich der Papst nach Frankreich. Auch hier berief er für die Sache Gottes eine Versammlung nach Clermont in Auvergne auf den November 1095, auf der sein eifriger Apostel Peter ebenfalls erschien. Eine weite Ebene war mit Bischöfen, Fürsten, Rittern und Herren und mit den Schaaren des Volkes bedeckt, und als der Papst seiner Beredtsamkeit den Lauf ließ, und ihnen das unsterbliche Verdienst und den ewigen Lohn im Himmel, Vergebung der Sünden und Gnade bei Gott, mit Flammenworten ans Gewissen legte, da blieb kein Auge trocken und keine Wange kalt; aus tausend Kehlen erscholl der Ruf: Gott will es! Gott will es! Als der Papst seine Rede geendet hatte, kniete zuerst der Bischof Adhemar von Puy vor ihm nieder, und bat ihn um Erlaubniß, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen. Als er sie erhalten, folgte seinem Beispiele der Bischof Wilhelm von Orange, und nach diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Sie alle hefteten nach alter Pilgersitte und zum Zeichen des gemeinsamen Unternehmens ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Am folgenden Tage erschienen Boten von Raimund von St. Gilles, Grafen von Toulouse und Markgrafen von Provence, einem der reichsten Herrn des Abendlandes, der von dem geistlichen Zuge der Zeit ganz durchdrungen war, und berichteten, wie ihr Herr sich anschließen werde und bereits eine beträchtliche Anzahl Ritter zum heiligen Kriege versammelt habe; worauf noch Mehrere das Kreuz annahmen. Den Antrag, daß er sich selbst an die Spitze des Heeres stellen möge, lehnte Urban ab, und ernannte den wegen seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit geachteten Bischof Adhemar zu seinem Stellvertreter und Legaten als geistliches Oberhaupt des Heeres.

Nach der Kirchenversammlung reiste der Papst persönlich in Frankreich umher, und ermunterte zur Pilgerschaft mit großem Erfolge. Eben so verbreiteten die Geistlichen und Laien, welche zu Clermont das Kreuz empfangen, die Begeisterung, die sie dort ergriffen hatte, in ihrer Hei-

math. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die, wie man meinte, Gottes Willen unwidersprechlich darlegten. Ein feuriger Weg, heißt es, ging durch die dunkle Bläue nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutroth. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter fechtend und den mit dem Kreuze geschmückten siegend gesehen haben; ja es ging die Sage, Karl der Große sei von den Todten auferstanden und werde die heiligen Streiter selbst anführen. Eine damals ausbrechende Seuche, das heilige Feuer genannt, wurde schon als göttliche Strafe der Zögerung ausgelegt.

Die große und allgemeine Bewegung, welche jetzt in Europa begann, hat gegen zwei Jahrhunderte gedauert; es ist charakteristisch, daß sie mit der ersten Erhebung des Papstthums ihren Anfang nahm und wieder mit dem Sinken dieser Macht sich verlor. Aus Deutschland und Frankreich, aus England, Italien und dem kalten Norden zogen Kriegsheere auf Kriegsheere nach Asien, man rechnet gegen sieben Millionen Menschen. Allen Kreuzfahrern (denn dies wurde der Name der heiligen Krieger) war völliger Ablaß der Sünden verheißen, und denen, die Geld und Gut zurückließen, versprach die Kirche, es in treue Verwahrung zu nehmen, und es den Wiederkehrenden unbeschädigt zurückzugeben. Alle Zinsen sollten aufgehoben sein, während der Schuldner im heiligen Lande wäre, und für die Hinterbliebenen sollte väterlich gesorgt werden. Diese Versprechungen der Geistlichkeit ermunterten und beruhigten Viele, und wen die Hoffnung des himmlischen Lohnes nicht begeisterte, den bewog das Verlangen, beengenden Verhältnissen jeder Art zu entrinnen, und die Aussicht, in Griechenland und Asien reiche Beute sammeln zu können. Die zinspflichtigen, hörigen oder leibeigenen Bauern, deren Lage äußerst hart und gedrückt war, ließen Pflug und Egge liegen, um sich, das Kreuz auf der Schulter, doch auch einmal der Freiheit bewußt zu werden. Viele zogen aus mit Weib und Kind und sämmtlichem Hausgeräth.

3. Der erſte Kreuzzug.

(1096—1099.)

Außer den Spaniern, die im Innern ihres Landes dieſelben Feinde zu bekämpfen hatten, welche die Kreuzfahrer im Orient aufſuchten, zeigte, wie geſagt, anfangs kein Volk des Abendlandes bei dem allgemeinen Aufbrauſen ſo wenig Theilnahme als die Deutſchen. Denn noch immer dauerte der heftige Streit zwiſchen Kaiſer und Papſt und gab der Nation Beſchäftigung und Noth genug in der Heimath. Auch ſpotteten die beſonneneren und kälteren Deutſchen der Pilgerſchaaren, die von jenſeits des Rheines aus Frankreich und Lothringen durch ihr Land zogen, als Betrogener, welche der täuſchenden Hoffnung eines fernen Gewinnes wegen das Vaterland verließen. Erſt als die Maſſen ſich immer mehr häuften, und die geordneten Heere durch das Land kamen, ließen ſich auch viele Deutſche bewegen, das Kreuz zu nehmen.

Kein allgemeiner Oberanführer trat an die Spitze der in den verſchiedenen Ländern ſich rüſtenden Schaaren. Jeder Herzog oder Graf, der das Kreuz genommen, und durch Reichthum und Anſehen ein Heer zu führen im Stande war, ſammelte für ſich die Kreuzbrüder, die unter ſeinem Panier ſtreiten wollten. Unter ihnen ragte beſonders hervor Gottfried von Bouillon, der Schweſterſohn Gozelo's des Buckligen, Herzogs von Niederlothringen, deſſen Güter er ererbt, und deſſen Herzogthum er gleichfalls ſpäterhin vom Kaiſer Heinrich IV. erhalten hatte. Wie er ſich im Kampfe für dieſen hervorgethan, iſt früher erzählt worden. So berühmt er ſeiner Tapferkeit wegen war, ſo beliebt war er wegen ſeiner Rechtſchaffenheit, Leutſeligkeit und Frömmigkeit. Mit ihm nahmen ſeine Brüder, Euſtach und Balduin, das Kreuz. Die übrigen Fürſten waren: der oben ſchon genannte Graf Raimund IV. von Toulouſe, ein alter Krieger, der ſein Vaterland für immer aufgab, um ſeine letzten Tage einzig dem Dienſte des heiligen Grabes zu widmen, dabei jedoch weltlichen Dingen keineswegs abgewandt und überdies eigenſinnig und heftig war; Herzog Robert von der Normandie (der Sohn Wilhelm's des Eroberers, und Bruder des damaligen Königs von England, Wilhelm's des Rothen), welcher, der beſtändigen Empörungen und der Widerſpenſtigkeit ſeiner Barone müde, ſeinem Bruder das Land verkaufte und an der Spitze vieler Pilger ins heilige Land zog; Graf Robert von Flandern, ein tapferer Kriegsmann, dem, wie Raimund, ſein großer Reichthum erlaubte, unvermögende Kreuzfahrer zu unterſtützen; Hugo, Graf

von Vermandois, Bruder des Königs Philipp von Frankreich; Stephan, Graf von Blois; und endlich nahmen auch Boemund, Fürst zu Tarent, seinem Vater Robert Guiscard an Tapferkeit, Kriegsgeschick und Verschlagenheit ähnlich, und sein Vetter Tancred, ein kühner, trefflich gesinnter Ritter, den überall das Ungewöhnliche am meisten anzog, an dem Zuge Theil. Manche dieser Herren, z. B. Raimund, Gottfried, Balduin und Tancred, weihten ihr Leben diesem heiligen Kriege und hofften, in dem eroberten Lande neue Reiche zu gründen; vor allen Boemund, den schon die normannische Ueberlieferung anregte, politische Zwecke im Osten zu verfolgen. Nicht Wenige der Fürsten verpfändeten daher einen Theil ihrer Besitzungen im Abendlande; dasselbe thaten auch viele Ritter und Gemeine.

Weislich faßte man den Beschluß, daß nicht Alle denselben Weg ziehen sollten, damit das zahlreiche Volk nicht Einem Lande beschwerlich falle; Constantinopel sollte der allgemeine Sammelplatz der verschiedenen Heere sein. Indem nun die Fürsten rüsteten, dünkte die zum Aufbruch bestimmte Zeit, nach vollbrachter Ernte, Vielen schon zu lang. Peter von Amiens setzte sich bereits im Frühling des Jahres 1096 mit einem Heere in Bewegung, das, ohne regelmäßige Waffen, ohne Geld, selbst ohne Reiterei, theils aus Leibeigenen, theils aus solchen Pilgern bestand, die von den Fürsten abgewiesen waren. Zu ihm gesellte sich ein französischer Ritter, Walther von Pacy oder Pexejo; aber seine Schaaren waren ganz dem Heere Peter's gleich; sie zählten funfzehntausend Mann zu Fuß und nur acht Ritter. Schon in Köln trennte sich Walther von Peter, und führte die Seinen durch Deutschland und Ungarn ohne beträchtliche Unfälle. Als sie nun aber zu den Bulgaren kamen, deren Reich im Norden die Sau und Donau begrenzten und ihnen dort der Verkauf von Lebensmitteln verweigert ward, griffen sie Belgrad an, und plünderten und raubten im Lande umher, bis die erbitterten Bulgaren in großen Schaaren über sie herfielen und Viele erschlugen. Auch der Führer starb bald darauf. Sein Neffe Walther, wegen seiner Dürftigkeit Habenichts (Senzaveir) genannt, überließ die zügellosen Plünderer ihrem Schicksal und zog nur mit den Auserlesensten weiter, bis in die Gegend von Constantinopel, wo der griechische Kaiser Alexius Comnenus sich ihrer annahm.

Peter erfuhr nicht geringeres Ungemach, ehe er mit seinem Nachtrab, der zu viertausend Mann angewachsen war, bis dahin gelangte. Auch er kam glücklich bis an die Grenze von Ungarn; da entstand Argwohn und Haß gegen die Einwohner, Semlin ward von den Pilgern

erſtürmt und viertauſend ſeiner Einwohner erſchlagen. Dagegen erlitt Peter bei Niſſa großen Verluſt an Menſchen und Gepäck, und büßte alle ſeine Wagen ein. Endlich vereinigte er ſich, kaum dem Hunger entronnen und in einem höchſt traurigen Zuſtande, mit dem Ritter Walther, trat dann den Kaiſer Alexius ſelbſt an und bat ihn um Lebensmittel und andere Unterſtützung für ſein Heer. Dieſe gewährte der Kaiſer, und rieth Peter zugleich, bis zur Ankunft der größeren Heere in Europa zu verweilen, weil er zu ſchwach zum Kampfe gegen die Türken ſei. Aber die Pilger achteten dieſer Vorſtellungen nicht, ſondern baten ſo dringend um Schiffe, daß ſie ihnen endlich geliefert wurden. Damit ſetzten denn Peter und Walther zu ihrem Verderben nach Bithynien über; denn dort geriethen ihre Schaaren unter einander ſelbſt in Zwiſt und fielen bei ihren Plünderungen truppweiſe in die Hände der Seldſchucken; dieſe vernichteten ſchließlich das ganze Heer, bis auf dreitauſend Mann, welche ſich nach Conſtantinopel retteten. Peter war ſchon früher dorthin zurückgekehrt, Walther hatte in einem Treffen ſeinen Tod gefunden.

Ein drittes Heer, ungefähr funfzehntauſend Mann ſtark, von einem Deutſchen, dem Presbyter Gottſchalk, in den Rheingegenden geſammelt und geführt, noch roher und laſterhafter als Peter's Schaaren, fand ſchon in Ungarn, ſeiner frechen Räubereien wegen, den Untergang. Ebenſo ausſchweifend und zügellos durchzog ein vierter in Lothringen geſammelter Haufe, an deſſen Spitze der Laienbruder Volkmar ſtand, die deutſchen Länder. Alle dieſe Kreuzfahrer dehnten den Begriff der Feinde Chriſti, gegen welche ſie ſtreiten ſollten, auch auf die Juden aus, und fielen, theils von blindem Religionseifer, theils von Habſucht getrieben, über dieſelben her, ermordeten ſie aufs grauſamſte und plünderten ihre Güter; ein Schickſal, welches beſonders die in den rheiniſchen Städten wohnenden Iſraeliten traf. In Mainz ſtieß zu jenen lothringiſchen Schaaren noch Graf Emicho von Leiningen mit einem ſtarken Haufen von gleicher Geſinnung, der an den Gräuelthaten gegen die Juden den thätigſten Antheil nahm. Auch dieſe Heeresmaſſen wurden ſämmtlich ſchon in Ungarn entweder niedergehauen oder zur Flucht gezwungen.

So waren denn bis zum Anfange des Sommers, ehe noch einer der Fürſten ſich geregt hatte, nach einer mäßigen Berechnung gegen hunderttauſend Menſchen aus Frankreich und Deutſchland fortgezogen, und hatten, ohne das heilige Land auch nur geſehen zu haben, bereits auf dem Wege ihr Grab gefunden. Nun erſt, und zwar zur beſtimmten Zeit, um die Mitte des Auguſt 1096, brach Gottfried von Bouillon, deſſen Heerfahrt Kaiſer Heinrich IV. genehmigt hatte, mit achtzigtauſend Fuß-

gängern und zehntausend Reitern auf*). Seine beiden Brüder und viele Grafen, Ritter, Bischöfe und andere Herren aus Flandern, Hennegau und Lothringen begleiteten ihn. Er zog in guter Ordnung durch Oberdeutschland, öffnete sich den Weg durch Ungarn mit Güte, indem er Bündnisse machte und Geiseln gab, und langte ohne Störung in Thracien an. In Philippopolis erhielt er die Nachricht, daß Graf Hugo von Vermandois, der durch Italien gezogen war, an der griechischen Küste Schiffbruch gelitten und sich nur mit weniger Mannschaft gerettet habe, jetzt aber, obschon er dem Kaiser zu Constantinopel den geforderten Lehnseid geleistet, fast wie ein Gefangener gehalten werde. Alexius Comnenus nämlich erschrak nun doch vor den mächtigen Heeren, die sich über sein Reich ergossen; von seinem Standpunkte aus war er begreiflicherweise mißtrauisch gegen die Absichten der Abendländer; er konnte sich einen einfachen Pilgerzug ohne politische Absichten um so weniger denken, da seine alten Gegner, die Normannen, daran Theil nahmen; er mußte sich vor unberechenbaren Uebergriffen der Kreuzfahrer zu sichern bemüht sein, und versuchte daher auf Grund der Analogie, daß die Byzantiner lange Zeit Abendländer in ihren Heeren gehabt hatten, sie durch das Band der Vasallität an sich zu fesseln. Daß dieses Verfahren auf vielen Seiten heftigem Widerspruch begegnete, war nur zu natürlich; und vielleicht wäre es dem Kaiser zu noch größerem Nachtheil ausgeschlagen, wenn die Abendländer einiger oder weniger eifrig gewesen wären, zu ihrem Ziele zu gelangen. Als Gottfried Hugo's Befreiung durch Vorstellungen nicht erlangen konnte, brauchte er Gewalt, und ließ das Land verheeren. Da lenkten die Griechen anscheinend ein und boten die Hand zur Versöhnung. Es kam zu Unterhandlungen, und Gottfried, der den Frieden wünschte, ließ sich schließlich bewegen, selbst nach Constantinopel zu kommen und ebenfalls den Lehnseid zu schwören. Zugleich erhielt Alexius die geforderte Versicherung, daß er alle die Städte wieder erhalten solle, die vor der Türken Ankunft ihm gehört hatten, sobald man sie erobert haben würde.

Als Gottfried mit den Seinen in Folge dieser friedlichen Verträge schon nach Asien hinübergeschifft war, kam Boemund mit den italienischen Normannen. Die Absichten dieses ländersüchtigen Fürsten fürchtete Alexius am meisten und mit Recht; Boemund hatte bei dem Kriege

*) Die Zahlen der einzelnen Heere werden verschieden angegeben, so daß es nicht leicht ist, eine bestimmte Angabe darüber zu verbürgen. Anna Comnena spricht bei dieser Gelegenheit nur von 70,000 Mann.

seines Vaters in Griechenland eine wichtige Rolle gespielt, und es schien nur eine Fortsetzung jener kühnen Pläne, wenn er es jetzt unternahm, das byzantinische Reich zu erobern. Auch hatte er in der That Gottfried dafür zu gewinnen gesucht; aber sein Vorschlag fand in der edleren Seele des Herzogs keinen Anklang; ja es gelang diesem vielmehr, Boemund's Haß zu beschwichtigen, und auch ihn zur Eidesleistung zu vermögen. Dasselbe geschah von den später ankommenden Führern. Nur Raimund von Toulouse verstand sich zu keinem andern Eide als dem, gegen des Kaisers Leben und Ehre nichts zu unternehmen. Dennoch blieb gerade er in der Folge mit den Griechen in den besten Verhältnissen.

Im Mai 1097 fanden sich endlich alle Fürsten mit ihren Heeren vor Nicäa zusammen; auch Peter stellte sich wieder ein. Bei der Musterung des gesammten unabsehlichen Kreuzheeres wurden angeblich über hunderttausend wohlgerüstete Reiter, größtentheils vom Ritterstande, und dreimal hunderttausend auserlesene Kämpfer zu Fuß gezählt. Rechnet man das ungeheuere Gefolge von Weibern, Kindern, Mönchen, Knechten u. a. mit, so hätte die gesammte Volkszahl gegen sechsmal hunderttausend Seelen betragen. Einen allgemeinen Anführer über dieses Heer wählte man auch hier nicht; jeder Fürst befehligte seinen Haufen, und es zeigten sich leider bald genug unter den verschiedenen Völkern die gewöhnlichen Reibungen der Eifersucht und des Nationalstolzes.

Die Kreuzritter fanden an den Seldschucken ein eben so tapferes als verschlagenes Volk, das ihnen jeden Fußbreit Landes streitig machte. Den Anfang des Feldzuges machte man mit der Belagerung von Nicäa. Diese Stadt gehörte zum Reiche Kilidsch Arslan's (d. i. des Schwertlöwen), Suleiman's Sohn, der seit dem Tode Malek Schah's in den inneren Ländern Kleinasien's eine ganz unabhängige Herrschaft, nach der Hauptstadt das Sultanat von Iconium genannt, behauptete. Er hatte Nicäa mit Waffen, Lebensmitteln und Vertheidigern hinlänglich versehen, und hoffte, das einschließende Heer überfallen und vernichten zu können, wurde aber in die Flucht getrieben. So große Schwierigkeiten die Lage und Festigkeit der Stadt den Kreuzfahrern auch entgegenstellten: sie schien ihren tapferen Anstrengungen zuletzt dennoch erliegen zu müssen, als die Griechen Mittel fanden, mit den Einwohnern Unterhandlungen anzuknüpfen, vermöge deren die Stadt dem Kaiser Alexius übergeben werden sollte. Die Pilger erstaunten, plötzlich die Fahnen der Griechen, die heimlich eingelassen worden waren, von den Mauern wehen zu sehen. So groß ihr Verdruß auch war, sie mußten geschehen lassen, was jetzt, ohne die heftigsten Spaltungen zu erregen, nicht mehr zu ändern stand.

Sie zogen also weiter, in zwei Abtheilungen getrennt. Eine derselben stieß bei Doryläum auf ein Heer von hunderttausendfünfzigtausend Türken, welches Kilidsch Arslan versammelt hatte. Die Christen griffen an und glaubten in der Flucht der Feinde schon des Sieges gewiß zu sein; denn sie kannten die Kriegsweise der Türken noch nicht, die, wie alle aus dem hohen Asien stammenden Reitervölker, durch verstellte Flucht ihre Gegner verlockten, und die Ermüdeten dann oft zu unausweichlichem Verderben umstellten; eine Fechtart, mit der einst das denselben Wohnsitzen, derselben nomadischen Lebensweise entsprossene Parthervolk den unbezwinglich geachteten Heeren Rom's so furchtbar wurde. Diesem Kampfe erlagen denn auch die Christen; schon hatten sie sich völlig aufgelöst und auf die Flucht begeben, als Herzog Gottfried und Adhemar von Puy an der Spitze der andern Abtheilung zur glücklichen Stunde herbeieilten, und die Schlacht wieder zum Vortheil der Christen lenkten.

Die Kreuzfahrer verfolgten nach diesem theuer errungenen Siege, der ihnen Achtung vor der Tapferkeit der Seldschucken eingeflößt hatte, ihren Weg. In Phrygien, einem ohnehin unfruchtbaren Lande, waren alle Vorräthe fortgeschafft worden; Mangel und unerträgliche Sonnengluth stellten die Geduld der Christen auf harte Proben. Die ciliciſchen Pässe wurden umgangen und mit den armenischen Häuptlingen, die in dieser Gegend saßen, Verkehr angeknüpft. Schlimme Folgen drohte die gestörte Einigkeit, da Tancred und Balduin um den Besitz der Stadt Mamistra in blutige Fehde geriethen. Balduin, dem ein Theil der gleichzeitigen Berichte Härte und Stolz zum Vorwurf macht, während umgekehrt von Tancred alles Rühmenswerthe ausgesagt wird, verließ unzufrieden das große Heer, und wandte sich gegen den Euphrat, wo er ungestört Erwerbungen zu machen hoffte. Wirklich gelang es ihm, Edessa zu gewinnen, und hier, der erste unter den Kreuzfahrern, eine Herrschaft zu gründen.

Alle übrigen Kreuzfahrer versammelten sich indeß vor Antiochien, dessen Besitz eben so wichtig war, als seine Lage und Festigkeit die Eroberung schwierig machten. Vor einem Angriff auf die starken Mauern schreckten die Pilger bei der damaligen Unbeholfenheit der Belagerungskunst zurück, und begnügten sich mit einer nicht einmal vollständigen Umlagerung. Monate waren unter unentscheidenden Gefechten vergangen, als der Leichtsinn, mit dem man die reichen Vorräthe der ergiebigen Gegend bis dahin vergeudet hatte, einen furchtbaren Mangel herbeiführte. Die Preise stiegen zu einer unerhörten Höhe; Aermere nährten sich von Leder, Baumrinde und noch widrigeren Dingen oder starben

Hungers; von ſiebenzigtauſend Pferden waren nur noch zweitauſend, die nicht umgekommen oder verzehrt worden waren. Viele Kreuzfahrer erkrankten oder ſtarben; andere, deren Muth durch ſo große Noth beſiegt war, verließen das Lager; unter ihnen ſelbſt der erſte Urheber der ganzen Unternehmung, Peter, der indeß auf der Flucht ertappt und wieder zurückgeführt wurde. Doch blieben die Fürſten ſtandhaft und beſchloſſen in der Belagerung auszuharren. Ein Sieg über einen heranrückenden türkiſchen Heerhaufen und die Ankunft einer genueſiſchen Flotte, die neue Pilger und Lebensmittel herbeiführte, belohnten dieſen Vorſatz und fachten den erloſchenen Muth von neuem an. Als der Frühling (1098) herankam, machte hinreichende Zufuhr dem Mangel ein Ende, und die Krankheiten ließen nach.

Aber noch immer war man in der Belagerung der Stadt nicht weiter gediehen; und nun lief die Kunde ein, Kerboga, dem Barkiarok, Malek Schah's älteſter Sohn (1094—1104), die Herrſchaft über Moſul und die umliegenden Städte verliehen hatte, verbunden mit vielen anderen ſeldſchuckiſchen Häuptlingen, nahe an der Spitze eines Heeres von zweimal hunderttauſend Bewaffneten. Zum großen Glück für die Belagerer hatte dieſe Macht drei Wochen mit einer vergeblichen Einſchließung Edeſſa's nutzlos verſchwendet. Als das Gerücht von dem Anmarſche der Türken erſcholl, wurde Graf Stephan von Blois von ſolcher Furcht ergriffen, daß er mit viertauſend der Seinigen davon ging und nie wiederkehrte. Die Furcht, daß dieſes böſe Beiſpiel die ſchädlichſten Folgen haben könne, bewog die Fürſten jetzt, auf einen Vorſchlag Boemund's zu hören, dem ſie ſonſt wohl ſchwerlich beigepflichtet haben würden. Es hatte Boemund nämlich mit einem Renegaten Pyrrhus (Firuz), dem ein ſehr wichtiger Thurm in Antiochien anvertraut war, Unterhandlungen gepflogen, und dieſer ſich anheiſchig gemacht, ihm die Stadt zu verrathen. Jetzt, wo die Häupter der Kreuzfahrer in der größten Rathloſigkeit waren, ſprach Boemund zu ihnen: „ich weiß einen Mann in der Stadt, der uns den feſteſten Thurm übergeben will, wenn ihr ihm große Geſchenke und Freiheiten bewilligt, mir aber und meinen Nachkommen den Beſitz Antiochien's ausſchließlich überlaſſet.“ Die Größe der Gefahr ließ kein eiferſüchtiges Bedenken aufkommen, und Boemund's Forderung ward bewilligt. Alles geſchah wie es verabredet war; in einer Nacht erſtiegen die Chriſten den Thurm auf einer Strickleiter, die Pyrrhus ſelbſt befeſtigte; die Eingelaſſenen eröffneten ſodann ein Thor zum Eingang für die Uebrigen, und am Morgen erblickten die beſtürzten Einwohner die blutrothen Paniere der Chriſten auf den Mauern. Ein furchtbares Ge-

metzel begann; weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont, zehntausend sollen unter dem Mordschwerte gefallen sein. So kam Antiochien, nachdem es eine Belagerung von neun Monaten (bis zum 3. Junius 1098) erduldet hatte, in die Hände der Christen.

Es war den Kreuzfahrern bestimmt, alle Drangsale, unter denen sie vor Antiochien geseufzt hatten, innerhalb der Ringmauern desselben zum zweiten Male und in noch höherem Grade zu erleben. Noch hielt sich in der festen Burg eine Besatzung und drohte mit gefährlichen Ausfällen, und schon am dritten Tage nach der Einnahme erschienen Kerboga's zahllose Schaaren und umlagerten die Stadt, in der sich bald eine schreckliche Hungersnoth einstellte. Ihre Wirkungen waren furchtbar; keine Sitte ward mehr geachtet, jede Ordnung löste sich auf. Viele aus dem Volke, ja selbst unter den Vornehmen und Angesehenen, ergriff ein banger Schrecken, daß sie sich zur Nachtzeit an Stricken von der Mauer herabließen (wovon sie den Schimpfnamen Strickläufer davontrugen) und entflohen, ja daß einige sogar zu den Türken übergingen und ihren Glauben abschworen. Und diejenigen, die standhaft ausharrten, hatten außer der furchtbarsten Hungersnoth noch die schwersten Kämpfe zu bestehen, da die Citadelle in den Händen der Türken war; es kam vor, daß mitten im Gedränge ein Fechtender erschöpft zusammensank, einschlief und, wenn ihn kein feindliches Schwert traf, nach dem Erwachen wieder in den Kampf stürzte. Als nun die Meisten wie in dumpfer Verzweiflung Rettung schon für unmöglich hielten, erschien ein Geistlicher, Namens Petrus Bartholomäus, vor dem Grafen Raimund und erzählte: der Apostel Andreas sei ihm viermal im Traume erschienen, und habe ihm gezeigt, wo in der Kirche des Apostels Petrus die Lanze verborgen sei, mit welcher die Seite des Heilandes durchstochen worden, auch befohlen, dies den Fürsten zu verkünden. Graf Raimund mochte bedenken, welche Begeisterung in dem Volke erwachen könne, wenn es ein sichtbares Zeichen des göttlichen Beistandes zu sehen glaube, und gab den Befehl, daß nachgegraben werden solle. Wirklich brachte Petrus eine Lanze aus der Tiefe, und als die Pilger sie erblickten, zeigten sie sich von einem Muthe beseelt, den die Fürsten nicht verrauchen zu lassen, sondern zu einem kühnen Unternehmen zu benutzen beschlossen. Obschon man nicht mehr als dreihundert taugliche Pferde in der Stadt fand, obschon selbst Herzog Gottfried und Graf Robert von Flandern Pferde leihen mußten, und die geringeren Pilger vom Hunger abgezehrt und halb nackt waren, wurde dennoch ein Ausfall gewagt. Als Kerboga vernahm, daß die Christen ausrückten, blieb er ruhig beim Schachspiel sitzen und spottete der

Bethörten, von denen keiner ſeinem Schwerte entgehen ſolle. Aber noch ehe der Tag endete, war der Uebermüthige auf eiliger Flucht zum Euphrat begriffen, ſein Heer zerſtreut oder erſchlagen. So Großes hatte in den Chriſten der lebendige Glaube an Gottes unmittelbarem Beiſtand vermocht. „Gewiß iſt, daß die Kämpfe um Antiochien den Höhepunkt alles Heldenthums und aller Leiden bilden, welche den Namen der Kreuzfahrer verewigt haben.“

Antiochien war nun geſichert; doch erhob ſich Zwiſt um den Beſitz deſſelben, da Graf Raimund jener von den Fürſten gegen Boemund eingegangenen Verpflichtung nicht beigeſtimmt hatte, und die Stadt dem geleiſteten Eide gemäß an den griechiſchen Kaiſer zurückgeliefert wiſſen wollte. Ja es wäre wohl zur blutigen Entſcheidung gekommen, wenn das laute Murren des Volkes, welches die Pilgerung nach Jeruſalem brennend begehrte, die Hadernden nicht zurückgehalten hätte. „Wenn die Fürſten, ſo drohte es, Gottes Sache noch länger ihren Angelegenheiten nachſetzen würden, dann werde es ſeines Theils die Stadt, die Urſache des Zwiſtes, zerſtören, und ſich ſelbſt einen Heerführer wählen, der es nach Jeruſalem führe.“ Darüber erſchraken die Fürſten, und die Maſſe des Heeres brach auf. Aber auch auf dem fernern Wege fanden die Streitigkeiten ſtets neue Nahrung; ohnehin war Adhemar von Puy nach den Tagen von Antiochien geſtorben und Niemand mehr vorhanden, dem eine gleiche Autorität zur Seite geſtanden hätte. Im Mai 1099 ging der Zug zwiſchen dem Libanon und der Seeküſte, von der die Pilger zuweilen durch Schiffe Zufuhr erhielten, fort, und kam ſo den 6. Juni 1099 über Ramla und Emaus auf eine Anhöhe, von der man Jeruſalem gerade vor ſich liegen ſah. Freudenthränen ſtürzten den abgezehrten Kriegern bei dieſem Anblick aus den Augen; ſie fielen auf die Knie, und erhoben Lobgeſänge; alle bisher ausgeſtandenen Leiden waren um dieſes Preiſes willen vergeſſen.

Kurz vorher hatte Jeruſalem ſeinen Herrn gewechſelt. Die Orthokiden waren von den Aegyptern wieder aus der Stadt vertrieben worden. Dies war für die Kreuzfahrer inſofern günſtig, als die ſeldſchuckiſchen Fürſten, ohnehin unter ſich nicht einig, nun nichts für den Entſatz einer Stadt thaten, die ſich in den Händen der von ihnen als religiöſe und politiſche Feinde gehaßten ägyptiſchen Chalifen befand; ja ſie freuten ſich, daß es dieſen entriſſen werden ſollte. Indeß war die Stadt bei ihrer ſehr feſten Lage nicht ſo leicht eingenommen. Es lag eine Beſatzung von vierzigtauſend Mann darin, während die Kreuzfahrer, welche ſie erobern wollten, nur zwanzigtauſend Fußgänger und ein tauſend und

fünfhundert Reiter zählten*), und gar keine Belagerungswerkzeuge mit sich führten. Aber jetzt machte der zurückgekehrte Religionseifer auch den kleinen Haufen unbezwinglich, und das Feldgeschrei: Gott will es! begeisterte sie vor den Thoren Jerusalem's eben so feurig, als vor drei Jahren auf dem Felde vor Clermont. Viele Kreuzfahrer zerstreuten sich, um Lebensmittel und die in der holzarmen Gegend sehr seltenen Bäume zur Erbauung der Kriegsmaschinen und Sturmleitern zusammen zu suchen. Diese fand man in einem Gehölz nahe bei Bethlehem, und fertigte in kurzer Zeit viele Belagerungswerkzeuge aller Art daraus. Schlimmer war ein furchtbarer Wassermangel. Bei allen Quellen und Brunnen, welche nicht verstopft waren, lauerten versteckte Saracenen, und jeder Trunk Wassers mußte mit Blut erkauft werden. Oft erhoben die Christen unter einander selbst blutige Streitigkeiten darum. Ganze Heerden der Lastthiere starben vor Durst, und ihre faulenden Körper verpesteten die Luft. Der Hunger vor Antiochia schien den Kreuzfahrern weniger schrecklich als dieser Durst vor der heiligen Stadt in der brennendsten Hitze des Sommers, und bald gesellte sich zu solcher Noth auch Mangel an Lebensmitteln.

In dieser äußersten Bedrängniß erschien eine genuesische Flotte im Hafen von Joppe, und brachte nicht nur Lebensmittel, sondern auch Werkzeuge und treffliche Zimmerleute zum Bau des Belagerungszeuges, der dadurch nicht wenig gefördert ward. Da man nun durch einen gefangenen Boten erfuhr, daß in vierzehn Tagen ein großes ägyptisches Heer zum Entsatz Jerusalem's herankommen werde, so wurde am 14. Juli ein allgemeiner Sturm gewagt, den jedoch die Belagerten muthig zurückschlugen. Am folgenden Tage wurden die Mauern mit erneuerter Heftigkeit angegriffen, die äußere gewonnen, die innere aus dem Belagerungsthurme Herzog Gottfried's von diesem und seinen Begleitern zuerst betreten. Die Herabgestiegenen öffneten sogleich ein Thor, und mit dem Geschrei „Gott hilf! Gott will es!" drangen die Wallbrüder in die Stadt, durch deren Straßen die Ungläubigen in herber Todesangst flohen. Nicht die Rache allein; auch der Glaube, jetzt zur Ehre Gottes das Schwert zu führen, machte die Sieger zu reißenden Tigern. Ein Blutbad, wie es Karthago kaum gesehen, erhob sich hier. Viele, nicht zufrieden das Blut der Ungläubigen fließen zu sehen, tödteten sie unter Martern. In Omar's Moschee, wo Tausende von Saracenen Sicherheit

*) So die Angabe des Wilhelm von Tyrus, wogegen andere Berichte den Saracenen noch mehr, den Christen weniger Truppen geben.

gesucht hatten, metzelte man, bis das Blut die Treppe hinabrieselte, oder, wie es übertreibend heißt, den Pferden bis an das Gebiß reichte, und so lange, bis der Dunst der Leichname die Sieger betäubte und forttrieb. Die Beute, die man dort gefunden, war unermeßlich. Dann wurden auch die Juden verfolgt, in ihre Synagoge getrieben und mit ihr verbrannt. In einzelne kleine Haufen getheilt, stürzten sich die Pilger durch die Straßen. Kein Haus blieb unerbrochen; weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont. Von vierzig- oder gar siebzigtausend Einwohnern Jerusalem's blieben nicht so viele am Leben, als nöthig waren, ihre Glaubensgenossen zu beerdigen. Nur die kleine Besatzung einer Burg, der Thurm David's genannt, erhielt vom Grafen Raimund freien Abzug. Und dieselben Menschen, welche alle diese scheußlichen Gräuel verübt, zogen, nachdem sie sich vom Blute der Erschlagenen gereinigt, zur Auferstehungskirche hin, warfen sich mit inbrünstiger Andacht betend an der heiligen Stätte nieder, und dankten Gott mit Freudenthränen und Lobgesängen. Aber auch jene furchtbaren Leichenhaufen dünkten Vielen ein Gott wohlgefälliges Opfer. So nahe berühren sich auf den Fieberhöhen des Wahnes das Gute und das Böse im Menschen, und so leicht kann aus den heiligsten Gefühlen das Teuflische emporkeimen, wenn der Mensch nicht trachtet, es in den betrüglichen Gestalten, unter welchen es sich einzuschleichen sucht, zu erkennen und abzuwehren.

Obwohl das große Ziel, von dem man so lange geträumt, nun wirklich erreicht war: so hatten doch die Kreuzfahrer noch alles zu fürchten von den ihnen im Rücken liegenden Seldschucken und von den Chalifen von Aegypten, ja von der Zwietracht ihrer eigenen Häupter. Darum wurden die Fürsten wenigstens darüber einig, daß Einem von ihnen als Könige die Beschirmung und Verwaltung anzuvertrauen sei. Die Wahl würde, wenn Boemund noch im Heere gewesen wäre, der bis zur Befreiung von Antiochien die bedeutendste Stelle unter den Fürsten eingenommen hatte, wahrscheinlich auf diesen gefallen sein; jetzt trug man sie dem Grafen Raimund an, der sich jedoch der Annahme weigerte und nur erklärte, daß er einem Andern nicht entgegen sein werde. Hierauf erst wurde Gottfried von Bouillon ausersehen, den von da ab die Sage mit einem Glorienscheine umgeben hat. Indeß weigerte sich sein bescheidener Sinn, da eine goldene Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet habe; er lehnte den königlichen Titel ab, und nannte sich nur Beschützer des heiligen Grabes.

Unmittelbar nach seinem Entstehen drohte dem neuen Staate eine

große Gefahr; denn schon im August 1099 nahte sich ein ägyptisches Heer, nach den geringsten Angaben hundert und vierzigtausend Mann stark, um das verlorne Land wieder zu gewinnen. Kaum den siebenten Theil dieser Macht vermochte ihr Gottfried entgegenzustellen; dennoch errang seine Tapferkeit und Klugheit den Sieg in der Schlacht bei Askalon. Leider starb der treffliche Mann schon den 18. August 1100, und überließ die von den Türken unaufhörlich beunruhigte Herrschaft seinem Bruder Balduin, der zuerst den königlichen Titel annahm.

---

4. Das Königreich Jerusalem.

Schon zwei Jahre nach der Eroberung Jerusalem's, im Jahre 1101, strömten neue Heere von vielen Tausend Pilgern nach dem Morgenlande, die den verwegenen Entschluß faßten, ins Innere von Asien einzudringen, und das Chalifat von Bagdad zu zerstören. Sie fanden aber als Folge ihrer Unvorsichtigkeit und ihres Uebermuths, durch Hunger, Ermattung und das Schwert der Türken in Vorderasien ihren Untergang, und nur traurige Reste kamen zu König Balduin, der bei der bedrängten Lage seines kleinen Reiches mitten unter so zahlreichen Feinden einer tüchtigen Verstärkung dringend bedurft hätte. Zu den äußeren Gefahren kamen innere Zwistigkeiten, und die Macht der Christen in Palästina würde schnell vertilgt worden sein, wenn ihr nicht die Freistaaten Italien's, Pisa, Genua und Venedig, von jetzt an eifrig Hülfe geleistet hätten, weil die Erhaltung fester Punkte an jenen Küsten ihrem Handel außerordentliche Vortheile darbot. Mit ihrer Unterstützung wurden nach und nach die wichtigen Hafenstädte Cäsarea, Akkon (auch Acre und Ptolemais genannt), Tripolis, Berytus und Sidon gewonnen. Balduin I. starb 1118; zum Nachfolger wurde sein Verwandter Balduin von Burg, Graf von Edessa, gewählt, unter dessen Regierung auch Tyrus erobert ward (1124).

Um diese Zeit hatte das Königreich den Punkt seiner höchsten Blüthe erreicht. Der Umfang der christlichen Eroberungen erstreckte sich von Tarsus in Cilicien, wo sich die Grenzen mit den Griechischen berührten, ostwärts bis Edessa, und von hier südlich etwa bis in die Gegend von Gaza. Das eigentliche Reich von Jerusalem ging indeß nördlich nur bis zur Stadt Paneas; dann folgten die Grafschaften Tripolis und Edessa, die in ziemlich loser Lehnsabhängigkeit von dem Könige standen.

Die vierte Hauptmaſſe dieſer Länder wurde durch das Fürſtenthum Antiochia gebildet, welches gewöhnlich noch ſelbſtändiger als jene war. Die Bevölkerung war ſehr gemiſcht; ſie beſtand aus den herrſchenden Franken oder Lateinern, wie die Abendländer mit einem allgemeinen Namen im Oriente genannt wurden, aus chriſtlichen Syrern, den ehemaligen Unterthanen des griechiſchen Reiches, aus Juden, Saracenen, Armeniern, und endlich aus den im Libanon anſäſſigen Maroniten. Die Verfaſſung wurde auf das Lehnsweſen gegründet, und die Verhältniſſe überhaupt den idealen und theoretiſchen Anſichten, wie ſie ſich bei den Abendländern im Verlaufe der Zeit über Staatsleben und Staatsformen erzeugt hatten, nachgebildet. Nichts hiſtoriſch Hergebrachtes und Berechtigtes ſtand der Einrichtung im Wege; man konnte alles einfach, ſcharf und ſyſtematiſch durchführen. Der Thron ſollte erblich ſein; nur wenn es an Nachkommen fehle, ſollte die Wahl von Seiten der hohen Geiſtlichen und unmittelbaren Vaſallen des Reiches eintreten. Dieſe ſollten auch in allen wichtigen Dingen ſo wie bei der Geſetzgebung um Rath und Zuſtimmung befragt werden. Die unmittelbaren Vaſallen, die Barone, bildeten die erſte; ihre Lehnsträger, les hommes du royaume, die zweite; und deren Afterlehnsträger, les hommes liges, die dritte Klaſſe des Lehnsadels. Die Lehen erbten in männlicher und weiblicher Linie. Wie der König zu Gericht ſaß im oberſten Hof (haute cour) über die Barone, ſo ſprachen dieſe wieder über ihre Vaſallen und übten auch alle anderen Hoheitsrechte in ihren Territorien ganz ſelbſtändig aus. Die Kirche wurde ebenfalls noch unabhängiger geſtellt, als es im Abendlande der Fall war. Ihr Oberhaupt war der Patriarch von Jeruſalem; unter ihm lenkten fünf Erzbiſchöfe und eine Menge von Biſchöfen die kirchlichen Angelegenheiten. Unmittelbar waren ſie dem Staate gar nicht weiter verpflichtet, und nur bei dringender Gefahr brachten ſie eine gewiſſe Anzahl von Fußgängern (sergens) auf. Für die Städte beſtanden als richterliche Behörden Bürgerhöfe (cour des borgés). In dieſen führten theils Vicomte des Königs, theils Stellvertreter der Barone, je nach ihrer Lage in königlichen oder in lehnbaren Territorien, den Vorſitz. Die Hafenplätze an der Küſte, in welchen die Anſiedlungen der Italiener bald ſehr bedeutend wurden, erfreuten ſich einer ziemlich großen Selbſtändigkeit nach Innen und Außen; ja es ward hier, im Orient, faſt früher der Grund zur ſtädtiſchen Freiheit gelegt als in Europa. So finden ſich in dieſem Colonienreiche des Abendlandes die drei Elemente des damaligen Staatslebens, das Lehnsweſen, die Hierarchie und das aufblühende Bürgerthum, neben einander. Aber ihre loſe

Verbindung, sowie der jederzeit mit der Feudalität gegebene schwache Zustand der Regierung und Verwaltung, konnte einem kleinen von mächtigen Feinden umringten Lande unmöglich eine lange Dauer versprechen, auch wenn die innere Kraft der herrschenden Stände nicht so schnell, als es wirklich geschah, den verweichlichenden Genüssen Asien's und der Mischung der verschiedenen Nationalitäten erlegen wäre. Aber die bald eintretende Berührung mit dem Islam und ein vertrauterer Umgang mit den Mohammedanern schwächte auch die erhebende Begeisterung christlicher Ideen, welche allein zu nachdrücklichem Widerstand befähigen konnte. Eine Sammlung von Satzungen und Gewohnheiten (Assisses et bons Usages) des Reiches von Jerusalem hat sich erhalten, die Gottfried von Bouillon zugeschrieben werden, aber ohne Zweifel allmählig entstanden sind*).

Die vorzüglichste Stütze des neuen Staates wurden die vom König Balduin II. besonders begünstigten geistlichen Ritterorden der Johanniter und Templer, eine sehr merkwürdige Erscheinung, in welcher sich der Geist des Ritterthums und des Mönchswesens auf eigenthümliche Weise verband. Zum Orden der Johanniterritter wurde der Grund schon 1048, also lange vor der Eroberung Jerusalem's, gelegt. Kaufleute von Amalfi, die als Pilger nach Jerusalem kamen, bauten nahe an der Kirche des heiligen Grabes eine Capelle und dabei ein Kloster zur Aufnahme der Pilger ihrer Nation, auch ein Hospital und verschiedene andere Gebäude. Sie wählten später Johannes den Täufer zu ihrem Patron, und nannten sich Hospitalbrüder des heiligen Johannes von Jerusalem. Gerhard, der zur Zeit des ersten Kreuzzuges diesem Hospital vorstand, sonderte die Pfleger desselben zuerst von dem Kloster ab, verband sie zu einer eigenen Gesellschaft und gab ihnen die Regel der Augustiner Chorherren, als Ordenskleid aber einen schwarzen, mit einem weißen Kreuz bezeichneten Mantel. Papst Paschalis II. bestätigte dem Hospital alle demselben seit dieser Zeit gemachten reichen Schenkungen, und nahm es in seinen Schutz. Der zweite Vorsteher, Raimund dü Puy, ein Ritter aus dem Delphinat, gab der Gesellschaft eine festere Verfassung und vollständigere Ordensregeln, die Calixtus II. abermals 1120 bestätigte. Der Orden zerfiel nun in drei Abtheilungen. Dienende Brüder verpflegten die kranken Pilger, Priester besorgten die religiösen Bedürfnisse, und Ritter geleiteten einzelne Pilgerschaaren durch die unsicheren Gebiete

*) Die uns aufbewahrte Sammlung scheint aus den Jahren 1170—1180 zu stammen. Vgl. v. Roelberndorff, Die Assisen des Königr. Jerusalem.

der Ungläubigen*). Die Könige von Jerusalem gaben ihnen in Palästina ansehnliche Geschenke, und selbst die Europäischen Fürsten wiesen ihnen Einkünfte aus liegenden Gründen an. Papst Clemens VI. gab in der Folge dem Vorsteher Hugo von Revel den Titel eines Großmeisters.

Der Orden der Tempelherren entstand 1118 aus einer frommen Verbrüderung von acht Rittern, an deren Spitze Hugo von Pajens und Gottfried von St. Omer oder St. Aldemar standen. Zu den drei großen Mönchsgelübden, Armuth, Keuschheit und Gehorsam, fügten sie ein viertes: Vertheidigung der Pilger und Krieg gegen die Ungläubigen. Balduin II. räumte ihnen einen Flügel seines Palastes zur Wohnung ein, nahe bei dem Platze, wo ehedem der Salomonische Tempel gestanden hatte. Daher der Name der Tempelherren. Auf der Kirchenversammlung zu Troyes (1127) erhielten sie die Bestätigung ihres Ordens, sowie eine Ordensregel, mit deren Abfassung Bernhard von Clairvaux beauftragt ward, und eine geistliche Kleidung, welcher Papst Eugen III. später einen weißen, mit einem einfachen rothen Kreuze bezeichneten Mantel hinzufügte. Die weiße Farbe sollte ihre eigene Unschuld und ihre Milde für die Christen, die rothe hingegen den blutigen Märtyrertod und die Feindschaft gegen die Ungläubigen andeuten. Der Großmeister, welcher an der Spitze des Ordens stand, hatte keineswegs unumschränkte Gewalt, sondern es war ihm ein höchster Rath, das Generalcapitel, zur Seite gegeben, dessen Stimmenmehrheit selbst gegen ihn entscheiden konnte. Auch die Tempelritter gelangten durch fromme Schenkungen bald zu großen Reichthümern, besonders in Frankreich. Schon 1144 beliefen sich ihre Besitzungen unter den Namen von Balleien, Comthureien, Prioraten, auf neuntausend. Um das Jahr 1180 hatte der Orden gegen dreihundert Ritter und unzählige dienende Brüder. Nach dem Verluste des gelobten Landes schlug ein großer Theil der Mitglieder seinen Wohnsitz in Frankreich auf, wo er theils durch innere Verderbniß, theils durch die Eifersucht König Philipp's IV. den Untergang fand, wie an seinem Orte erzählt werden wird.

Wenn Begeisterung und hoher Muth sich in diesen Rittern mit

*) Die Einführung dieser dritten Klasse war, nach der Erzählung Einiger, nur eine Nachahmung des Tempelherrenordens, der zuerst dieses neue Beispiel einer Vereinigung des Mönchthums mit dem Ritterthum gab; denn die Johanniter hatten anfangs nur die Pflege der Kranken und Pilgrime zum Zwecke, obwohl auch damals schon Ritter unter ihnen waren. S. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, Thl. II. S. 549. Anm. und Wilcke, Geschichte des Ordens der Tempelherren. 2. Aufl. Halle 1860. I, 13.

demüthiger Selbstverläugnung und strengem Gehorsam wunderbar verschlangen: so erzeugte ihnen gegenüber unter den Moslemen eine entsetzliche Schwärmerei, in Verbindung mit noch höher getriebener Entäußerung des eigenen Willens, in der Genossenschaft der Assassinen Blutgier und Frevel. Als Stifter derselben ist Hassan Sabah zu betrachten, der, wie Mahadi Obeidallah, der Gründer der Fatimidischen Dynastie in Aegypten, ein Anhänger der Ismaelitischen Secte, und in die Weisheit des Hauses von Kairo eingedrungen war. Er nahm in dem Koran nur einen allegorischen Sinn an, und erklärte, alle Gebräuche und äußere Handlungen seien für die Eingeweihten werthlos; eine Ueberzeugung, welche bei der sinnlich rohen Natur der Orientalen zur ausgeartetsten Frechheit und zu den wildesten Gräuelthaten führen mußte. Hassan, unter den Seinen als Prophet verehrt, erlitt eben darum von Anderen viele Verfolgungen, bis er sich, kurz vor der Zeit des ersten Kreuzzuges, 1090, der Feste Alamuth in den Gebirgen des alten Parthien's bemächtigte, und hier den Grund zu einer Macht legte, die unter acht Herrschern fortdauerte und sich bis nach Syrien verbreitete. Hier entstand ein zweiter Hauptsitz der Secte. Dem jedesmaligen Haupte derselben, der Alte vom Berge (Scheikh al Dschebal) genannt, leisteten die Assassinen einen Gehorsam, wie er wohl in der ganzen Geschichte ohne Beispiel ist. Ihr Name, welchen mehrere neuere europäische Sprachen zur Bezeichnung eines Mörders aufgenommen haben, lautet im Arabischen Haschischim, und kommt von einer Hanfart, Haschischa, aus der im Orient ein furchtbares Berauschungsmittel gezogen wird. Mit diesem wurden die Assassinen durch ihre Oberen in einen Zustand des glühendsten Sinnenrausches versetzt, in welchem sie alle Freuden des Paradieses zu genießen glaubten, und um sie wieder zu erlangen, Alles unternahmen und Alles wagten. Ward ihnen dieser Lohn verheißen, so verübten sie blindlings jede Mordthat; alle List und die höchste Kühnheit wandten sie auf, das bezeichnete Schlachtopfer sicher zu treffen, und lachten, wenn sie ergriffen wurden, der Martern. Ebenso bereitwillig stießen sie sich selbst den Dolch ins Herz, wenn es ihnen befohlen ward, in demselben Wahne, dadurch sofort zum Paradiese einzugehen. Den Christen und den Sarazenen gleich gefährlich, hielt sich die wild schwärmerische Rotte auf ihren festen Burgen in Syrien fast zwei Jahrhunderte.

Nach dem Tode Balduin's II.*) wurden die Gefahren für die

*) Auf Balduin II. folgte (1131) der Gemahl seiner Tochter Melisende, Fulco von Anjou. Als er im Jahre 1143 starb, war sein ältester Sohn Balduin erst dreizehn Jahre alt.

christlichen Staaten in Asien durch äußere Feinde und innere Zwistigkeit immer dringender. Als ein furchtbarer Gegner trat jetzt Emadeddin Zenki auf, der anfangs durch Sultan Mahmud II. (1118—1152), Barkiarok's Bruderssohn, Athabek (Regierungsverweser) in Mosul, dann unabhängiger Herrscher war, ein Fürst eben so thätig, sorgsam und gerecht für seine Unterthanen, als tapfer und listig gegen die Feinde. Er unterwarf sich alle kleineren Herrschaften der Türken vom Tigris bis an die Grenzen des christlichen Königreiches, mit Ausnahme von Damaskus, und eroberte dann während der Minderjährigkeit König Balduin's III. von Jerusalem die Stadt Edessa (1144); eine That, die bei den Muselmännern die höchste Freude erregte, weil Edessa für die festeste Vormauer der christlichen Herrschaft in Asien galt. Die arabischen Dichter preisen daher in begeisterten Gesängen diesen Sieg des Islam über das Evangelium, während die syrischen in Klageliedern den Verlust der heiligen und reichen Stadt betrauerten.*) Zenki wurde zwei Jahre nachher von einem Sklaven ermordet. Die Christen jubelten über den Tod eines solchen Gegners, aber vergeblich; denn Zenki wurde in allen Herrschertalenten, die er besaß, von seinem Sohne Nureddin noch übertroffen. Edessa wurde zwar von den Christen wieder genommen, aber schon am sechsten Tage nachher erschien Nureddin an der Spitze eines Heeres; die Christen waren zur Vertheidigung viel zu schwach, und erfuhren ein trauriges Schicksal. Die nicht durch das Schwert fielen, ließ Nureddin, ihre Untreue zu bestrafen, als Gefangene in Fesseln fortführen und die Stadt selbst zerstören.

---

5. Kaiser Lothar der Sachse.

(1125—1137.)

Da Heinrich V. keine Söhne hinterließ, und der Mannsstamm der salischen Kaiser mit ihm völlig erlosch, so mußte die Wahl jetzt wieder auf ein neues Geschlecht fallen, wodurch denn mannichfachen Hoffnungen und Bestrebungen ein weiter Spielraum eröffnet wurde. Am sichersten rechnete auf die Krone Herzog Friedrich von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen, ein Schwestersohn des verstorbenen Kaisers, und einer der

*) Wilken a. a. O. Th. II. S. 728. Es war eine Sage, daß Christus selbst den König von Edessa bekehrt habe.

mächtigsten Fürsten Deutschland's. Sein Oheim selbst schien ihn zum Nachfolger bezeichnet zu haben, da er sterbend alle Höfe, Güter, Burgen und Städte, welche dem fränkischen Geschlecht von Anfang gehört hatten und was unter vier Kaisern dazu gewonnen worden war, den beiden Hohenstaufischen Herzogen als Erbe übergab. Aber gerade dieses nahe Verhältniß zu jenem Kaiserhause, dem Friedrich, wie sein Vater, stets als treuester, thätigster Freund und Verwandter zur Seite gewesen war, erweckte ihm sofort in allen denen Gegner, die aus weltlichen oder kirchlichen Interessen Feinde des fränkischen Herrscherhauses gewesen waren und die nun in den Staufen nicht ohne Grund — wie die Folgezeit lehrte — nur eine Fortsetzung wie des Geschlechts, so auch derselben Sinnes- und Handlungsweise sahen und argwohnten. Namentlich mußte den päpstlich gesinnten Prälaten daran gelegen sein, statt einer der Hierarchie so feindlichen Politik, eine ihr günstigere Richtung auf den Thron zu setzen. Einer solchen konnte man sich fast für versichert halten, wenn es jetzt gelang, die Sachsen, durch alten Stammhaß den Franken entfremdet und unlängst mit dem heiligen Stuhle in der engsten Verbindung, in ihrem Herzog Lothar, der fast fortwährend an der Spitze der Widersacher Heinrich's gestanden hatte, emporzubringen. Wie immer, zeigte sich auch jetzt die Geistlichkeit durch Umsicht und Gewandtheit den weltlichen Fürsten weit überlegen. An ihrer Spitze stand Adalbert, der Erzbischof von Mainz, der nicht nur durch jene allgemeinen Gründe, sondern auch noch persönlich durch die ihm von Heinrich V. zugefügte Schmach zur angestrengtesten Thätigkeit gespornt, und dabei durch seine Stellung als Kanzler des Reiches wesentlich begünstigt wurde. Schon bei Heinrich's Begräbniß zu Speier hatte er seiner Pflicht gemäß das Einladungsschreiben zur Wahlversammlung an die Fürsten auf den Bartholomäustag erlassen. Es ist uns ein Schreiben an den Bischof Otto von Bamberg erhalten, dessen Verfasser wahrscheinlich Adalbert ist, und in dem es hieß: „Wir ermahnen euch, vorzüglich der Unterdrückung eingedenk zu sein, unter welcher alle bisher geseufzt haben, und Gott anzurufen, daß ein König gewählt werde, unter dem Kirche und Reich vom Joche befreit werden, und ihre Rechte behaupten können; wir aber mit dem uns untergebenen Volke der zeitlichen Ruhe genießen mögen.“ Und es gelang ihm in der That, in Verbindung mit zwei päpstlichen Legaten, die ganze Wahlsache zu leiten. Zwar versammelten sich auch jetzt wieder, wie bei Konrad's II. Wahl, in einem Lager am Rhein, nicht nur die Herzoge, Grafen, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte des Reichs, sondern auch so viele Lehnsmannen, daß ihre Zahl sich auf sechzigtausend belau-

ſen haben ſoll. Da aber weder geſetzlich noch herkömmlich feſtſtand, wer zur Wahl des Königs berechtigt ſei, ſo wurden auf Adalbert's Vorſchlag aus jedem der vier Hauptvölker, Baiern, Schwaben, Franken und Sachſen, zehn Häupter ausgeleſen, und dieſen aufgetragen, die der Krone Würdigſten zu bezeichnen. Sie gaben ihre Stimmen für die Herzoge Friedrich von Schwaben und Lothar von Sachſen, und für den Markgrafen Leopold von Oeſterreich, neben denen Otto von Freiſing noch den abweſenden Grafen Karl von Flandern nennt. Lothar und Leopold baten, ſie mit der Krone zu verſchonen; und als der Erzbiſchof ſie fragte, ob ſie dem, welchem die Uebrigen ihre Stimme geben würden, ohne Widerſpruch gehorchen wollten, bejahten ſie dies ohne Zögerung. Herzog Friedrich, der ſich anfangs ganz entfernt gehalten hatte und erſt nach jenem vorläufigen Wahlacte aus ſeinem Lager in der Stadt Mainz erſchienen war, merkte die Schlinge, die ihm Adalbert legte, und erwiederte ſeinerſeits: er müſſe ſich erſt mit den Seinen berathen. Sobald er ſich entfernt hatte, thaten ſeine Gegner Alles, ſein Betragen in ein gehäſſiges Licht zu ſetzen, und bewirkten am folgenden Tage, wiewohl unter großer Unordnung und nicht ohne heftigen Einſpruch, die Wahl Lothar's, deſſen Weigerung nicht ernſtlich gemeint geweſen war. Den anweſenden Legaten des Papſtes gelang es, die wenigen widerſtrebenden Biſchöfe zur Ruhe zureden; mehr Schwierigkeiten mochte es für Adalbert haben, auch den Herzog Heinrich den Schwarzen von Baiern, der der Schwiegervater des Staufen Friedrich war, für Lothar zu gewinnen. Es wird uns nicht berichtet, welche Mittel bei ihm angewandt wurden; daß man ihm aber große Verſprechungen machte, ſcheint aus der ſpäter geſchloſſenen Familienverbindung zwiſchen ſeinem Sohne und dem Kaiſer hervorzugehen. Als er endlich zugeſtimmt hatte, brachten die Vertreter der Kirche noch ihre beſonderen Forderungen an den Kaiſer aufs Reine; erſt dann ward Lothar am 30. Auguſt förmlich und einſtimmig gewählt. Dieſe Forderungen, die wahrſcheinlich ſogar urkundlich aufgeſetzt wurden, enthielten nichts geringeres, als daß die Kirche völlig frei ſein, daß der Kaiſer ſich alles Einfluſſes auf die geiſtlichen Wahlen enthalten, und erſt nach der Weihe dem gewählten Biſchof die Belehnung mit dem Scepter ertheilen ſolle. Hiermit gab Lothar im Grunde das kaiſerliche Anſehn und die Würde des Reiches ohne Noth preis; und er ſelbſt hat ſpäter oft Urſache gehabt, ſeine Nachgiebigkeit zu bereuen. Dennoch würde man Unrecht thun, wenn man die Gründe zu ſeinem Verfahren allein in der Selbſtſucht und Herrſchſucht finden wollte. „Er war wohl ſo ſehr aus innerer Ueberzeugung der Kirche ergeben, daß er ihr den

Vorrang vor der ſtaatlichen Gewalt freiwillig zuerkannte, und hat dieſe Geſinnung nicht nur in den früheren Kämpfen gegen Heinrich V., ſondern auch während ſeines ganzen nachherigen Lebens bewahrt*)." Freilich nöthigten ihn oft die thatſächlichen Verhältniſſe, vornehmlich die um dieſe Zeit häufig zwieſpältigen Biſchofswahlen, von dem eingeräumten Principe abzuweichen; ſo daß ein Zeitgenoſſe von ihm behaupten kann, er habe mehr verſprochen als gehalten. Ob es dem Laufe der deutſchen Kaiſergeſchichte eine andere Wendung gegeben haben würde, wenn er im Sinne der Salier und Staufen nicht in jene Forderungen gewilligt hätte, iſt ſchwer zu ermeſſen.

Als die Wahl Lothar's verkündet wurde, hatte ſich Herzog Friedrich zwar unterworfen, aber Unmuth und Groll, die Krone an den Sachſen gekommen zu ſehen, blieben in ſeinem Herzen, und keine allzu lange Zeit verging, ſo ſtand er den alten Feinden wieder mit den Waffen in der Hand gegenüber. Heinrich V. hatte ſeine durch des Vaters Unglück zerrüttete Hausmacht dadurch geſtärkt, daß er Güter und Lehen der wider ihn kämpfenden Fürſten einzog und zur Krone ſchlug. Mit ſeinem Erbe war ein großer Theil dieſer Beſitzungen in die Hände der ſtaufiſchen Neffen übergegangen. Von wem nun auch die Frage zuerſt aufgerührt wurde: Lothar legte 1125 einem Reichstage in Regensburg den Entſcheid darüber vor, ob die fraglichen Güter als dem Reiche angehörig oder als Privatbeſitz des vorigen Königs zu betrachten ſeien. Die Fürſten entſchieden zu Gunſten des Reiches und ſprachen, als Friedrich im folgenden Jahre einer desfallſigen Vorladung nach Straßburg nicht folgte, die Acht über ihn aus; worauf dieſer die Herausgabe der Güter um ſo mehr verweigerte und, nachdem er vernommen hatte, daß ein Feldzug gegen ihn beſchloſſen ſei, die Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer ſeinerſeits eröffnete.

Lothar fühlte ſich allein dieſem Kampfe nicht gewachſen; doch ſchien ein günſtiger Ausgang faſt gewiß, wenn es ihm gelang, zu ſeiner norddeutſchen Macht noch die großen Nebenbuhler der Hohenſtaufen in Süddeutſchland zu gewinnen, die Zähringer und die Welfen, deren Geſchlechter auch im Stammlande der Staufen, in Schwaben, reich begütert waren. Die Erſteren, das alte Geſchlecht der Grafen des Breisgaues, waren durch Berthold, dem die Kaiſerin Agnes das Herzogthum Kärnthen verliehen hatte, bedeutender als früher hervorgetreten; der Welfen Anſehen und Macht war noch bei weitem länger und feſter begründet.

*) Jaffé, Geſchichte des deutſchen Reiches unter Lothar dem Sachſen. Berlin 1843.

Wenn dieſe Familien ſchon ihres höheren Alters wegen mit Neid und Eiferſucht auf das junge, aber ſchnell emporſtrebende Geſchlecht der Hohenſtaufen blickten: ſo hatte noch insbeſondere in den langen Kämpfen, welche ſie zu Heinrich's IV. Zeit gegen daſſelbe geführt hatten, ihr Widerwille reiche und leidenſchaftliche Nahrung gefunden. Noch konnte die Zeit nicht vergeſſen ſein, wo Sachſen, Welfen und Zähringer im Bunde gegen jenen Kaiſer und die Hohenſtaufen geſtritten. Zwar hatte ſich darauf alles wieder friedlicher geſtaltet. Herzog Welf IV. von Baiern war, wie oben erzählt worden, zu Heinrich zurückgetreten (1095), und dieſer hatte dafür ſeinem Sohne Welf V. die Nachfolge in der herzoglichen Würde geſichert. Etwa um dieſelbe Zeit (1097) überließ auch Berthold von Zähringen — der Sohn jenes erſten Berthold, der eine Zeit lang Kärnthen inne gehabt — das Herzogthum Schwaben, über deſſen Beſitz er viele Jahre hindurch zuerſt für ſeinen Schwiegervater, den Gegenkönig Rudolf, dann für deſſen Sohn, und endlich, als auch dieſer (1092) geſtorben, für ſich ſelbſt gegen den älteren Friedrich von Hohenſtaufen gekämpft, freiwillig dieſem Letzteren, und erhielt dafür als Entſchädigung die Reichsvogtei über den Landſtrich von Zürich bis an die burgundiſche Grenze. Unter der folgenden Regierung hatten Zähringer wie Welfen dem Kaiſer treu gedient. Auf Welf V. (geſt. 1120) war ſein Bruder Heinrich der Schwarze gefolgt; und als nun Friedrich von Hohenſtaufen deſſen Tochter Judith heirathete, ſchien der Zwiſt beider Häuſer durch verwandtſchaftliche Bande vergeſſen und ausgeglichen. Schon dem Adalbert von Mainz war es indeß gelungen, ſie wieder zu trennen; und jetzt gelang es dem Kaiſer, dieſe Trennung vollends bis zum Bruche zu erweitern. Heinrich der Schwarze war nämlich im Jahre 1126 geſtorben und hatte Baiern ſeinem Sohne, Heinrich dem Stolzen, einem Fürſten von Kraft und Einſicht, hinterlaſſen. Dieſem bot nunmehr Lothar die Hand ſeiner Tochter Gertrude, ſeines einzigen Kindes an; und Heinrich widerſtand der Lockung um ſo weniger, da Judith um dieſe Zeit ſtarb. Er beſaß von ſeiner Mutter Wulfhilde, einer Tochter des Herzogs Magnus, ſchon einen Theil der billingiſchen Güter in Sachſen; jetzt eröffnete ſich ihm auch die Ausſicht auf die braunſchweigiſchen Lande, welche Lothar's Gemahlin Richenza, eine Enkelin Otto's von Nordheim, ſammt den Nordheim'ſchen dem Könige zugebracht hatte, ſowie auf andere Erbgüter deſſelben; ja noch mehr, bald belehnte ihn Lothar ſogar mit dem Herzogthum Sachſen ſelbſt. Entweder überſah der Letztere in ſeinem Eifer, wie gefährlich dem kaiſerlichen Anſehen die Vereinigung zweier mächtigen Herzogthümer unter ein Haupt werden

könne, und daß er gerade durch dieſen Schritt eine eben ſo große, ja noch größere Macht hervorrief, als die war, welche er ſtürzen wollte; oder es war ſeine Abſicht — und das iſt das Wahrſcheinlichere — auf dieſe Weiſe ſeinem neuen Eidam den Weg zum Kaiſerthrone zu bahnen, da er ſelbſt ohne männliche Nachkommen war. So kam eine umfaſſende, auf gemeinſame Intereſſen, Familienverhältniſſe und königliche Gunſtbezeugungen feſt begründete Vereinigung zu Stande; ihr trat auch Konrad von Zähringen, Berthold's Sohn, bereitwillig bei, als ihm Lothar die Grafſchaft Burgund ertheilte; ihre Wucht ſchien die Gegenpartei erdrücken zu müſſen.

Dennoch leiſteten die Hohenſtaufiſchen Brüder — Herzog Konrad war eben von einem Zuge nach Paläſtina zurückgekehrt — tapfern Widerſtand. Lothar konnte Nürnberg, welches zu ihnen hielt, nicht einnehmen. Konrad zog nach Italien, und Mailand, die mächtigſte und kühnſte Stadt der Lombardei, nahm ihn, wie einſt den rebelliſchen Sohn Heinrich's IV., mit Freuden auf; denn von ihm, der ohne Reichsheer kam, war keine ſtrenge Herrſchaft, wohl aber Hülfe gegen die Anſprüche des Kaiſers zu erwarten. Der dortige Erzbiſchof Anſelm krönte ihn zum König (1128). Da aber andere italieniſche Städte gerade darum wider Konrad waren, weil Mailand für ihn war, auch Honorius II. durch Ausſprechung des Bannfluchs ihn vieler Freunde und Anhänger beraubte: ſo konnte er in Italien wenig ausrichten und kehrte, nachdem er mehrere Jahre bedeutungslos in Italien zugebracht hatte, 1132 nach Deutſchland zurück. Unterdeſſen wurde die Aufmerkſamkeit von Lothar ſelbſt auf die Verhältniſſe jenſeit der Alpen gelenkt.

Nach Honorius' II. Tode (1130) wurden nämlich von den Parteien zu Rom zwei Päpſte aufgeſtellt, Innocenz II. und Anaklet II. Der Letztere, eines getauften Juden Enkel, hatte den römiſchen Adel und die Normannen, deren Oberhaupte Roger II.*) er den Titel eines Königs von Sicilien gab oder beſtätigte, auf ſeiner Seite; der Erſtere die Partei des noch immer zu Rom befindlichen kaiſerlichen Stadtpräfecten. Innocenz mußte weichen. Er ging perſönlich nach Frankreich, ſchickte Geſandte nach Deutſchland, und ward von beiden Königen anerkannt; bei Ludwig VI. war dies durch den Einfluß Bernhard's von Clairvaux, bei Lothar durch den Erzbiſchof Norbert von Magdeburg, den Stifter

*) Er folgte ſeinem Vater Roger I. im Jahre 1101 in der Herrſchaft über Sicilien, und da 1127 das Geſchlecht von Robert Guiscard ausſtarb, ſo vereinigte dieſer Roger II. Sicilien mit Apulien und Calabrien.

des Prämonſtratenſerordens, erreicht worden. Lothar ließ ihn zu einer Zuſammenkunft nach Lüttich einladen, und glaubte jetzt einen ſchicklichen Zeitpunkt gefunden zu haben, um die Wiederherſtellung der bei ſeiner Krönung aufgegebenen Rechte in Bezug auf die geiſtlichen Belehnungen zu erlangen; allein der Papſt war trotz ſeiner eigenen Noth ſo auf der Hut, und ward von dem beredten Abt Bernhard von Clairvaux ſo geſchickt unterſtützt, daß der König ſeine Hoffnung aufgeben mußte. Offenbar war der Zeitpunkt für den Kaiſer der allergünſtigſte; der Papſt irrte umher und hatte den Nebenbuhler Anaklet immer noch zu fürchten. Daß der Kaiſer aber ſeinen Vortheil nicht entſchiedener benutzte und von vornherein die Anerkennung des Papſtes von der Bewilligung ſeiner Forderungen abhängig machte, beruhte auf ſeiner perſönlichen Anſchauung der Verhältniſſe. Der Papſt wußte ihn durch Nachgiebigkeit in geringfügigen Dingen, wie in der Anerkennung des Biſchofs von Halberſtadt, zu gewinnen und erreichte dafür um ſo Größeres; er vermochte Lothar auch zur Zuſage eines Römerzuges.

Dieſer wurde 1132 unternommen, lief jedoch nicht eben glänzend ab. Da Lothar mit den beiden Hohenſtaufiſchen Brüdern immer noch im Kriege war, ſo fehlte ſeinem Gefolge ein großer Theil der oberdeutſchen Ritterſchaft, und die Mailänder eröffneten ihm ihre Thore nicht. In der roncaliſchen Ebene ſtieß der Papſt zu ihm, den er in Rom einführte, ohne doch den Gegenpapſt daraus vertreiben zu können. Beide Parteien verſchanzten ſich gegen einander; aus jeder Kirche und jedem Palaſte ward eine Feſte gemacht, und auf St. Peter's Zinnen ſtanden Wurfmaſchinen. Da die letztere Kirche, ſo wie die Engelsburg und Trastevere in den Händen der Anakletiſchen Partei war, ſo mußte die Kaiſerkrönung Lothar's gegen die hergebrachte Sitte in der Lateraniſchen Kirche vorgenommen werden. Lothar hätte hier zum zweiten Male eine treffliche Gelegenheit gehabt, für die königliche Macht gegenüber der geiſtlichen große Vortheile zu gewinnen, wenn er als Schiedsrichter zwiſchen den ſtreitenden Päpſten aufgetreten wäre; auch fehlte es nicht an Anerbietungen von Seiten Anaklet's. Aber er war eben nicht der Mann dazu, die ihm vom Glücke dargebotene Gunſt zu benutzen; auch waren die Mittel, über welche er zu gebieten hatte, in der That doch nur gering. Es befanden ſich blos 1500 Ritter in ſeinem Gefolge.

Der Streit über das Mathildiſche Allode wurde hier ſo entſchieden, daß der Papſt daſſelbe gegen einen jährlichen Zins von hundert Mark zunächſt dem Kaiſer und hierauf dem Herzog von Baiern, aber nur auf die Dauer ihres Lebens, zu Lehen übertrug. Dieſer Schritt iſt vielleicht

der unwürdigſte, zu dem ſich Lothar bereit finden ließ, und der päpſtliche Hof benutzte den Vorgang, um den Kaiſer in dem Verhältniſſe ſeines Lehnsmannes erſcheinen zu laſſen; denn einige Jahre nachher ſah man im Lateran ein Gemälde, welches Lothar vor dem Papſte knieend und von ihm, nicht etwa bloß die Belehnung über jene Güter, ſondern die ganze Krone empfangend vorſtellte, mit der Inſchrift: Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores; post homo fit papae, recipit quo dante conoram *).

Nach ſeiner Rückkehr, die Lothar bald nach der Krönung angetreten hatte, ſetzte er den Krieg gegen die Hohenſtaufen mit erneutem Eifer fort. Sein Schwiegerſohn Heinrich belagerte Ulm, ihren Hauptwaffenplatz, und legte die Stadt in Aſche. Hierauf ſuchten beide Brüder durch die Kaiſerin Richenza den Frieden nach. Auf einem Reichstage zu Bamberg (1135) that Friedrich einen Fußfall vor dem Kaiſer, und ein halbes Jahr ſpäter entſagte auch Konrad zu Mühlhauſen dem Königstitel; und ſo wurde der neunjährige Streit endlich beigelegt. Die Abſicht aber, in welcher der Kaiſer ihn unternommen, wurde nicht erreicht; denn die Hohenſtaufen gingen ohne weſentliche Verminderung ihrer Macht aus demſelben hervor. Beide Brüder erhielten Verzeihung, auch Erlöſung aus Reichsacht und Kirchenbann, empfingen den größten Theil der Saliſchen Erbgüter nur nicht als Alloden, ſondern als Lehen, und mußten verſprechen, den Kaiſer auf einem zweiten Zuge nach Italien, den ſeine Ehre forderte, zu begleiten. Der Gegenpapſt Anaklet hatte nämlich mit Hülfe der Normannen von Neuem ſich erhoben und den Innocenz wieder ganz aus Rom vertrieben, worauf ſich dieſer nach dem ſtets kaiſerlich geſinnten Piſa begeben hatte.

Der zweite Zug Lothar's (1136) ließ ſich nun allerdings glänzender an. Die Mailänder öffneten diesmal freiwillig ihre Thore, der Kaiſer hielt ſeinen lombardiſchen Reichstag auf den Roncaliſchen Feldern, ſaß zu Gericht und publicirte am ſiebenten November ein Edict gegen die Veräußerung von Lehnsgütern ohne Bewilligung des Lehnsherrn. Das Gebiet des widerſpenſtigen Cremona wurde verheert, Turin und Pavia mußten ſich unterwerfen; Piacenza nahm der Kaiſer mit ſtürmender Hand. Jetzt erſt, nachdem in Oberitalien Alles unterworfen war, wandte ſich Lothar ſüdwärts. In Bologna theilte er das Heer (1137), Heinrich von Baiern ging über den Appennin, eroberte Florenz, ging Rom vorüber, wo ſich Anaklet noch hielt, und drang nach Capua und Benevent

*) Radevicus Gesta Frid. I. 10.

vor, während Lothar ſelbſt am adriatiſchen Meer hinabzog. Roger's II. Herrſchaft in Unteritalien war ſelbſt noch ſchlecht befeſtigt; ſeit ſeiner Thronbeſteigung hatte er mit Aufſtänden der Barone und Städte, welche in den letzten Jahren von Innocenz und den Piſanern unterſtützt worden waren, einen faſt ununterbrochenen Krieg zu führen gehabt. Dieſe Umſtände erleichterten den Deutſchen die Eroberung. Heinrich vereinigte ſich, nachdem er Capua und Benevent genommen und unterworfen, vor Bari wieder mit dem Hauptheer. Auch Melfi und Salerno fielen, und die Piſaner zerſtörten ihre Nebenbuhlerin im Handel und Seeweſen, Amalfi, ſo daß dieſe Stadt ſich ſeitdem niemals wieder zu ihrem alten Glanze hat erheben können. Roger floh nach Sicilien; es ſchien, als wäre es mit der Herrſchaft der Normannen auf dem feſten Lande von Italien vorüber. Da erhob ſich aber Streit zwiſchen Innocenz, der keine zu feſte Begründung der deutſchen Macht in Apulien wünſchte, und dem Kaiſer, über die Frage, unter weſſen Oberhoheit die eroberten Länder ſtehen ſollten. Der Papſt behauptete, ihm gebühre die Einſetzung und Belehnung neuer Fürſten von Apulien, wie ſein Vorfahr Leo IX. gethan; Lothar machte dagegen die mehrfach errungene Abhängigkeit dieſer Länder vom Reiche geltend und erklärte die Lehnsherrlichkeit des heiligen Stuhles für Anmaßung und willkürlichen Eingriff in die kaiſerlichen Gerechtſame. Die deutſchen Krieger, ohnehin des Feldzugs müde, machten ihrem Unwillen gegen den Papſt, die Cardinäle und den Erzbiſchof von Trier, ſeinen Günſtling, dem ſie die Schuld der langen Verzögerung beimaßen, in einem wilden Aufſtand Luft. Lothar ſtillte zwar durch ſtrenges Eingreifen die Empörung, ſah ſich aber dennoch genöthigt, nach Zurücklaſſung einiger Mannſchaft in den feſten Plätzen, den Rückzug nach Deutſchland wieder anzutreten. Auf dieſem führte er Innocenz II. nochmals nach Rom und konnte ſo doch die Hauptzwecke des Zuges, Wiedereinſetzung des Papſtes und Demüthigung der Normannen für erreicht halten, bis ihn noch in Oberitalien die Botſchaft ereilte, Roger habe in Apulien ſchon wieder große Fortſchritte gemacht. Zu dieſen Widerwärtigkeiten kam außerdem eine Krankheit, die ihn zu Trient befiel und auf der Reiſe, zwiſchen dem Inn und Lech, in einer Hütte des Dorfes Breitenwang, ſeinem Leben eine Ende machte (3. Dec. 1137). Er hinterließ den Ruhm eines rechtſchaffenen und tapfern Mannes, der dem Drucke des Volkes nach Kräften geſteuert habe, wogegen er es unterlaſſen oder vermieden hatte, das Anſehn des Thrones da, wo es am meiſten erſchüttert war, in Italien und dem Papſte gegenüber wieder herzuſtellen.

Eine glänzende Seite ſeiner Regierung iſt die weite Ausdehnung

des deutschen Einflusses nach Norden und Nordosten. Magnus von Dänemark mußte von ihm seine Krone zu Lehen nehmen, die Wenden ließen sich das ihnen aufgedrängte Christenthum überall gefallen, König Sobieslaus von Böhmen leistete, nachdem er sich zuerst ihm widersetzt hatte, getreue Lehnsfolge. Die Erfolge gegen die Wenden verdankte er zum großen Theil der richtigen Wahl, wonach er die östlichen Marken besetzte; Holstein ward an Graf Adolf von Schaumburg, Meißen und die Lausitz an Conrad von Wettin, die Nordmark oder die Mark Salzwedel an Albrecht den Bär aus dem Hause Ballenstädt oder Askanien verliehen. Der Letztere eroberte Brandenburg für immer und öffnete mitten im Wendenlande der deutschen Colonisation ein neues Feld.

---

6. Konrad III.

(1138—1152.)

Die zuversichtliche Hoffnung, welche Heinrich, Herzog von Baiern und Sachsen, hegte, daß der Thron ihm zufallen würde, wurde vereitelt. Wie einst die beiden letzten fränkischen Kaiser die Hohenstaufen erhoben hatten gegen die widerstrebenden Sachsen, so hatte Lothar eine Stütze gesucht für sein Ansehen und seine Herrscherweise in den Welfen. Aber gerade die allzu hohe Steigerung der Macht dieses Hauses erzeugte dieselbe Furcht vor kraftvoller, durchgreifender Herrschaft, welche früherhin die Fürsten von Friedrich von Schwaben abgewendet. Denn dem Herzog Heinrich waren nunmehr nicht nur sämmtliche Suplinburgische Erbgüter sammt den Vermehrungen Lothar's zugefallen, sondern auch die Mathildischen Territorien; so daß er sich rühmen durfte, von der Nordsee bis zum Mittelmeer zu gebieten. Viele wandten dagegen ihre Augen auf Konrad von Staufen, den minder mächtigen, der in den letzten Jahren der vorigen Regierung durch Milde und Freundlichkeit beliebt geworden war. Selbst Papst Innocenz II., so große Verdienste sich auch Lothar um ihn erworben, wollte dennoch dessen Verwandten die Krone nicht zuwenden; er gab dem Legaten in Deutschland Befehl, für Konrad zu wirken, der keine Besitzungen in drohender Nähe von Rom hatte. Auch diesmal gab ein Geistlicher den weiteren Ausschlag. Der erzbischöfliche Sitz von Mainz war eben durch den Tod Adalbert's erledigt, der neu gewählte Erzbischof Arnold von Köln hatte das Pallium noch nicht

erhalten. So kam Alles auf Albero von Trier an, der ein geborener Franzoſe und der deutſchen Sprache nicht mächtig, einſt gegen den Willen Lothar's vom Papſte auf ſeinen Stuhl erhoben worden war und auch auf dem Römerzuge ſich eng an Innocenz angeſchloſſen hatte. Obgleich der allgemeine Wahltag auf Pfingſten (1138) zu Mainz feſtgeſetzt war, brachte Albero doch ſchon drei Monate zuvor eine Verſammlung der Hohenſtaufiſch Geſinten in Lützelcoblenz, einem Orte an dem linken Moſelufer, der Stadt Coblenz gegenüber, zu Stande, weil er befürchten mußte, daß Heinrich in ſeiner durchgreifenden Weiſe auf dem allgemeinen Wahltage auch Gewalt nicht ſcheuen würde, um ſeine Erhebung durchzuſetzen. Es waren außer dem päpſtlichen Legaten Dietwin nur der neugewählte Erzbiſchof von Köln, der Biſchof von Worms und die beiden Staufiſchen Brüder, Friedrich von Schwaben und Konrad, neben Albero zugegen. Hier nun wurde Konrad gewählt (am 7. März) und ſchnell darauf zu Aachen von dem päpſtlichen Legaten gekrönt (13. März). Damit kam die königliche Herrſchaft in Deutſchland an das Heldengeſchlecht der Hohenſtaufen, bei welchem ſie mit geringer Unterbrechung bis zum Jahre 1254 geblieben iſt.

Die Wahl war nicht zur beſtimmten Zeit, nicht am herkömmlichen Ort, nicht von den Stämmen geſchehen; ſie war, wie die Lothar's, nur Parteiwahl, aber noch unregelmäßiger, ungeſetzlicher und trugvoller als jene. So wie bei dieſem dritten Konrad war es einſt nicht hergegangen, da Konrad I. und Konrad II. ruhmwürdigen Andenkens durch den gemeinſamen Willen des Deutſchen Volkes auf den Thron erhoben wurden. Die Sachſen und die andern Völker, welche nicht bei der Wahl zugegen geweſen, wurden hierauf zu einem Reichstage nach Bamberg (auf Pfingſten) beſchieden, um dem neuen Könige die Huldigung zu leiſten. Die einzelnen ſächſiſchen und bairiſchen Fürſten erſchienen, ſelbſt die verwittwete Kaiſerin Richenza, nicht aber Heinrich. Da er auf einen zweiten Tag nach Regensburg vorgeladen ward, lieferte er indeß die Reichskleinode, in deren Beſitz er war, aus, und hoffte, nunmehr in allen ſeinen Ländern und Würden beſtätigt zu werden. Doch bald mußte er das Gegentheil erleben. Denn Konrad begann nun daſſelbe Verfahren gegen die Welfen, welches vorhin Lothar gegen ihn und ſeinen Bruder gerichtet hatte. Seine Regierung iſt das Gegenbild und die Wiederholung der früheren, nur der Stand der Parteien iſt verwandelt und die Angegriffenen ſind jetzt die Angreifenden. Zu Augsburg, wo ein abermaliger Tag angeſetzt war, erklärte Konrad, Heinrich's des Stolzen Macht ſei für Deutſchland's Ruhe zu groß, kein Fürſt dürfe nach altem Herkommen

zwei Herzogthümer zugleich besitzen, und der König werde entscheiden, wem das Herzogthum Sachsen zustehe, auf welches Albrecht der Bär Ansprüche machte. Indeß war das bewaffnete Gefolge, mit welchem Herzog Heinrich herbeigekommen war, so groß, daß Konrad sich in Augsburg nicht länger sicher glaubte, sondern nach Würzburg ging, wo er die Acht über ihn aussprach, im Beisein weniger Fürsten, ohne daß Heinrich gehört wurde, mit noch größerer Verletzung der Formen, als vordem Friedrich von Schwaben verurtheilt worden war. Konrad unterließ so wenig als Lothar, sich durch Bundesgenossen zu stärken. Graf Otto von Ballenstädt, Albrecht's Vater, hatte des Herzogs Magnus von Sachsen andere Tochter Eilike*) geheirathet und war durch diese in den Besitz der Hälfte der Billingschen Stammgüter gekommen, wie Heinrich durch seine Abkunft von Wulfhilde in den der andern Hälfte. Nach Magnus' Tode hatte er von Heinrich V. das Herzogthum Sachsen davon zu tragen vermeint. Aber seine Hoffnung wurde nicht erfüllt, ebenso wenig wie die seines Sohnes Albrecht, des späteren Markgrafen der Nordmark, als er nach Lothar's Erhebung die Belehnung mit Sachsen für sich erwartete. Jetzt endlich glaubte dieser sein Recht geltend machen zu können und war schon den Sachsen ins Land gefallen, als ihm Konrad zu Goslar das Herzogthum wirklich ertheilte. Darauf wurde Heinrichen auch das Herzogthum Baiern abgesprochen, welches der König seinem mütterlichen Stiefbruder, dem Markgrafen Leopold IV.**) von Oesterreich, gab. Damit begann denn der Kampf zwischen den Welfen und Hohenstaufen***) zum dritten Male, ein Kampf, der für das Schicksal von ganz Deutschland höchst folgenreich wurde.

Der allgemeine Neid gegen den mächtigen Heinrich erleichterte das Verfahren gegen ihn, und die bairischen Großen, bei welchen der Herzog wegen seiner durchgreifenden Herrschaft eben nicht beliebt war, fielen ohne Bedenken von ihm ab. Leopold eroberte Regensburg, durchzog das Land und unterwarf Alles mit leichter Mühe. Heinrich entfloh mit nur vier Begleitern nach Sachsen. Hier fand er größere Treue, Albrecht

*) Ob Eilike oder Wulfhilde die ältere der beiden Schwestern gewesen, ist bei dem Schwanken der Berichte nicht mehr festzustellen.

**) Agnes, Tochter Heinrich's IV. und Wittwe Friedrich's von Hohenstaufen, des ersten Herzogs von Schwaben, hatte 1106 Leopold III. Markgrafen von Oesterreich geheirathet.

***) Diese wurden auch Ghibellinen genannt, angeblich nach der italienischen Verstümmelung des Namens Waiblingen, eines Schlosses der Hohenstaufen in Schwaben.

wurde verjagt und selbst seine Erbgüter verwüstet. Da zog der König herbei mit Heeresmacht und lagerte an der Fulda, Heinrich stand mit seinem Kriegsvolk an der Werra. Indessen gelang es Albero von Trier, einen Stillstand zu vermitteln und Heinrich starb noch im Laufe desselben eines plötzlichen Todes (20. Oct. 1139). Indeß machte dies Ereigniß dem Kampfe doch kein Ende. Heinrich hinterließ einen zehnjährigen Sohn, wie er selbst Heinrich genannt; für diesen vertheidigte Gertrud, seine Mutter, und Richenza, seine Großmutter, Frauen von Geist und Kraft und hoch angesehen bei den Sachsen, das Herzogthum. In Baiern erhob Welf VI. von Altorf, Heinrich des Stolzen Bruder, Ansprüche auf die Erbfolge und focht glücklich gegen Leopold. Konrad kam wieder nach Franken herauf und belagerte Weinsberg in Schwaben über vier Wochen lang, als Welf mitten im Winter (1140, 21. Dec.) zum Entsatz der Stadt heranrückte. Hie Welf! Hie Waiblingen! begegnete sich der Schlachtruf *). Der König gewann das Treffen, und als die Stadt sich nun ergeben mußte, wurde nur den Weibern und Jungfrauen, die darin waren, die Gnade bewilligt, mit dem, was sie auf den Schultern tragen könnten, davon zu ziehen. Da luden die Weiber ihre Männer, die Jungfrauen ihre Freunde auf die Schultern, und zogen hinaus. Des Königs Bruder, Friedrich, wollte dies hindern, allein Konrad hielt sein Versprechen; ein königlich Wort, sagte er, dürfe nicht gebrochen werden.

Leopold IV. starb im nächsten Jahre, und Konrad belehnte den Bruder des Verstorbenen, Heinrich (welcher in der Geschichte von der Betheuerung, die er stets im Munde führte, den seltsamen Beinamen Jasomirgott führt), mit dem Herzogthume Baiern. Aber des langwierigen Kampfes müde, beförderte er zugleich die Heirath dieses Heinrich mit Gertrud, Heinrich's des Stolzen Wittwe, welche sich dadurch zur Verzichtleistung auf Baiern bewegen ließ (1142). Dagegen ertheilte der König dem Knaben Heinrich, Gertrudens Sohn, Sachsen wieder; und Albrecht der Bär mußte sich mit der Trennung seiner Markgrafschaft von der Sächsischen Hoheit und der Aussicht, seine Herrschaft unter den Slaven auszubreiten, begnügen. So hatte Konrad denn schon nach vier Jahren gegen das feindliche Haus weit mehr erreicht, als vormals Lothar in neun Jahren gegen das seinige, wenn auch Welf VI. den Krieg um

*) Es soll derselbe hier zum ersten Male gehört sein, — eine Annahme, die jedoch jetzt mit Grund bestritten wird. S. Jaffé, Geschichte Konrad's III. S. 35. N. 22.

Baiern gegen Heinrich Jasomirgott noch unermüdet fortsetzte. Das Königreich Arelat freilich ging um diese Zeit für den deutschen Einfluß verloren, als Raimund Berengar dort zur Herrschaft gelangte, und auch das Lehnsverhältniß von Böhmen ward lockerer.

In Italien war unterdeß Anaklet II. gestorben (1138), und Innocenz hatte nach einem vergeblichen Versuche, sich mit Roger von Sicilien durch die Entscheidung der Waffen auseinanderzusetzen, bei welchem er selbst gefangen genommen war, auch seine Königswürde anerkannt. Gerade damals bereiteten sich tiefgreifende Bewegungen in Rom selbst vor, die auf nichts Geringeres hinausgingen als darauf, der Kirche alle weltliche Macht zu entziehen. Ursachen aus der Nähe wie aus der Ferne wirkten hier zusammen. Die Kirchenspaltung zwischen Innocenz und Anaklet hatte verderblich auf die Geistlichkeit, zumal in Rom, gewirkt; ihre Hoffahrt und Weltlichkeit, Bestechlichkeit und Unfrömmigkeit ward selbst von den treuesten Anhängern der Kirche bitter getadelt. Und gerade jetzt war in Frankreich der große Peter Abälard, der Schöpfer des christlichen Rationalismus, aufgetreten, der zuerst die Vernunft neben dem Glauben zu ihrem Rechte brachte, und dessen Schüler seine Beweisungen auf die Schrift und die ersten Kirchenväter nach allen Richtungen der abendländischen Kirche verbreiteten. In Italien, und am meisten in Rom selbst, lag es nahe, mit der apostolischen Zeit, auf die von den Anhängern wie von den Gegnern Abälard's zurückgegangen wurde, die Gegenwart in ihrer Praxis zusammenzuhalten; ein Vergleich, der ganz natürlich zu Ungunsten des augenblicklichen Zustandes ausfiel. Man ging weiter und bestritt die Schenkung des Kaisers Constantin an den römischen Bischof; man folgerte, daß Papst und Geistlichkeit zu weltlichem Besitze schlechterdings nicht berechtigt seien. Gedanken an Rom's einstige Größe setzten sich hiermit in Verbindung; man berauschte sich an den Erinnerungen des Alterthums und kam auf den seltsamen Einfall, daß man den alten Freistaat Rom wiederherstellen könne. Geweckt und angeregt wurden diese Ideen zuerst durch die Predigten eines merkwürdigen Mannes, des Arnold von Brescia. Einer der eifrigsten Schüler Abälard's, hatte er den Gedanken von der Trennung geistlicher Würde und irdischer Gewalt, zu dem der große Lehrer selbst kaum gelangt war, insbesondere ausgebildet. Geistige Schärfe, hervorragende Beredsamkeit, unerschrockene Strenge der Schlußfolgerung, die die Menge um so mehr anzuziehen pflegt, je mehr sie unerreichbare Ziele verfolgt, vor Allem der Ruf tadellosesten Wandels, den selbst seine heftigsten Widersacher, wie der heilige Bernhard, nicht anzufechten wagten, unterstützten

ihn und machten ihn zu einem wahren Volksprediger. Er hielt das Bild, das ihm von der Wirkſamkeit der Apoſtel aus der erſten chriſtlichen Zeit vorſchwebte, dem weltlichen Treiben der Geiſtlichen ſeines Jahrhunderts entgegen; und wenn Gregor VII. der Verweltlichung derſelben dadurch abzuhelfen geſucht hatte, daß er alle Verbindung zwiſchen Kirche und Staat abſchnitt, ſo meinte Arnold den Grund des Uebels, das ungeachtet der Gregorianiſchen Reformen nicht abgeſtellt war, deutlicher zu ſehen und glaubte es an ſeiner Wurzel angreifen zu müſſen. Alle Reichthümer der Kirche, aller Güterbeſitz, alle Hoheitsrechte ſollen aufgegeben werden — ſo predigte er; ſie entfernen die Geiſtlichen von ihrem Beruf, hindern die Reinheit ihres Wandels, verlocken ſie zu Laſtern und Sünden, geben ihnen dem Chriſtenthum fremde Intereſſen. Es ſoll hinfort kein Geiſtlicher Eigenthum, kein Biſchof Lehen beſitzen, alles irdiſche Gut gehört den Fürſten und den Leuten dieſer Welt. Von den Opfern und Zehnten der Gläubigen lebt die gereinigte Kirche Chriſti. Es war das eine ganz neue Anſicht von der Stellung der Kirche; ſie ſollte nur die innere und geiſtige Herrſchaft des Chriſtenthums über die Welt haben, nicht auch jene äußere, auf Beſitzthümer, Rechte, feſte Ordnung, unabhängige Stellung der Glieder und des Oberhaupts gegründete, welche Gregor zu vollenden getrachtet hatte.

Arnold fand einen guten und empfänglichen Boden für ſeine Lehre in Oberitalien, wo er zuerſt auftrat. Den lombardiſchen Städten, welchen hauptſächlich biſchöfliche Rechte im Wege ſtanden, konnte nichts erwünſchter ſein, als die Erklärung, daß ein Geiſtlicher nur unbefugt politiſche Rechte beſitzen könne. Und jener andere Punkt der Lehren Arnold's enthielt faſt noch gewichtigere Momente für die unmittelbare Entwickelung der Verhältniſſe in Italien. Da er die Stadtgemeinden mit den Republiken des Alterthums verglich, auch die Lombarden durch ſeine Anſicht von der Kirche eine theoretiſche Rechtfertigung für langjährige Bemühungen empfingen: ſo ſahen dieſe jetzt plötzlich ein glänzendes Ideal für ein noch nicht zum Bewußtſein gekommenes Streben lebendig vor ihren Blicken.

Auf einer großen Synode, welche 1139 im Lateran zuſammentrat, war Arnold angeklagt worden. Er entwich über die Alpen nach Zürich. Aber ſeine Worte waren bis nach Rom gedrungen. Das Volk hielt eine große Verſammlung auf dem Kapitol, erwählte einen Senat, dem es einen Patricius in der Perſon Jordan's, eines Bruders des verſtorbenen Gegenpapſtes Anaklet, zur Seite ſetzte, und kündigte dem Papſte an, daß ſeine Herrſchaft über die Stadt zu Ende ſei. Innocenz II. und Cöleſtin, ſein Nachfolger, ſtarben unter dieſen Unruhen (1143). Von Lucius II.

verlangten die Republikaner Uebergabe aller Güter, Einnahmen und weltlichen Rechte an den erwählten Patricius. Mit bewaffneten Haufen stürmte der Papst das Kapitol. Er wurde zurückgeschlagen und starb an seinen Wunden. Arnold kam darauf selbst nach Rom und trat an die Spitze der Volkspartei. Vollständig sollte die alte Verfassung wiederhergestellt werden. Zwei Consuln sollten als leitende Behörde dem Staate vorstehen; der Senat hundert Mitglieder zählen. Ebenso sollte der Ritterstand und die Volksmacht neu begründet werden. Der nach Lucius gewählte Eugen III. (1145) mußte vor dem großen Eifer der Römer für die Republik nach Frankreich entweichen. Jene aber schrieben nun dem König Konrad: sie hätten die Päpste, diese ärgsten Feinde aller Kaiser, aus Rom vertrieben; er möge kommen, und in der Hauptstadt der Welt freier herrschen als irgend einer seiner Vorfahren. Es ist sehr bemerkenswerth, daß in dem neuen Staatsgebäude dem Kaiser die oberste Spitze zugedacht war, daß auch die Ernennung der Päpste ganz in seine Hand gelegt werden sollte, obwohl seine Herrschaft in Rom selbst wieder durch Senat und Volk beschränkt wurde. Allein das ganze Gebilde paßte wenig zu den übrigen Institutionen der Zeit, und Konrad kannte den Wankelmuth und die Unzuverlässigkeit des römischen Volkes zu gut, als daß er lockenden Schmeichelworten Gehör gegeben hätte. Dagegen ließ er sich zu einem Kreuzzuge nach Palästina bewegen, der weder rühmlich noch glücklich für ihn endete.

---

7. Der heilige Bernhard.

(Geb. 1091, gest. 1153.)

Als die Kunde von dem traurigen Falle Edessa's in die Abendländer drang, verbreitete sie große Bestürzung, und machte die Begierde, in das heilige Land zu ziehen, von Neuem rege. Zur That trieb diese Begeisterung der berühmteste aller damals lebenden Geistlichen, der heilige Bernhard. Dieser, zu Fontaines in Burgund unweit Dijon aus einem alten adeligen Geschlechte geboren, hatte einen lebendigen, feurigen Geist, zugleich aber eine tiefeingepflanzte Liebe zum einsamen, betrachtenden Leben, welche ihn den Mönchsstand mit großem Eifer ergreifen ließ. Er begnügte sich aber nicht, diesen Vorsatz für sich selber auszuführen, sondern suchte auch Freunden und Verwandten, so viel er konnte, seine

Neigung mitzutheilen und ſeine Ueberredung riß Viele mit fort. Es erregte Aufſehen, eine große Anzahl junger und alter Männer durch die Beredtſamkeit und Kraft eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings zur Entſagung von Gut, Ehre und Familie entſchloſſen zu ſehen. Bernhard wählte keines der reichen und berühmten Klöſter, wie das zu Cluny, deſſen Aebte von Päpſten und Kaiſern hochgeehrt wurden, ſondern ein armſeliges, das nur noch wenige Mitglieder zählte, weil die Armuth und außerordentliche Strenge die Meiſten abſchreckte, das Kloſter Ciſtercium (Citeaux) in einer wilden Einöde im Herzogthum Burgund. Schon in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts hier erwarb er ſich Aufmerkſamkeit und Bewunderung durch ſeine mit Zurückziehung in ſich ſelbſt verbundene Thätigkeit, wie durch die Gewalt, mit der er ſeine ſinnliche Natur beherrſchte. Sein Ruf zog bald Mehrere nach Citeaux hin, das Kloſter vermochte die vergrößerte Zahl der Mönche nicht mehr zu faſſen, und es wurden noch andere angelegt, unter ihnen das in kurzer Zeit weitberühmte von Claravallis (Clairvaux), zu deſſen Abt Bernhard ernannt wurde (1115). Er war ſchon von Natur zart und hinfällig; nun hatte vollends das ſtrenge Leben ſeinen Körper ſo abgezehrt, daß er eher einem Todten glich als einem Lebenden; Kaiſer Konrad mußte ihn in Frankfurt aus dem lebensgefährlichen Gedränge einer Kirche auf eigenen Armen hinaustragen. Dennoch war ſeine Thätigkeit nicht zu ermüden. Leſen und Forſchen in der heiligen Schrift war für ihn die Hauptbeſchäftigung *), wenn er auch ſonſt freudig und demüthig an geringen Handarbeiten Theil nahm. Sein Geiſt und ſein Beiſpiel beſeelte das ganze Kloſter. „Es war," ſagt ein Zeitgenoſſe, „ein öder Platz zwiſchen finſteren Wäldern, von Bergen eingeſchloſſen; wer von den Bergen herabkam, fand in jenem Thale voller Menſchen, wo keiner müßig ſein durfte, jeder arbeitete und mit dem ihm übertragenen Werke beſchäftigt war, mitten am Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräuſch der Arbeitenden und die Lobgeſänge auf die Gottheit. Dieſe Stille erregte eine ſolche Ehrfurcht bei den vorübergehenden Laien, daß ſie ſich ſcheuten, von anderen als von heiligen Dingen hier zu reden."

Schon bei Bernhard's Leben verbreitete die große Verehrung für

*) Ueber das Studium der Wiſſenſchaften äußert er in den Homilien über das Hohelied Salomo's, ſeinem berühmteſten Werke: sunt qui scire volunt, eo tantum fine, ut sciant, et hoc est inutilis curiositas; alii ut sciantur, et hoc est superba vanitas, alii, ut scientiam vendant pecunia vel inde panem lucrentur, et hoc est turpis quaestus — tu autem disce et ut aedificeris et ut aedifices; illud religio est, hoc charitas.

ihn den Glauben, daß er Wunder thue, und in ihm selbst war die Zuversicht lebendig, es würde für das, was er zu großen und heiligen Zwecken wolle, Wunderbares geschehen. Aus den verschiedensten Ständen eilten Leute herbei, Bernhard zu sehen, seinen Rath und seine Belehrungen zu vernehmen; auch die stürmische Gewalt kriegerischer Ritter beugte sich vor der Uebermacht des Geistes, die sich ihnen hier in unscheinbarer Hülle entgegenstellte. Mit den Angesehensten des geistlichen und weltlichen Standes in und außer Frankreich stand Bernhard in Verbindung, an den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche nahm er thätigen Antheil, redete gegen Unordnungen, herrschende Laster und Mißbräuche unter den Geistlichen mit strafendem, rücksichtslosem Ernste. Für Unterdrückte und Leidende verwandte er sich bei den Großen durch Fürbitten und ernste Rüge des ihnen geschehenen Unrechts; die Unabhängigkeit der Kirche vertheidigte er gegen Monarchen, und scheute auch gegen Päpste freimüthigen Widerspruch nicht, wo diese der Wohlfahrt des Ganzen zuwider handelten*). In dem Streite zwischen den Päpsten Anaklet und Innocenz war er die vorzüglichste Stütze des Letztern. Seine Beredtsamkeit verschaffte Innocenz Anerkennung auf einer Versammlung der Bischöfe, welche König Ludwig VI. von Frankreich zur Entscheidung dieser Frage veranstaltet hatte. Er begleitete den Papst nach Lüttich zu König Lothar, dann nach Rom, und kämpfte überall für dessen Sache. Auf sein Wort horchte die Bevölkerung des gesammten Abendlandes; seine Briefe, die sich durch Zierlichkeit des Stiles wie durch Genauigkeit der Bilder auszeichnen, gingen durch alle Länder; Papst Eugen III. bekannte seine unbedingte Ehrfurcht vor ihm. Aber er war nicht allein für seine Zeitgenossen eine der angesehensten und verehrungswürdigsten Persönlichkeiten; seine Bedeutsamkeit reicht weiter, sie ist geradezu welthistorisch. Denn „zwischen Gregor VII. und Innocenz III. darf er allein als der einzig ebenbürtige Beförderer der katholischen Kirche genannt werden. Nicht nur, daß er sie gegen äußere Angriffe und innere Spaltungen vertheidigte, daß er dem Verfall der Askese steuerte, indem er den verweichlichten Cluniacensern die Ordnung von Citeaux und Clairvaux entgegensetzte; er hat sie auch weiter fortgebildet, indem er nicht einen Vernichtungskampf gegen Cultur und Politik versuchte, sondern die Gegner auf eigenem Felde zu schlagen bemüht war, indem er die kirchliche Philosophie pflegte, bis sie den Angriffen der Scholastik gewachsen war“**).

*) Neander, der heilige Bernhard und sein Zeitalter. Abschnitt I.

**) Vgl. v. Sybel, Ueber den zweiten Kreuzzug in Ad. Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Bd. IV. 204.

Die Briefe, in welchen der König und die Barone Jerusalem's ihre Bedrängniß nach dem Verluste von Edessa schilderten, drückten ein besonders großes Vertrauen auf die bewundernswürdige Tapferkeit der französischen Ritter aus, und erweckten bei diesen große Bereitwilligkeit, solchen Erwartungen zu entsprechen. Manche, deren Gewissen von Sündenschuld geängstigt wurde, beschlossen, es durch tapfern Kampf für die Sache Gottes davon zu reinigen. Zu diesen gehörte auch König Ludwig VII. von Frankreich. Er hatte einige Zeit vorher seinen Vasallen, den Grafen Thibaut von Champagne und Blois, Bruder des Königs Stephan von England (s. unten), bekriegt, und Vitry mit Sturm erobert; da war von seinen Kriegern eine Kirche angezündet worden, in welcher die Flammen dreizehnhundert Menschen verzehrten. Hierüber machte er sich heftige Vorwürfe und ergriff gern die Gelegenheit, diesen Frevel durch einen Zug ins heilige Land abzubüßen. Bernhard wurde um Rath gefragt, wollte aber ohne den Papst nicht entscheiden. Eugen III. antwortete beifällig, und gab Bernhard den Auftrag, das Kreuz zu predigen. Man kann denken, mit welchem Eifer dieser einen solchen Beruf ergriff, mit welchem Nachdruck er ihn zu erfüllen strebte. Auf einer überaus zahlreich besuchten Versammlung zu Vezelay (um Ostern 1146) nahm König Ludwig das Kreuz, mit ihm seine Gemahlin, sein Bruder, viele Grafen, Bischöfe und Edle. Bernhard mußte die Kreuze viel mehr ausstreuen als austheilen, und da die vorhandenen nicht hinreichten, zerschnitt er seine eigenen Kleider zu Kreuzeszeichen. Durch ganz Frankreich fuhr nach funfzig Jahren das alte „Gott will es!" abermals wie ein Lauffeuer, und Bernhard konnte bald dem Papste von der gesegneten Wirkung seiner Predigten Bericht erstatten. Zugleich ermahnte er die Deutschen in kräftigen und dringenden Briefen, nicht zurückzubleiben.

Unter diesen trat in den Rheingegenden ein Mönch, Rudolf, als Kreuzprediger auf. Er entflammte die Wuth des Volkes wider die Juden, von denen viele mit schrecklichen Grausamkeiten ermordet wurden, bis König Konrad und die rheinischen Erzbischöfe, Arnold von Köln und Heinrich von Mainz, dem Unwesen Einhalt thaten. Bernhard äußerte sich in einem Briefe an den Erzbischof Heinrich mit heftigem Unwillen darüber. „Siegt die Kirche, schrieb er, nicht weit herrlicher über die Juden, wenn sie sie täglich widerlegt oder bekehrt, als wenn sie sie alle auf einmal durch das Schwert vertilgt? Soll vergeblich sein jenes allgemeine Gebet der Kirche, das von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für die ungläubigen Juden gehalten wird, daß Gott der Herr die Hülle von ihrem Herzen nehmen, daß er sie aus ihrer Finsterniß zum

Licht der Wahrheit erhoben möge? Denn ohne die Hoffnung, daß die Ungläubigen einst zum Glauben gelangen werden, würde es überflüssig und vergeblich scheinen, für sie zu beten." In Frankreich ward ein ähnlicher Sturm durch die Bemühungen des Abtes Peter von Cluny beschwichtigt *).

König Konrad III., der, wie oben erwähnt, schon früher einmal in Palästina gewesen war, zeigte nicht viel Verlangen zu einer zweiten Kreuzfahrt. Bernhard kam nach Deutschland, doch auch seinen persönlichen Vorstellungen schien es anfangs bei dem Könige nicht gelingen zu wollen. Als er aber zu Speier nach der Messe plötzlich eine ergreifende Anrede an Konrad hielt, von den Wohlthaten sprach, welche er von Gott empfangen, Güter und Reichthum und die höchste weltliche Herrschaft und schöne Gaben der Seele und des Leibes, und die er nun nicht vergelten wolle; als er ihn an das jüngste Gericht erinnerte und an die schwere Rechenschaft, welche Gott wegen solcher Undankbarkeit von ihm fordern werde: da rief der fromme König mit weinenden Augen aus: „Ja, ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will nicht länger undankbar sein. Ich bin bereit, ihm zu dienen, weil er mich selbst dazu ermahnt." Sogleich bezeichnete ihn Bernhard mit dem Kreuz, und überreichte ihm eine Fahne zum Siegespanier gegen die Ungläubigen. Konrad's Beispiel entflammte viele deutsche Fürsten und Herren, selbst seinen alten Gegner Welf VI., und den Kern der deutschen Jugend, ihm nach dem heiligen Lande zu folgen.

---

8. Der zweite Kreuzzug.

(1147—1149.)

Im Frühling des Jahres 1147 verließ das deutsche Heer stattlich und zahlreich (es zählte allein siebzigtausend schwer geharnischte Reiter ohne die leicht bewaffneten und das Fußvolk) die Heimath, und zog durch Ungarn und das griechische Reich. Hier erhoben sich alsbald die früheren Streitigkeiten; die Griechen, welche erfahren hatten, daß auch die

*) Dieser gab dem Könige Ludwig freilich den schlimmen Rath, welchen die Fürsten der späteren Zeit nur zu oft befolgt haben, ihnen das Leben gegen Herausgabe der Güter zu lassen: reservetur eis vita, auferatur pecunia.

Ankunft des apulischen Königs Roger zu erwarten stehe, ihres hartnäckigsten Feindes, gegen den früher Kaiser Emanuel sich mit Konrad verbunden hatte, und der seine Theilnahme am Kreuzzuge in der That gleichfalls zugesagt, trauten den Pilgern böse Absichten zu, übervortheilten sie bei dem Verkaufe der Lebensmittel, und suchten ihnen Schwierigkeiten in den Weg zu legen, während die Deutschen mit Gewalt nahmen, was ihnen zu theuer schien, oder wozu das Geld ihnen gänzlich fehlte. Nach manchen Zwistigkeiten und blutigen Händeln wurde das Heer nach Asien übergeschifft. Dort entstand Streit, ob man den kürzern aber gefährlichern Weg über Iconium, oder den längern aber sicherern längs der Meeresküste einschlagen solle. Konrad wählte das Erstere. Bald fanden die Deutschen Ursache, hier ebenso über den bösen Willen der Griechen zu klagen, als in Europa. In die Städte ließ man sie nicht ein; Lebensmittel wurden entweder gar nicht geliefert, oder für vieles Geld von den Mauern an Stricken herabgelassen, und erst nachdem das Geld hinaufgezogen war; ja manche ließen trüglich das Seil, wenn sie das Geld oder Silber empfangen hatten, gar nicht wieder hinunter, und spotteten der lauten Klagen, in welche die Hungrigen ausbrachen. Sie reichten auch wohl Speisen hinab, die aus Mehl und Kalk bereitet waren, und deren Genuß den gierigen Empfängern den Tod brachte. Immer tiefer kam man in das Land, aber Iconium wollte sich nicht zeigen, und die Pilger wurden erbittert über die griechischen Wegweiser. Doch wie groß war ihr Schrecken, als diese an einem Morgen gänzlich verschwunden waren! Sie hatten die Deutschen an einen Ort geführt, wo sie den Seldschucken in die Hände fallen mußten, von denen sie gewonnen sein mochten. Noch berathschlagte man, wie aus der wüsten, wasserlosen Einöde, in der man sich befand, herauszukommen sein möchte, als sich die zahllosen Schwärme der türkischen Reiter zeigten. Diese konnten hier alle Vortheile ihrer bekannten Fechtart im vollen Maße geltend machen. In wenigen Tagen war das deutsche Heer den unaufhörlichen Angriffen der rüstigen und leichtbeweglichen Feinde fast gänzlich erlegen; kaum der zehnte Theil entrann, unter ihnen König Konrad, der sich nach Nicäa begab, wo er den König Ludwig mit seinen Schaaren erwartete. Es war bei der Stimmung der Griechen natürlich, daß sie den Geschlagenen, seiner Kriegsmacht Beraubten weit lieber sahen, als den Führer zahlreicher Schaaren wider den gemeinsamen, unversöhnlichen Feind.

Indeß ging es den Franzosen nicht besser. Sie hatten, an sechzigtausend Mann stark, denselben Weg, den die Deutschen genommen, nach Griechenland eingeschlagen und dort ungefähr mit den nämlichen Schwie-

rigkeiten zu kämpfen. In der Gegend von Nicäa stießen sie auf die Trümmer des geschlagenen deutschen Heeres, und um ähnliche Gefahren zu vermeiden, schlug Ludwig die Straße über Smyrna nach Ephesus ein; die Deutschen mit ihm. Kaum hatten sie den Mäander überschritten, so erschienen die Türken, die bald einen Theil des getrennten Heeres überfielen und die Meisten niederhieben. Die Uebrigen erreichten Attalia, eine Seestadt in Pamphylien, von wo aus sich der König mit weniger Begleitung nach Antiochien einschiffte; die anderen Pilger sollten von den Griechen, einem abgeschlossenen Vertrage zufolge, zu Lande eben dahin geleitet werden. Statt aber ihr Wort zu erfüllen, verriethen sie die unglücklichen Kreuzfahrer an die Türken, plünderten sie aus, stießen sie in enge, finstere Wohnungen und ließen sie dem Hunger und der Seuche zum Raube. Da begaben sich in ihrer höchsten Bedrängniß mehrere Tausende freiwillig in die Gefangenschaft der Seldschucken, von denen sie eine bessere Behandlung erhielten, als von der Bosheit und Grausamkeit ihrer christlichen Glaubensgenossen.

König Konrad war auf halbem Wege, nachdem er die Ueberbleibsel seines Heeres unter der Führung Ludwig's gelassen hatte, umgekehrt und hatte sich mehrere Wochen zur Herstellung seiner Gesundheit in Constantinopel aufgehalten, wo er vom Kaiser gastlich und ehrenvoll aufgenommen wurde. Im Frühjahr 1148 ging er wieder unter Segel und traf mit dem französischen Könige in Jerusalem zusammen, wo beide einen Zug gegen Damaskus in Gemeinschaft mit Balduin III. verabredeten. Diese Unternehmung wurde durch einen verrätherischen Rath der morgenländischen Christen vereitelt, deren einige schändlich genug waren, von den Muselmännern Gold zu nehmen, um die Aufhebung der Belagerung zu bewirken. Durch so viel traurige Erfahrungen im hohen Grade unmuthig gemacht, kehrten die abendländischen Könige in ihre Reiche zurück (1149).

Hier erhob sich bitterer Tadel gegen den Abt Bernhard, weil er mit so großer Zuversicht einen glücklichen Ausgang geweissagt, und dadurch viele Tausende in ihr Verderben gerissen habe. Bernhard, der selbst den tiefsten Schmerz empfand, rechtfertigte sich gegen diese Vorwürfe, indem er den unglücklichen Erfolg des Kreuzzuges, der allerdings als ein Werk Gottes unternommen sei, von den Lastern und Vergehungen der Fürsten und Ritter herleitete, die sich in ihrem Leben nicht würdig bewiesen, der Gottheit als Werkzeuge zu dienen. In einer Zuschrift an den Papst Eugen führte er das Beispiel Mosis an, welcher das jüdische Volk, weil es halsstarrig war und ungehorsam gegen Gottes Gebote,

nicht in das verheißene Land brachte, wiewohl er Alles auf Gottes Befehl gethan. „Es ist mir das Geringste," setzte er hinzu, „gerichtet zu werden von Denen, welche das Gute böse und das Böse gut nennen, das Licht in Finsterniß und die Finsterniß in Licht verkehren. Denn so eines von beiden geschehen soll, so will ich lieber, daß die Menschen wider mich, als wider Gott murren."

Konrad III. mußte bald nach seiner Rückkehr aus Palästina seinen bereits 1147 zum Nachfolger im Reiche erwählten Sohn Heinrich sterben sehen (1150); und zwei Jahre darauf, am 15. Februar 1152, raffte ihn selbst zu Bamberg der Tod dahin, als er eben den unglücklichen Ausgang eines Zuges gegen Heinrich den Löwen vor Augen sah. Den Kaisertitel hat er nie geführt, da er nicht in Italien gekrönt ist. Wie sein Kreuzzug erfolglos blieb, so fruchteten auch seine Bestrebungen in Deutschland, den Zwist der beiden großen Geschlechter durch die Schwächung des Welfischen zu enden, nichts; ebenso wenig glückte es ihm, das Ansehn des Reiches über die Nachbarländer zu erhalten. Aber es gereicht ihm zur Ehre, daß er die natürliche Liebe zu seinem noch unmündigen Sohne Friedrich gegen das Interesse der Krone zurückstellte und sterbend seinen Neffen, den Herzog Friedrich von Schwaben, zu seinem Nachfolger empfahl.

---

9. Kaiser Friedrich I. (Barbarossa).

(Reg. 1152—1190.)

Indem König Konrad auf dem Sterbebette seinem Neffen Friedrich die Reichskleinodien übergab, hatte er selbst zu erkennen gegeben, daß es einer festen und sichern Hand für die Zukunft bedürfe. In der That waren von diesem Friedrich, der damals etwa dreißig Jahre zählte, auf dem letzten Kreuzzuge und auch sonst Proben großer und seltener Eigenschaften gegeben worden; auch hoffte man von ihm, der von väterlicher Seite ein Hohenstaufe und durch seine Mutter Judith, die Tochter Herzog Heinrich's des Schwarzen von Baiern, ein Abkömmling der Welfen war, aufrichtige und dauernde Versöhnung des heftigen Streites der beiden Geschlechter. So wählte man ihn denn zu Frankfurt am Main in voller Fürstenversammlung einstimmig (4. März 1152), mit lauter und freudiger Zustimmung des aus allen Gegenden in großer Zahl ver-

sammelten Volkes. Die Krönung geschah darauf am 10. März in der Kirche zu Aachen.

Friedrich I. ist einer der größten Regenten des Mittelalters, und nach ihm hat keiner das Kaiserschwert mit solcher Kraft geführt. Seine erste glänzende Handlung war die Entscheidung eines Thronstreits zwischen zwei dänischen Prinzen, Swen und Knud, die sich 1152 auf einem Reichstage zu Merseburg einstellten. Er entschied, daß Swen König von Dänemark bleiben, seine Krone von Deutschland zu Lehen nehmen und Knud mit Seeland entschädigen solle; ein Ausspruch, dem sich vor der Hand wenigstens der Erstere fügen mußte. Zugleich beendigte er hier den alten Hader zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären; den Ersteren wußte er dadurch an sich zu fesseln, daß er ihm die Vergünstigung gab, jenseit der Elbe Bisthümer zu stiften und an Kaisers Statt mit den weltlichen Rechten zu belehnen.

Sein Hauptaugenmerk richtete Friedrich auf Italien, dessen Verhältnisse zu den deutschen Königen sehr verwickelt und schwierig waren. Es ist im Laufe unserer Erzählung angegeben worden, wie durch die Politik der Ottonen die Gemeinde der Freien mit den Lehns- und Dienstleuten unter den Gerichtsbann der geistlichen Herren vereinigt wurden. Hatte dieses Kaiserhaus auf solche Weise den Grund zu der Städtefreiheit Italien's gelegt, so sollte sie unter den Saliern vollendet werden. Als die Bischöfe das Streben zeigten, sich zu Herren derer zu machen, über welche sie nur Grafen- und Lehnsrechte auszuüben hatten, nahm sich Konrad II. der Valvassoren und Freien an, und erklärte die Lehen der ersteren für erblich. Dies war ein äußerst wichtiger Schritt, indem die geistlichen Vorsteher hierdurch fast alles unmittelbaren Einflusses auf jenen Stand beraubt wurden, und sich allmählig bequemen mußten, Beistand und Gehorsam desselben zu erkaufen. Konrad's Nachfolger, Heinrich III., schwächte, wenn auch durch kein Gesetz, doch durch die willkürliche Art, mit der er Bischöfe ein- und absetzte, deren Ansehen in Italien mehr und mehr. Vollendet wurde die Befreiung der Städte in dem Investiturstreite. Hier gab es von beiden Parteien ernannte Bischöfe und Vicegrafen, die als Preis der Anerkennung von Seiten der Stadt um die Wette ein Recht nach dem andern verschenkten oder veräußerten. Vieles wurde im Drange der Zeit auch mit Gewalt in Besitz genommen, und in manchen Orten gar kein bischöflicher Vogt mehr eingelassen. So sehen wir im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts die Stadtgemeinden von der bischöflichen Gewalt eximirt, und die weltlichen Herrschaften, wo noch Markgrafen oder Herzoge Hoheitsrechte übten, eifrig bemüht,

ähnliche Befreiungen zu erlangen. Die Verſammlung der Schöffen durfte jetzt ohne den geiſtlichen Beamten zuſammentreten. Aber nicht nur auf Juſtiz und Polizei erſtreckte ſich ihre Wirkſamkeit; vielmehr erſcheinen dieſe Consules, welchen Namen ſie ſtatt des bisherigen „judices“ annahmen, als die Vertreter und Leiter des Gemeinweſens überhaupt, als der ſtädtiſche Magiſtrat, der aus ſeiner Mitte Vorſitzende wählte und die beſonderen Zweige der Verwaltung in geſonderten Deputationen beſorgte*).

Wie Arnold von Brescia's Predigten auf dies ganze Leben und Treiben eingewirkt, iſt ſchon oben angedeutet. Es fehlte wirklich den Städten Ober- und Mittelitalien's nur noch die Zurückweiſung der oberen Hoheit des Kaiſers, um vollſtändige Republiken zu bilden. Ueber die Stellung der Herrſcher zu ihren Völkern mangelten in jenen Jahrhunderten überall noch klare und feſte Beſtimmungen, und den Anforderungen auf beiden Seiten folgte ſehr häufig Widerſpruch, indem die Berechtigung geleugnet ward. Jetzt wurde in Italien das, was die fremden Herrſcher jenſeits der Alpen durch Otto's I. Erwerbung an Hoheitsrechten beſitzen ſollten, ſo gering als möglich angeſchlagen; und da die deutſchen Könige ihren Anſprüchen, theils durch die Zwiſtigkeiten in der Heimath gehemmt, theils durch die damalige Kriegsverfaſſung beſchränkt, überhaupt ſehr ſelten und in den letzten hundert Jahren faſt niemals kräftigen Nachdruck hatten geben können, ſo wuchs der Freiheitsgeiſt immer mehr in dem Gefühle, daß die Macht des Königs durch ihre Ferne unbedeutend ſei, und eben ſo unzureichend Willkür zu zügeln, als dem Bedrängten Schutz zu verleihen. Auf dieſe Weiſe war die neu errungene Unabhängigkeit in den lombardiſchen Städten, in welchen Bevölkerung, Reichthum, Macht, Kriegsmuth der Bürger und Trotz auf ihren Republicanismus auf gleiche Weiſe ſich gehoben hatten, ſchon in ſo hohem Grade erſtarkt, daß ſelbſt der reichsfreie Adel längſt außer Stande, dieſer aufſtrebenden Macht entgegentreten zu können, vielmehr von ihr abhängig ward und das Bürgerrecht ſuchte.

Während in Deutſchland Staufen und Welfen ſich bekämpften, hatten dann jene Städte Muße genug, alle mögliche Regalien in

*) Statt der Darſtellung, die Hegel in ſeiner Geſchichte der Städteverfaſſung von Italien über die Entſtehung der republikaniſchen Communen und ihrer Conſuln giebt (II, 160 fg.), folgen wir hier der Auffaſſung von Leo, die uns naturgemäßer und richtiger erſcheint. Vgl. Leo, Vorleſungen II, 370 Note. Dabei ſoll nicht geleugnet werden, daß eine Vereinigung der Stände zu gleicher Zeit ſtattfand.

Besitz zu nehmen, und wir haben schon gesehen, welche Widersetzlichkeit Lothar auf seinen Zügen in diesen Gegenden fand. Friedrich fühlte Muth und Kraft, diesen Trotz zu bekämpfen, und keinen Wunsch hegte er so eifrig als den, dem Königsrechte, welches seine Vorgänger dort errungen, neues Ansehen zu verschaffen, zumal da er, in den Vorstellungen seiner Zeit befangen, die Bedeutung der deutschen Könige, welche zu Rom als Kaiser begrüßt wurden, nach derjenigen der alten Gebieter des Erdkreises abmaß.

Schon 1152, auf einem Reichstage zu Würzburg, verpflichtete Friedrich die deutschen Fürsten zu einem Römerzuge. Dieser ward jedoch erst 1154 angetreten. Mit einem nicht sehr zahlreichen Heere erschien der deutsche Held in den roncalischen Feldern, wo er nach altem Herkommen seinen Schild aufrichtete und die Abgeordneten der italienischen Städte und sämmtliche Vasallen zu dem gewöhnlichen Reichstage berief. Sodann richtete er seinen Zug nach Piemont. Hier erfuhr er bereits Proben italienischer Untreue; denn die mailändischen Wegweiser führten ihn durch Gegenden, wo durchaus keine Lebensmittel zu finden waren. Die beiden Städte Chieri und Asti, welche ihren Herren, dem Markgrafen von Montferrat und dem Bischof von Asti, ungehorsam gewesen und die kaiserliche Vorladung verachtet hatten, wurden geplündert und verbrannt. Bei der Annäherung Friedrich's waren die Einwohner sämmtlich entflohen. Bald darauf erschienen Gesandte von Pavia im deutschen Lager und führten Klage gegen Tortona, weil es mit dem übermüthigen Mailand im Bunde ihr Gebiet beunruhige und ihre Felder verwüste. Als die Bürger von Tortona nach mehreren Aufforderungen nicht erschienen, legte sich der König vor die Stadt und eroberte sie nach zweimonatlicher Belagerung. Die Bestrafung Mailand's verschob er, bis er über größere Mittel gebieten könnte, und wandte sich gen Pavia, dessen Bürger ihn im Triumph in ihre Thore einführten. Hier in der alten Hauptstadt des Lombardenreichs empfing er am Jubilatesonntag des Jahres 1155 die eiserne Krone von Italien aus den Händen des Bischofs, und drei festliche Tage bezeichneten das frohe Ereigniß.

Darauf rückte er mit großer Schnelligkeit gegen Rom vor. Auf dem heiligen Stuhle saß Hadrian IV. (1154—1159), ein geborner Engländer, einsichtig und geschäftsgewandt, aber zugleich von hartem und unbiegsamem Charakter. Kurz vorher war es ihm gelungen, in seine Residenz zurückzukehren. Er hatte den Bannfluch über die Römer ausgesprochen und durch das Schrecken, welches diesem folgte, seiner Partei das Uebergewicht verschafft. Arnold von Brescia hatte eine Zuflucht bei

campaniſchen Edelleuten gefunden. Jetzt verlangte der Papſt von Friedrich, als dem Schirmvogt der Kirche, Schutz gegen die noch immer widerſpenſtigen Römer und Uebergabe Arnold's, da ihm allein zuſtände, Verbrecher gegen die Kirche zu richten. Der König, in deſſen Augen Arnold's Erſcheinung überhaupt wohl von keiner Bedeutung war, der auch die italieniſchen Verhältniſſe noch nicht kannte und keinenfalls Beruf fühlen mochte, in das Gericht der Kirche über einen Ketzer einzugreifen, trug nicht Bedenken, dieſe Forderung zu erfüllen. Er bekam den Ketzer in ſeine Gewalt und ſandte ihn ſofort nach Rom. Noch in derſelben Nacht befahl der Stadtpräfekt ſeine Hinrichtung auf dem Richtplatze vor der Porta del popolo; die Flammen des Scheiterhaufens waren ſchon heruntergebrannt, als die Römer zur Rettung herbeieilten; es war ein Akt mehr der Rache als der Beſtrafung. Aber auch ein ſo eiliger Beweis von Freundſchaft und Ergebenheit genügte dem Papſte nicht; und erſt als er Friedrich noch einen Eid hatte ſchwören laſſen, weder ihn ſelbſt noch die Cardinäle an Leib und Gut ſchädigen, vielmehr alle ſichern und ſchützen zu wollen, bewillkommte Hadrian ſeinen Gaſt im Lager bei Sutri. Allein das Mißtrauen war doch ſo groß, daß ein unbedeutender Vorfall das gute Vernehmen ſchon wieder ſtören konnte. Friedrich ging nämlich dem Ankommenden zwar herkömmlich entgegen, hielt ihm indeß den Steigbügel nicht, ſondern führte ihn ohne Weiteres in ſein Zelt. Hadrian aber klagte über dieſe Vernachläſſigung des Gebrauches und weigerte ſich, ihm den üblichen Friedenskuß zu geben: „Weil du mir die gewöhnliche und ſchuldige Ehre nicht bezeigt haſt," ſagte er, „die deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiſer, unſeren Vorfahren, den römiſchen Päpſten, aus Ehrerbietung gegen die Apoſtel Petrus und Paulus erzeigt haben, ſo werde ich dich nicht zum Friedenskuſſe zulaſſen, bis du mir wirſt Genugthuung geleiſtet haben." Friedrich ſchützte ſeine Unwiſſenheit vor; nicht auf das Steigbügelhalten, ſagte er, habe er ſich gelegt; beſprach dann aber die Sache mit den Seinigen, und bequemte ſich endlich auf Zureden der Fürſten den Bügel zu halten.

Hierauf erhoben nun die Römer für ſich noch neue Streitigkeiten. Sie ſchickten dem Kaiſer Geſandte entgegen, die ihm in hohen Worten anmaßliche Begehren vorlegten. Nachdem ſie viel von ihrer Bereitwilligkeit geſprochen, Friedrich die Krone zu reichen, und ihn zum Kaiſer des Erdkreiſes zu erheben, nachdem ſie erzählt, wie die unbeſiegbaren Kräfte Rom's lange geſchlummert hätten, nunmehr aber der Senat und die Ritter, die Tribunen und das Capitol wiederhergeſtellt ſeien, forderten ſie Anerkennung ihrer alten Gewohnheiten und neuen Einrichtungen, eine

Zahlung von fünftausend Pfund Silber, und einen Eid, daß dies Alles erfüllt werden solle. Zornig unterbrach sie Friedrich. „Ich kann nicht genug erstaunen," sprach er, „daß eure Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit enthalten, daß sie nur angefüllt sind mit dem abgeschmackten Schwulste thörichter Anmaßung. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Rom's; nicht bloß die Herrschaft ist übergegangen an die Deutschen, sondern auch die Tugenden. Darum regieren euch deutsche Könige, darum rathschlagen für euch deutsche Fürsten, darum kämpfen für euch deutsche Ritter. Ich komme, nicht um von euch zu empfangen, sondern um euch zu retten von innerm und äußerm Zwiste, ich komme wie ein Glücklicher zu Elenden, ein Starker zu Schwachen, ein Muthiger zu Entnervten, ein Sicherer zu Geängsteten." Mit gleicher Würde wies er sie über das Unziemliche ihrer Forderungen zurecht, worauf ihn die Gesandten erschreckt verließen. In der Nacht ließ Friedrich, mit Einverständniß der päpstlichen Partei, tausend Kriegsleute still in die Stadt einziehen und die Peterskirche besetzen. Hierauf folgte er mit Tagesanbruch selber nach (18. Juni 1155), ward gekrönt, und begab sich noch denselben Tag in das Lager vor dem Thore zurück. Die muthigen Römer fielen darauf wirklich die Deutschen in ihrem Lager an, und wurden erst nach einem blutigen Gefecht, besonders durch die Tapferkeit des Herzogs von Sachsen, Heinrich des Löwen, zurückgeschlagen; statt arabischen Goldes deutsches Eisen empfangend, wie Otto von Freising ausruft, denn damit kaufen die Franken das Reich.

Gern hätte Friedrich seinen Zug nach Unteritalien fortgesetzt, um die Rechte des Reichs auf Apulien geltend zu machen; allein die ungesunde Luft in den italienischen Städten brachte so viele Krankheiten im Heere hervor, daß wenig ausgerichtet werden konnte. Darüber verstrich die Dienstzeit der Fürsten, und man mußte auf den Rückzug denken. Vorher wurde noch Spoleto gezüchtigt, weil die Bürger sich geweigert hatten, dem Kaiser das herkömmliche Huldigungsgeschenk zu geben, und es dann noch dazu in falscher Münze bezahlt, ja im Vertrauen auf ihre starken Mauern einen Gesandten des Kaisers gefangen genommen hatten.

Indem sich Friedrich das Ziel steckte, die alten Rechtszustände aus den Zeiten des großen Karl und der Ottonen in Italien wiederherzustellen, die königliche Macht wieder zu vollem Glanze und allseitiger Wirksamkeit zu erheben, unternahm er zunächst ein Werk, das unbillig, ja ungerecht erscheinen mußte. Denn dadurch, daß die letzten Vorgänger die lombardischen Verhältnisse gerade in der Zeit vernachlässigt hatten,

wo mit den Kreuzzügen, mit dem wachsenden Handel und Verkehr, mit dem großen Kampfe zwischen Kirche und Staat überall ein neues Leben erwachte und überraschend schnell heraufwuchs, waren ganz neue rechtliche Institutionen herrschend geworden, die mit der früheren Zeit in geradem Widerspruch standen; Errungenschaften, die den Lombarden ebenso lieb geworden waren, wie sie durch das schweigende Gewähren der letzten Kaiser genehmigt schienen. Die Städte hatten nicht nur alle Hoheitsrechte der Bischöfe erworben, sie ließen durch ihre Consuln nicht nur alle Regalien, Justiz und Polizei, das Münzrecht und fast alle Zoll- und Marktrechte verwalten, sondern sie hatten auch den ländlichen, altfreien Adel mit wenigen Ausnahmen gezwungen, das Bürgerrecht in ihren Gemeinden zu suchen. Auf diesem Zuwachs, der einem deutschen Auge ein völlig fremdes Element in den Städten sein mußte, wie sich denn Otto von Freising gar sehr darüber verwundert, beruhte zum guten Theil die erstaunliche Wehrhaftigkeit derselben, die noch durch die Befestigungen, zu welchen sie durch fortwährende Fehden unter einander genöthigt waren, gemehrt wurde. Aber eben deßhalb war die Aufgabe des Kaisers andrerseits auch fast unlösbar, um so weniger lösbar, da sich die nationale Abneigung gegen die Deutschen mit dem Freiheitssinne der Lombarden verband. Nur wenn jener Adel von den Städten wieder losgerissen und in einen feindlichen Gegensatz zu ihnen gesetzt werden konnte, wie einst Konrad II. Aehnliches durch seine Constitution zwischen Bischöfen und Valvassoren bewerkstelligt hatte, war ein glücklicher Ausgang des gewaltigen Kampfes denkbar. Beide Theile, der Kaiser wie die Städte, nahmen die altrömischen Rechtsanschauungen zu ihren Gunsten in Anspruch, und beiden Theilen boten diese allerdings einen Anhalt, in sofern das Leben der Städte in seinen Privatverhältnissen großentheils auf dem römischen Civilrechte ruhte, und wiederum der Kaiser seine Machtfülle in der Stellung des antiken Imperators begründet sah. Aber wie schwierig auch die Aufgabe war und wie verworren immer die Verhältnisse lagen: der Kaiser, wenn er überhaupt Italien nicht verloren geben wollte, durfte sich des Eingreifens nicht enthalten, sondern mußte die gegenwärtigen Zustände abzustellen suchen, da die Städte selbst in zwei Parteien getheilt waren und die schwächeren derselben die rücksichtslosesten Vergewaltigungen von der stärkeren zu leiden hatten. Mailand, die alte Stadt des h. Ambrosius, die es einst kaum ertragen hatte, daß ihr Erzbischof dem Papste in Rom nachstehe, war das Haupt der mächtigeren; Pavia führte die schwächere Partei, die nun von selbst auf die Seite des Kaisers und der alten Rechtsüberlieferungen gedrängt wurde, obwohl sie in ihrer inneren

Verwaltung sich von der Gegenseite wenig unterschied; in der Mark Verona standen Verona und Padua, in Tuscien Lucca und Pisa ähnlich gegen einander. Kein Wunder, daß bei diesem Auseinanderfallen der Elemente der Kampf zunächst ein vereinzelter war, daß aber nichts destoweniger die Leidenschaften heftig entbrannten, daß augenblickliche Vortheile mit mehr Hast und Eifer als planmäßig und mit Ueberlegung benutzt wurden. So versuchten jetzt die Veroneser, das an ihrer Stadt vorbeiziehende, schon äußerst geschwächte kaiserliche Heer zuerst beim Uebergange über die Etsch durch eine lose gebaute Brücke, dann durch einen Hinterhalt in dem Thale dieses Flusses, wo eine wohl besetzte Burg den weiteren Weg nach Trient sperrte, zu vernichten. Aber der kühne Pfalzgraf von Baiern, Otto von Wittelsbach, erstieg mit zweihundert Mann einen über jenem Schloß gelegenen Felsen, von dem er sich einen Zugang in die Feste öffnete. Die Besatzung wurde niedergehauen oder kam auf der Flucht um.

Zurückgekehrt nach Deutschland, übte Friedrich I. sein Kaiseramt mit allem Nachdruck seiner kräftigsten Vorfahren. Um Neujahr 1156 sehen wir ihn auf einem Reichstage zu Worms. Hier wurden der Erzbischof Arnold zu Mainz und der rheinische Pfalzgraf Hermann von Stahleck wegen ihrer blutigen und verwüstenden Fehde zur Verantwortung gezogen, und zu der lange nicht angewendeten Strafe des Hundetragens verurtheilt. Während dem Erzbischof wegen seiner Würde und seines Alters die Strafe erlassen ward, mußte sie der Pfalzgraf mit seinen Helfershelfern bestehen, fühlte jedoch die Schmach so tief, daß er in ein Kloster ging; worauf die erledigte Pfalzgrafschaft an Friedrich's Bruder, Konrad, kam, der nun mit ihr das alte fränkische Kaisererbe bei Speier und Worms vereinigte und so den Namen der Pfalz mehr an den obern Rhein verpflanzte, wo er bis heute geblieben ist. Von Worms aus zog der Kaiser den ganzen Rhein entlang und zerstörte eine Menge Raubschlösser. Im Herbste desselben Jahres hielt er einen Reichstag zu Regensburg, wo er den langen Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott endlich ausglich. Der Erstere nämlich hatte schon unter König Konrad wieder Anspruch auf Baiern erhoben, weil ein in seiner Minderjährigkeit geschlossener Vertrag ihn nicht binden könne. Als Friedrich den Thron bestieg, hatte er Größeres im Auge, als daß er wie seine beiden Vorgänger die Zeit und Kraft der Regierung an die Bekämpfung eines feindlichen Hauses gesetzt hätte. Er wünschte in den Welfen lieber mächtige Freunde als Gegner zu sehen, willfahrte dem Sachsenherzog und sprach ihm schon 1154 vor seinem Römerzuge Baiern

zu. Doch der österreichische Heinrich wollte von der Abtretung Baiern's lange nichts wissen, bis Friedrich ihn jetzt dazu vermochte. Dafür erhob er ihm seine Markgrafschaft Oesterreich mit Inbegriff eines Theiles des Landes ob der Ens zu einem Herzogthum mit sehr großen Vorrechten. Es sollte, gegen die damalige Regel, in männlicher und weiblicher Linie erblich sein, ja nach dem Abgange aller Erben der letzte Besitzer darüber verfügen dürfen.

Noch vor diesem Reichstage hatte der Kaiser seine zweite Vermählung mit Beatrix, der Erbin der Grafschaft Burgund, zu Würzburg gefeiert. Auf dem dort gehaltenen Reichstage ward auch gegen den Herzog Boleslav IV. von Polen, der seinen Bruder Wladislav aus dem Lande gejagt hatte, Krieg beschlossen. Im folgenden Jahre (1157) wurde Boleslav durch die Waffen des Kaisers dahin gebracht, daß er dem vertriebenen Bruder die ihm geraubten Landestheile zurückzugeben, und dem Kaiser zweitausend Mark, den Fürsten tausend, dem Lehnshofe zweihundert, an Silber, der Kaiserin aber vierzig Mark Goldes zu bezahlen versprach, und Geiseln stellte. Doch erfüllte der Treulose späterhin fast keine dieser Verpflichtungen. Dem tapfern und einsichtigen Herzoge Wladislav II. von Böhmen ertheilte Friedrich wegen seiner in dem polnischen Kriege geleisteten Dienste die Königswürde.

Es war damals eine Zeit außerordentlichen Glanzes für das Reich und dessen Herrscher. Im September 1157 erschienen auf dem Reichstage zu Würzburg, außer den deutschen Fürsten und Prälaten, Gesandte aus Italien, Frankreich, Burgund, Dänemark, Spanien, England und Griechenland; im October unterwarfen sich zu Besançon alle burgundische Großen; des Kaisers Einfluß erstreckte sich wieder über das lang vernachlässigte arelatische Reich. König Heinrich II. von England schrieb dem Kaiser bei Ueberreichung kostbarer Geschenke: „England und was sonst zu unserer Herrschaft gehört, bieten wir euch dar, damit Alles nach eurem Winke eingerichtet werde. Es sei zwischen unseren Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß euch als dem Größern der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird."

Dagegen wurde in Italien des Kaisers Ansehen ganz offen verachtet. Die Mailänder insonderheit zeigten den übermüthigsten Trotz; wahrscheinlich hatten sie in der vorsichtigen Haltung Friedrich's auf dem ersten Zuge nur Schwäche gesehen. Unter ihrem Schutze und Beistande wurde Tortona wieder hergestellt; sie forderten von Lodi Huldigung, und als diese Stadt nur bat, in der Eidesformel erwähnen zu dürfen, daß dies unbeschadet der dem Kaiser geschwornen Treue geschähe, kamen sie mit

Heeresmacht, verjagten die Einwohner, raubten das Gut, und rissen die Mauern nieder. Eine so leidenschaftliche Gewaltthat schien die nachdrücklichste Züchtigung von Seiten des Kaisers zu fordern, um so mehr, als in Oberitalien kein Gegner der mächtigen Stadt gewachsen war. Es wurde demnach auf einem Reichstage zu Worms ein zweiter Kriegszug nach Italien beschlossen, und die Fürsten aufgefordert, dazu mit ihren Völkern auf Pfingsten des künftigen Jahres (1158) zu erscheinen.

Allein der Kaiser mußte jetzt auf einen stärkern Widerstand, und auf einen neuen Feind rechnen. Dies war das Oberhaupt der Kirche. Je unverkennbarer Friedrich's Absicht war, seinem Hause in Italien das Uebergewicht zu verschaffen, desto eifriger mußten die Päpste von jetzt an streben, dies zu verhindern, weil sie gegen einen in Italien übermächtigen Kaiser ihre persönliche und weltliche Unabhängigkeit, mit welcher ihr Ansehen als Lenker der Kirche zusammenhing, schwer behaupten konnten. Solche Bemühungen von beiden Seiten wurden die Veranlassung zu dem zweiten großen und langdauernden Kampfe zwischen Kaiserthum und Papstherrschaft, in welchem die letztere, nach alter oft erprobter Weise ihrer Politik, ein Gegengewicht gegen die kaiserliche Macht an dem Reiche der Normannen in Unteritalien zum andern Male suchte und fand. Es war Friedrich eben so willkommen gewesen, daß der päpstliche Stuhl mit dem Könige Wilhelm I. von Sicilien (der seinem Vater Roger II. 1154 in der Regierung folgte) in Fehde gerieth, als er den Frieden ungern sah, der 1156 zwischen Beiden zu Stande kam.

Die beginnende Spannung zwischen Friedrich und Hadrian zeigte sich schon auf dem vorher erwähnten Reichstage zu Besançon. Dorthin hatte der Papst zwei Legaten an den Kaiser geschickt, mit einem Schreiben, in welchem über die Beraubung des schwedischen Erzbischofs Eskyll von Lund auf der Rückreise von Rom durch Burgund Klage geführt, und alsdann so fortgefahren ward: „Denn, glorwürdigster Sohn, du solltest dir doch billig vor die Augen deines Gemüths stellen, wie gütig deine Mutter, die heilige römische Kirche, dich aufgenommen, mit welcher herzlichen Liebe sie dir begegnet, was für Hoheit und Ehre sie dir übergeben, da sie dir die kaiserliche Krone verliehen. Es reuet uns noch nicht, daß wir deinem Verlangen gewillfahret, sondern wenn deine Vortrefflichkeit noch größere Wohlthaten (beneficia), wenn solche möglich wären, von uns erhalten hätte, würden wir uns darüber freuen, indem wir betrachten, was der Kirche und uns für Nutzen von dir gestiftet werden könne." Als dies Schreiben von dem Reichskanzler Reinald von Dassel vorgelesen und dann verdeutscht worden war, entstand unter den an-

wesenden Fürsten eine allgemeine Bewegung, weil sie glaubten, der Papst habe sich des zweideutigen Wortes beneficium absichtlich bedient, um auszudrücken, daß er die Reichskrone wie ein Lehen ertheilt habe. Und als in dieser Stimmung der eine der Legaten, Cardinal Roland Bandinelli, der nachmalige Papst Alexander III., Oel ins Feuer goß mit der trotzigen Frage: „von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" riß der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das Schwert aus der Scheide, und würde dem stolzen Priester den Kopf gespalten haben, wenn es nicht Friedrich selbst verhindert hätte. Die Cardinäle aber erhielten die Weisung, am nächsten Morgen ihre Rückreise nach Rom anzutreten. Hadrian beschwerte sich bei den deutschen Bischöfen, daß sie dergleichen Kränkung der geistlichen Würde gestatteten. Doch diese waren so sehr auf des Kaisers Seite, daß sie zurückschrieben: sie könnten jene Worte, die das ganze Reich in Bewegung gesetzt, nicht billigen, weil sie ungewöhnlich und von schädlicher Zweideutigkeit seien. Dem päpstlichen Befehle zufolge hätten sie den Kaiser ermahnt, von ihm aber zur Antwort erhalten: „Frei sei die deutsche Krone durch Gottes Gnade, und werde übertragen durch freie Wahl; das Kaiserthum habe mit Gottes Hülfe die Kirche gehoben; jetzt wolle diese, wie es scheine, ohne Gott das Kaiserthum zerstören; aber der Kaiser werde solche Eingriffe nie dulden, sondern lieber die Krone niederlegen, als sie unter seiner Regierung erniedrigen lassen." Zuletzt fügten sie die Bitte hinzu: „der Papst möge als ein guter Hirte seinen großherzigen Sohn, ihren Kaiser, durch mildere Worte und genügende Maßregeln versöhnen." Da Hadrian diese Gesinnung der Deutschen sah und sie bald mit bedeutender Macht in Italien erwarten mußte, entschloß er sich in der That nachzugeben, und sandte zwei Cardinäle nach Deutschland, welche dem Kaiser im Juni 1158 zu Augsburg ein Schreiben mit der Erklärung überreichten, der Papst habe das Wort beneficium nur in seinem ursprünglichen Verstande genommen, wonach es eine Wohlthat und kein Lehen bedeute; auch mit dem Verleihen der Krone sei nur das Aufsetzen bezeichnet worden.

Gleich darauf (im Juli 1158) brach der große Heereszug nach Italien auf, einer der glänzendsten, die je die Alpen überstiegen hatten. Der kaiserlichen Vorladung gehorsam erschienen mailändische Gesandte und versuchten eine Rechtfertigung ihrer Stadt. Sie wurde ungenügend befunden, und mit Zustimmung der zahlreich versammelten italienischen Lehnsleute und der den Mailändern feindlichen Städte wurde des Reiches Acht über dieselbe ausgesprochen. Am sechsten August erschien das deutsche

Heer vor ihren Mauern und schloß die Stadt ein. Die Bürger thaten tapfere Ausfälle, wurden aber, nachdem die Belagerung vier Wochen gedauert, durch den Hunger gezwungen, um Gnade zu bitten. Die Vermittelung des neuen Königs von Böhmen, Wladislav, brachte einen Vergleich zu Stande, kraft dessen alle Mailänder dem Kaiser den Eid der Treue leisteten und versprachen, sich aller angemaßten Regalien zu begeben, ihre Nachbarstädte in Ruhe zu lassen, eine kaiserliche Pfalz in ihren Mauern zu erbauen, dem Kaiser, seiner Gemahlin und den Ständen neuntausend Mark Silber in drei Terminen zu bezahlen und über das Alles dreihundert Geiseln zu stellen. Die Huldigung geschah auf freiem Felde; fast eine deutsche Meile vor der Stadt, wo dem Kaiser ein Thron erbaut war. Vor demselben erschien die Geistlichkeit, der Adel und die Consuln von Mailand barfuß, ohne Oberkleider und mit Schwertern auf dem Nacken, die Bürger mit Stricken um den Hals.

Um nun seine Herrschaft über die Lombardei auf anerkanntes Recht zu begründen und einen sichern Mittelpunkt für planmäßiges Eingreifen in die Verhältnisse Italien's zu gewinnen, berief Friedrich zu dem diesmaligen roncalischen Reichstage die vier berühmtesten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit aus Bologna. Es waren Bulgarus, genannt os aureum, Martinus de' Gosi, copia legum, Jakobus Hugolinus, sol Lombardiae, und Hugo de Porta Ravennate. Diese sollten im Verein mit achtundzwanzig Abgeordneten aus vierzehn italienischen Städten auf das genaueste untersuchen und dann als Grundgesetz feststellen, welche Rechte dem Kaiser in Italien zuständen. Nach langen Berathungen vereinigten sich die Mitglieder dieser Versammlung über folgende Bestimmungen. Der Kaiser vergibt die Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften. Er ruft zur Heeresfolge auf, und erhält alle Lieferungen zum Römerzuge, Spann- und Fuhrdienst zu Wasser und zu Lande. Zu den Regalien gehören ferner: die Münze, Zölle, Wege-, Hafen-, Fluß- und Brückengelder, Mühlen, Fischereien, Salzquellen, Bergwerke u. s. w. Die Vorsteher der Stadtgemeinden werden vom Kaiser bestellt mit Beistimmung des Volkes. Außerdem soll ein allgemeiner Landfriede errichtet werden, und die Fürsten, Capitane, d. i. der höhere Adel, Valvassoren und alle Bürger von achtzehn bis siebenzig Jahren müssen diese Bestimmungen beschwören und alle fünf Jahre den Eid erneuen. So wurden denn auch jetzt die neuen Gesetze von allen Anwesenden beschworen und ihre Aufrechthaltung durch Geiseln verbürgt. Es leuchtet ein, wie höchst günstig für den Kaiser diese Festsetzungen waren. Bei dem damals neu erwachten Studium des römischen Rechts

waren die Rechtsgelehrten ganz erfüllt von dem Bilde der unumſchränkten Machtvollkommenheit des Kaiſers, wie ſie in dem alten Reiche ſeit Conſtantin's des Großen Zeiten gegolten hatte; und die ſtädtiſchen Abgeordneten glaubten ſich bei dieſen Aufſtellungen beruhigen zu können, da ſie hofften, daß jeder Stadt ihre Privilegien erhalten werden würden trotz der allgemeinen Beſtimmungen; denn Friedrich hatte allerdings verſichert, daß jedes Particularrecht in Kraft bleiben ſolle, wofern urkundlich nachgewieſen werde, daß es von deutſchen Kaiſern verliehen ſei. Es geht aus der unparteiiſchen Stellung, die der Kaiſer zu der Abfaſſung dieſer Geſetze einnahm, wie aus der Rede, mit der er den Reichstag von Roncaglia eröffnete, klar hervor, daß er nicht die Abſicht hatte, den Lombarden zu nahe zu treten; aber es iſt nichts deſto weniger wahr, daß dies thatſächlich geſchah. Denn abgeſehen davon, daß in Folge des flüchtigen Aufenthaltes ſeiner Vorgänger in Italien kein lebendiges Gewohnheitsrecht für das Walten der Kaiſer mehr vorhanden war, ſo wie davon, daß nur die Rechtsgelehrten alle Hoheitsrechte, die überhaupt je ein Kaiſer ausgeübt, zuſammenſtellen, oder daß ſie dieſe auf abſtractem Wege aus dem Kaiſerbegriffe überhaupt herleiten mußten: ſo war faſt keine Stadt im Stande für ihre beſonderen Rechte, in die ſich die Bürger hineingelebt hatten, eine urkundliche Uebertragung derſelben Seitens der Kaiſer nachzuweiſen. Als er daher Commiſſionen in die einzelnen Orte abordnete, um jene Beſtimmungen ins Leben treten zu laſſen, ward dies überall als ein Act der ſchreiendſten Gewalt empfunden, wie es denn allerdings, da es die herkömmliche und regelmäßige Ordnung unterbrach, zu Störungen Anlaß gab. Es konnte nicht anders ſein, die Widerſetzlichkeit gegen die Beſchlüſſe mußte überall, wo ſie ins Werk geſetzt wurden, in kurzer Zeit hervortreten; und in Mailand nicht am wenigſten.

Stärker noch war der Unwille und die Beſorgniß Hadrian's über die Ausdehnung und Feſtigkeit, welche die kaiſerliche Macht in Italien durch die neuen Einrichtungen, falls ſie durchgeſetzt wurden, erhalten mußte. Der Gewinn eines ganzen Jahrhunderts ſtand für das Papſtthum auf dem Spiele. Hatten frühere Päpſte ſolches Durchgreifen der Kaiſer ertragen müſſen, ſo war doch inzwiſchen durch Gregor VII. alles anders geſtellt worden. Immer kühner ſchritt indeß der Kaiſer vor. Er ließ im Kirchenſtaate ſelbſt Nachforſchungen nach den Hoheitsrechten anſtellen, wie ſie zur Zeit der Karolinger und Ottonen beſtanden hätten, und kaiſerliche Beamte forderten in mehreren Ortſchaften des Patrimoniums des heiligen Petrus die Naturallieferungen nach den Grundſätzen des roncaliſchen Reichstages. Das Mathildiſche Erbe ertheilte der

Kaiser dem alten Gegner seines Hauses, Welf VI. von Altorf, zu Lehen, ohne Rücksicht auf die Anrechte des Papstes. Dagegen bestätigte dieser zwei vom Kaiser gewünschte und gebilligte Erzbischofswahlen, unter andern die des Kanzlers Reinald für Köln, nicht. So war Stoff und Veranlassung zum Zwist hinreichend vorhanden. Es entstand zuerst ein lebhafter Schriftenwechsel, in welchem der Papst die entschlossenste Sprache führte und hören mußte. Während der Papst in seinen Briefen den Kaiser mit Du anredet, von sich selbst aber in der Mehrheit spricht, sagt Friedrich, indem er sich derselben Formen bediente, in einem Antwortschreiben: der Papst möge dem Beispiele Jesu nachleben, der für sich und Petrus den Zins an den Kaiser bezahlen ließ; und stellt ihm vor, wie er zwar die Krone von seinen Vorfahren erhalten habe, die Kirche aber Alles, was sie an Gütern und Rechten besitze, von der Freigebigkeit der Fürsten; darum setze er auch seinen Namen voraus, wie es die alten Kaiser gethan, jedoch verstatte er um der Gerechtigkeit willen dem Papste ein Gleiches. Den Cardinälen habe er die Kirchen und Städte verschlossen (worüber Hadrian sich beklagt hatte), weil man sie nicht predigen, sondern plündern, nicht die Welt verbessern und Frieden stiften, sondern Geld zusammenscharren sehe. Würde man sie aber so erblicken, wie die Schrift sie verlange, so werde man auch nicht säumen, sie auf jede Weise zu unterstützen. Der Papst selber habe gleichfalls der ihm zustehenden Demuth zuwider gehandelt, daher Er, der Kaiser, nicht umhin gekonnt, nachdrücklich zu antworten, nachdem er gesehen, daß der Hochmuth, dies verabscheuungswürdige Thier, bis zum Stuhle Petri hinangekrochen sei.

Ein Versuch zur Aussöhnung blieb erfolglos, weil der Papst ein Schiedsgericht unter dem Vorwande ablehnte, daß er sich keinem Gerichte in der Welt stellen könne. Hadrian verband sich mit dem Könige Wilhelm von Sicilien, ermahnte die Lombarden zur Ausdauer und schrieb an die deutschen Erzbischöfe in den härtesten Ausdrücken über den Kaiser, nannte ihn einen Fuchs, der den Weinberg des Herrn zu zerstören trachte, einen Rebellen gegen Gott und wahren Heiden. Friedrich rüstete indeß zu einem neuen Feldzuge, und berief für den nächsten Frühling Hülfe aus Deutschland. Unterdessen waren die kaiserlichen Commissarien Reinald und Otto von Wittelsbach im Januar 1159 nach Mailand gekommen, um die roncalischen Beschlüsse auszuführen und die Consuln einzusetzen, von den Bürgern jedoch, die in der Capitulation zugleich eine Bestätigung ihrer Rechte gesehen hatten, unter schweren Beleidigungen verjagt worden. Ueber sie zunächst sprach Friedrich nun im April zu Bologna die Acht aus; und sie selbst begannen darauf die Feindseligkeiten und reizten auch

andere Städte ihrer Partei gegen die Deutſchen auf. So hielt die Stadt Crema eine der hartnäckigſten und verzweifeltſten Belagerungen aus, deren die Geſchichte gedenkt. Die gegenſeitige Erbitterung ging in grauſame Wildheit über. Die Belagerer ſpielten mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen wie mit Bällen, und die Cremenſer riſſen Kaiſerliche auf der Mauer in Stücken. Friedrich ließ eine Anzahl ihrer Geiſeln, darunter mehrere Kinder an einen Belagerungsthurm binden, der den Mauern genähert ward, in der Hoffnung, dadurch den Widerſtand zu lähmen; aber die Bürger richteten dennoch ihre Wurfgeſchoſſe dagegen, indem ſie laut das Loos der Kinder prieſen, denen ein edler Tod für die Vaterſtadt ſtatt eines ſchimpflichen Lebens beſtimmt ſei. Was die Cremenſer zu ſolcher Wuth entflammte, war beſonders der Haß gegen ihre Todfeinde, die Cremoneſer, welche den Kaiſer unterſtützten. Endlich nach ſiebenmonatlicher Einſchließung mußten ſie ſich ergeben (Januar 1160). Friedrich gewährte den Einwohnern freien Abzug, aber die Stadt übergab er der Plünderung und Zerſtörung, wobei ſich denn die Einwohner von Cremona, ſo wie die von Lodi beſonders thätig zeigten.

Während der Belagerung von Crema ſtarb Hadrian IV. (1. September 1159), und die obwaltende Spannung mit dem Kaiſer bewirkte eine zwieſpaltige Papſtwahl. Friedrich's Partei wählte Victor IV., die Mehrheit der Cardinäle aber den klugen und entſchloſſenen Cardinal Roland, der bei der oben erwähnten Geſandtſchaft in Beſançon das Wort geführt hatte und ſich nun Alexander III. nannte. Friedrich ließ darauf ein Concilium von deutſchen und lombardiſchen Biſchöfen nach Pavia zuſammenberufen. Wie nur ein Gott ſei, dürfe auch nur ein Kaiſer und ein Papſt ſein, hieß es in dem Einladungsſchreiben. Dieſe Verſammlung (Februar 1160) erkannte Victor IV. als rechtmäßigen Papſt an; Alexander hingegen erklärte, daß der Kaiſer nicht das Recht habe, ein Concilium zu berufen, und er als Papſt keinem Concilium und noch weniger einem weltlichen Richter unterworfen ſei. Darauf that er ſeinen Gegner und den Kaiſer in den Bann. Offenbar war Alexander bei weitem einſichtsvoller, unterrichteter, beredter und tüchtiger als Victor. Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich II. von England nahmen ſeine Partei, und eine Kirchenverſammlung zu Toulouſe, der dieſe beiden Könige beiwohnten, erklärte ihn für den rechtmäßigen Papſt. Doch hatte Friedrich die Oberhand im Kirchenſtaate und die Römer zeigten eine ſo ſtarke Abneigung gegen Alexander III., daß dieſer es für gerathen hielt, ſich zu entfernen und zu Schiffe nach Frankreich ging.

Der Krieg des Kaiſers gegen die rebelliſchen Mailänder zog ſich

indeß in die Länge, weil Friedrich nach der Versammlung von Pavia die deutschen Truppen, welche er schon den ganzen Winter über bei sich behalten hatte, endlich entlassen mußte. Nur wenige Fürsten blieben in Italien. So waren seine Streitkräfte großen Theils auf das Kriegsvolk der den Mailändern feindlichen Städte beschränkt, bis im Frühjahr 1161 die Deutschen mit neuer Mannschaft anlangten. Mit größerer Erbitterung und Wildheit, als dieser mailändische, sind wenige Kriege geführt worden. Die Grausamkeiten der Italiener zu rächen, wurde auch von den Deutschen der größte Theil der Gefangenen aufgehängt. Alle Diejenigen, welche den Mailändern Zufuhr bringen wollten, verloren die rechte Hand. Friedrich schwur, nicht eher die Krone wieder auf sein Haupt zu setzen, als bis die Stadt erobert sei. Doch erst am 1. März 1162 kamen die Consuln von Mailand nebst den vornehmsten Edlen der Stadt ins kaiserliche Lager bei Lodi, fielen dem Kaiser zu Füßen und unterwarfen sich, wie er verlangt hatte, auf Gnade und Ungnade. Am 4. März brachten dreihundert Ritter die Schlüssel aller Thore und Burgen und sechsunddreißig Fahnen der Stadt. Sie leisteten wie die Consuln den Eid der Treue. Einen Tag später kam das ganze Volk in hundert Schaaren getheilt, barfuß, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte. Mit Kreuzen in den Händen flehten sie um Gnade. Der Kaiser war bei Tafel und ließ die Mailänder lange in Regen stehen. Endlich erschien er und nun ging der Zug in unabsehbarer Reihe an ihm vorüber. Als das Carrocio, der Fahnenwagen, welcher nach damaliger Sitte der italienischen Städte das Hauptbanner Mailand's, das Bild des heiligen Ambrosius, auf hohem Maste trug, dem Kaiser gegenüber ankam, senkte sich der Baum und der Wagen wurde zertrümmert. Da schien auch kein Zeichen von Mailand's Größe mehr übrig zu sein, und in namenlosem Jammer stürzte das Volk zu Boden, um Christi willen Erbarmung flehend. Alle weinten, nur der Kaiser blieb unbewegt. Er versammelte einen Reichstag zu Pavia, auf welchem die Strafe der Ueberwundenen besprochen werden sollte. In Erwägung ihrer wiederholten Treubrüchigkeit ward der Schluß gefaßt, daß ihnen zwar das Leben geschenkt, ihre Stadt aber von Grund aus zerstört werden sollte. In dies Geschäft theilten sich die Städte Lodi, Cremona, Pavia, Como und andere Feinde der Mailänder, mit Freuden. Doch traf die Zerstörung nur die Mauern, Gräben, Thürme und die Häuser und Wohnungen des Volks; die Kirchen wurden gänzlich verschont, auch andere aus Steinen errichtete Gebäude und Kunstwerke aus älterer Zeit blieben in großer Zahl übrig. Den Einwohnern ward erlaubt, sich in vier verschie-

denen Gegenden ihres Gebiets wieder anzubauen. Sodann wandte ſich der Kaiſer gegen die übrigen Städte, die ſeinen Befehlen bis dahin noch widerſtrebt hatten. Piacenza, Brescia, Bologna und mehrere andere unterwarfen ſich, durch das Beiſpiel Mailand's geſchreckt, freiwillig. Alle mußten eine Summe Geldes entrichten, ihre Mauern und Feſtungswerke niederreißen, und, den roncaliſchen Beſchlüſſen gemäß, Podeſta*) oder andere Obrigkeiten vom Kaiſer annehmen.

Friedrich ging hierauf nach Burgund, wo er den Papſtſtreit durch eine Zuſammenkunft mit dem Könige von Frankreich auszugleichen gedachte, was aber nicht zu Stande kam, und von da nach Deutſchland, wo während ſeiner langen Abweſenheit Unordnungen genug vorgefallen waren. Zuerſt ward ein Reichstag zu Mainz gehalten (1163). Die Bürger dieſer Stadt hatten ihren Erzbiſchof Arnold in dem Jakobskloſter ermordet. Dafür wurden ſie ihrer Vorrechte beraubt, die Mauern ihrer alten und großen Stadt abgebrochen, die Gräben zugeſchüttet, und die Stadt zu einem offenen Orte gemacht, das Kloſter aber mit Feuer vernichtet. Der Polenherzog Boleslav wurde jetzt bewogen, den drei Söhnen ſeines indeß geſtorbenen Bruders Wladislav wenigſtens einen Theil ihres Erbes herauszugeben. Dieſer Theil beſtand in dem heutigen Schleſien, welches, früherhin zwiſchen Böhmen und Polen ſtreitig, durch Kaiſer Heinrich III. zu dem letztern Lande gekommen war. Unter den Söhnen Wladislav's, die der Abſtammung nach Piaſten, aber durch Erziehung und Neigung als Deutſche zu betrachten waren, gewann Schleſien einen frühzeitigen Anfang deutſcher Bildung und Verfaſſung.

Schon im Herbſte 1163 kehrte Friedrich mit ſeiner Gemahlin, doch ohne Heer nach Italien zurück, hielt ſich abwechſelnd zu Lodi, Pavia und in den Städten der Mark Ancona auf, und ſuchte durch ſeine Gegen-

*) Nach dem Falle von Mailand betrachtete der Kaiſer die Lombardei als völlig bezwungen und gab den meiſten Städten nach eigenem Gutdünken Statthalter unter dem Namen Podeſta (Gewaltboten), entweder Deutſche oder Bürger aus anderen lombardiſchen Städten. Als die Städte das alte Herkommen wieder errungen hatten, blieben ſie dennoch häufig bei dieſer Form; zuweilen ließen ſie auch abwechſelnd dazwiſchen die frühere Weiſe eintreten. Daß der Podeſta nur Einer war und kein Einheimiſcher ſein durfte, alſo ungefähr die Stellung der früheren Grafen hatte, unterſchied dieſe Obrigkeit vorzüglich von den Conſuln. Die Städte der kaiſerlichen Partei, wie Lodi, Cremona, erhielten als beſondere Vergünſtigung Einheimiſche als Podeſta. v. Savigny, Geſch. des röm. Rechts im Mittelalter, Bd. III. S. 100. 117. v. Raumer a. a. O. 3. Aufl. Bd. V. S. 110 fg. Hegel a. a. O. II. 242 fg.

wart das unter der Asche glühende Streben nach Rache und Freiheit nieder zu halten, aber vergebens. Die kaiserlichen Podesta mißbrauchten an vielen Orten ihre Gewalt, und wenn die fremde Herrschaft das Vaterlandsgefühl des Italieners beleidigte, so trieb die Last der Zölle, Hohn und Gewaltthat der Beamten, den Unwillen zu wilder Erbitterung und knirschendem Ingrimm, die sich hier und da schon in Aufständen Luft machten. Nicht daß Friedrich selbst Grausamkeit oder Bedrückung gewollt hätte, er hat sich sein ganzes Leben hindurch als einen großmüthigen Mann gezeigt; aber es war naturgemäß, daß sogar seine Anwesenheit in Italien das Feuer nährte, statt es zu unterdrücken, da seine Beamten sich eben deßhalb sicherer fühlten und ihre Ansprüche an die Städte steigerten. Bald kam es so weit, daß selbst die Stimmung derjenigen Städte, die bisher treu zu seiner Partei gehört hatten, umschlug und von dem allgemeinen Unwillen fortgerissen wurde; denn auch ihr bürgerliches und gewerbliches Leben hatte durch den Verlust der Hoheitsrechte und durch die Abgaben, die für die Verwaltung derselben nicht mehr in die Stadtkassen flossen, sondern an die Gewaltboten abgegeben werden mußten, empfindlich gelitten. Selbst Vorgänge von geringerer Bedeutung verletzten unter diesen Umständen tief, wie die Fortführung der Reliquien der heil. drei Könige aus Mailand nach Köln. Schlecht auch stimmte das derbere Wesen deutscher Ritterslеute mit dem zu feineren Formen ausgebildeten Staatsleben der Lombarden. Und so sollte denn bald der Kaiser in noch stärkerem Maße erfahren, was es bedeute, die Freiheit und den Papst zugleich bekämpfen. Da er gegen den letztern keinen Streit auf Tod und Leben führte, war es vielleicht ein Fehler, daß, als Victor IV. im April 1164 zu Lucca starb, der Kaiser diese Gelegenheit vorübergehen ließ, sich mit Alexander III. auszusöhnen. Aber hier riß ihn die voreilige Hitze seines Kanzlers Reinald, Erzbischofs von Köln, mit hin, daß er die Wahl eines neuen Gegenpapstes, Paschalis III., zugab, dessen Ansehen er nun, da er nicht gern etwas zurücknehmen mochte, durch neue Gewaltthätigkeiten behaupten mußte.

Noch in demselben Jahre errichteten Padua, Verona, Vicenza und Treviso, zur Vertheidigung gegen die kaiserlichen Beamten, einen Bund auf Betrieb Venedig's, welches diesem dann selbst beitrat. Friedrich konnte mit den nicht sehr zahlreichen Truppen, über die er zu verfügen hatte, nichts Entscheidendes gegen sie unternehmen, bis neue Hülfe aus Deutschland herbeikam. Er mußte die Aushebung derselben persönlich betreiben; ohnehin machten die Zustände im Vaterlande seine Anwesenheit dort nöthig. Ehe er am Ende des Sommers dahin abging, krönte

er auf Bitten der Genueſer und gegen Erlegung einer Summe Geldes den Richter von Arborea, Bariſo, zum erſten König der Inſel Sardinien*).

Im Frühling des folgenden Jahres (1165) hielt er einen Reichstag zu Würzburg, auf welchem auch engliſche Geſandte zugegen waren. Hier ward von Geiſtlichen und Weltlichen beſchworen, daß Alexander III. vom Reiche nie als Papſt anerkannt werden ſollte. Viele Biſchöfe weigerten ſich zwar, unter ihnen die Erzbiſchöfe von Salzburg und Mainz, von denen der letztere, obwohl ein Wittelsbacher, von ſeinem Stuhle vertrieben und durch einen von des Kaiſers Kanzlern, Chriſtian, erſetzt ward; andere ſchwuren mit Thränen, allein des Kaiſers Anſehen drang doch durch. Er reiſte hierauf, ſeiner Gewohnheit nach, durch das ganze Reich, war im Julius zu Paſſau, dann zu Wien, im October zu Köln, ſpäterhin zu Utrecht. Ueberall waren Fehden und Streitigkeiten zu ſchlichten. Im folgenden Jahre (1166) finden wir ihn auf Reichstagen zu Ulm und Laufen in Baiern, dann auf einem kurzen Zuge gegen die Ungarn, die aber bald Gehorſam leiſteten, und darauf wieder am entgegengeſetzten Ende von Deutſchland, zu Speier, von wo er zu einem andern Reichstage nach Nürnberg ging. Hier ward ein neuer Zug nach Italien beſchloſſen. Indeß war es dem Papſte Alexander gelungen, in Rom eine große Partei für ſich zu gewinnen, welche es dahin brachte, daß er von der Stadt anerkannt und zur Rückkehr eingeladen ward. Schon im November 1165 war er gekommen und feierlichſt empfangen worden.

Den Vortrab des neuen italieniſchen Zuges machten die Truppen der beiden Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, Chriſtian und Reinald. Im November folgte der Kaiſer ſelbſt nach, hielt einen Reichstag zu Lodi, und feierte das Weihnachtsfeſt in Pavia. Indeß ſtieg die Unzufriedenheit der Lombarden zu einem ſolchen Grade, daß im April 1167 auch Cremona, Bergamo, Brescia und einige andere Städte heimlich ein

*) Die Piſaner hatten dieſe Inſel um das Jahr 1050 den Arabern entriſſen und mehrere ihrer Edlen mit der dortigen Herrſchaft belehnt. Um dieſe Zeit theilten ſich vier Herren, unter dem Titel Richter, in Sardinien, von denen nunmehr dieſer Bariſo einer war. Sie wollten die oberlehnsherrliche Gewalt Piſa's nicht mehr anerkennen, und fanden Unterſtützung bei den Genueſern, den heftigſten Feinden der Piſaner, die aus Handelseiferſucht und wegen des Beſitzes dieſer Inſel ſchon längſt mit ihnen in blutige Kriege verwickelt waren. Die Piſaner widerſprachen dem Verfahren des Kaiſers, der ſich denn auch 1166 wieder auf ihre Seite neigte, und das neue Königthum hatte keinen Beſtand.

dem veronesischen ähnliches Bündniß schlossen, um sich bei fortgesetztem Unrecht von Seiten des Kaisers gegenseitig Beistand zu leisten. Zugleich arbeiteten die Mailänder rastlos an der Wiederherstellung ihrer Stadt. Der Kaiser aber wandte sich mit dem Heere zuerst nach Rom, eroberte die Stadt nach tapferer Gegenwehr (Julius 1167), zwang Alexander III. zur Flucht, und führte Paschalis III. mit großem Gepränge in die Peterskirche ein.

Aber von jetzt an verließ ihn plötzlich das Glück. Giftige Seuchen rafften in dem kurzen Zeitraum von acht Tagen einen ansehnlichen Theil des Heeres und viele Häupter hin, unter diesen den Herzog Welf den jüngeren, des Kaisers Neffen Friedrich von Rothenburg, namentlich aber die Seele der kaiserlichen Politik, Reinald von Cöln. Die Härte und Habsucht der Beamten, das trotzige Betragen der deutschen Krieger, Alexander's ausgesprochener Bannfluch, und vor allem die Meinung, daß jenes große Sterben im deutschen Heere Gottes sichtbare Strafe sei, weil man bei der Belagerung Rom's Feuer an die Peterskirche gelegt: dies Alles machte die Italiener einmüthiger als je, ihr Aeußerstes an die Vertreibung der verhaßten Fremden zu setzen. Friedrich zog sich nach der Lombardei zurück, wo er im September Pavia erreichte. Zum Erstaunen Aller bewahrte er seine alte Sicherheit; denn statt durch das Gericht Gottes, wie es seine Feinde nannten, gebeugt zu sein, ächtete er alle lombardischen Städte, nur Pavia selbst, Cremona und Lodi ausgenommen. Dagegen traten am 1. December Venedig, Verona, Vicenza, Padua, Treviso, Ferrara, Brescia, Bergamo, Cremona, Mailand, Piacenza, Parma, Modena und Bologna von neuem in einen Bund zusammen: sich wechselsweise Beistand und Entschädigung zu gewähren, dem Kaiser aber nicht mehr zu zahlen und zu leisten, als von den Zeiten Heinrich's IV. bis auf seine Thronbesteigung gezahlt und geleistet worden sei, auch die übrigen Verhältnisse, die innerhalb dieser Zeit Rechtens geworden, aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Ein Collegium von Deputirten der einzelnen Städte, Rectoren, sollten ernannt werden, um die Angelegenheiten übereinstimmend zu leiten. Große Schaaren beherzter Lombarden besetzten alle Gebirgspässe nach Deutschland, um den von Truppen fast entblößten Kaiser völlig einzuschließen, und ihm die Rückkehr abzuschneiden. Die Gefahr war so dringend und sein noch übriger Anhang so klein, daß er nur durch eine heimliche Flucht entrinnen konnte (1168). Er entwich in aller Stille mit geringem Gefolge nach Piemont, und befahl, rastlos verfolgt, auf dem Wege eine Anzahl der ihm überlieferten lombardischen Geiseln an den Bäumen aufzuhängen. Dann ließ

er verkündigen, daß bei weiterem Nachſetzen allen noch übrigen daſſelbe Schickſal bevorſtehe. So kam er im März nach Suſa. Auch hier rotteten ſich die Bürger zuſammen und erklärten, den Kaiſer wollten ſie zwar ziehen laſſen, aber alle italieniſche Geiſeln müßten dieſſeits der Alpen bleiben. Friedrich wies dieſe Forderung zurück, und nun wollten ihn die Einwohner am frühen Morgen im Schlaf überfallen. Indeß ward der Anſchlag verrathen und ein treuer Ritter, Hermann von Siebeneichen, dem Kaiſer an Geſtalt ähnlich, legte ſich, wie die ſpätere Sage erzählt, in deſſen Bett, während Friedrich verkleidet, nur mit fünf Begleitern, bei nächtlicher Weile glücklich entkam. Als die Bürger dieſe Täuſchung erkannten, ehrten ſie die edle Geſinnung des Dienſtmannes und ſchonten ſeines Lebens. Nach Friedrich's Abzuge wurden alle deutſchen Beamten und Beſatzungen aus den italieniſchen Städten gejagt, faſt ganz Italien in das große Bündniß aufgenommen, Mailand wieder befeſtigt, Paſchalis in ſeinem Palaſt ſo gut als gefangen gehalten, und an der Grenze von Montferrat, deſſen Markgraf dem Kaiſer bis zuletzt anhing, am 1. Mai 1168 eine feſte Stadt erbaut, die Friedrich zum Trotz nach dem Namen des von ihm beſtrittenen Papſtes Aleſſandria genannt und ſofort von ſeinen eifrigen Feinden bis zur Zahl von 15,000 Einwohnern bevölkert wurde. Unterdeſſen ſtarb am 20. September dieſes Jahres in Rom auch Paſchalis III.; aber die erneute Hoffnung auf eine Ausgleichung der langen Kirchenſpaltung ſchlug nochmals fehl, denn gerade jetzt war die kaiſerliche Partei am wenigſten zum Nachgeben geneigt. Es wurde noch ein dritter Gegenpapſt, Calixtus III. gewählt, den Friedrich beſtätigte.

Der Kaiſer blieb nun über ſechs Jahre in Deutſchland, da er wohl einſah, daß ohne neue große Rüſtungen und Streitkräfte wider die vereinigten italieniſchen Städte nichts auszurichten ſein würde. Nach ſo großen Anſtrengungen, nach zweimaliger Eroberung Mailand's, nach vier wiederholten Zügen, ſtand es dort um die Hoheitsrechte und um die Ausſicht, feſten Fuß zu faſſen, weit ſchlimmer, als vor dem erſten. Auch war ſeine Gegenwart im Vaterlande ſehr nöthig geworden. Eine große Fehde hatte ſich gegen Heinrich den Löwen, Herzog von Baiern und Sachſen, erhoben. Dieſer tapfere Fürſt, der an Macht und Anſehn in Deutſchland dem Kaiſer nur wenig nachſtand und an politiſcher Einſicht ihn vielleicht überragte, eine kräftige, faſt gewaltſame und bei aller Berechnung rückſichtsloſe Natur, war nach der Einnahme von Mailand (1162) nach Deutſchland zurückgekehrt und ſeitdem nicht wieder in Italien geweſen, ſondern hatte zu Hauſe ſein Land, durch glückliche

Feldzüge gegen die wendischen Völker im heutigen Mecklenburg und Pommern beträchtlich erweitert. Durch zahlreiche Burgen und Ansiedelungen holländischer und flamländischer Colonisten in den verödeten Landstrichen sicherte er seine Erwerbungen und verschaffte ihnen eine Menge fleißiger Ackerbauer. Solche Fortschritte erweckten den Neid der Nachbarn, und vermehrten die Furcht der sächsischen Fürsten und Großen vor einer Macht, deren Gewicht sie schon empfanden; nicht unmöglich auch, daß Reinald von Cöln seine Hand dabei im Spiel hatte und das Feuer schürte. Sie vereinigten sich mit den Bischöfen, denen Heinrich durch willkürliche Eingriffe in ihre Wahlen verhaßt war, und fielen, während des Kaisers Abwesenheit, von allen Seiten über ihn her (1166). Seine Hauptfeinde waren die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Hartwich von Bremen, der Bischof Hermann von Hildesheim, der Markgraf Albrecht der Bär von Brandenburg*), Otto Markgraf von Meißen, Albrecht Pfalzgraf in Sachsen und Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen. Heinrich wurde durch die Anzahl nicht erschreckt. Ein großer eherner Löwe, den er vor der Burg seiner Residenz Braunschweig aufstellen ließ, sollte das Sinnbild seiner entschlossenen Tapferkeit sein. Für das seiner Tyrannei und Raubsucht erklärten es die Gegner. Zwar gab er einen Theil seiner wendischen Eroberungen dem einheimischen Fürsten Pribislav unter der Bedingung zurück, daß er sein Lehnsmann bleibe und das Christenthum so wie die eingewanderten Deutschen schütze; aber den Bischof von Lübeck vertrieb er aus seinem Sitze, dem Erzbischof von Magdeburg verwüstete er sein ganzes Land, und schon wollte er sich auch gegen die Anderen wenden, als der zurückkehrende Kaiser alle Streitenden auf einen Reichstag nach Bamberg (1168) beschied. Jeder mußte hier das Genommene wieder herausgeben und Frieden versprechen.

Noch verschiedene andere Reichstage hielt Friedrich I., auf denen ähnliche Zwistigkeiten geschlichtet, Erbschaften übernommen, Lehen ein-

*) Dieser hatte, nach dem Vertrage König Konrad's mit Heinrich dem Löwen, die Nordmark erhalten und war, wie erzählt wird, durch das Testament eines wendischen Fürsten Pribislav zum Erben seiner Länder eingesetzt worden; wahrscheinlich hatte er sich nach dem Tode desselben, mit Unterstützung der Wittwe, in Besitz gesetzt und sich nunmehr Markgraf von Brandenburg genannt. Die Wenden kamen zwar späterhin, unter der Führung eines Neffen des Pribislav, Jatzo, noch einmal in den Besitz der Stadt; aber Albrecht nahm sie ihnen 1157 wieder ab, und erweiterte seine Herrschaft am rechten Elbufer durch Eroberungen. Zahlreiche Anbauer aus den Niederlanden bevölkerten und cultivirten auch die Mark Brandenburg, die nunmehr ein völlig deutsches und christliches Land wurde.

gezogen und wieder vergeben, auch Strafgelder auferlegt wurden. Auf einem derselben, zu Bamberg (1169), ließ er seinen ältesten Sohn Heinrich zum römischen König wählen, obschon er erst fünf Jahre zählte, und zu Aachen vom Erzbischof von Köln krönen. In der Folge versorgte er auch seine übrigen vier Söhne mit Herrschaften. Friedrich erhielt das durch den in Italien erfolgten Tod des Herzogs Friedrich von Rothenburg, Konrad's III. Sohn, erledigte Herzogthum Schwaben, Konrad die Güter desselben, Otto die Grafschaft Burgund, das Erbe seiner Mutter, und Philipp, der noch sehr jung war, einige geistliche Güter. Schon damals scheint Heinrich der Löwe sich durch den Kaiser verletzt gefühlt zu haben; sein Oheim Welf hatte von ihm und dann vom Kaiser Geld entleihen wollen; was er abschlug, gewährte der Letztere, der nun von dem kinderlosen Herzog zum Erben aller welfischen, in Schwaben und Italien belegenen Hausgüter eingesetzt ward. Heinrich, sich beeinträchtigt glaubend und tief erbittert, verließ das Vaterland und unternahm einen Zug ins gelobte Land, ward in Constantinopel ehrenvoll aufgenommen, erreichte Jerusalem glücklich, und kehrte eben so wohlbehalten nach Deutschland wieder zurück.

Endlich, im Anfang des September 1174, trat Friedrich mit einem glänzenden Heere seinen fünften, auf mehreren Reichstagen besprochenen Zug nach Italien an. Vorausgeschickt hatte er schon drei Jahre vorher den Erzbischof Christian von Mainz mit einigen Truppen. Dieser war nach dem Tode Reinald's des Kaisers rechte Hand geworden, ohne freilich für den Verlust vollen Ersatz zu bieten, wenngleich er ihm als Kriegsmann voraus sein mochte. Ihm kosteten, wie Albert von Stade berichtet, die Geliebten und die Pferde mehr als dem Kaiser seine ganze Hofhaltung. Man sah ihn in seinem hyacinthenen Wappenrock, den eisernen Panzer darunter, den goldenen Helm auf dem Haupte, die Keule in der Hand, überall wo es Gefahr gab. Derselbe Geist belebte die Geistlichen seines Gefolges: wurden Schlösser und Burgen erstürmt, so waren sie gewiß nicht unter den letzten. Eilig durchzog er Oberitalien, entging den Lombarden und brachte Toscana und die Romagna zum Gehorsam. Der Kaiser brach von der burgundischen Seite, über den Cenis, in die Lombardei ein, ließ Susa zur Vergeltung der ihm zugefügten Schmach in Brand stecken, und ging auf die neue Stadt Alessandria los. Asti öffnete ihm freiwillig die Thore. Aber vor Alessandria fand er lebhaften Widerstand. Die Einwohner vertheidigten sich standhaft, die Witterung war ungünstig, die Stadt außerdem durch ihre Lage trefflich geschützt. Er mußte, da ein lombardisches Heer zum Entsatz nahte, im

Frühling 1175 die Belagerung wieder aufheben. Es wurde nun zwar zu Montebello bei Pavia ein Waffenstillstand geschlossen, um während desselben Unterhandlungen zu pflegen, allein sie hatten keinen günstigen Erfolg. Noch standen die Parteien einander zu schroff gegenüber, noch wollte keine von ihren Forderungen nachlassen; auch hatte der Kaiser den größten Theil seines Heeres wieder verabschieden müssen.

Des Kaisers Vertrauen auf eine günstige Wendung der Angelegenheiten konnte daher nur auf neuer Hülfe aus Deutschland beruhen, um deren willen er sich zu jenem Waffenstillstande bereit gezeigt hatte und zu deren schneller Herbeiführung er Schreiben in das Reich erließ. Aber wie erstaunte er über die Nachricht: der mächtigste Fürst, Heinrich der Löwe, sei ihm untreu und verweigere allen Beistand! Zur Entschuldigung schützte Heinrich sein Alter vor, da er doch erst sechsundvierzig Jahre zählte; sowie den Bann des Kaisers, ungeachtet er doch sechzehn Jahre hindurch keine Rücksicht darauf genommen. Gewiß hatte der Verdruß über jenen Erbschaftsvertrag Friedrich's mit Welf VI. nicht geringen Antheil an dieser Sinnesänderung des Herzogs; allein er war zu guter Politiker, als daß er sich nur hätte von einer gemüthlichen Stimmung beherrschen und leiten lassen. Der wahre Grund der Trennung lag in der Verschiedenheit der Interessen der beiden Vettern; „der Herzog wollte nicht länger als gehorsamer Reichsstand seine Kräfte für des Kaisers Zwecke verwenden, wollte im Gefühle großer Macht unabhängige Wege gehen und seine Bahnen sich selbst vorzeichnen*)". Daß er der Römerzüge überdrüssig und durch den Haß der kaum gedemüthigten Nachbarn bedroht war, mochte gleicherweise ihn bestimmen, keinesfalls aber so sehr als die Rücksicht auf seine nordischen Pläne. Der Kaiser lud Heinrich zu einer Zusammenkunft in Chiavenna am Comer See**) ein, wo er alle Mittel der Ueberredung anwandte, ja sogar endlich dem stolzen Herzoge flehend zu Füßen fiel. Heinrich erschrak zwar und suchte den Kaiser aufzuheben, beharrte aber dennoch bei seiner Weigerung. Da trat die Kaiserin hinzu und sprach: Lieber Herr, stehet auf. Gott wird euch helfen, wenn ihr einst dieses Tages und dieses Hochmuths gedenket. So schieden Staufe und Welfe wieder als Feinde. Die anderen Fürsten indeß, besonders der Erzbischof Philipp von Köln, führten dem Kaiser mit dem Anfang des Frühlings 1176 über Como frische Völker zu.

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, 3. Aufl. II., 168.

**) Andere verlegen diese Unterredung nach Partenkirchen bei Insbruck. Vgl. Böttiger, Heinrich der Löwe, S. 315, der dabei den Angaben Arnold's von Lübeck folgt.

Friedrich eilte, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und beſchloß, gegen den Rath der meiſten ſeiner Freunde, den langen Streit mit den Lombarden durch eine entſcheidende Schlacht zu enden. Er griff die ungleich ſtärkere Macht der Italiener am 29. Mai bei Legnano an, und ſtürzte ſich ſelbſt nach ſeiner Gewohnheit mit wüthender Tapferkeit in die feindlichen Haufen. Aber die Verzweiflung der Lombarden war doch noch mächtiger; mochten auch Viele bereits fliehen, die Mailänder hielten nicht nur Stand, ſondern drangen mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Reihen der Deutſchen. Friedrich's Bannerträger wurde erſchlagen, ſeine Fahne erobert, dem Kaiſer ſelbſt das Pferd unter dem Leibe erſtochen, der größte Theil ſeiner Deutſchen getödtet und in den Teſſino gedrängt, mit einem Wort, von den Italienern der vollſtändigſte Sieg erfochten. Es ging das Gerücht, der Kaiſer ſelbſt ſei geblieben, ſo daß ſeine Gemahlin ſchon zu Como die Trauer anlegte, bis er endlich am vierten Tage nach der Schlacht in dem treuen Pavia wieder zum Vorſchein kam.

Jetzt war Friedrich in Italien eben ſo verlaſſen wie vor acht Jahren, als er bei Nacht in niederer Kleidung entflohen. Da er aus Deutſchland wenig Unterſtützung mehr zu erwarten hatte, ſo blieb nichts übrig als Unterhandlungen zu verſuchen; und vielleicht iſt der Kaiſer zu keiner Zeit größer geweſen als jetzt, wo er ſofort die Lage der Dinge richtig begriff und in raſcher Faſſung das unwiederbringlich Verlorene aufgab. Doch wollte Friedrich die Unterhandlungen nicht mit den aufrühreriſchen Lombarden, ſondern zunächſt mit dem Haupte der Chriſtenheit anknüpfen. Daher ſchickte er Geſandte an Alexander, der ſich, als er die ernſtliche Abſicht des Kaiſers ſah, auch ſofort bereitwillig finden ließ, da auch ihm andererſeits nicht daran liegen konnte, daß das neue Gegengewicht der kaiſerlichen Macht in Italien, welches er in den lombardiſchen Städten gefunden hatte, allzu ſchwer und dann für ihn ſelbſt drückend werde. Man wurde einig, daß die vorläufigen Verhandlungen in Ferrara gepflogen, die eigentliche Friedensverſammlung zu Venedig gehalten werden ſollte. Dorthin begab ſich Alexander, dort erſchienen die kaiſerlichen und lombardiſchen Geſandten, der Kaiſer ſelbſt ſollte ohne Wiſſen und Genehmigung des Papſtes nicht nach Venedig kommen dürfen. Anfangs erhoben ſich große Zweifel und Schwierigkeiten, und die Verhandlungen rückten wegen der Entfernung Friedrich's ſo langſam vorwärts, daß der Papſt endlich bewilligte, er möge mit wenigen Begleitern nach Chioggia kommen. Erſt als der Kaiſer die vorläufig entworfenen Friedensbedingungen durch Geſandte hatte beſchwören laſſen, lud ihn der Papſt durch einige Cardinäle nach Venedig, und löſte ihn vom Banne. Am

24. Junius 1177 segelte der Kaiser mit allen Prälaten, Fürsten und Edlen auf reichverzierten Schiffen nach der berühmten Stadt. Vor dem Eingang der Marcuskirche erwartete ihn Alexander im päpstlichen Schmuck. Der Kaiser, von einem großen Gefolge begleitet, warf den Mantel von sich, fiel vor ihm nieder, und küßte ihm die Füße. Daß ihn der Papst bei dieser Gelegenheit auf den Nacken getreten, ist ein Märchen. Er gab ihm vielmehr den Friedenskuß, führte ihn in die Kirche, die von den Jubeltönen des vollstimmigen Tedeums wiederhallte, und ertheilte ihm vor dem Altar seinen Segen. Am 1. August geschah der förmliche Abschluß des Friedens zwischen dem Kaiser und dem Papst. Die feierliche Versammlung wurde in dem Palaste des Patriarchen von Venedig gehalten. Der Papst, auf einem erhöhten Stuhle sitzend, zu seiner Rechten den Kaiser, zur Linken den sicilianischen Gesandten Romuald, Erzbischof von Salerno, hielt zuerst eine lange Rede, in der er des Kaisers Rückkehr vom Irrthum zur wahren Kirche unter dem Bilde des verirrten Schafes und des verlornen Sohnes darstellte, und ihn und seine Familie liebreich in den Schooß der Kirche wieder aufnahm. Des Kaisers Antwort war deutsch, der Kanzler Christian von Mainz mußte sie italienisch dollmetschen. Darauf wurden die Friedensartikel von vielen deutschen Reichsfürsten, den sicilianischen Abgeordneten und den Consuln der Städte Mailand, Piacenza, Brescia, Bergamo, Verona, Parma, Reggio, Bologna, Novara, Alessandria, Padua und Venedig, auf Reliquien und dem Evangelienbuche beschworen. Die vorzüglichsten dieser Artikel waren folgende: „Der Kaiser zieht seine Hand von dem Gegenpapste Calixtus III. zurück, der mit einer Abtei abgefunden wird, und überläßt die Vogtei über die Stadt Rom dem päpstlichen Stuhle, wogegen er die Nutznießung der Mathildischen Güter noch funfzehn Jahre behält. Mit dem Könige von Sicilien (Wilhelm II., der seinem Vater Wilhelm I. 1166 gefolgt war) soll ein funfzehnjähriger, und mit den Lombarden ein sechsjähriger Waffenstillstand gehalten, während desselben aber an einem dauerhaften Frieden ernstlich gearbeitet werden." Der Vortheil dieses Vertrages war mehr auf der Seite des Kaisers als des Papstes, zumal da die beiden treuen Anhänger des Erstern, Christian und Philipp, auf den so einflußreichen erzbischöflichen Stühlen von Mainz und Köln bestätigt wurden, obschon sie zur Partei des Gegenpapstes gehört hatten; wogegen Friedrich nur darein willigen mußte, das Erzbisthum Salzburg an den von ihm vertriebenen mainzer Erzbischof Konrad zu überlassen.

Friedrich zog nun nach Deutschland zu neuen Kämpfen und An-

strengungen. Es galt die Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens, es galt den Streit wider den Welfen, den Friedrich in der großartigen Weise seiner Politik bisher vermieden hatte und ferner vermieden haben würde, wenn jener ihn nicht durch Ungehorsam und Trotz zu eigenem Verderben hervorgerufen hätte. Bei Heinrich's großer Macht schien ein langer und verheerender innerer Krieg unvermeidlich; allein Friedrich's Entschlossenheit und Klugheit, die alte Ehrfurcht der Mitstände gegen Heinrich, und die Eifersucht des größeren Theiles der Fürsten vor dem kaiserlichen Namen erleichterten das Geschäft. Der Herzog, der vergebens versucht hatte, in Speier durch eine Beschwerde über seine Feinde dem drohenden Sturme vorzubeugen, ward zuerst auf einen Reichstag nach Worms (1179) geladen; aber er wollte sich seinen Feinden nicht freiwillig in die Hände liefern. Es ward ihm daher ein neuer Termin nach Magdeburg gesetzt, wo der Kaiser selbst ihn anklagte, und eine Menge auf ihn erbitterter Fürsten beistimmten. Der Markgraf Dietrich von Landsberg erbot sich sogar, durch einen Zweikampf zu beweisen, daß der Herzog von den Italienern mit Geld bestochen worden sei, sich dem Kaiser zu entziehen. Da indessen derselbe auch hier nicht erschien, so hielt man mit der Verurtheilung noch inne, und setzte ihm in gesetzlichem Verfahren eine neue Tagfahrt nach Goslar an. Ehe diese herankam, ersuchte er den Kaiser um eine besondere Unterredung. In dieser verlangte Friedrich von ihm eine Geldbuße von fünftausend Mark und völlige Unterwerfung unter seinen Richterspruch. Dies schien dem Herzog zu schwer; er ging, und stellte sich auch auf dem Reichstage zu Goslar nicht. Da fiel denn endlich das Erkenntniß der Fürsten dahin aus, daß er als ein ungehorsamer Vasall in die Reichsacht zu erklären und aller seiner Lehen zu entsetzen sei. Dennoch wollte Friedrich nichts übereilen; er wünschte für den alten Freund und Kampfgenossen noch einen milden Ausweg offen zu behalten, obwohl derselbe vom Bischof von Halberstadt bereits excommunicirt und von seinen Gegnern schon angegriffen war; er ließ ihm daher noch Zeit bis zu einem Reichstage in Würzburg 1180*). Erst als er sich auch da nicht stellte, ward das obige Urtheil nochmals bestätigt und zur Ausführung gebracht. Das Herzogthum Sachsen wurde ganz zersplittert. Den Namen eines Herzogs von Sachsen führte zwar Graf Bernhard von Ascanien, Sohn Albrecht's des Bären, in Ostfalen

*) Wenn noch andere Orte genannt werden, wie Ulm, Nürnberg, Geinhausen, so scheint Heinrich auch nach diesen geladen zu sein, wahrscheinlich weil er als geborener Schwabe geltend machte, daß er nur auf schwäbischem Boden gerichtet werden könne. Otto von St. Blasien c. 24 nennt Würzburg.

fort; aber das Ansehen und die Macht desselben konnte er nicht geltend machen. Vieles gewannen die Bischöfe und andere Stände; in dem größten Theile von Westfalen und Engern bekam der Erzbischof von Köln die herzoglichen Rechte. Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser viele Jahre sehr treu gedient hatte, als Herzogthum. Noch in unseren Tagen herrscht dort das von ihm abstammende Geschlecht. Eine Zerstückelung wie die Sachsen's erfuhr Baiern nicht, doch behielt es auch nicht den ganzen frühern Umfang. Kärnthen war schon unter Otto III. als besonderes Herzogthum davon getrennt; ebenso war Oesterreich durch Friedrich selbständig geworden. Jetzt wurden die Erzbischöfe und Bischöfe von Salzburg, Passau, Regensburg u. s. w. reichsfrei. Auch die Grafen von Andechs, die sich von nun an Herzöge von Meran nennen, die Markgrafen von Steier und Krain erhielten um diese Zeit stillschweigend oder durch ausdrückliche Erklärung die Reichsunmittelbarkeit.

In Baiern wurden die Anordnungen des Kaisers rasch in Vollzug gesetzt. In Sachsen leistete Heinrich zwar eine Zeitlang tapfere Gegenwehr, fiel über die kaiserliche Reichsstadt Goslar her, besiegte auch das Heer des Erzbischofs von Köln, eroberte Halberstadt, steckte Kalbe, Mühlhausen und Nordhausen in Brand, bekam den Bischof von Halberstadt und den Landgrafen von Thüringen gefangen, und kehrte mit reicher Beute beladen nach Braunschweig zurück. Aber bald (1180) rückte Friedrich selbst mit einem großen Heere in Sachsen ein, und bezwang in wenigen Tagen die meisten Schlösser und Burgen. Dann setzte er den Vasallen Heinrich's eine Frist bis Martini, da sich denn die meisten um so schneller unterwarfen, weil Heinrich, durch seine Erfolge übermüthig, nicht einmal mit seinen Anhängern glimpflich verfuhr, sondern unter Andern auch den Grafen Adolf von Holstein feindselig behandelte. Allein in den größeren Städten war der Widerstand heftiger. Darüber verging die Kriegszeit und Friedrich sah sich genöthigt, im folgenden Jahre einen zweiten Feldzug zu eröffnen. Lübeck und Lüneburg wurden belagert. Heinrich warf sich in das stark befestigte Stade, sah sich aber doch zuletzt so sehr von allem Beistand verlassen, daß er um Gnade bitten mußte. Es ward ein Reichstag auf den November 1181 nach Erfurt ausgeschrieben. Hier warf sich der gebändigte Löwe dem Sieger zu Füßen, der, von einem solchen Schicksalswechsel auf das Tiefste ergriffen, ihn gütig aufhob und mit Thränen umarmte. „Du bist das eigene Werkzeug Deines Falles," sprach der Kaiser. Aber verziehen wurde dem Herzoge darum nicht; denn weder wollte Friedrich, einer augenblicklichen Rührung wegen, die Ruhe des Reiches in Gefahr setzen; noch durfte er es

um der übrigen Fürsten willen, deren Viele sich, bei ihrem gewaltigen Hasse gegen Heinrich, dann von ihm abgewandt haben würden. Heinrich blieb seiner Herzogthümer verlustig und wurde sogar auf drei Jahre aus dem Reiche verwiesen; doch sollten die ihm eigenthümlich gehörenden braunschweigischen und lüneburgischen Lande ihm und seiner Familie verbleiben. Er ging mit seiner Gemahlin zu seinem Schwiegervater, dem Könige von England, Heinrich II. So schnell wurde einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit vernichtet, und mit seiner Demüthigung schien der Glanz des welfischen Hauses zu erbleichen. Doch hat der stehen gebliebene Stamm in der Folge noch zahlreiche Sprößlinge getrieben. Das herzoglich braunschweigische Haus und die jetzige hannover'sche Königsfamilie stammen in gerader Linie von Heinrich dem Löwen ab.

Unterdessen war der sechsjährige Waffenstillstand in Italien verlaufen, und der Kaiser, der sich, wie wir oben hervorhoben, nach der Schlacht bei Legnano über das Unzureichende seiner Kräfte und über die italienischen Verhältnisse nicht mehr täuschte, suchte denselben in einen Frieden zu verwandeln. In der That wurden zunächst auf einem Städtetage in Piacenza die Vorfragen verhandelt, dann kam auf einem großen Reichstage zu Konstanz der berühmte, nach dieser Stadt genannte Friede (unterzeichnet am 24. Junius 1183) zu Stande, dessen Hauptpunkte folgende waren. Alles Vergangene wird gegenseitig vergeben und vergessen. Die Städte sollen alle Regalien und Gerechtsame innerhalb ihrer Mauern behalten und ausüben; außerhalb der Stadt aber nur die, welche ihnen verliehen worden sind. Die zweifelhaften sollen untersucht, oder wenn man es darauf nicht ankommen lassen will, mit zweitausend Mark Silbers jährlich abbezahlt werden. Appellationen in Sachen über fünfundzwanzig Pfund Reichsmünze gehen an den Kaiser, welcher zu diesem Zweck in jedem Bisthum oder jeder Stadt einen Stellvertreter ernennen wird. Ist er aber selbst anwesend, so wird Alles vor sein Gericht gebracht. Alle Consuln, Podesta und Obrigkeiten werden von den Bürgern erwählt, aber von dem Kaiser mit ihrer Würde belehnt. Sie leisten so wie die Vasallen den Lehnseid. Desgleichen sollen alle Bürger von siebzehn bis siebzig Jahren dem Kaiser Treue schwören, und diese Huldigung alle zehn Jahre erneuen. Bei des Kaisers Eintritt in Italien sollen ihm die Städte Wege und Brücken in Stand halten und die Lebensmittel für ihn und sein Gefolge allenthalben liefern, dagegen verspricht der Kaiser, keine Stadt durch zu langen Aufenthalt zu drücken. Mauern und Festungswerke endlich, ja alle Arten von Bündnissen unter-

einander sollen den Bürgern erlaubt sein; aber sie schwören, die nunmehr festgestellten Besitzungen und Rechte des Kaisers überall zu schützen und zu erhalten. So mußte Friedrich jetzt den Städten im Wesentlichen doch fast Alles zugestehen, was ihnen vor fünfundzwanzig Jahren auf dem Felde von Roncaglia abgesprochen worden war.

Der Friede, welcher nun nach so langem Zwiste in Deutschland und Italien wie in der Kirche herrschte, bewog den Kaiser ein Reichsfest zu geben, wie es noch nicht gesehen worden war. Die nächste Veranlassung dazu war die feierliche Ertheilung der Ritterwürde an seine beiden älteren Söhne. Zu Pfingsten 1184 versammelten sich seiner Aufforderung gemäß zu Mainz Prälaten und Fürsten, Aebte und Priester, Grafen und Edle. Der Zulauf der Fremden, die sogar aus Frankreich, England und Italien zusammenströmten, war so groß, daß die Stadt Mainz sie nicht fassen konnte, und deßhalb eine große Ebene vor den Thoren zu Hülfe genommen werden mußte, auf der beinahe eine zweite Stadt von Zelten errichtet ward. Der Erzbischof von Köln hatte allein ein Gefolge von mehr als viertausend Menschen bei sich. Sämmtliche Fürsten und Edlen, ja alles Volk wurde drei Tage lang herrlich vom Kaiser bewirthet, wozu eine unglaubliche Menge Lebensmittel und Wein herbeigeschafft worden war. Dieser Ueberfluß bei den Festmahlen, die schimmernde Pracht der Kleider, Waffen und Pferde der unzähligen Ritter, der Glanz der schönen Frauen, die mannichfaltigen Spiele und Ergötzlichkeiten verbreiteten allgemeine Lust und hohe Freude. Und der Kaiser, in dem Hoheit und Milde sich wunderbar verbanden, thronte in der Mitte dieser Herrlichkeit, so daß alle Lust und aller Glanz des Lebens von ihm auszugehen und von seiner Krone herabzustrahlen schienen. Wie groß der Eindruck des ganzen Festes auf die Mitwelt war, ermessen wir nicht nur aus den Berichten der Geschichtschreiber, sondern auch aus den Darstellungen der Dichter, von denen manche, unter Anderen Heinrich von Veldeke, zugegen waren und die Tage im Gesange verherrlichten. „Es war ein großes Nationalfest, wie Deutschland kaum wieder ein gleiches gefeiert hat."

Unterdessen war Alexander III. bereits seit mehreren Jahren gestorben (30. August 1181). Hatte Friedrich seine Aufgabe und Stellung hoch gefaßt und mit ungewöhnlicher Kraft aufrechterhalten, so war ihm dieser Papst völlig ebenbürtig gewesen, dessen Wirksamkeit nicht wie die Gregor's VII. ein fortwährend sich steigernder Triumph, sondern ein heldenmüthiges Ringen ist und der bei dem endlichen Erfolge seine Größe

zugleich in der Selbstbeherrschung und Mäßigung bewährt*). Seine nächsten Nachfolger waren ihm nicht im Entferntesten gleich. Hubald von Lucca, der als Papst den Namen Lucius III. annahm, mußte durch den kriegerischen Christian von Mainz gegen die Unbeständigkeit der Römer geschützt werden, bei welcher Gelegenheit der Letztere starb; nach dessen Tode ward er von den Römern dennoch vertrieben und suchte nun in einer Zusammenkunft zu Verona Hülfe beim Kaiser (1184), der jetzt Italien wieder besuchte. Beide hohe Häupter saßen hier einer Reichs- und Kirchenversammlung vor, die vom August bis in den November währte. Es entstand aber über die Anrechte der während der Kirchenspaltung von den Gegenpäpsten geweihten Geistlichen so viel neuer Streit zwischen dem Papste und dem Kaiser, daß der Letztere die Unterhandlungen abbrach, und dagegen beschloß, die alten Verbündeten des römischen Stuhles, die Lombarden, für sich zu gewinnen. Er begab sich daher nach Mailand, wurde ehrenvoll aufgenommen, und schloß mit dieser ihm früher so verhaßten Stadt einen Vertrag zur Aufrechthaltung des konstanzer Friedens (1186). Im November desselben Jahres starb Lucius III. zu Verona, und sein Nachfolger, Urban III., fürchtete gleichfalls der Römer Widerspenstigkeit in solchem Grade, daß er, wie Jener, seinen Sitz zu Verona aufschlug. So wenig galten die Beherrscher der Welt in ihrer eigenen Stadt.

Friedrich war mit dem vorgerückten Alter, nach harten Kämpfen und Erfahrungen, ruhiger und milder geworden. Der Groll gegen die aufblühenden italienischen Städte war aus seinem Herzen gewichen; er freute sich in Italien wie in Deutschland wohlverdienter Ruhe, so wie eines heiteren genußreichen Lebens; und eine neue Aussicht, welche sich ihm in diesen Jahren öffnete, verhieß ihm auf friedlichem Wege eine Vermehrung und Befestigung von seiner und seines Hauses Macht in Italien, wie er sie in jüngeren Jahren durch Waffengewalt zu erreichen kaum geträumt haben mochte. König Wilhelm II. von Sicilien (1166 bis 1189) war kinderlos; seine einzige Verwandte und Erbin war seines Vaters Schwester Constantia. Um diese ließ Friedrich für seinen Sohn Heinrich anhalten und brachte nach einigen Unterhandlungen die Verbindung wirklich zu Stande. Hundertundfunfzig schwer beladene Saumrosse trugen den reichen Brautschatz nach Mailand. Hier wurde am 27. Jan. 1186 die Vermählung des einundzwanzigjährigen Heinrich und der Constantia, welche zehn Jahre mehr zählte, durch den Patriarchen von Aqui-

*) Vgl. Reuter, Gesch. Alexander's III. 2. Aufl. I. S. 51.

leja vollzogen. Deutsche, lombardische und normannische Edle strömten von allen Seiten zusammen, und die Festlichkeiten und Ritterspiele übertrafen an Pracht und Glanz Alles, was die frühere Zeit in solcher Weise gesehen hatte.

Dieses Ereigniß, wodurch die normannische, der Kirche bisher hülfreiche, den Kaisern feindselige Macht von nun an mit der kaiserlichen vereinigt ward, und welches in nicht allzu ferner Zukunft Staufische Reiche von Mittag und Mitternacht zeigte, aber freilich auch die Nachfolger Friedrich's noch tiefer in die italienischen Interessen verflochten hat, erschreckte Urban und steigerte die Erbitterung zwischen ihm und dem Kaiser. Urban beschwerte sich, daß der Kaiser die Mathildinischen Güter der Kirche vorenthalte, und bestritt ihm das Spolienrecht, vermöge dessen sich die Kaiser die bewegliche Hinterlassenschaft verstorbener Bischöfe zueigneten*). Als nun Urban auch den von Friedrich verworfenen Volkmar zum Erzbischof von Trier weihte, kam es zum offenen Bruche. Der Papst suchte die deutschen Bischöfe gegen Friedrich aufzureizen, und gewann in der That den Erzbischof Philipp von Köln, der durch die Sprengung des Welfenreiches der mächtigste Fürst Deutschland's geworden, auf einer Reise nach England aber mit Heinrich dem Löwen zusammengetroffen war und nun an der Spitze eines Fürstenbundes dem Kaiser seine Erhöhung mit Undank lohnte. Da überließ Friedrich seinem Sohne die Regierung Italien's, kehrte nach Deutschland zurück, und berief die deutschen Prälaten und Fürsten zu einem Reichstage nach Gelnhausen. Hier stellte er ihnen vor, wie seine Vorgänger im Reiche so manche und wichtige Kaiserrechte der Kirche geopfert, und wie er hier Alles beim Alten gelassen, wie aber die Päpste immer größere Ansprüche machten, und daß es jetzt seine Pflicht sei, das Uebrige desto standhafter zu behaupten. Durch seine Worte bewegt, versprachen die Bischöfe an den Papst zu schreiben, und ihn zum Frieden und zu billigen Gesinnungen aufzufordern. Friedrich beharrte nun um so mehr bei seinem Widerstande, und vertrieb im folgenden Jahre (1187) den Erzbischof Volkmar, so wie die ihm gleichfalls ungehorsamen Bischöfe von Metz und Verdun aus ihren Sitzen.

*) Die Spuren dieses Gebrauchs lassen sich bis ins neunte Jahrhundert und noch weiter zurück verfolgen. Es wurde als ein Einkommen des Schirmvogtes für seine Bemühungen betrachtet. Wie der Kaiser bei den Bischöfen, so nahmen es andere Schutzherren bei geringeren Geistlichen in Anspruch, indem sie den Nachlaß derselben ungeachtet der von den Synoden erlassenen Verbote an sich rissen.

10. Der dritte Kreuzzug.

(1189—1190.)

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen in Deutschland war Urban schon entschlossen, den Bannfluch über den Kaiser auszusprechen, als ihn selbst der Tod ereilte (October 1187), und zugleich die traurige Kunde aus dem Morgenlande erscholl, Jerusalem sei nach einem achtundachtzigjährigen Besitz durch Saladin den Christen wieder entrissen, und dort nichts mehr in ihren Händen, als Antiochien, Tripolis und Tyrus.

Jussuf Saladin Eyub's Sohn war aus kurdischem Stamme und im Dienste Nureddin's (s. o.) emporgestiegen. Als dieser 1168 ein Heer nach Aegypten sandte, um den jerusalemitischen König Amalrich, der, von dem fatimidischen Vezir Schaver gerufen, das Land mit unerträglichen Erpressungen drückte, zu vertreiben und zugleich für die Ausbreitung der eigenen Herrschaft über jenes Land einen Anhalt zu gewinnen, begleitete Saladin die Truppen, welche sein Oheim Schirkuh befehligte. Schon damals war er die Seele der Unternehmung; als aber Schirkuh, der nach mancherlei Kämpfen selbst Vezir in Aegypten geworden war, starb, und der Neffe ihm in dieser Würde folgte, entwickelten sich seine ausgezeichneten Herrschertalente in vollem Maße. Er war jetzt der That nach schon Gebieter des Reiches, obgleich er noch immer die Rolle eines Statthalters Nureddin's spielte. Der letzte Nachkomme Obeidallah's, Aded, starb 1171, ohne daß ein Anderer an seine Stelle trat. Im Wesentlichen wurde dadurch nichts geändert, nur erkannte man nunmehr den sunnitischen Chalifen zu Bagdad als geistliches Oberhaupt an. Indeß wäre über die weltliche Herrschaft Aegypten's zwischen Nureddin und Saladin Krieg ausgebrochen, wenn Jenen nicht 1174 der Tod hingerafft hätte. Nunmehr wurde Saladin von Keinem der Thron mehr streitig gemacht. Ueber die vorzüglichen Eigenschaften dieses großen Fürsten sind auch die christlichen Schriftsteller einig. „Er war ehrgeizig und verschmähete in seiner Herrschbegier kein Mittel, ein strenger Muselmann und als solcher oft fanatisch bis zur Grausamkeit, sonst aber weiten Geistes und großen Herzens, freigebig und heiter, jeder geistigen Regung wie jedem sittlichen Antrieb zugänglich, zuweilen leichtsinnig in kleinen Dingen, aber entschlossen und gewaltig bei jeder großen Aufgabe, eine von jenen großartigen Naturen, die in jedem Sinne über das gewöhn-

liche Maß hinausschreiten"*). Die Zwistigkeiten, welche nach Nureddin's Tode in dessen Hause ausbrachen, benutzte er, um nach und nach alle Länder desselben an sich zu bringen. Seine Herrschaft erstreckte sich endlich von Kairo bis nach Aleppo, und umschloß im Halbkreise den schmalen Küstenstrich des Reiches von Jerusalem. Einen gefährlichern Feind hätten die morgenländischen Christen nicht erhalten können; aber so wenig Kräfte und Mittel sie auch in Bewegung setzen konnten, ihm zu widerstehen, so sehr ließen sie es doch an einem besonnenen und aufrichtigen Benehmen fehlen. Innere Streitigkeiten hinderten eine zusammenhängende und nachdrückliche Vertheidigung, wenn auch tapfere Thaten im Einzelnen geschahen, und die sittliche Erschlaffung der Pullanen (so nannte man die dortigen Christen) ließ es zu keinem begeisterten, alle anderen Interessen hintansetzenden Aufschwung kommen, der das Reich in dieser Lage allein hätte retten können. Nach langen fast ununterbrochenen Kämpfen wurde 1184 ein Stillstand mit Saladin geschlossen. Dem vorhingenannten König Amalrich war 1174 sein Sohn Balduin IV. gefolgt, der an einem aussatzartigen Leiden dahinsiechend, die Regierung nicht zu führen vermochte. Es ward deßhalb für seine Schwester Sibylle ein Gemahl in der Person des ritterlichen Guido von Lusignan gesucht, der auch die Herrschaft antrat, aber in dieser gefährlichen Lage des Reiches um so weniger für seine Stellung paßte, weil er bei aller persönlichen Tapferkeit unbeholfen und den Baronen, besonders dem mächtigen Grafen Raimund von Tripolis verhaßt war. Obwohl 1185 Balduin IV. und 1186 auch Balduin V., der Sohn Guido's und Sibylle's, gestorben waren und die Regierung nun unbestritten in den Händen der Letzteren lag, so vermochten sie doch in ihrer Ohnmacht nicht, einen unruhigen Ritter, Reinald von Chatillon, von Gewaltthaten abzuhalten. Er überfiel Saladin's Mutter, welche der Uebereinkunft vertrauend durch die Länder der Christen zog, raubte ihre Schätze und tödtete ihre Begleiter. Da Guido nun sogar Genugthuung weigerte, kam es zum Kampfe. In der Schlacht bei Hittin oder Tiberias (4. Juli 1187) wurden die Christen völlig besiegt, König Guido, sein Bruder, der Großmeister der Tempelherren und viele andere Edle wurden gefangen. Großmüthig reichte Saladin in seinen Gezelten dem König den Becher der Gastfreundschaft; aber der Verräther Reinald empfing von seiner Hand den Todesstreich. Sidon, Joppe, Berytus, Akkon und andere Städte (das

*) Vgl. die Charakteristik des Sultans von v. Sybel in den Münchener Wissenschaftlichen Vorträgen. Braunschweig 1858. S. 90.

einzige Tyrus ward durch die Ankunft eines italieniſchen Geſchwaders unter Konrad von Montferrat behauptet) fielen in Folge jenes Sieges in die Hände des Sultans; endlich auch Jeruſalem, nach einem Vertrage, der die Löſung der Einwohner mit zehn Goldſtücken für den Mann, fünf für das Weib und eins für das Kind feſtſetzte. Am 3. October hielt Saladin ſeinen Einzug. Die Kreuze wurden herabgeſtürzt, der Tempel Salomo's von den heiligen Zeichen und Geräthen der Chriſten gereinigt, und hier die Gläubigen zum Gebete verſammelt. Vierzig Tage Friſt hatten die Bürger zur Aufbringung des Löſegeldes. Während dieſer ganzen Zeit geſchah weder Mord noch Gewaltthat. Zweitauſend Chriſten, die ſich nicht loskaufen konnten, und deßhalb nach der Capitulation Gefangene der Türken ſein ſollten, gab Saladin frei; und als auch dann noch viele Arme hätten zurückbleiben müſſen, bewilligte er großmüthig jedem den Abzug, der ſein Unvermögen nachweiſen konnte. Endlich zogen die Auswandernden an ihm vorüber, ihre bewegliche Habe mit ſich führend. Da flehten die Weiber und Kinder der in den Schlachten Gefangenen um Gnade, und der Sultan ſchenkte allen ihren Angehörigen die Freiheit. Unter die Familien, deren Männer und Väter geblieben waren, unter die Kranken und Armen ließ er 200,000 Goldſtücke austheilen. So milde behandelte Saladin die Feinde ſeines Glaubens; ſo wenig glich die Eroberung Jeruſalem's durch Kurden und Seldſchucken der durch die chriſtlichen Kämpfer des erſten Kreuzzugs.

Die Nachricht von dem Verluſte der heiligen Stadt erweckte in Europa, wo man ſeit dem unglücklichen Ausgange des zweiten Kreuzzuges für das Morgenland kühler geworden war, allgemeine Beſtürzung und regte zugleich in den Fürſten und Rittern alle die religiös-romantiſchen Gefühle wieder auf, die einſt ihre Väter zur Eroberung des gelobten Landes begeiſtert hatten. Der Papſt Urban III. ſoll vor Schmerz darüber geſtorben ſein, daß das Kleinod, das der zweite Urban für die Chriſtenheit gewonnen, unter dem dritten eingebüßt worden. Sein Nachfolger Gregor VIII. ſtellte ſich ſofort friedlich und freundlich zu den Vertretern der weltlichen Macht und ſandte ſeine Legaten mit beweglichen Schreiben durch die ganze Chriſtenheit. Er ſtarb ſchon im December 1187, aber ſein Nachfolger Clemens III. ging auf dem Wege der Verſöhnung mit dem Kaiſer weiter. Alle Welt war geſpannt, welchen Entſchluß dieſer faſſen würde, und es gab gar Viele, die es nicht wünſchten, daß er ſich an dem Kreuzzuge betheilige. Er hatte 37 Jahre, mit wechſelndem Glücke zwar und geringem Erfolge, aber ſtets mit gleicher Kraft und wachſendem Ruhme regiert, er fühlte ſich noch fähig, in dem großen

Kampfe zweier Welten eine Entscheidung zu geben, er schritt zur That, vielleicht von religiösen Motiven wie von Ruhmliebe gleichsehr bestimmt. Allein während er sich vorbereitete, die lange Reihe seiner Thaten mit einem Kreuzzuge zur Ehre Gottes zu beschließen, während er auf einem Tage zu Mainz, zu dem er in den Fasten 1188 die Reichsfürsten berief, den Erzbischof Philipp von Köln wieder zu Gnaden annahm, versäumte auch Saladin nichts um den Orient, zu dem die Kunde von der unermeßlichen Bewegung des Abendlandes drohend gelangte, kampfbereit zu machen. „Er rief den Glaubenseifer aller Mohammedaner wach, und aus allen Himmelsgegenden strömten ihm Freiwillige zu, Kurden und Perser, Nomadenstämme aus der Bucharei, Negerhorden aus den Grenzen Nubien's, ein Volk von Larven und Teufeln, wie die Franken sagten." So gingen zwei an Größe und Bewußtheit ähnliche Fürsten, zwei feindliche Bekenntnisse in einen gewaltigen Kampf, der entscheidend zu werden schien, und in dem doch gerade der Theil unterlag, dem späterhin der Sieg werden sollte und mußte.

Da Friedrich schon als Jüngling im Gefolge seines Oheims Konrad III. die Schwierigkeiten einer solchen Heerfahrt kennen gelernt hatte, so ging er mit großer Vorsicht und Klugheit zu Werke; mochte auch das Heer kleiner sein als eines der früheren, es sollte wenigstens geleitet von einer Hand und regelrecht geordnet davonziehen. Er schickte überdies Gesandte an den König von Ungarn, an Kilidsch Arslan II., den Sultan von Iconium, und an den griechischen Kaiser Isaac Angelus, voraus. Alle drei versprachen Unterstützung. Vor allem lag ihm daran, daß in seiner Abwesenheit die Ruhe im Reiche nicht zu sehr gefährdet werde. Deßhalb zerstörte er vor dem Aufbruche mehrere Raubschlösser, und erließ einen Friedebrief, in welchem er jede Fehde durch sichere Boten drei Tage vorher anzusagen befahl. Mord und Brand sollte mit des Reiches Acht bestraft werden. Auch mußte Heinrich der Löwe, welcher 1185 nach Deutschland zurückgekehrt war, das Reich von neuem auf drei Jahre meiden. Um das Heer von unnützem und lästigem Gesindel frei zu erhalten, ging das Verbot aus, daß Niemand sich dem Zuge anschließen solle, der nicht wenigstens drei Mark Silber mitnehmen könne. Nach allen Seiten entwickelte der Kaiser bei seiner letzten Erhebung noch einmal die ganze Fülle seiner reichen und immer jugendstarken Natur.

Am St. Georgentage (23. April) 1189 ging der Zug in bester Ordnung von Regensburg, dem festgesetzten Sammelplatze, ab. Die Fürsten, welche den alten Kaiser begleiteten, waren sein zweiter Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, die Herzöge Berthold von Meran und

Ottokar von Steiermark, Markgraf Hermann von Baden, Graf Adolf von Holstein, Graf Rupert von Nassau, die Bischöfe von Würzburg, Osnabrück, Meißen, Passau und andere. Am Pfingstfest war man in Presburg, wo der Kaiser mit den deutschen Fürsten, welche ihm bis dahin gefolgt waren, die letzte Berathung über die Angelegenheiten des Reiches hielt, und seinem ältesten Sohne, dem römischen Könige Heinrich, die Regierung übertrug. Vor Gran kam der König von Ungarn, Bela III. (1173—1196), dem Kaiser mit glänzendem Gefolge entgegen, und daselbst ward auch der Herzog Friedrich mit einer Tochter dieses Fürsten verlobt. In der Gegend von Belgrad hielt der Kaiser eine Musterung, und fand außer funfzigtausend Rittern noch eine eben so große Zahl streitfähiger Mannschaft.

An Isaac Angelus wurden neue Gesandte abgeordnet; allein dieser Monarch, der befürchtete, Friedrich's Absicht ginge eigentlich auf die Eroberung des griechischen Reiches, zeigte sich unerwartet treulos. Er ließ die Botschafter in den Kerker werfen, und auf dem Weitermarsche durch die Bulgarei fand das Kreuzheer, statt der verheißenen Vorkehrungen, verlegte Pässe und Verhaue, und Haufen von Bulgaren, die, durch griechisches Gold gereizt, die Pilger mit vergifteten Pfeilen und Wurfgeschossen umschwärmten oder die Verirrten und Zögernden umbrachten. Die große Stadt Philippopolis in Thracien war von der Besatzung und fast von allen Bewohnern verlassen, aber die in der Nähe aufgestellten griechischen Schaaren übten Feindseligkeiten, so daß die Deutschen dieses Land nun ganz als ein feindliches behandelten und unermeßliche Beute einbrachten. Die Gesandten Friedrich's entließ Kaiser Isaac zwar jetzt, zeigte aber noch immer keine friedlicheren Gesinnungen. Vielmehr predigte der Patriarch von Constantinopel in Gegenwart vieler Lateiner in der Sophienkirche: wer hundert dieser deutschen Kreuzfahrer tödte, könne dadurch für zehn Mordthaten Ablaß erhalten; und Isaac selbst erließ ein drohendes mit lächerlichen Prahlereien erfülltes Schreiben an Friedrich. Dieser aber brach am 3. November von Philippopolis auf, vor ihm her zogen fluchtartig die griechischen Truppen. In Adrianopel, welches man von den meisten Einwohnern verlassen fand, beschloß er den Winter über zu bleiben. Demotica aber und einige andere feste Plätze wurden von dem Herzoge von Schwaben mit stürmender Hand genommen, und die darin befindlichen Besatzungen niedergehauen. Da sah Isaac denn, daß er einlenken müsse. Es kam im Februar 1190 ein neuer Vertrag zu Stande, in welchem der griechische Kaiser versprach, den Durchzug unge-

ſtört zu verſtatten und das Kreuzheer mit aller nöthigen Zufuhr zu verſorgen. Friedrich dagegen gelobte allenthalben gute Mannszucht zu halten und Niemand zu beſchädigen.

Sechs Tage dauerte die Ueberfahrt über den Hellespont, die auf griechiſchen Schiffen geſchah. In Aſien waren die Schwierigkeiten nicht geringer, zumal da auch die Seldſchucken von Iconium treulos erfunden wurden. Der Zug über das Gebirge koſtete unzähligen Menſchen und Pferden das Leben. Die letzteren wurden größtentheils von den hungrigen Pilgern verzehrt. Allenthalben brachen die leichten türkiſchen Reiter aus den Bergſchluchten hervor, fielen den Zug bald hier bald dort an, konnten aber ſehr ſelten zum Stehen und zum Kampfe gebracht werden. Dennoch kam das unverdroſſene deutſche Heer endlich nach Iconium, wo die ganze, an Zahl weit überlegene Macht der Seldſchucken verſammelt war. Es erfolgte ein mehrtägiges verzweiflungsvolles Treffen. Als die Gefahr am größten war, viele zagten und andere wichen vor dem harten Drängen der Feinde, rief der Kaiſer: „Was zögert ihr, was jammert ihr, die ihr aus der Heimath gezogen ſeid, mit eurem Blut das Himmelreich zu erkaufen? Chriſtus gebietet, Chriſtus ſiegt!“ So ſprechend warf er ſein Roß im Kreiſe herum, daß er Raum gewann und rannte vor Allen weit der erſte, wie ein Löwe wider die Heiden. Dieſem Anlauf konnten die Feinde nicht ſtehen. Am 18. Mai wurde die Stadt erſtürmt und ſo unermeßliches Gut erbeutet, daß nicht einmal alles fortgebracht werden konnte. Dies erfriſchte Muth und Kraft der abgezehrten Pilger; ſie brachen am 26. Mai wieder auf, zogen durch Cilicien dem Taurus zu. Schon gab Saladin die Hoffnung auf, ſich gegen den Kaiſer zu halten; er entſchloß ſich über den Euphrat zurückzuweichen, die Emire räumten die eroberten Städte; was kein anderes fränkiſches Schwert zu leiſten vermochte, das hatte der Schatten der Annäherung des Kaiſers gethan. Aber hiermit war dieſem die Grenze beſtimmt; die Verwirklichung ſeines Strebens ward ihm in Aſien ſo wenig als in Europa gegönnt. „Das Heer hatte Cilicien betreten und ſchickte ſich an, das reißende Bergwaſſer des Seleph oder Kalycadnus zu überſchreiten. Der Zug ging am 10. Juni 1190 langſam über die ſchmale Brücke, und der Kaiſer, ungeduldig voran zu kommen, trieb ſein Roß in die Wellen, um ſchwimmend das andere Ufer zu erreichen. Da faßte ihn plötzlich die tobende Strömung und riß ihn vor den Augen der Seinen hinweg; als man ihn weiter abwärts aus den Fluthen zog, war er eine Leiche.“ Ueber alle Beſchreibung war die Beſtürzung und Trauer ſeines Heeres, das, in

tiefer Niedergeschlagenheit weiter ziehend, seine Eingeweide und sein Gehirn feierlich zu Antiochien begrub, den übrigen Körper aber zu Tyrus beisetzte.

Viele aus dem Heere gingen hierauf schon jetzt zu Schiffe nach Europa zurück; der größere Theil setzte, unter Herzog Friedrich's Anführung, den Zug über Tarsus nach Antiochien fort, wo man wegen böser Krankheiten, die Unzählige wegrafften, acht Wochen liegen bleiben mußte. Von da brachen sie über Tyrus nach Acre auf, das schon seit dem 26. August 1189 von dem aus der Haft wieder entlassenen Könige Guido und zahlreichen zu Schiffe angekommenen Kreuzfahrern, Dänen, Friesen, Flanderern, Thüringern und Italienern belagert ward. Hier starb auch Herzog Friedrich (20. Jan. 1191) an einem hitzigen Fieber; die Reste der Deutschen, nur noch 5000 Streiter, halfen den Belagerern; es war, sagt ein Chronist, als wollten die Glieder das Haupt nicht überleben.

Kaiser Friedrich war etwa siebzig Jahre alt, als er starb. Seine herrlichen Gaben werden von allen gleichzeitigen Schriftstellern gerühmt. Radewich oder Ragewin, der Notar und Fortsetzer seines Stiefoheims, des Bischofs Otto von Freising, schildert ihn folgendermaßen. Er war von mittlerer Größe, starkem Körperbau, und majestätischem, doch freundlichem Ansehen, sehr blond, mit starkem, krausem Haar und einem fast röthlichen Barte (woher ihm die Italiener den Beinamen Barbarossa gegeben). Bei aller persönlichen Tapferkeit liebte er den Krieg nicht, war auch langsam zum Zorn, und gegen Reuige sehr versöhnlich. Seine Andacht beim Gebet und Gottesdienst, seine Freigebigkeit gegen die Geistlichen, deren Herrschsucht er doch unaufhörlich bekämpfte, seine Mildthätigkeit gegen die Armen und die Reinheit seiner Sitten machten ihn zum Muster guter Ritterschaft. Seine Wohlredenheit in der Muttersprache wird gerühmt, im Lateinischen fehlte die Uebung. Er war ein Freund der Geschichte und Derer, welche sich damit beschäftigten, und theilte selbst dem Otto von Freising Nachrichten über seine Thaten mit; obgleich diese, wie er bescheiden hinzufügte, verglichen mit dem, was die Helden des Alterthums vollbracht hätten, mehr Schatten als Thaten seien. So besaß Friedrich alle Tugenden, die einen Herrscher zieren können, Kühnheit und Besonnenheit, Muth und Ausdauer, Energie und planmäßige Berechnung. Daneben trug er das höchste Bewußtsein von seinem fürstlichen Berufe im Herzen; er hatte sich aus dem Studium des römischen Rechts wie aus dem Aufblick zu der Größe Kaiser Karl's die Anschauung von der Allgewalt des Staates, der das Gesammtwohl

umfaßt, gebildet. Leider trat er mit diesen Vorstellungen in eine Zeit hinein, in der die Kirche die Macht der Fürsten zu theilen gewohnt war, und machte sie geltend auf dem Schauplatze der alten Kaiserglorie, in Italien, wo neue, ihm unverständliche Begriffe von Freiheit eben aufblühten, während er die ordnungslosen Verhältnisse in Deutschland zunächst außer Acht ließ. Zwar ist anzunehmen, daß er nach der Unterwerfung der Lombardei auch im Vaterlande die volle Kaiserherrschaft herzustellen gedachte, daß er die Römerzüge nur als eine Vorbereitung dazu ansah; aber bei dem Mißlingen des Einen hat er auch das Andere nicht zu erreichen vermocht, und seine gewaltigen Fähigkeiten sind für Deutschland verloren gegangen. Dennoch hat ihn die Erinnerung des Volkes in Lied und Sage mit Recht bis auf diesen Tag als den deutschesten Kaiser festgehalten. Sie feiert ihn als den Sieger in hundert Kämpfen, als den ehernen aber gerechten Wächter kaiserlichen Rechtes, als den Vertreter deutschen Glaubens in unbekannter Ferne, deutscher Einheit nach innen, deutscher Selbständigkeit und Macht nach außen.

Der Kreuzzug des Kaisers und die Belagerung von Acre gab zur Gründung des dritten großen Ritterordens Veranlassung. Schon 1128 war der Grund zu einem deutschen Gast- und Krankenhause in Jerusalem gelegt worden, und es hatte sich aus den Theilnehmern an dieser frommen Stiftung auch bereits eine Art von Ordensverbindung, unter dem Titel der Brüder des S. Marien-Hospitals zu Jerusalem, gebildet. Indeß wurden die frommen Bemühungen dieses Vereins geraume Zeit nicht sehr beachtet oder den beiden bekannteren Ritterorden der Johanniter und Templer zugerechnet. Vor Acre, wo die Christen harte Drangsale, Hungersnoth und Seuchen erfuhren, war das Loos der Deutschen das schrecklichste; denn sie waren von den großen Mühseligkeiten schon entkräftet und erkrankt angekommen, und ihnen bot Keiner Hülfe und Erleichterung, wie die Templer für die Franzosen, die Johanniter für die Italiener sorgten. Da richteten aus Mitleid und christlichem Erbarmen einige Bürger aus Lübeck und Bremen Zelte, die sie aus ihren Schiffssegeln aufschlugen, zu einem nothdürftigen deutschen Hospitale ein, und an diese schlossen sich die Mitglieder jenes ersten Vereins an. Dieser schöne Eifer erregte die Aufmerksamkeit des Herzogs Friedrich, und da er erwog, wie die beiden schon bestehenden Orden besonders für Pilger aus Frankreich und Italien bestimmt waren, die Deutschen aber einer ähnlichen Stiftung bedurften, beschloß er jenem Werke der Liebe und des Mitleids eine sichere Grundlage zu geben, und aus den Brüdern des deutschen Hospitals einen neuen Ritterorden zu bilden (1190).

Regeln und Geſetze wurden ihm nach dem Muſter der beiden älteren Orden des heiligen Landes gegeben; von den Templern nahm er den Kampf gegen die Ungläubigen, von den Johannitern die Pflege der Kranken in ſein Statut auf. Der römiſche König Heinrich VI. und Papſt Clemens III. gaben ihre Beſtätigung (1191), deren Ankunft im Morgenlande indeß der Herzog nicht mehr erlebte. Vierzig deutſche Edelleute legten zuerſt in die Hände des Königs und des Patriarchen von Jeruſalem ihre Gelübde ab und wurden fortan deutſche Brüder der Kirche der heiligen Maria zu Jeruſalem (Marianenritter) genannt. Heinrich Walpot von Baſſenheim ward aus ihnen zum erſten Meiſter gewählt. Auch dieſer Orden erhielt reiche Güter im Orient, in Italien, Deutſchland, Ungarn und Siebenbürgen, nebſt vielen Privilegien. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hob ſich ſein Anſehen beſonders unter dem Hochmeiſter Hermann von Salza, einem Manne von großer Tapferkeit, hervorragender Einſicht und Thätigkeit und hochſtrebendem Geiſte, der auch von Kaiſer und Papſt für ſich und ſeine Nachfolger die reichsfürſtliche Würde erhielt*). Zu welchem neuen und bedeutenden, für die Geſchichte von ganz Europa erfolgreichen Wirkungskreiſe der Orden im dreizehnten Jahrhundert berufen ward, wird in der Folge erzählt werden.

---

11. Der Kreuzzug der Könige Philipp Auguſt und Richard Löwenherz.

(1190—1192.)

Die Könige von Frankreich und England, Philipp Auguſt und Heinrich II., waren in einer Fehde begriffen, als die Nachricht von dem Verluſte Jeruſalem's und des Papſtes Hülferuf für die Bedrängten im Morgenlande erſcholl. Da beſchloſſen ſie ihren Zwiſt ruhen zu laſſen, und beſprachen ſich perſönlich auf einer Zuſammenkunft zwiſchen Giſors und Trie, die vom 13. bis zum 21. Januar 1188 währte. Der Biſchof von Tyrus war ſelbſt als Abgeordneter jener Chriſten zugegen, und hielt eine ſo rührende Rede, daß beide Monarchen, und mit ihnen eine Menge ihrer Vaſallen und Ritter das Kreuz nahmen. Die Vornehmſten und Angeſehenſten waren: Walther, Erzbiſchof von Rouen; Balduin,

*) Voigt, Geſchichte Preußens, Bd. II. Cap. 1 und 2.

Erzbischof von Canterbury; die Bischöfe von Beauvais und Chartres; Hugo III., Herzog von Burgund; Philipp, Graf von Flandern; Theobald, Graf von Blois; Rotrand, Graf von Perche; Wilhelm, Graf von Rochefort; Heinrich, Graf von Champagne; Stephan, Graf von Sancerre; Robert, Graf von Dreux u. a. m. Zum Unterschied der Nationen nahmen die Franzosen ein rothes, die Engländer ein weißes, und die Flanderer ein grünes Kreuz. Der Ort dieser Zusammenkunft sollte von nun an das heilige Feld heißen, und durch ein hölzernes Kreuz und eine gemeinschaftlich erbaute Kirche verewigt werden. Alle Schuldner erhielten eine zwei bis dreijährige Frist zur Rückzahlung des Geborgten, auch für die Dauer des Zuges Erlaß der Zinsen; und wer nicht mitgehe, solle zum Besten der Kreuzfahrt den zehnten Theil von allen seinen Gütern entrichten. Von diesem sogenannten Saladinszehnten wurden selbst die Geistlichen nicht ausgeschlossen.

Aber der Aufbruch ging noch nicht so bald von Statten. Eine Fehde, welche Graf Richard von Poitou, der ältere Sohn Heinrich's II., gegen den Grafen Raimund V. von Toulouse wieder eröffnete, führte zu neuen Feindseligkeiten zwischen beiden Reichen, die jedoch durch den Frieden von Tours nochmals beendet wurden. Unterdeß starb Heinrich II. am 6. Junius 1189, und Richard von Poitou, dem seine Heldenkühnheit den Beinamen Löwenherz erworben hat, folgte ihm in der Regierung von England. Diesem nach Ritterehre dürstenden Helden lag der Kreuzzug so sehr am Herzen, daß er alle anderen Geschäfte so schnell als möglich beseitigte, und auf jede Weise, selbst gewaltsam, Geld zusammenbrachte, um nur recht bald nach Palästina zu kommen. „London selbst, sagte er, würde ich verkaufen, wenn ich einen Käufer fände."

Am Johannistage 1190 empfing Philipp August in der Abtei zu St. Denis die Oriflamme*), den Pilgerstab, die Pilgertasche und den Segen von der dort verwahrten Dornenkrone des Heilands. Zu Vezelai trafen beide Könige zusammen und zogen gemeinsam nach Lyon. Von hier aus ging Philipp nach Genua, Richard nach Marseille. Zur See nämlich wollte man diesmal die Wallfahrt unternehmen, wozu Genua, Pisa und Venedig freudig die Hände boten, denn für diese Städte begann durch die Kreuzzüge ein neuer Aufschwung. Durch die Ueberfahr-

*) Die Reichsfahne der Franzosen, die wie ein Palladium verehrt ward; eigentlich die Kirchenfahne der Abtei des heil. Dionysius, des Schutzheiligen von Frankreich. Sie bestand bloß aus einem Stücke feuerrothen Taffets, unten in drei Spitzen ausgezackt, an denen grüne seidene Quasten hingen, und aus einer vergoldeten Stange. Ludwig VI. führte dieses Banner zuerst, im Jahre 1124.

ten und Verſorgungen der Heere mehrten ſich gleichmäßig Reichthum, Handel und Betriebſamkeit in ihren Mauern. Damit wuchſen auch die inneren Kräfte, ſowie äußerer Glanz und genußreiche Bequemlichkeit des Bürgerlebens. Oft aber brachten rückkehrende Schiffe ſtatt der Erzeugniſſe des Orients nur Erde aus dem gelobten Lande mit, um die Begräbnißplätze zu füllen; denn man glaubte ſeliger in dem heiligen Sande zu ſchlummern.

In Meſſina vereinigten ſich die beiden Könige wieder. Aber ſchon hier begann der böſe Zwiſt unter ihnen, welcher in den von Grund aus verſchiedenen Charakteren Philipp's und Richard's und in dem Nationalhaß ihrer Völker immer neue Nahrung fand, den ganzen Kreuzzug über fortdauerte und mehr als alles Andere dazu beitrug, die Erfolge deſſelben zu hemmen. Man mußte darum einen ganzen Winter in Sicilien liegen bleiben. Endlich ſegelten am 30. März 1191 die Franzoſen auf genueſiſchen Schiffen ab, und kamen ungefährdet nach Paläſtina. Am 10. April folgte Richard mit zweihundert, größten Theils engliſchen Fahrzeugen. Durch einen Sturm wurde die Flotte zerſtreut, und Richard legte, um die vereinzelten Schiffe wieder zu ſammeln, bei Cypern an. Dieſe Inſel gehörte eigentlich zum byzantiniſchen Reiche, wurde aber jetzt von Iſaac, einem Manne aus dem Hauſe der Comnenen, ſelbſtändig beherrſcht. Verunglückte Pilger des engliſchen Heeres, welche an den Küſten landeten, behandelte dieſer Fürſt mit Härte, ſetzte ſie gefangen und nahm ihnen ihre Habe. Richard forderte jetzt Erſatz und Genugthuung. Als Iſaac ſich weigerte, erzwang er die Landung, ſtürmte den Hafen Limaſol, und eroberte in funfzehn Tagen die ganze Inſel. Darauf ernannte er zwei engliſche Ritter zu Statthaltern derſelben und nöthigte die Einwohner, die Hälfte ihres Grundeigenthums herauszugeben für die Kriegsleute ſeines Heeres, denen die Vertheidigung des Landes und die Bewahrung der Feſten übergeben werden ſollte. Nachdem ſo der Beſitz der Inſel geſichert ſchien, ſetzte Richard ſeine Fahrt fort und landete am 5. Juni bei Acre. Vor dieſer Stadt, welche die Türken mit der größten Tapferkeit und Anſtrengung vertheidigten, hatte Guido von Luſignan nun ſchon faſt zwei Jahre gelegen. Jetzt, da er ſolche Verſtärkungen erhielt — ſchon früher waren, wie wir wiſſen, die Trümmer des deutſchen Heeres und andere Pilger zu ihm geſtoßen — ſtiegen die Bedrängniſſe der Belagerten immer höher. Es ward verabredet, daß die Franzoſen und Engländer die Beſtürmung von Acre immer abwechſelnd einen Tag um den andern übernehmen wollten. So brachte es der Wetteifer in der Tapferkeit dahin, daß die Belagerten am 12. Julius 1191 die

Stadt, welcher Saladin vergebens Luft zu machen gesucht hatte, unter der Bedingung übergaben, daß man ihnen freien Abzug gestattete, doch ohne etwas mehr als ihre Kleider mitnehmen zu dürfen, und daß der Sultan beiden Königen zweimal hunderttausend Goldstücke für die Lösung der Gefangenen zahlen sollte. Philipp August und Richard theilten die Stadt und die Güter, und als Herzog Leopold V. von Oesterreich, welcher sich bei der Belagerung sehr thätig gezeigt hatte, seine Fahne auf einen Thurm pflanzte, ließ der stolze Richard — so erzählt die Sage — sie herunterreißen und in den Koth treten. Der Herzog, zu schwach, um zu widerstehen, verschob die Rache auf eine gelegnere Zeit, verließ die Stadt und nahm sein Lager vor den Thoren. Auch Philipp August mochte Richard's Hochmuth und rohes Wesen nicht länger ertragen; außerdem sah er mit Eifersucht seines Nebenbuhlers größeres Ansehen und dessen glänzendere Tapferkeit, während ihn selbst eine Krankheit abmattete. So schiffte er sich schon am 30. Julius wieder ein. Damit es aber nicht schiene, als wolle er die gemeine Sache verlassen oder daheim vielleicht Richard's Abwesenheit benutzen, ließ er den größten Theil der französischen Pilger unter der Anführung Herzog Hugo's von Burgund zurück, und schwur öffentlich vor allem Volke auf das Evangelium: daß er weder selbst dem Könige von England, seinen Ländern und Leuten Schaden zufügen, noch einem andern dies gestatten werde, vielmehr wolle er dieselben wohl und in Frieden behüten und nach seinem Vermögen gegen feindliche Angriffe beschützen, wie er seine Hauptstadt Paris in entstehender Gefahr beschirmen würde.

Zwischen Richard und Saladin entstanden wegen des ausbedungenen Lösegeldes, für dessen Zahlung ein Theil der Besatzung von Acre als Unterpfand zurückbehalten war, Mißhelligkeiten, und als der Sultan es nicht sogleich herbeischaffen konnte, ließ Jener zweitausend fünfhundert der Gefangenen auf eine Wiese hinausführen und sämmtlich niedermetzeln (20. August). Dies that ein König, der für den göttlichen Erlöser und dessen Lehre das Kreuz genommen hatte; dies that ein Ritter an heldenmüthigen Männern, von denen ein christlicher Augenzeuge der Belagerung von Acre sagt: „Niemand auf Erden würde sie übertroffen haben, wenn nur ihr Glaube der rechte gewesen wäre.“ Dann rückte Richard weiter vor, erfocht manchen Sieg und gab manchen Beweis einer löwenmüthigen Tapferkeit; aber die Gegenanstalten Saladin's, dem er als Feldherr nicht gewachsen war, Mangel an Lebensmitteln, die sich verringernde Zahl tüchtiger Krieger und die Zwistigkeiten mit den Franzosen bewirkten, daß dennoch der große Zweck des Kreuzzuges, die Erobe-

rung Jeruſalem's, nicht erreicht wurde. Zweimal im Angeſicht der heiligen Stadt (am 13. Januar und 10. Juni 1192) kehrte Richard zweimal um, unentſchloſſen und ermüdet, wie oft in entſcheidenden Augenblicken, wenn es nicht perſönliches Fechten galt, zum größten Schmerz der Wallbrüder. Er hatte weit größere Streitkräfte und mindeſtens eben ſo viel Ausſicht auf glücklichen Erfolg, wie vor neunzig Jahren die Helden der erſten Pilgerfahrt. Schon war er im Begriff, zu Acre ſein Schiff zur Heimkehr zu beſteigen, als die Nachricht einlief, Saladin bedränge Joppe. Sogleich ging er mit einigen Fahrzeugen dorthin unter Segel. Die Stadt fand er ſchon erobert und die Chriſten nur noch im Beſitz der Burg. Dennoch ſprang er unverzagt mit den Seinen ins Meer, gewann das Ufer, trieb die Türken im erſten Anlauf aus der Stadt und verfolgte ſie, obgleich nur drei Pferde zur Hand waren, auf dem Wege nach Ramla. Darauf bezog er mit ſeinen Kriegern, in Allem vielleicht kaum tauſend Mann, ein Lager vor den Thoren, und ließ in Eile die zerſtörten Mauern wiederherſtellen. Am 5. Auguſt in der Frühe wurde er von der zahlreichen türkiſchen Reiterei überfallen, während Saladin's Fußvolk einen heftigen Sturm auf die Stadt begann. Kaum konnte Richard ſeinen Kettenpanzer anlegen; die Beinrüſtung anzuziehen blieb ihm wie den meiſten Anderen keine Zeit. Nur er ſelbſt und zehn Begleiter hatten Roſſe. Die übrige Ritterſchaft ließ Richard dicht zuſammentreten, auf das Knie fallen, die Schilde vorſtellen und die Lanzen ſchräg gegen den Boden ſtemmen. Hinter je zwei Rittern ſtand ein Armbruſtſchütze mit ſeinem Gehülfen, dem es oblag, das Geſchoß zu ſpannen. Sechsmal verſuchten die Türken die feſtgeſchloſſene Schaar zu ſprengen, ſechsmal wurden ſie zurückgetrieben. Dann befahl Richard, ſelbſt vorzurücken. Mit ſeinen zehn Rittern rannte er unter die Feinde, alles vor ſich niederwerfend und auseinanderſprengend. Alle Reihen der feindlichen Schlachtordnung von vorn nach hinten, vom rechten bis zum linken Flügel wurden durchbrochen. Man ſah ihn einmal von hundert Türken dicht umringt; einem Feinde hieb er mit einem Schlage ſeines Schwertes, trotz der ſtarken Rüſtung, Kopf, Schulter und Arm herunter. Mitten im wüthendſten Kämpfen ereilte ihn ein Bote: die Türken ſeien in die Stadt gedrungen. Richard bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er nicht ſchwiege, und kündigte dann ruhig den Seinen an, er müſſe nach Joppe, zu ſehen, was ſich dort begebe. Mit ſeinem Bannerträger und fünf Rittern ſprengte er durch das Thor, rannte in der erſten Straße drei Türken nieder und verbreitete ſolches Schrecken, daß, nach den Worten eines Augenzeugen, Alle vor ihm flohen wie Thiere des Feldes vor dem hung-

eigen Löwen. So reinigte er die Stadt, sammelte die Besatzung, führte sie zu neuem Kampfe hinaus und war am Abend im Besitz des Schlachtfeldes.

Am 1. Septbr. kam ein dreijähriger Waffenstillstand mit Saladin zu Stande, kraft dessen die Seestädte von Tyrus bis Joppe und das Land von der Küste bis Ramla und Lidda in den Händen der Christen blieben, und alle Pilgrime ungehindert zum heiligen Grabe wallfahrten konnten. Guido von Lusignan erhielt Cypern als englisches Lehen von Richard; zum König von Jerusalem wurde Graf Heinrich von Champagne, ein Neffe Richard's und Philipp August's, gewählt. Im October 1192 segelte Richard Löwenherz nach Europa zurück. Aber noch lange schreckten saracenische Mütter ihre weinenden Kinder mit dem Rufe: König Richard kommt, und Reiter fragten ihr scheues Pferd: siehst du Richard? Auch Saladin überlebte seinen Triumph über die vereinigten Kräfte Europa's nicht lange. Er starb fünf Monate nach Richard's Entfernung (3. März 1193). Sterbend sprach er zu seinem Sohne Malek-ad-daher: „Verehre den höchsten Gott und befolge seine Gebote, das wird dir Heil bringen. Hüte dich Blut zu vergießen; vergossenes Blut schläft nicht. Gewinne die Herzen deines Volkes und sorge für seine Wohlfahrt, es ist dir von Gott und mir anvertraut. Gewinne die Herzen der Emire, ich bin nur durch Milde zur Herrschaft gelangt. Beleidige Niemand, Menschen versöhnen sich erst nach vollbrachter Rache; nur Gott, welcher gnädig ist, verzeiht der Reue allein." Er hinterließ an baarem Gelde nur siebenundvierzig Silbermünzen und ein Goldstück. Sein Reich wie seine Resultate waren an seine Persönlichkeit geknüpft; nach seinem Tode brach auch auf der türkischen Seite eine gleiche Auflösung und Zersplitterung herein, wie sie bei den Christen schon lange begonnen hatte.

---

12. Kaiser Heinrich VI.

(1190—1197.)

Wir kehren jetzt wieder nach Deutschland zurück, welches Kaiser Friedrich der Aufsicht seines Sohnes, des Königs Heinrich, in guter Zuversicht übergeben hatte. Das Kreuzheer hatte jedoch die Grenzmarken kaum überschritten, als Heinrich der Löwe aus England herbeikam, und seine Macht wiederherzustellen trachtete. Sogleich fiel ihm Erzbischof

Hartwich von Bremen zu, und nächſt dieſem viele andere ſächſiſche Große; auch das Waffenglück begünſtigte den Herzog anfangs. Bardewik, welches den Herzog, als er in die Verbannung zog, mißachtet hatte und jetzt ſich weigerte, ihm die Thore zu öffnen, wurde erſtürmt, zerſtört, die Männer getödtet. Da er aber Segeberg nicht erobern konnte, die Holſteiner ſich wieder von ihm wendeten, und König Heinrich mit einem Heere gegen ihn im Felde erſchien, ſo bequemte er ſich zu einem Vergleiche, vermöge deſſen er die Mauern von Lauenburg und Braunſchweig niederreißen und Lübeck zur Hälfte behalten, zur Hälfte an den Grafen Adolf von Holſtein abtreten ſollte (1190).

Zur ſchnellen Beendigung dieſer Angelegenheit war der König beſonders durch die Nachricht getrieben worden, daß König Wilhelm II. von Sicilien am 1. November 1189 geſtorben ſei. Als er ſich nun aufmachen wollte, ſeine neue Erbſchaft anzutreten, kam die Nachricht vom Tode ſeines Vaters in Aſien und verurſachte einigen Aufenthalt, während ſeine Gegner im ſiciliſchen Reiche die Zeit geſchäftig nutzten. Die meiſten Barone waren ebenſo wie das Volk den Deutſchen höchlich abgeneigt und konnten den Gedanken einer fremden Herrſchaft nicht ertragen. Deswegen richteten ſie ihre Augen auf Tancred, Grafen von Lecce, der ein natürlicher Sohn von Conſtantia's früh verſtorbenem Bruder Roger war. Tancred wurde im Januar 1190 zu Palermo gekrönt, gewann auch das feſte Land und erhielt ſogar von Clemens III. die päpſtliche Belehnung; der byzantiniſche Kaiſer und Richard von England der eben in's gelobte Land zog, beeilten ſich, ihn anzuerkennen. Als König Heinrich nach Italien kam, fand er die Städte der Lombardei wieder in heftigen Fehden gegen einander, und Cöleſtin III., den Nachfolger des eben (März 1191) geſtorbenen Clemens, ſehr abgeneigt, ihm die Kaiſerkrone zu ertheilen. Um ſchneller fortzukommen, verſtand er ſich zu der unwürdigen Bedingung, den Römern das benachbarte Tusculum, welches ſie auf das wüthendſte anfeindeten, Preis zu geben, damit ſie beim Papſte die Kaiſerkrönung durchſetzten. Kaum war die deutſche Beſatzung herausgezogen, ſo fielen die Römer über die unglückliche Stadt, die ſich durch ihre treue Anhänglichkeit an Kaiſer Friedrich vor Allen ausgezeichnet hatte, her, zerſtörten ſie gänzlich, verſtümmelten, blendeten, tödteten die Einwohner. An der Stelle des untergegangenen Tusculum ſteht das heutige Frascati, ſo genannt, weil die Wenigen, die ſich retteten, anfangs in Hütten von Zweigen (frasche) wohnten.

Nachdem Heinrich am 14. April zu Rom die Kaiſerkrone empfangen, zog er weiter in das apuliſche Königreich. Bis nach Neapel hin

huldigte ihm Alles; aber diese Stadt widerstand hartnäckig. Nachdem der Kaiser sie drei Monate vergeblich belagert, zwangen ihn Krankheiten, die, von der Sommerhitze erzeugt, schreckliche Verheerungen in seinem Lager anrichteten und unter Anderen auch den Erzbischof Philipp von Köln hinwegrafften, nach Deutschland zurückkehren. Hier begann ein neuer Krieg gegen Heinrich den Löwen, der den eingegangenen Friedensbedingungen nicht nachgekommen war. Der alte Heinrich hatte aber kein Glück; er verlor Stade und Lübeck (1192), und überzeugte sich, daß er einer gänzlichen Aussöhnung mit dem Kaiser bedürfe. Ein unerwarteter Zufall erleichterte diese. Pfalzgraf Konrad bei Rhein, ein Bruder Kaiser Friedrich's I., hatte eine Tochter Agnes, die schon in zarter Jugend dem ältesten Sohne Heinrich's des Löwen, der gleichfalls Heinrich hieß, zugedacht war. Der Bruch zwischen den beiden mächtigen Fürstenhäusern nach dem Abfalle des Herzogs von seinem Kaiser zerstörte das Vorhaben der Eltern, aber nicht die Liebe der Jungfrau zu ihrem Bräutigam. Sie gewann ihre Mutter. Heinrich kam Nachts in Pilgerkleidung nach Konrad's Burg zu Stahleck, wurde eingelassen, und die Trauung ward sogleich in der Stille vollzogen. Als der Pfalzgraf, der am folgenden Tage vom Hoflager des Kaisers zurückkehrte, erfuhr, was geschehen sei, fürchtete er den Zorn seines Neffen, der in der That anfangs heftig aufloderte, aber bald beschwichtigt ward; da das Geschehene doch nicht zu ändern stand, zeigte sich der Kaiser um so geneigter, der langen Fehde ein Ende zu machen. Zu Dullethe (Tilleda) bei Kifhausen hatte er mit dem alten nunmehr tiefgebeugten und dem Grabe nahen Welfen eine Zusammenkunft, in welcher diesem der Friede und seinem Sohn die Belehnung mit der wichtigen Pfalzgrafschaft seines Schwiegervaters zugesichert wurde (1194). Erleichtert ward dieser Friedensschluß auch dadurch, daß König Richard von England, der bei seiner Rückkehr aus dem Orient durch den Herzog Leopold von Oesterreich gefangen genommen war und auf der Burg Trifels in Haft gesessen hatte, auf ein gütliches Abkommen mit dem Kaiser eingegangen war. Er mochte nun seinem Schwager Heinrich zum Frieden rathen. Im folgenden Jahre starb Heinrich der Löwe zu Braunschweig, sechs und sechzig Jahre alt, gewiß nicht ahnend, daß sein Geschlecht den kaum geendeten Kampf schon nach wenigen Jahren mit einem noch höheren Streben wieder aufnehmen würde.

Der Kaiser hatte den Frieden in Deutschland beschleunigt, weil König Tancred im Februar 1194 gestorben, und ihm nun eine bessere Aussicht eröffnet war, das sicilische Reich zu gewinnen. Er eilte, nach Italien aufzubrechen und gewann die Unterstützung der Seemächte

Genua und Pisa durch große Versprechungen, die er hinterher nicht hielt, auch wohl nie zu halten gedacht hatte. Mit leichter Mühe unterwarf er sich jetzt sowohl das feste Land als die Insel Sicilien; diejenigen, die erst so eifrig waren, einen einheimischen König wider den Fremden zu erheben, thaten jetzt nichts für Tancred's Wittwe, die unglückliche Königin Sibylle und deren Sohn Wilhelm. Kaum war Heinrich zu Palermo gekrönt, als er die Entdeckung einer gegen ihn gerichteten Verschwörung verkündete, in welche nicht nur viele Bischöfe und vornehme Sicilier, sondern auch Tancred's Familie verwickelt sein sollten. Wie es sich mit der Wahrheit dieses Vorgebens verhielt, ist zweifelhaft; gewiß aber, daß Heinrich den günstigen Umstand, daß er als Eroberer in das Land einzog, mit übermäßiger Strenge und Härte benutzte, um die Macht des normannischen Adels zu brechen, und eine neue Ordnung der Dinge, die auf Zucht und Gehorsam gegründet war, herzustellen. Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Edle wurden als Verräther mit schmählichen Todesstrafen belegt, aufgehenkt, gespießt, verbrannt, geblendet. Das letztere Schicksal hatte auch der junge Wilhelm, der sich als Tancred's Sohn schon als den Erben seiner Krone betrachtet hatte; er ward überdem sammt seiner Mutter nach Deutschland in Haft gebracht. Solches Verfahren konnte nichts anderes bewirken, als Verstärkung des Nationalhasses der Italiener und des bösen Rufes, in dem die Deutschen bei ihnen standen; doch war vor der Hand dadurch der ruhige Besitz des Reiches gesichert. Unbekümmert um den Bann des Papstes nahm der Kaiser bei seiner Rückkehr nach Deutschland viele Geiseln mit, gab die Verwaltung der Hoheitsrechte in den Gebieten von Spoleto, Ravenna und Ancona Deutschen und seinem Bruder Philipp Tuscien und die Mathildischen Güter. Und gerade um dieselbe Zeit, am Stephanstage 1194 (26. Decbr.), hatte Constantia einen Sohn geboren, so daß der Kaiser im vollen Glanze des Glückes und der Macht über die Alpen heimkehrte.

In der Heimath angekommen, legte Heinrich den Fürsten auf dem Reichstage zu Würzburg, April 1196, einen Plan von der größten Wichtigkeit für das ganze Reich vor. Er verlangte: man solle die Kaiserwürde in seiner Familie erblich machen; dafür wolle er Apulien und Sicilien unabtrennlich mit dem Reiche vereinen, die Erblichkeit aller Lehen auch für Töchter und Seitenverwandte einführen und anerkennen, und allen bisherigen Anrechten auf den Nachlaß der Bischöfe entsagen. Schon hatten zwei und funfzig Fürsten ihre schriftliche Zustimmung ge-

geben, als der Widerspruch derer von Sachsen und vom Niederrhein, besonders des Erzbischofs Adolf von Köln, den Entwurf rückgängig machte. Der Gedanke zeigt von Heinrich's tiefem und richtigem politischen Blicke; was er hier für die Größe seines Hauses beabsichtigte, wäre zugleich einer der bedeutendsten Schritte für Deutschland's Einheit gewesen. Wäre der Plan durchgegangen, er würde, wie er das ganze deutsche Staatsrecht umgestaltete, leicht der Geschichte unseres Vaterlandes ganz andere Bahnen vorgezeichnet haben. Der Mangel eines festen Nachfolgegesetzes, das Schwanken zwischen Erblichkeit und Wahlrecht der Großen, haben im Mittelalter in den allermeisten europäischen Staaten große Verwirrungen erzeugt, aber nirgends so folgenreiche wie in Deutschland, wo die unseligen Zwistigkeiten um den Thron an der Auflösung des Ganzen den meisten Antheil gehabt haben.

Heinrich begab sich wieder in das sicilische Reich. Während er dort aufs Neue mit großer Strenge waltete und so die sicherste Stütze der Herrschaft, die Neigung des Volkes, immer mehr zerstörte, war er rastlos mit Plänen zur Erhöhung des Kaiserthrons beschäftigt. Er dachte auf nichts Geringeres, als auf die Eroberung des byzantinischen Reiches, welches er mit Recht als eine nothwendige Grundlage betrachtete, die asiatischen Küstenländer für das Christenthum und Europa dauernd zu gewinnen. Er bereitete einen neuen großen Kreuzzug vor, zu welchem er sich selbst insgeheim verpflichtete. Nicht minder richtete er seinen Blick nach der afrikanischen Küste; die abendländischen Fürsten im Orient erkannten ihn als ihren Lehnsherren, Richard von England hatte bei seiner Freilassung schon früher dasselbe thun müssen; das Mittelmeer sollte ein Binnensee kaiserlicher Reiche sein. Mitten unter so weit aussehenden Entwürfen raffte ihn der Tod hin. Er starb an der Folge eines kalten Trunks nach übermäßiger Erhitzung auf der Jagd am 28. September 1197 zu Messina, im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters, und hinterließ nur ein einziges Söhnlein, Friedrich, damals erst drei Jahre alt. Das Urtheil der Nachwelt, die an seiner Härte gegen die Bewohner des normannischen Erbes Anstoß nimmt, pflegt über den Kaiser zu ungünstig zu lauten. In der That verschmähte er unnöthige Großmuth, Milde und Erbarmen war seinem Sinne fremd, und seine Strafe an dem Gegner wurde oft zur Rache und furchtbaren Grausamkeit. Dagegen feierten ihn seine Zeitgenossen nicht nur seiner hohen Bildung wegen, auch nicht allein um des gewaltigen Ansehn's willen, das er seiner Würde und seinem Volke überall zu erwerben wußte, sondern auch wegen seiner Ge-

rechtigkeitsliebe, wegen ſeiner Leutſeligkeit gegen Niedere und Barmherzigkeit gegen Bedürftige. Er iſt der letzte Kaiſer, der ſeine Aufgabe im alten Sinne erfaßte und ſie glänzender vertrat, als die meiſten ſeiner Vorgänger.

13. Papſt Innocenz III.

(1198—1216.)

Der unerwartete Todesfall Heinrich's ſchien Alles auf einmal umzuſtoßen, was mit ſo vieler Mühe und in ſo langer Zeit erbaut worden war. Und zum Unglück für die kaiſerliche Macht erhielt Rom bald darauf, als Deutſchland einen mächtigen und angeſehenen Kaiſer verloren, einen der größten Päpſte, die je den heiligen Stuhl beſtiegen haben. Denn wenige Monate nach Heinrich VI. ſtarb Cöleſtin III., und nach kurzer Berathung vereinigten ſich alle Stimmen für den Cardinal Lothar, einen gebornen Grafen von Signia, der ſich als Papſt Innocenz III. nannte. Er zählte — für das Oberhaupt der Kirche ein ungewöhnliches Alter — erſt ſieben und dreißig Jahre, hatte ſich aber durch große Gelehrſamkeit, tiefen Ernſt ſeines Weſens und herbe Strenge der Sitten ſchon die höchſte Achtung ſeiner Zeitgenoſſen erworben; in ſtiller Zurückgezogenheit hatte er während der Regierung Cöleſtin's III. ein Buch „über die Verachtung der Welt" geſchrieben, in dem ſich eine faſt mönchiſche Lebensanſchauung kund gab. Noch größere Bewunderung erweckten bald ſeine Charakterſtärke und Feſtigkeit, womit er ruhige Beſonnenheit, berechnende Vorſicht und jene überlegene Gewandtheit in der Führung der Geſchäfte verband, die den Italienern ſo oft eigen iſt. Mochte auch das Bewußtſein von dieſen außerordentlichen Gaben das Streben nach Macht und Herrſchaft in ihm hervorrufen, ſo wußte er doch auch im Glücke Maaß zu halten; und, was das Wichtigſte, all ſein Thun wie ſeine ganze Perſönlichkeit wurde veredelt durch die Größe der Idee, zu deren Ausführung er ſich berufen glaubte. Denn volles Oberhaupt der Kirche wollte er als Papſt ſein, und die Kirche wiederum ſollte über allen Völkern und Staaten ſtehen und ſie leiten. Von der Nothwendigkeit und den heilſamen Folgen eines ſolchen Einfluſſes war er nicht weniger durchdrungen, als Gregor VII.; und da er mit dieſer innigen Ueberzeugung auch ſtarken Willen und ausdauernde Kraft verband, ebenſo zu han-

denn, da die Umstände seit jenem Gregor keinen Papst so begünstigt hatten wie ihn, da das Papstthum durch die seit einem Jahrhundert in Anspruch genommenen und durchgekämpften Vorrechte die Gewalt der Meinung und der Gewohnheit für sich gewonnen hatte: so war es ganz natürlich, daß Innocenz auf der Leiter der Papstmacht eine noch höhere Stufe beschritt. Noch klarer, noch umfassender als sein großer Vorgänger ergriff Innocenz die erhabene Idee von der Herrschaft des Christenthums über die Welt. Hatte jener hauptsächlich für die Unabhängigkeit der Kirche gestritten, so konnte Innocenz, nun fußend auf jenen Bemühungen, insbesondere die Hoheit der Kirche ins Auge fassen. Das Christenthum sollte alles durchdringen, alles verbinden, in diesem sollte alles seinen Anfang und sein Ende haben. Es lebte vornehmlich in der Kirche, welche es durch fortgehende äußerliche Ueberlieferung in ihren Mitgliedern lebendig und kräftig erhielt; die Kirche hütete deßhalb die christliche Religion; die Obhut der Kirche aber war dem Papste vertraut. Ihm liegt es daher ob zu sorgen und zu wachen, daß Alles, was in der christlichen Welt geschieht, in und aus christlichem Sinne vollbracht werde. Die aus dem Christenthum hervorgehenden Rechte Aller sollte er beschützen; zur Erfüllung der Christenpflicht sollte er Jeden, wer es auch sein möge, antreiben. Frei walten sollte der Fürst über die Unterthanen; aber als Christi Bekenner sollte er allen Anderen gleich stehen, als solchen konnte ihn die Kirche von ungebührlichem Verfahren abhalten, zur Besserung ermahnen. Darum sollten die Könige der Welt die höhere Autorität des Papstes anerkennen, als einen obersten Schiedsrichter im Namen Gottes, der über den Frieden der Welt wache. Aber seine Macht sollte keine in die Luft gestellte, keine auf blos Geistiges basirte sein. Sie sollte sich stützen auf die Abstufungen der kirchlichen Vorsteher, auf die weltlichen Mittel, über welche diese verfügten; ja wie kleinere Herren ihr Eigenthum den Bischöfen zu Lehen auftrugen, so sollten die Könige dem Papste ihre Reiche auftragen und zur Erinnerung und zum Zeichen, daß auch sie der Kirchenzucht unterworfen seien, einen jährlichen Zins an den Stuhl Petri entrichten. Diese große geistliche Gewalt bildete in jenen Jahrhunderten ein heilbringendes Gegengewicht gegen unchristliches und geistloses Verfahren, gegen Rohheit und Despotismus der weltlichen; denkenden Menschen späterer Jahrhunderte ist aber dennoch die vollendete und für immer befestigte Priesterherrschaft höchst gefahrvoll und verderblich erschienen, weil sie zu ihrer Sicherheit einer Beschränkung, ja Fesselung der Geister und eines Zurückhaltens derselben in den einmal ausgeprägten Formen der Kirche und des Dogma's bedarf, welche

Scharfſinn, und zeigte ſich über jede niedere Rückſicht ſo erhaben, daß noch jetzt ſeine auf uns gekommenen Briefe dem Inhalte wie der Form nach als Muſter rechtlicher Entwickelungen und Entſcheidungen gelten können*).

---

14. Philipp von Schwaben und Otto IV.

(1198—1218.)

Die Nachricht vom Tode Kaiſer Heinrich's VI. empfing ſein Bruder Philipp, Herzog von Schwaben, zu Viterbo, da er gerade auf der Reiſe nach Apulien begriffen war, ſeinen Neffen Friedrich nach Deutſchland abzuholen, um ihn noch beim Leben des Vaters zum König ſalben und krönen zu laſſen. Sofort kehrte er nach Deutſchland zurück, wo ſeine Gegenwart höchſt nöthig war, wenn das Kaiſerthum ſeinem Hauſe erhalten werden ſollte. Weil der Erzbiſchof von Mainz eben damals im Morgenlande war, hatten die von Trier und Köln das Wahlgeſchäft zu leiten, und ſetzten den Wahltag auf den 1. März 1198 an. Allein es war bekannt, daß beide den Hohenſtaufen abgeneigt waren. Philipp gewann indeß viele Fürſten; die Anhänger der Hohenſtaufen kamen für ſich zu Mühlhauſen zuſammen, und wählten, weil ſie keine vormundſchaftliche Regierung wollten, nicht den dreijährigen Friedrich, ſondern den Herzog Philipp. Die Gegner aber erklärten dieſe Wahl für ungeſetzlich, und wollten Berthold von Zähringen die Krone ertheilen. Als aber dieſer ſeine Anſprüche für Geld an Philipp verkaufte, erhoben ſie hauptſächlich auf Veranlaſſung des Kölner's, der wie ſeine Stadt in nahen Beziehungen zu Richard von England ſtand, Otto, Heinrich's des Löwen zweiten Sohn, auf den Thron. So entzündete ſich denn der kaum erloſchene Kampf zwiſchen den beiden feindlichen Häuſern mit erneuerter Heftigkeit; es begann ein Bürgerkrieg, der Deutſchland zwei Jahrzehnte zerfleiſchte und es im Augenblick ſeiner höchſten politiſchen und geiſtigen Entwickelung in die wildeſte Zerrüttung zurückwarf.

Beide Theile trachteten nach Kräften, Anhänger zu gewinnen; aber Niemand erſchien ihnen ſo wichtig wie der mächtige Papſt. Innocenz ermahnte die Fürſten und Prälaten, ſie möchten den Zwiſt beſeitigen,

---

*) v. Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen, 3. Aufl. Bd. II. S. 395, und Abel, König Philipp der Hohenſtaufe S. 75.

welcher Reich und Kirche zerstöre, sonst werde er, vermöge der ihm als Stellvertreter Christi zustehenden Machtvollkommenheit, sich für den erklären, dessen Verdienste ihm am größten erschienen. Aber die Parteien standen zu heftig gegen einander, als daß an eine friedliche Aussöhnung zu denken gewesen wäre; und so erhielten des Papstes Ansprüche und seine die Ehre und die Unabhängigkeit des Reiches beeinträchtigende Einmischung erst Gewicht durch der Könige Bemühung um seine Gunst und durch der Fürsten verderbliche Zwietracht. Anfangs war der größte Theil der Fürsten auf der Seite des Staufen, auch von den Bischöfen nicht wenige; am meisten der Erzbischof Ludolf von Magdeburg, der, eines geringen Mannes Sohn aus dem Nordschwabengau, wie einst der große Willigis von Mainz, rücksichtslos die Rechte des rechtmäßigen Fürsten vertrat. Im Mai 1199 erließen diese Anhänger Philipp's ein Schreiben an den Papst, um ihn zur Anerkennung ihres Königs zu bewegen. Dieser hütete sich jedoch, offen Partei zu nehmen, und wirkte zwar Philipp allerwegen entgegen, weil er im Bann sei und zu dem Geschlecht gehöre, „das von jeher die Kirche grausam verfolgt und die Freiheit der Fürsten unterdrückt habe"; aber er unterstützte doch auch Otto nicht unmittelbar. Erst, als es 1201 gelungen war, einen Theil Norddeutschlands, den König von Dänemark und Ottokar Przemysl von Böhmen in das welfische Lager herüberzuziehen, trat Innocenz offen mit der Anerkennung Otto's heraus, der sich zum Danke dafür in einem Briefe „Kaiser von Gottes und des Papstes Gnaden" nannte. Ein päpstlicher Legat hatte die Entscheidung seines Herrn in Deutschland zu verkünden.

Damals büßten die deutschen Bischöfe den letzten Rest ihrer selbstständigen und nationalen Stellung ein, indem die meisten, um nicht ihrer Stellen entsetzt zu werden, sich dem herrischen Richterspruche des Papstes, obschon mit Widerwillen beugten. Dagegen blieben die weltlichen Großen fast alle auf der Seite Philipp's, und dieser sparte weder Güter noch Schätze, um die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Jenem Böhmen Ottokar verlieh er für seinen Beistand die Königskrone, die schon früher als persönliche Auszeichnung ertheilt, nun erblich bei seinen Nachfolgern blieb; den Erzbischof Adolf von Köln und den Landgrafen Hermann von Thüringen gewann er gleicherweise; ja es glückte ihm sogar, die Bürger Köln's, der bedeutendsten Stadt des Reiches, zu versöhnen, und selbst den Pfalzgrafen Heinrich, den Gemahl seiner Nichte und Bruder Otto's, von diesem abwendig zu machen. Unterdessen war der heillose Krieg zwischen beiden Parteien nicht unterbrochen worden, die Bande des Rechts und der Ordnung erschlafften immer mehr, Willkür und Ver-

gewaltigung nahmen ihre Stelle ein. So ward der Bischof Konrad von Würzburg meuchlings angefallen und umgebracht; die Böhmen, die zuerst als Parteigänger Otto's und später Philipp's bis in das Herz des Reiches kamen, verwüsteten das Land weit und breit und „wütheten ärger denn die Heiden"; die alte kaiserliche Stadt Goslar ward ausgeplündert und so herunter gebracht, daß sie sich von diesem Schlage nie wieder erholte. Endlich erklärte sich das Glück so entschieden gegen Otto, der auch von seinem Oheim Johann von England im Stich gelassen wurde, daß selbst Innocenz, dem Philipp wiederholt in versöhnlicher Weise entgegenkam, seinen Schützling nicht mehr zu halten für gut fand. Philipp wurde von dem Banne befreit, eine päpstliche Gesandtschaft an diesen erschien in Deutschland, der König war im Begriffe, seinem Gegner den letzten entscheidenden Kampf anzubieten, er sammelte sein Kriegsvolk in Bamberg. Da vereitelte eine grauenhafte That das völlige Gelingen jahrelanges Strebens. Philipp feierte am St. Albanstage (21. Junius 1208) die Vermählung seiner Nichte Beatrix von Burgund mit dem Herzog Otto von Meran und führte selbst die Braut mit großem Gepränge zum Altar. Ermüdet lag er Nachmittags in der bischöflichen Pfalz auf der Altenburg und pflegte der Ruhe. Es war drückend heiß. Nur der Bischof Konrad von Speier, Heinrich der Truchseß von Waldenburg und ein Kämmerer waren um den König, als Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, begleitet von dem Markgrafen Heinrich von Istrien und sechzehn Bewaffneten, das Schloß betrat. Sein Schwert herumschwingend, drang Otto in das Gemach. Hier ist kein Ort zum Fechterspiele, rief ihm Philipp entgegen. Zum Spiele nicht, aber zur Strafe deines Verraths! entgegnete der Pfalzgraf und hieb den König in den Hals. Im Schrecken verbarg sich der Bischof, aber der Truchseß schrie laut und eilte mit dem Kämmerling gegen den Mörder der Thüre zu. Verwundet mußten sie weichen. Otto stürzte heraus, warf sich mit seinen Gesellen auf die bereit stehenden Rosse und jagte von dannen. Philipp's Wunde war tödtlich. Er starb im vier und dreißigsten Jahre, da er eben hoffen durfte, den alleinigen Besitz der Krone, des schweren Kampfes Ziel errungen zu haben. Ruhmwürdige Eigenschaften zierten ihn nicht minder als seinen Bruder Heinrich; aber wo dieser durch Strenge zwang, gewann er durch Sanftmuth und Milde. Als seine Gattin Irene, eine Tochter des Kaisers Isaac II., die ihn zärtlich liebte, die Trauerkunde vernahm, entwich sie auf den Staufen, doch Gram und Kummer tödteten sie in kurzer Frist. Jener Otto von Wittelsbach, der Neffe des Wittelsbachers, dem Friedrich I. Baiern verliehen hatte, war bisher wie sein

Oheim und Vater ein treuer Anhänger der Hohenstaufen gewesen; aber Philipp hatte ihm — so erzählt Arnold von Lübeck — nicht nur seine ihm ehemals versprochene Tochter versagt, sondern ihn auch noch dem Herzog von Schlesien statt der gehofften Empfehlung zu neuer Brautwerbung als einen hochfahrenden und heftigen Mann geschildert. Otto war in der That so jähzornig und wild, daß er einst einen Edeln heimtückisch erschlagen und sich noch sonst mit mancher Blutschuld belastet hatte, und Philipp mochte ihn deswegen nicht zum Schwiegersohne. Sein Verbrechen scheint indeß durch die Zurücksetzung und den falschen Empfehlungsbrief um so weniger genügend erklärt, als er Genossen hatte, die von anderen Beweggründen geleitet worden sein müssen*). Die Reichsacht, welche der bisherige Gegner Philipps aussprach, und der Tod von der Hand eines ausgesandten Vollstreckers derselben, waren die Strafen dieses Königsmords.

Nun stand Otto IV. ohne Nebenbuhler da. Er bildete nicht blos in politischer Beziehung einen Gegensatz zu Philipp. Am Hofe seines Oheims Richard von England erzogen, und so dem deutschen Wesen entfremdet, hatte er auch in seinem Charakter Aehnlichkeit von diesem. Er war von großer persönlicher Tapferkeit, aber dabei schroffen und ungeschmeidigen Wesens, und wenn Philipp durch kluge Milde und gutmüthige Freundlichkeit alle Herzen gewann, so suchte Otto den Mangel an staatsmännischer Einsicht durch hochfahrenden Trotz zu ersetzen. Seinen Römerzug freilich unternahm er noch unter Bedingungen, die seine Ohnmacht hinlänglich zeigten, und das kaiserliche Ansehen herabwürdigten. Er verstand sich nämlich dazu, vor seiner Krönung einen schriftlichen Vertrag zu unterschreiben, indem er die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Mathildischen Güter, die Grafschaft Bertinoro, das Exarchat von Ravenna und die Pentapolis dem heiligen Stuhle, dem sie zuständen, in so fern er sie schon besäße, frei und ruhig zu lassen und zur Erwerbung der übrigen behülflich zu sein verhieß. Desgleichen mußte er versprechen, freie Wahlen und Berufungen nach Rom zu gestatten, den Erbschaften der Prälaten und der einstweiligen Besitznahme erledigter Pfründen zu entsagen. Danach krönte ihn Innocenz zu Rom am 4. October 1209 in der Peterskirche.

Aber die Verhältnisse waren dahin gediehen, daß ein dauernder Friede zwischen Papst und Kaiser nur dann bestehen konnte, wenn einem

*) v. Raumer a. a. O. Bd. II. S. 436 und Abel, a. a. O. S. 230.

von Beiden Kraft oder Willen gebrach, die Anſprüche ihrer tüchtigſten Vorgänger aufrecht zu erhalten und durchzukämpfen. Wie Heinrich V. hatte Otto die Freundſchaft des Papſtes nur als die Leiter betrachtet, zur Kaiſerwürde zu gelangen, deren Glanz und Hoheit er, ſobald er ſein Ziel erreicht hatte, der Prieſterherrſchaft nicht zum Opfer bringen wollte. Sofort ertheilte er in den von Innocenz eingezogenen Landſchaften des Kirchenſtaats Belehnungen aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit, gab die Mathildiſchen Güter nicht heraus; ja er machte Anſtalten, den Aufforderungen einer unzufriedenen Partei im apuliſchen Reiche nachzukommen, und den jungen Friedrich mit Krieg zu überziehen. Auf die Vorwürfe des Papſtes, daß er ſeinen Eid breche, erwiederte er: er habe nicht minder geſchworen, die Würde des Reiches zu erhalten, und alle verlorene Rechte deſſelben wieder zu gewinnen. Da er alſo den einen Eid nicht erfüllen könne, ohne den andern zu brechen, ſo wolle er wenigſtens den ältern halten, nach welchem er den zweiten nie hätte ſchwören ſollen. Zu gleicher Zeit rückte er in Unteritalien ein, und eroberte faſt das ganze feſte Land, während der Papſt den Bann über ihn ausſprach und alle Unterthanen vom Eide der Treue löſete (1210). Die Wirkung, welche dieſer Schritt in Deutſchland hervorbrachte, hemmte Otto's Siegeslauf. Der Hohenſtaufiſche Anhang rief 1211 den ſiebzehnjährigen Friedrich, Heinrich's VI. vielverſprechenden Sohn, aus Italien herbei. Selbſt Innocenz III., ſo wenig es urſprünglich ſein Plan geweſen ſein mochte, die Verbindung der Krone von Sicilien mit der deutſchen wieder zu befördern, erklärte ſich jetzt für ihn, weil er bei ſeinem Mündel günſtigere Geſinnungen für die Kirche vorausſetzte, als bei dem ſtolzen Sachſen Otto. Nach ſorgfältiger Abwägung aller Gründe für und wider ein ſo gewagtes Unternehmen entſchloß ſich Friedrich, die erſte Krone des Abendlandes, die ſeine Väter getragen, nicht von ſich zu weiſen. Er ging über Rom, wo ihn der Papſt als erwählten römiſchen Kaiſer ausrufen ließ; von da begab er ſich nach Genua, wo er mehrere Monate raſten mußte, ehe er es wagen konnte, weiter zu ziehen; auch entging er den Lombarden, die es meiſt mit Otto hielten, beſonders den Mailändern, die Alles, was Hohenſtaufe hieß, mit tödtlichem Haſſe verfolgten und dem jungen Könige mit großer Wachſamkeit auflauerten, nur mit genauer Noth. Es glich faſt einem Wunder, daß er über Mantua, Verona und Chur glücklich nach Koſtnitz kam (1212). Sein gefälliges, einnehmendes Weſen, ſeine große Freigebigkeit gewannen ihm ſchnell die Herzen. Wie aber nach Kaiſer Heinrich's Tode zum erſten Mal das Ausland in die inneren Angelegenheiten Deutſchland's eingegriffen, wie England den

Welfen Otto erhoben hatte: so förderte jetzt der französische König Philipp August Friedrich's Unternehmen nach Kräften, weil Otto von dem Könige Johann von England, dem Feinde Frankreich's, unterstützt wurde. Deßwegen glaubte Otto, Friedrich einen tödtlichen Streich zu versetzen, wenn er sich gegen den König von Frankreich wendete. Es war ein gefährliches und unter diesen Umständen ein verkehrtes Unternehmen, weil durch das Mißlingen desselben viel mehr verloren werden mußte, als jemals durch das Gelingen gewonnen werden konnte; hervorgegangen eher aus des Kaisers Behagen an abenteuernder Ritterlichkeit, als aus dem Scharfblick besonnener Politik. Otto ward bei Bouvines geschlagen (1214), und brachte dadurch sein Ansehen in Deutschland in den schleunigsten Verfall. Des jungen Friedrich Anhang wuchs dagegen immer mehr, Otto konnte sich nur noch im nördlichen Deutschland behaupten, und nicht verhindern, daß Friedrich 1215 zu Aachen mit allen üblichen Feierlichkeiten gekrönt ward. Von den meisten Ständen verlassen, starb Otto am 19. Mai 1218 auf der Harzburg.

---

15. Der Kreuzzug gegen Constantinopel.

(1204.)

Der griechische Kaiser Alexius Comnenus, der durch Tapferkeit, List und gutes Glück die Würde des Reiches gegen Normannen, Kreuzfahrer und Seldschucken aufrecht erhalten und die nördlichen Grenzen durch entscheidende Siege über Petschenegen und Kumanen, zwei wilde tatarische Nomadenvölker, gesichert hatte, starb 1118. Sein Sohn und Nachfolger Johannes oder Kalojohannes, den ein einsichtsvoller Geschichtschreiber den Größten und Besten der Comnenen nennt, behauptete die Herrschaft nicht weniger glücklich. Ihm folgte sein Sohn Manuel, ein Krieger von riesenhafter Körperkraft, dessen sieben und dreißigjährige Regierung (1143 — 1180) mit Kämpfen wider Türken und Christen vom Taurus bis nach Sicilien hin erfüllt ist. Mit seinem Tode gingen die besseren Zeiten, welche Byzanz diesem Herrscherstamme verdankte, zu Ende. Sein unmündiger Sohn Alexius II. ward durch einen Vetter Andronikus, dessen Leben von seltsamen, romanhaften Abenteuern erfüllt ist, entthront und ermordet (1183). Andronikus glaubte den Thron, den er einem Verbrechen verdankte, nur durch fortwährende Frevel und Grau-

ſamkeiten behaupten zu können, und trieb es ſoweit, daß er zuletzt in einem Aufſtande von dem erbitterten Pöbel unter fürchterlichen Martern hingerichtet ward (1185). Er war der letzte Comnene auf dem Throne von Conſtantinopel.

An ſeine Stelle erhob man Iſaac II. Angelus zum Kaiſer. Auch dieſer ward zehn Jahre nachher, nach einigen Unglücksfällen gegen die Bulgaren und Wallachen und einer ſchwelgeriſchen und grauſamen Regierung, von ſeinem Bruder Alexius III. Angelus des Throns und der Augen beraubt, und zu ewigem Gefängniß in einem Kloſter zu Pera verdammt (1195). Alexius III. regierte darauf acht Jahre, erregte aber gleichfalls mit jedem Jahre größeres Mißvergnügen. Da machte ſich der junge Alexius, Sohn des gefangenen blinden Iſaac, auf, und ſuchte Hülfe für ſeinen Vater in Italien und Deutſchland, wo ſeine Schweſter Irene an den Staufen Philipp verheirathet war.

Damals ſammelte ſich eben, in Folge von Innocenz III. häufiger Ermahnung und thätiger Einwirkung, ein neues Kreuzheer unter dem tapfern Markgrafen Bonifacius von Montferrat, dem Grafen Balduin von Flandern und mehreren franzöſiſchen Fürſten zu Venedig. Wie Piſa und Genua nahm auch dieſe Stadt lebhaften Antheil an den heiligen Zügen. Beruhte ihre Größe vornehmlich auf Handel und Schifffahrt, ſo war ſchon die Erweiterung derſelben, die Eröffnung unmittelbarer Verbindungen mit dem Oriente, der anlockendſten für Kaufleute ſo weit die Geſchichte reicht, wichtig genug. Aber die Venetianer waren auch bedacht, ſich politiſche Vortheile zu verſchaffen. So überließ ihnen Balduin II. von Jeruſalem in allen Städten ſeines Reiches urkundlich ein Quartier, mit einer Kirche, Steuerfreiheit und eigener Gerichtsbarkeit. Diesmal ſchloſſen die franzöſiſchen Kreuzfahrer einen Vertrag mit dem ſeemächtigen Staate, vermöge deſſen die Venetianer gegen Zahlung von fünf und achtzigtauſend Mark Silber die Ueberfahrt eines Heeres von dreißig- bis vierzigtauſend Mann übernahmen und für Lebensmittel ſorgten. Der vier und neunzigjährige, erblindete, aber doch noch von jugendlicher Kühnheit beſeelte Doge Heinrich Dandolo ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der theilnehmenden Venetianer. Man verließ die Stadt 1202, und richtete die Waffen zuerſt gegen Zara in Dalmatien, welches von Venedig abgefallen war. Es wurde erobert und dem Dogen übergeben.

Hier nun erſchien der hülfeſuchende Prinz Alexius mit einer Geſandtſchaft des deutſchen Königs Philipp, den ebenſo ſehr Familienrückſichten wie die Erinnerung an die großen, auf die Beherrſchung des Mittelmeeres gerichteten Pläne ſeines Bruders Heinrich, und endlich auch

Versprechungen, die er dem Papste gemacht hatte, zur Theilnahme an den Bestrebungen seines Schwagers drängen mochten, vor den Kreuzfahrern, und gewann sie durch die größten Verheißungen; er wollte zweimal hunderttausend Mark Silbers geben, die griechische Kirche mit der römischen vereinigen, und an dem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen Theil nehmen. Dafür versprachen sie ihm, seinen Vater wieder in die Regierung einzusetzen, und ihm seine Feinde überwinden zu helfen.

Auf einer der schönsten venetianischen Flotten, vierhundert und achtzig Segel stark, näherten sich die Ritter 1203 dem Hafen von Konstantinopel, und warfen ihm gegenüber auf der asiatischen Seite die Anker aus. Als eine vorläufige Unterhandlung mit dem Kaiser Alexius III. fruchtlos ablief, gingen sie keck mit ihren Schiffen über den Bosporus, drückten den Kaiser mit seiner zahlreichen Heeresmacht in die Stadt zurück, sprengten die Hafenkette, verbrannten oder eroberten die griechische Flotte, und nahmen den innern Hafen in Besitz. Nun wurde, unter Führung des greisen Dandolo, der sich auf die Spitze seines Schiffes stellen ließ, die Fahne des heiligen Markus ergriff und laut den Seinigen Muth einsprach, die Stadt selbst belagert, bestürmt und ein Theil derselben von den Venetianern in Brand gesteckt. Da entfloh der Kaiser, die Einwohner holten den augenlosen Isaac wieder aus dem Gefängnisse hervor, und setzten ihn nebst seinem Sohn Alexius auf den Thron.

Des treuen Sohnes Zweck war erreicht, allein nun sollte er auch den Kreuzfahrern die eingegangenen Bedingungen erfüllen. Aber woher so viel Geld nehmen? und wie das Volk zur Unterwürfigkeit gegen den römischen Papst bewegen? Er hatte diesen Punkt kaum berührt, als schon Alles in Gährung war. Ebenso unmöglich war es, die versprochenen Summen aufzubringen, wenn auch die geweihten Gefäße, Heiligenbilder und sonstige Zierden in großer Zahl aus den Kirchen gerissen wurden. Bald vermehrte ein anderer Unfall die Erbitterung gegen Alexius und die Pilger. In heiligem Eifer stürmten einzelne Wallbrüder eine Moschee, welche Isaac Angelus in der früheren Periode seiner Regierung den Mohammedanischen Kaufleuten zu bauen verstattet hatte. Die Griechen eilten den Moslemen zu Hülfe. Darüber brach an verschiedenen Orten der Stadt Feuer aus und wüthete mit solcher Gewalt, daß nach acht Tagen der vierte Theil Konstantinopel's in Asche und Trümmern lag. Am 25. Januar 1204 rottete sich das Volk zusammen und verlangte einen andern Kaiser. Niemand wagte es, unter so bedenklichen Umständen diese schwere Rolle zu übernehmen; ein Sprößling aus dem ehemaligen Kaiserhause der Dukas, Alexius, der von seinen starken

Augenbrauen den Beinamen Murzuphlus führte, ließ ſich endlich willig finden. Der junge Alexius, Iſaac's Sohn, ward erdroſſelt, der Vater ſtarb vor Gram und Schrecken.

Nach einer ſolchen Gewaltthätigkeit glaubten ſich die Kreuzfahrer nunmehr gegen dieſes mörderiſche und treuloſe Volk, das ſie ohnehin als halbe Ketzer betrachteten, zu Allem berechtigt. Sie beſchloſſen, die Stadt mit Gewalt zu erſtürmen, nachdem ſie vorher eine Uebereinkunft wegen der Theilung der Beute und der künftigen Einrichtung getroffen hatten. Der erſte Angriff ward abgeſchlagen, aber drei Tage nachher erſtiegen die Ritter von den Schiffen aus vier Thürme an der Seeſeite und ſprengten (12. April 1204) die Thore. So groß war der Schrecken der Einwohner, daß, ſelbſt nach griechiſchen Berichten, ein einzelner Ritter Tauſende vor ſich her trieb. In der Nacht entſtand abermals eine große Feuersbrunſt, die dritte, ſeitdem die Kreuzfahrer vor Conſtantinopel erſchienen waren. Murzuphlus floh*) und während die Großen noch ſtritten, ob Theodor Dukas oder Theodor Laskaris ein Kaiſerthum erhalten ſolle, das nicht mehr vorhanden war, verbreiteten ſich die Sieger in der unglücklichen Stadt, drangen gierigen Raubthieren gleich in Paläſte und Häuſer ein, plünderten und raubten, und verübten mit zügelloſer Wuth Frevel und Gräuel. Zu der rohen Habſucht kam frecher Uebermuth, der ſelbſt der heiligen Oerter nicht ſchonte und die Kirchen entweihte oder verunreinigte. Die Packpferde wurden hineingetrieben, um die Beute fortzubringen; in geweihten Gefäßen kochten die Pilger ihr Lieblingsgericht, Rindsrücken mit Bohnen und Zwiebeln, und eine Dirne ſetzte ſich ſingend und tanzend auf den Stuhl des Patriarchen. Kunſtwerke wurden mit Gewalt zerſtümmelt und zerhauen, ſelbſt an den metallenen Bildſäulen übten eigenſinniger Zerſtörungskitzel und niedrige Habgier ihre Beharrlichkeit. Das Erz hatte größeren Werth in den Augen der Pilger als die Gold überwiegende Kunſt. Ein einziges berühmtes Werk aus dem Alterthum, vier vielbewunderte Pferde von Bronze, angeblich eine Arbeit des Lyſippus, retteten die Venetianer zur Zierde ihrer Stadt. Endlich verordneten die Häupter, daß alle gemachte Beute in drei beſtimmte Kirchen niedergelegt, und dem früher geſchloſſenen Vertrage gemäß, zwiſchen Franzoſen und Venetianern gleich getheilt werde. Hier kam, trotzdem daß Vieles unterſchlagen wurde, eine ſo ungeheure Menge von reichen Zeugen, Koſtbarkeiten und Geld zuſammen, daß ein Augen-

*) Er ward nachher von den Lateinern gefangen und von der Säule des Theodoſius herabgeſtürzt.

zeuge schrieb, im ganzen übrigen Europa seien nicht so viele Reichthümer vorhanden; ein Anderer, seit Erschaffung der Welt wäre so viel nicht erbeutet worden. Als es zur Theilung kam, behielten die Franzosen, nur an Gelde, viermal hunderttausend Mark Silber.

Nachdem dieses Geschäft vollendet war, schritt man zur Theilung des Reichs. Man zerfällte es vorläufig in vier Stücke, deren eines als Krongut der haben sollte, welchen die Stimmenmehrheit einer Versammlung von sechs Venetianern und sechs Fürsten des Kreuzzuges, zu welchen der Unparteilichkeit halber Geistliche gewählt wurden, zum Kaiser ernennen würde; in die anderen drei sollten sich die übrigen Anführer und die Republik Venedig theilen, doch so, daß sie Alle Lehnsträger des Oberhauptes wären. Zum Kaiser ward einstimmig der tapfere Balduin, Graf von Flandern und Hennegau, ernannt. Venedig nahm für sich den Theil, der ihm am gelegensten war, nämlich den ganzen Küstenstrich am adriatischen und ägäischen Meere, ein Stück des Peloponnes und viele Inseln, unter andern Euböa, Aegina, Corfu, Zakynthus. Der Markgraf von Montferrat sollte die asiatischen Provinzen erhalten; aber da er sah, daß sie nicht zu behaupten sein würden, vertauschte er sie gegen Macedonien und das übrige Griechenland, und nahm den Titel eines Königs von Thessalonich an; Kreta, welches ihm gleichfalls zugesprochen war, verkaufte er an die Venetianer. Ueberdies gab es noch eine Anzahl kleinerer Herrschaften; es regierten fränkische Herzoge zu Philippopolis, zu Athen, ein Fürst dieses Volkes zu Achaja u. s. w. Seitdem hielt man Ritterspiele auf dem Isthmus von Korinth, und die Fehden der Barone wurden auf demselben Boden ausgefochten, auf welchem Athener und Spartaner um die Hegemonie der Hellenen gekämpft hatten.

So waren die abendländischen Christen, die Germanen, nach 700 Jahren wieder erobernd gegen das byzantinische Reich aufgetreten und hatten es ihrer Herrschaft unterworfen. Wie Syrien und Palästina wurde jetzt Griechenland von lateinischen Colonisten besetzt, und die occidentalischen Lehnseinrichtungen auch hierhin verpflanzt. Es schien, als ob das ganze Morgenland in den Kreis des germanischen Lebens gezogen werden sollte. Nach langer Heranbildung durch die Kirche innig durchdrungen von den Ideen des Christenthums, waren die Abendländer zur Ausbreitung desselben und zur Zurückdrängung des Islam ausgezogen; nun hatten sie bei dieser Gelegenheit, wie es schien, auch die griechischen Christen dem großen Stuhle zu Rom unterworfen. Die Venetianer, denen die Sophienkirche übergeben worden war, erwählten ihren Landsmann Thomas, aus dem Geschlechte der Morosini, zum Pa-

triarchen der zu errichtenden lateiniſchen Kirche; er holte ſich das Pallium aus Rom, wo Innocenz, der das Geſchehene zwar nicht zu billigen ſchien, es aber nicht ungeſchehen machen konnte, ſeine Wahl beſtätigte. Aber bald ſollte es ſich zeigen, daß die von den Germanen bisher ausgebildeten Formen des Staates, die Hierarchie und das Lehnsweſen, daß ihr ganzes geiſtiges Leben noch nicht tief und reich genug ſeien, um ein Weltreich zu begründen, um den Oſten, wie den Weſten zu umfaſſen, ſelbſt wenn die materiellen Mittel auch größer geweſen wären. In Paläſtina und Syrien wurde nur noch eine ſchmale Küſte behauptet; auch dem abendländiſchen Kaiſerthum in Byzanz ſollten nur funfzig Jahre vergönnt ſein. Nicht zu ſolcher Ausbreitung germaniſcher Herrſchaft waren die Kreuzzüge beſtimmt, ſondern zur Bildung und Entwickelung des abendländiſchen Geiſtes, damit er auf anderem Boden erwachſene Geſtaltungen aufnähme und ſo im Laufe der Zeit alle Formen und Stufen umfaſſe und in ſich wie in einem allgemeinen Brennpunkt vereine. Wie in der Völkerwanderung römiſche, ſo ſahen die Germanen in den Kreuzzügen morgenländiſche Inſtitute und Lebensweiſen, und beide Male, wenn auch die Wirkung der letzteren kaum mit dem Eindruck der erſteren zu vergleichen iſt, blieben die Früchte nicht aus.

Die Aſſiſen von Jeruſalem wurden, weil man die Uebereinſtimmung mit jenem Reiche fühlte, das Grundgeſetz des neuen Staates. Auf durchaus fremdartige Fundamente wurde die Lehnsverfaſſung gepflanzt. Mußte es einem kleinen Haufen von Eroberern (es waren vielleicht im Ganzen 20,000 Kriegsleute) auch vereint ſchwer fallen, ſo weite Landſtrecken zu behaupten: wie viel ſchwerer, wenn derſelbe in eine Menge von Theilen und Selbſtändigkeiten zerfiel, wenn jeder, unbekümmert um das Gemeinſame, beſondere Zwecke verfolgte. Auch Hülfe aus dem Mutterlande war nur von Einzelnen zu erwarten, wie dieſes ganze Unternehmen von Einzelnen ausgegangen war. Die bürgerlichen Verhältniſſe, die Verwaltung der Städte, die Rechtspflege wurden von den Rittern wenig beachtet, und blieben größten Theils wie ſie geweſen. Es kam ihnen vornehmlich darauf an, ſich die Nutzungen der vorigen Herren zu ſichern. Doch fehlte viel, daß deßhalb das Loos der Griechen im Allgemeinen ein mildes geweſen wäre; die ganze landbauende Bevölkerung wurde im Verhältniß leibeigener Knechte oder dienſtpflichtiger Hinterſaſſen behandelt, und von den Vornehmeren wurden nur wenige in den Lehnsverband aufgenommen. Auch war von den Lateinern keineswegs das ganze, den byzantiniſchen Kaiſern bisher unterworfene Reich bezwungen. Vieles von dem vorläufig Vertheilten mußte erſt erobert wer-

den. Die Gegend nordwärts von Adrianopel hatte der König der Walachen, Johann, an sich gerissen, der die Franken wie die Griechen mit gleicher Grausamkeit behandelte. Kaiser Balduin starb sehr bald; ebenso der geistige Leiter der ganzen Unternehmung, Dandolo. Erst dem Bruder Balduin's, Heinrich, gelang es in den europäischen Gegenden wenigstens einigermaßen gesicherte Verhältnisse herzustellen. Aber in Asien gründete der von den Griechen zum Kaiser erhobene Theodor Laskaris aus den Provinzen Bithynien, Phrygien, Mysien, Jonien und Lydien mit vielem Glück ein Reich, welches von dem Herrschersitze das Kaiserthum Nicäa hieß. Eben so stiftete ein Nachkomme der Comnenen im Pontus und Paphlagonien ein anderes Reich, das nachmalige trapezuntische Kaiserthum, gleichfalls von der Hauptstadt also genannt, welches sich so lange als das byzantinische erhalten hat, bis es zuletzt wie dieses in die Hände der türkischen Eroberer fiel; und ein unehelicher Abkömmling des Hauses Angelus behauptete in Epirus und Aetolien eine unabhängige Herrschaft.

Die größten und dauerndsten Vortheile aus dieser neuen Gestaltung der Dinge im Osten zogen die Venetianer. Vieles von den sehr ausgedehnten Erwerbungen gaben sie kriegslustigen Edlen ihrer Stadt zu Lehen, die dann hier Gelegenheit fanden, Ehre, Reichthum und Macht zu erlangen oder zu vermehren. Anderes verwaltete der Staat selbst. Diese letzteren Gebiete wurden nicht blos mit einigen Kaufleuten, welche der Handel dorthin zog, sondern vollständig mit Anbauern bevölkert. So wurde die Insel Kreta in drei Theile getheilt, von denen das eine Drittel zur Ausstattung der neuen lateinischen Kirche diente. Das zweite Drittel mit den Regalien, d. h. den Bergwerken, städtischen Einkünften ꝛc., wurde Staatsgut, und aus dem noch Uebrigen wurden 132 Ritterlehen und 408 Fußdienstlehen gebildet. Die saracenischen Einwohner der Insel behandelte man als Sklaven; jeder Ritter erhielt 24, jeder Fußknecht vier solcher Leibeigenen. Die griechische Bevölkerung baute das Gut der Geistlichkeit und des Staates. In allen Niederlassungen bildeten die ansässigen Venetianer eine Gemeinde zur Berathung ihrer eigenen Angelegenheiten; in den übrigen Verhältnissen waren sie von der Mutterstadt abhängig, welche auch die Beamten einsetzte. Pisa und Genua wurden durch diese Colonien der Venetianer fast ganz aus der Levante verdrängt, während die letzteren ihren Handel über Tana, das heutige Asow, und andere Punkte weithin bis in das Innere des östlichen Asien's ausdehnten.

Das ursprüngliche Ziel der Unternehmung, Palästina, war ganz

vergeſſen worden; doch verſäumte Innocenz III. ſeinerſeits nichts, was den Zweck, das heilige Land wiederzuerobern, befördern konnte. Schon früher hatte er ein Zehntel aller ſeiner und der Cardinäle Einnahmen dazu beſtimmt, und die übrigen Prälaten und Geiſtlichen mit einem Vierzigſtel der ihrigen beſteuert. Aber der Erfolg entſprach ſeinen Bemühungen nicht; die Spaltung in Deutſchland, fortdauernde Händel zwiſchen Frankreich und England, ſowie die Albigenſerkriege, waren einer großen Unternehmung nach dem Morgenlande nichts weniger als günſtig. Nur in einer für unſere Zeit faſt unglaublichen Erſcheinung zeigte ſich der noch nicht erloſchene, aber nun völlig regelloſe und unverſtändige Eifer des Jahrhunderts für die Kreuzfahrten. Im Jahre 1212 nahmen in der Gegend von Vendome und ſehr bald nachher in einem großen Theile Frankreich's und in einzelnen Landſchaften Deutſchland's große Schaaren von Kindern das Kreuz, und dachten alles Ernſtes Jeruſalem zu erobern. Einige dieſer Haufen kamen, von einem Knaben geführt, über die Alpen nach Italien, und fanden dort vor Hunger und Mattigkeit meiſtens ihr Grab; an dreißigtauſend zogen nach Marſeille und fielen Kaufleuten in die Hände, welche ſie, unter dem Vorwande unentgeltlicher Ueberfahrt nach Paläſtina, auf ihre Schiffe lockten, dann aber an die Saracenen nach Afrika verkauften. Erſt nach Innocenz Tode unternahm König Andreas II. von Ungarn, begleitet von Herzog Leopold VI. von Oeſterreich, Otto von Meran und vielen deutſchen Biſchöfen, wieder einen geordneten Kreuzzug (1217). Aber er war noch nicht lange in Syrien angekommen, als ihn Krankheit und üble Nachrichten aus der Heimath zum Umkehren bewogen, ohne daß er von der ganzen Unternehmung einen andern Gewinn gehabt hätte, als einige zuſammengekaufte Reliquien, unter denen ſich ein Stück von dem Stabe Aaron's und einer von den Krügen der Hochzeit zu Kana befinden ſollten.

16. Die Kreuzzüge gegen die Ketzer.

Zu derſelben Zeit, als die Hierarchie den höchſten Gipfel ihrer Macht erreichte, als die Könige des Abendlandes ſich vor Innocenz III. beugten, als das byzantiniſche Reich ſeiner geiſtlichen Gewalt unterworfen wurde: da begann auch ſchon ein neuer Gegenſatz in der Kirche ſelbſt ſich zu offenbaren, und die in ihrem Schooße ausbrechende Entzweiung

verkündete die Unterwühlung und den dereinstigen Fall des mächtigen Gebäudes von innen heraus. Seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums war in der Kirche das Bestreben herrschend, die Einheit des Glaubens und der Verfassung zu erhalten, ohne daß es ihr jemals gelang oder gelingen konnte, dieses Ziel vollständig zu erreichen. Diese Richtung auf die Behauptung einer allgemeinen (katholischen) Kirche ging von der Besorgniß aus, daß durch fortwährende immer mehr trennende und vereinzelnde Spaltungen das Band, welches die Christenheit zusammenhalten soll, erschlaffen werde, und sich endlich ganz auflösen könne; aber ihm stand die gerechte Furcht vor der noch größern Gefahr entgegen, durch äußerlich erzwungene Einheit den Geist in Knechtschaft und unter die Herrschaft des Buchstabens gerathen zu sehen. Während es daher die katholische Kirche für nothwendig und folgerecht hielt, Alle, die nicht genau so dachten und glaubten wie sie, von ihrer Gemeinschaft auszuschließen, und als Häretiker zu verdammen, verabscheuten diese wiederum die sich allein rechtgläubig nennende Kirche, indem sie ihr bald diesen, bald jenen nach ihrer Ansicht gefährlichen Irrthum vorrückten, oder ihre Einrichtungen als schädlich und unchristlich verwarfen. Je höhere Stufen der Macht die Hierarchie erstieg, je mehr sie sich dadurch von den ursprünglichen Einrichtungen der christlichen Kirche trennte, je mehr sie die Glaubenslehren bestimmte und vermehrte, die gottesdienstlichen Handlungen mit Gebräuchen überlud, und irrthümliche Meinungen beförderte: desto größer und häufiger ward auch die Veranlassung zur Entstehung ketzerischer Meinungen und Secten, welche bald, wie es Arnold von Brescia that, den angemaßten Einfluß auf weltliche Dinge schalten, bald in einzelnen Punkten des Glaubens anders lehrten, bald beide Arten von Abweichungen verbanden. Das stärkere Hervortreten solcher Parteien zu Ende des zwölften Jahrhunderts gibt den Beweis fortgeschrittener und allgemeiner gewordener geistiger Bildung unter den Völkern des Abendlandes, die bis dahin in gläubiger Einfalt und ohne weitere Reflexion die von der Kirche gelehrten und überlieferten Sätze und Gebräuche aufgenommen hatten. Die eine dieser, der Kirche entgegenstehenden Richtungen wandte sich besonders gegen die in der katholischen Glaubenslehre anerkannten Dogmen; eine zweite mehr gegen das unheilige und unreine Leben der Geistlichen. Die erstere scheint mit morgenländischen Ideen und Ansichten in Verbindung zu stehen. Im byzantinischen Reiche war im siebenten Jahrhundert eine Partei aufgetreten unter dem Namen der Paulicianer, welche sich an Ueberreste der manichäischen und gnostischen Lehre anschloß, und von diesen manche

ſchwärmeriſche Vorſtellung, manche trügeriſche Anſicht mit herübernahm. Die neue Secte wurde heftig verfolgt und verbreitete ſich ſpäterhin unter den Nationen des Abendlandes, beſonders auch von der Bulgarei her. Im elften Jahrhundert traten Paulicianer in Deutſchland, Italien und Frankreich auf und gewannen vielen Anhang. Sie wurden hier Katharer (καθαροί, die Reinen) genannt, wovon das deutſche Wort Ketzer abgeleitet zu werden pflegt. Sie ſtrebten dahin, die Lehre des Chriſtenthums auf einfache dualiſtiſche Principien zurückzuführen, ſprachen gegen Fegefeuer und Anrufung der Heiligen, gegen die Werthſchätzung äußerer Religionshandlungen, wie gegen die ganze hierarchiſche Einrichtung; von Sacramenten nahmen ſie nur vier an. Ihre Anſichten waren ſo wenig als ihr Wandel von Uebertreibung, Schwärmerei und Irrthum frei, obſchon einige jedem ſittlichen Gefühle Hohn ſprechende Grundſätze, welche ihnen zugeſchrieben werden, höchſt wahrſcheinlich Verläumdungen ihrer Gegner ſind; denn andere Berichte rühmen im Gegenſatz hierzu ihre Beſcheidenheit und Sittenſtrenge. Es war nicht unnatürlich, daß die Kirche, welche ſich von der zunehmenden Ausbreitung dieſer Secten gefährlich bedroht glaubte, dagegen ankämpfte; verfehlt aber, daß ſie, nach dem ſchlimmen Vorgange des Morgenlandes, zu Verfolgungen und Hinrichtungen ihre Zuflucht nahm; ſie wich dadurch eben ſo ſehr von den Geboten der chriſtlichen Liebe als der Klugheit ab, da die Gewaltmittel die religiöſen Ueberzeugungen, gegen die ſie angewandt werden, gewöhnlich mehr befördern als hemmen.

Rein von jenen den Lebenswandel betreffenden Anſchuldigungen blieb jedenfalls die im Abendlande entſtandene Secte der Waldenſer. Peter von Vaux oder Valdus, nach welchem dieſe den Namen führen, ein reicher Kaufmann zu Lyon, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebte, wurde plötzlich, als einer ſeiner Freunde 1173 neben ihm todt niederfiel, von einer tiefen, innern Bewegung ergriffen, der Welt abzuſagen, und ſein ganzes Vermögen unter die Armen zu vertheilen. Zugleich trat er auf, ſeine Ueberzeugung auszubreiten, predigte Beſſerung von dem ruchloſen Leben, ſprach gegen die Mängel der Kirchenzucht und den laſterhaften Wandel vieler Geiſtlichen, forderte Rückkehr zur apoſtoliſchen Einfalt und theilte Ueberſetzungen der Evangelien in die Landesſprache unter das Volk aus. Er fand viele Anhänger, und die über ſie ergehenden Verfolgungen hinderten nicht, daß ſie immer zahlreicher wurden.

Der Sitz dieſer beiden der Kirche feindlichen Parteien wurde vornehmlich das ſüdliche Frankreich, obſchon es auch in Oberitalien und

besonders in Mailand an Bekennern ketzerischer Lehren nicht fehlte. Unter dem schönen sonnenreichen Himmel der Provence und Languedoc's hatten sich ebenso schnell als in Italien Wohlstand und Reichthum verbreitet. Mit ihnen entwickelten sich ein genußreicheres Leben, freiere Stellung der Personen und selbständigeres Nachdenken. Reste römischer Bildung, Ueberbleibsel arianischer Opposition gegen die päpstliche Gewalt mögen sich hier mehr als anderswo erhalten haben. Die Städte waren durch zahlreiche Bevölkerung, durch Abwesenheit eines mächtigen Oberherrn stets vor gänzlicher Unterdrückung geschützt worden, und hatten manches von römischen Einrichtungen bewahrt. Schon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts werden fast überall Consuln und Gemeinderäthe genannt. Die Bürger fühlten sich bald zu einer Lehre hingezogen, die auch für kirchliche Verhältnisse ein freieres Walten begünstigte. Aber selbst unter dem Adel fanden die Häretiker Freunde und Anhänger. Dieser Stand führte hier ein unabhängiges, üppiges, fangeslustiges Leben. Die von Burg zu Burg ziehenden Dichter übten Laune und Muthwillen an Weltlichen und Geistlichen, an Bischöfen und Priestern, die, in diesen Ländern besonders reich mit Gütern und Einkünften ausgestattet, sich einem zügellosen und unsittlichen Leben rücksichtslos überließen. Bald standen die Kirchen öde und leer, die gottesdienstliche Feier hatte beinahe aufgehört, selbst der heilige Bernhard ließ vergebens sein Wort unter diesen Abtrünnigen ertönen. Außer Katharern und Waldensern gab es in Südfrankreich noch mehrere andere in ihren Grundsätzen ähnliche Secten, die theils zusammenschmolzen, theils von den Katholiken nicht gehörig unterschieden wurden. Unter dem Namen der Albigenser, einer Partei, die vom Ländchen Albigeois so genannt wurde, findet man sie im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Alle begriffen. Innocenz III. suchte zuerst durch Legaten und Missionare die Sectirer in den Schooß der Kirche zurückzuführen; er befahl durch Belehrungen und Religionsgespräche auf sie einzuwirken. Eine andere Vorschrift, die er bei dieser Gelegenheit gab, daß beauftragte Geistliche die Rechtgläubigkeit der Einzelnen erforschen sollten, gab den Anlaß zur Entstehung der Inquisition. Als diese Mittel erfolglos blieben, beauftragte er den Abt Arnold von Citeaux und die Mönche seines Ordens, das Kreuz wider die Irrgläubigen zu predigen (1205). Es sei, äußerte er, nicht minder verdienstlich, gegen Ketzer und Abtrünnige zu fechten, als gegen Ungläubige. Späterhin war seine Mühe, dem auf sein Geheiß ausgebrochenen Kriege Einhalt zu thun, vergeblich. Die Wuth, die er einmal losgelassen, raſete auch wider seinen Willen fort. Graf Raimund VI. von

Toulouſe, Abkömmling des uns wohlbekannten Kreuzfahrers dieſes Namens und ſelbſt im Herzen der neuen Lehre zugethan, ſuchte vergebens ſeine Unterthanen vor der Wuth der Verfolger zu ſchützen. Die Päpſtlichen führten den Krieg mit furchtbarem Blutdurſt. Als ſie die Stadt Beziers erſtürmten (1209), wurden ſiebentauſend Menſchen in der Magdalenenkirche verbrannt, und an zwanzigtauſend ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts erſchlagen. Bei dieſer Gelegenheit ſoll der Abt von Citeaux auf die Frage, woran man denn die Rechtgläubigen, die dort wohnten, unterſcheiden ſolle, geantwortet haben: „Schlagt nur todt, der Herr kennt die Seinen.“ Graf Simon von Montfort, ein gewaltiger Kriegsmann, nahm an dem Kampfe Theil, um die großen Beſitzungen des Grafen von Toulouſe zu gewinnen und ſich ſelbſt ein Reich im Süden Frankreich's zu gründen. Daher wollte er den Frieden, zu dem ſich dieſer bereit zeigte, nur unter Bedingungen gewähren, welche den Bedrängten keine andere Wahl ließen, als ſich bis aufs äußerſte zu vertheidigen. Der Krieg wüthete fort, und mit ſo fürchterlicher Grauſamkeit, daß man die Ketzer ſogar dann verbrannte, wenn ſie bereit waren, ihren Glauben abzuſchwören. Die gereizten Albigenſer ließen es dann auch ihrerſeits an vergeltenden Grauſamkeiten nicht fehlen. Aber dennoch war der Widerſtand, welchen ſie leiſteten, nicht ſehr hartnäckig, und ihre Fürſten zeigten ſich unentſchloſſen und uneins. Der König Peter II. von Aragonien, der ſeinem Verwandten, dem Grafen von Toulouſe, zu Hülfe zog, ward in der Schlacht bei Müret überwunden und getödtet (1213). Eine zwei Jahre darauf zu Rom gehaltene Kirchenverſammlung ſprach hierauf die Beſitzungen des Grafen von Toulouſe dem Grafen von Montfort zu. Nur Raimund's Güter in der Provence ſollten ſeinem Sohne verbleiben. Dieſer letztere aber, Raimund VII., ſetzte den Krieg unermüdet fort. Simon empörte die Bewohner von Toulouſe durch harte Behandlung und Erpreſſungen. Sie ſtanden auf, er eilte ſie zu züchtigen, wurde aber bei der Belagerung durch einen aus der Stadt geſchleuderten Stein erſchlagen (1217). Sein Sohn Amalrich erbte die Fortſetzung des Krieges, aber nicht den Muth ſeines Vaters, und hatte an dem jüngern Raimund einen tüchtigen Gegner; ſo daß, ungeachtet eines neuen Kreuzzugs, den Ludwig, König Philipp's von Frankreich Sohn, im Jahr 1219 unternahm, die Grafen von Toulouſe überall die Oberhand behielten. Wie der fortdauernde Kampf endlich zum Vortheil der Krone Frankreich ausſchlug, werden wir in der Folge ſehen.

17. Frankreich unter Ludwig VI. und Ludwig VII.

(1108—1180.)

Diese Begebenheiten führen uns auf die Geschichte Frankreich's zurück. Hier war während der schwachen Regierung des unthätigen Philipp's I. (1060—1108) noch Alles in dem frühern Zustande. Ruhig sah es der König mit an, wie sein Vasall, der Herzog Wilhelm von der Normandie, England eroberte. Gregor VII. reformirte die Kirche, Frankreich erhob sich in Begeisterung für das Kreuz und den Glauben, ein neues Frankreich wurde in Jerusalem gestiftet; aber Philipp vertändelte seine Zeit im ehebrecherischen Umgang mit der schönen Berthrade von Montfort, der Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou. Dagegen beginnt mit seinem Sohne Ludwig VI., dem Dicken, eine neue Periode in der französischen Geschichte. Dieser war der erste in der Reihe der Capetinger, unter dem das königliche Ansehen sich gegen die zügellose Unabhängigkeit der Vasallen einigermaßen zu heben anfing. Sein einsichtsvoller Rathgeber, der Abt Suger von St. Denis, „der sich in dem Studium des alten kaiserlichen Rechtes, das in den Klöstern nicht verabsäumt wurde, mit der Idee des eigenthümlichen Berufes der höchsten Gewalt durchdrungen und ein lebendiges Bewußtsein von Recht und Gerechtigkeit und von der Pflicht des Königthums, das Recht zu handhaben, in sich ausgebildet hatte"*), nahm daran vorzüglich vielen Antheil, und die Abwesenheit vieler mächtigen Lehnsträger im heiligen Lande erleichterte seine Bemühungen. Wir haben schon gesehen, wie die steigende Cultur, die Verbreitung mancher Bedürfnisse und die dadurch erzeugte größere Bedeutung des Handels und der Gewerbe im zwölften Jahrhundert im ganzen westlichen und südlichen Europa die Städte, welche bis dahin eine sehr untergeordnete Rolle gespielt hatten, ungemein emporhoben. Ihr wachsender Wohlstand reizte aber zugleich die Habgier im hohen Grade, und machte sie zum Ziele räuberischer Anfälle von außen und zum Gegenstand der Bedrückung und Aussaugung von Seiten ihrer eigenen Herren. Es war damals, nach der langen, schlaffen Regierung Philipp's I., ein besonders tiefer Verfall der bürgerlichen Ordnung in Frankreich eingetreten. Die Besitzungen der Krone, welche Ludwig ererbt hatte, umfaßten nur sechs größere Städte, nämlich Paris, Orleans, Etampes, Melün, Compiegne und Bourges. Aber es trotzten

*) Ranke, französische Geschichte. I, 33.

ihm selbst seine unmittelbaren Vasallen in diesem Gebiete. Im übrigen Reiche, und namentlich im südlichen Frankreich, war der königliche Name ganz ohne Einfluß und etwaige Befehle ohne alle Wirkung. Dennoch verfolgte Ludwig mit Eifer und Ausdauer unter fortdauernden Kämpfen, in denen er eine große persönliche Tapferkeit zeigte, das schöne Ziel, welches er sich gesteckt hatte, Recht, Ordnung und Lehnsabhängigkeit der Vasallen wieder herzustellen. Die Städte waren bemüht, gegen Angriffe Schutz und gegen den Druck der Feudalherren Privilegien und Exemtionen zu erlangen, welche ihnen selbständige Gerichtsbarkeit und eine freie Gemeinheitsverfassung gewährten, erzwangen diese auch wohl gewaltthätig mit Blutvergießen und manchem Frevel, und suchten erst hinterher beim Könige die Bestätigung nach*). Ludwig VI. kam diesen Bestrebungen entgegen, und ertheilte einer Anzahl von Städten seines unmittelbaren Gebietes Freiheitsbriefe; weniger, wie es scheint, nach einem überdachten Plane, der königlichen Macht in ihnen ein Gegengewicht gegen die trotzigen Vasallen zu verschaffen, als in Folge des Geldbedürfnisses der Krone, da die Bürger ihre Freiheiten für Geld erkaufen mußten**); die meisten solcher von Ludwig bestätigten Communen fanden sich im Norden des Landes. Allmählig folgten auch die Großen diesem Beispiel und verkauften, wenn Geldnoth sie drängte oder wenn sie nicht mehr im Stande waren, die Städte mit Gewalt unter ihrer Hoheit zurückzuhalten, in ihren Territorien Rechte und Privilegien. Häufig suchten auch diese Gemeinden beim Könige Bestätigung der Exemtionen nach, um sich gegen Wortbrüchigkeit zu schützen, und begierig ergriffen die Herrscher solche Gelegenheit, ein neues Regale im ganzen Reiche auszuüben. Im Allgemeinen kamen die Städte in den Besitz der Gerichtsbarkeit, welche indeß oft für bedeutendere Sachen durch einen von dem Grundherrn eingesetzten Prevot beschränkt war. Sie wählten ihre Magistrate, einen Maire (major) und zwölf oder mehrere Schöffen, und übertrugen denselben die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten und des Gemeindeeigenthums. Der Oberhoheit des Herrn wurden sie aber hierdurch nicht gänzlich entzogen, sie waren demselben vielmehr noch zu Kriegsdienst, Grundabgaben und anderen Leistungen, die indeß genau bestimmt und abgemessen wurden, verpflichtet. So bildete sich in den Städten der dritte Stand (tiers état), welcher allerdings späterhin ein

*) Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Thl. III. S. 4 fg.

**) Mably, observations sur l'histoire de France, T. III. p. 94. Al. Schmidt, Gesch. Frankreichs I, 323.

großes Gewicht in die Wagschale der Krone legte, wie dessen Emporkommen überhaupt eine der wichtigsten und folgenreichsten Revolutionen in der Geschichte des Mittelalters ist.

Mit dem Könige Heinrich I. von England führte Ludwig mehrere Kriege. Die Lehnsherrschaft über die Normandie gab unausgesetzt Anlaß zu Reibungen, und die bald ungemein vergrößerten Besitzungen der Könige von England in Frankreich legten den Grund zu einer Reihe von Kämpfen, die bis ins funfzehnte Jahrhundert dauerten. Ludwig ließ sich durch seine schwerfällige Körperbeschaffenheit nicht hindern, überall persönlich und thätig einzugreifen; die Uebergriffe Heinrich's von England, der noch dazu im Bunde mit seinem Eidam Heinrich V. von Deutschland stand, wies er zu öfteren Malen zurück. Im Süden des Landes versuchte er wenigstens eine Anerkennung seiner Rechte durchzusetzen; auf der Synode zu Rheims (1119) erhielt er von Calixt II. das Zugeständniß, daß die Geistlichen dem Könige den Eid der Treue zu leisten und die Kirchengüter aus seinen Händen zu empfangen hätten.

Ludwig VI. starb 1137. Noch vor seinem Tode hatte er seinen Sohn und Nachfolger Ludwig VII. mit Eleonoren, Tochter Herzogs Wilhelm X. von Aquitanien und Erbin seiner Länder, vermählt. Aber dieses Reich, von dessen Erwerbung man die Ausbreitung der königlichen Macht über den Süden erwartet hatte, sollte bald in ganz andere Hände kommen. Die Königin Eleonore, welche ihren Gemahl auf seinem Kreuzzuge begleitete, überließ sich dort einem ausschweifenden Wandel, so daß Ludwig sich von ihr zu trennen beschloß. Diesem Vorsatze widersprach Suger, der während der fast zweijährigen Abwesenheit des Königs das Reich trefflich verwaltete, aus allen Kräften, damit Ludwig nicht genöthigt werde, das große Erbe seiner Gemahlin herauszugeben. Aber kaum war Suger todt (1152), so überwog der Gedanke an sein häusliches Glück bei Ludwig alle Gründe der Staatsklugheit; unter dem Vorwande allzu naher Verwandtschaft ließ er sich von Eleonoren scheiden. Sechs Wochen nach der Trennung hatte diese schon einem andern Bewerber ihre Hand gereicht. Es war Heinrich Plantagenet, der Sohn Gottfried's Grafen von Anjou und Mathilde's, der Tochter Heinrich's I. von England, welche früher mit Kaiser Heinrich V. vermählt gewesen war. Von seinem Vater besaß Heinrich Anjou, Touraine und Maine, durch seine Mutter war er Herr der Normandie und Erbe des englischen Thrones, durch die Verbindung mit Eleonoren erwarb er jetzt die Gascogne, Guyenne und Poitou. Im Jahre 1154 wurde Heinrich König von England und erlangte seit 1166 auch die Oberherrlichkeit über die

Bretagne, die ſich bald zu einer völligen Herrſchaft umbildete. Wenn die Gebieter dieſes Reiches ſchon ſeit Wilhelm dem Eroberer gefährliche Vaſallen Frankreich's geweſen, ſo beſaßen ſie von nun an in Frankreich allein mindeſtens noch einmal ſo viel Land, als ihre Lehnsherren ſelbſt, und hatten zur Behauptung dieſer Provinzen die ganze Macht England's im Rückhalt. Doch mußte allerdings Heinrich II. zu wiederholten Malen die Lehnsabhängigkeit von Frankreich noch anerkennen.

18. England bis zum Tode Heinrich's II.

(1087—1189.)

Dem Wunſche ſeines ſterbenden Vaters, Wilhelm's des Eroberers, gemäß, wurde Wilhelm II., nach der Farbe ſeiner Haare oder ſeines Geſichtes der Rothe genannt, in England zum Könige erhoben, während ſein älterer Bruder Robert ſich mit der Normandie begnügen mußte. Zwar hatte Robert in England angeſehene Freunde, die ſein Recht auf den Thron für näher und begründeter hielten, und ſich gegen Wilhelm empörten, aber er ließ ſie aus Sorgloſigkeit und Trägheit ohne Unterſtützung, ſo daß Wilhelm, hauptſächlich mit Hülfe der Angelſachſen, nicht nur den Aufſtand bald dämpfte, ſondern auch in die Normandie einfiel. Ein Friede, der zwiſchen beiden Brüdern zu Stande kam, ward von Wilhelm nicht gehalten, und der Krieg brach nach einer Waffenruhe von wenigen Jahren wieder aus, bis Robert dem zum erſten Kreuzzuge durch alle Lande ergehenden Rufe zu folgen beſchloß, und, da ihm die Mittel zur Ausrüſtung fehlten, ſeinem Bruder für zehntauſend Mark die Regierung ſeiner Länder auf fünf Jahre abtrat. Dieſe Summe erhob der König von den engliſchen Baronen, die ſie wieder von ihren Lehnsleuten erpreßten; denn Wilhelm's zügelloſer Hang zu Ausſchweifungen, ſeine ungemeſſene Verſchwendung, hatten den reichen Schatz ſeines Vaters ſchon erſchöpft. Um Geld zu erhalten, nahm er zu den ungerechteſten Hülfsmitteln ſeine Zuflucht. Erledigte Bisthümer und Abteien ließ er Jahre lang unbeſetzt, um in der Zwiſchenzeit die Einkünfte für ſeinen Schatz zu beziehen.

Als der König eines Morgens im neuen Walde von Wincheſter jagte, traf ihn ein Pfeil von unbekannter Hand abgeſchoſſen in die Bruſt. Leblos ſank er zu Boden. Nach ſeinem Tode (1100) riß der dritte Sohn

Wilhelm's des Eroberers, Heinrich I., ohne sich an Robert's nunmehr ganz unbestreitbare Rechte zu kehren, die Regierung an sich. Um die Nation zu gewinnen, stellte er einen Freiheitsbrief aus, worin er versprach, von seinen Lehnsrechten keinen eigenmächtigen Gebrauch zu machen; es ist dies jene Proklamation, die bis auf den Erlaß der magna charta von allen Nachfolgern bestätigt worden ist. Er wollte fortan erledigte Pfründen weder verkaufen, noch zum Vortheil der Schatzkammer benutzen; über minderjährige Besitzer der Kronlehen die Vormundschaft nicht führen, noch die Erbinnen derselben nach Gutdünken verheirathen; selbst keine Steuern erheben, die in der sächsischen Zeit nicht bezahlt worden waren. Auch den allgemein verehrten Erzbischof Anselm von Canterbury, der sich mit dem vorigen König entzweit und das Land verlassen hatte, rief er zurück. Er gewann ihn durch erneuerte Versprechungen zu Gunsten der englischen Kirche so sehr, daß, als nun der kürzlich aus dem gelobten Lande zurückgekehrte Robert an der Spitze normannischer Vasallen in England landete, um sein Recht mit den Waffen geltend zu machen, Anselm für Heinrich alle seine Beredtsamkeit bei den Baronen anwandte, ja sogar das ganze Heer durchritt, und überall den Gehorsam gegen Heinrich als das einzig Rechte und Gott Wohlgefällige predigte. Es gelang ihm, ehe man noch zum Schlagen kam, beide Parteien zu einem friedlichen Vergleich zu bewegen. Robert sollte sich mit der Normandie begnügen, und von seinem Bruder jährlich dreitausend Mark erhalten (1101). Aber kaum war die Gefahr vorüber, so brach Heinrich die Uebereinkunft, verbannte oder tödtete, unter mancherlei Vorwänden, mehrere Barone, die es mit seinem Bruder gehalten, zog endlich hinüber in die Normandie, und eroberte dies Land nach dem Siege von Tinchebrai (1106), wo er außer vielen der vornehmsten Lehnsträger den Herzog Robert, seinen Bruder, selbst gefangen nahm, den er auch bis an sein Ende — noch achtundzwanzig Jahre lang — in dem Schlosse Cardiff, an der walisischen Grenze, eingesperrt hielt.

Eben so wenig von Dauer war das gute Vernehmen mit Anselm. Der König wollte, trotz seines gethanen Versprechens, sein Investiturrecht nicht aufgeben, und gerieth darüber mit Anselm und dem Papste Paschalis II. in Streit, welcher die Besetzung der geistlichen Stellen durch die weltliche Macht in England eben so wenig gestatten wollte, als in Deutschland und Frankreich. Nicht von dem Könige jedoch wurde diesmal der Anlaß zu dem Zerwürfniß gegeben, sondern wahrscheinlich von Anselm, der bei seinem Aufenthalte in Rom und durch den Verkehr mit Urban II. und Paschalis II. von den damals am päpstlichen Hofe

geltenden Anſchauungen erfüllt zu ſein ſcheint. Als der Streit immer heftiger wurde, bannte Paſchalis die Räthe des Königs, und drohte, im Kurzem gegen ihn ſelbſt eben ſo zu verfahren. Endlich kam man auf der Synode zu London (1107), wie ſpäterhin in Deutſchland, auf einen mittlern Ausweg, den der Papſt beſtätigte. Der König entſagte der willkürlichen Ernennung geiſtlicher Vorſteher und gab die Förmlichkeit der Belehnung mit Ring und Stab auf; aber die Biſchöfe und Aebte mußten ihm den Huldigungseid ohne Vorbehalt ſchwören, ehe ſie die Güter ihrer Kirchen erhielten. Doch erlaubte ſich Heinrich auch in der Folge noch, biſchöfliche Stellen nach Gutdünken zu vergeben und Einkünfte erledigter Pfründen ſeinem Schatze zuzueignen.

Heinrich war ein Fürſt von ausgezeichneten Eigenſchaften. Er war tapfer, einſichtsvoll und beredt; doch fehlten ihm ſo wenig als ſeinem Vater die Schatten zu dieſer Lichtſeite. Wo es ſeinen Vortheil galt, ſchrak er auch vor den härteſten Maßregeln, die nicht ſelten von Mißtrauen eingegeben waren und ebenſo oft das Gepräge der Grauſamkeit trugen, nicht zurück. Er ſelbſt beſaß viele Kenntniſſe, ſo daß er den Namen des Gelehrten (Beauclerc) führt, und wandte deßhalb den Normannen ſeine beſondere Gunſt zu, denen die Sachſen an Bildung weit nachſtanden. Wie die Sachſen überhaupt von dieſen ritterlichen Drängern behandelt wurden, davon können folgende Stellen aus ſächſiſchen Jahrbüchern jener Zeit eine Vorſtellung geben. „Es iſt nicht leicht alles Unglück zu erzählen, wovon das Land im Jahr 1104 durch unaufhörlich erneuerte Abgaben heimgeſucht wurde. Ueberall, wo der König reiſ'te, bedrückte ſein Gefolge das Volk, brannte und mordete. — Das Jahr 1110 war voll Elend wegen des ſchlechten Ertrages und wegen der Abgaben, welche der König zur Mitgift ſeiner Tochter forderte.“ Eadmer, ein Mönch von Canterbury und Sachſe von Geburt, ſagt in der Geſchichte ſeines Jahrhunderts: „Viele, welche wiſſen, was unter den beiden vorigen Regierungen geſchehen iſt, werden hierin nirgend etwas Neues finden. Aber in unſeren Tagen war ein Grund vorhanden, daß die ſchon alten Bedrückungen noch härter und unerträglicher wurden, weil ſie ſich auf ein aller Güter beraubtes Volk richteten, gegen welches man in Wuth gerieth, weil es nichts mehr zu verlieren hatte.“ Dann bemerkt er, als er von der Ernennung neuer Aebte und Biſchöfe berichtet: „Unter dieſen Seelenſorgern waren mehr Wölfe als Hirten. Es war kein Eingeborner darunter, denn wenn ihr Engländer waret, konnte euch kein Ruf der Tugend oder des Verdienſtes zu dem kleinſten Amte führen; wir leben in böſen Zeiten.“ Vom Jahre 1124 heißt es: „Dieſe Zeit war hart, wer

etwas besaß, verlor es durch Steuern und durch die Urtheile der mächtigen Leute; wer nichts hatte, kam vor Hunger um." So viel Wahres diese Beschwerden enthalten mögen, so berichten doch andere Zeugnisse, daß der König im Allgemeinen ein strenger Hüter der Gerechtigkeit war, und nicht leiden wollte, daß die niederen Klassen des Volkes von den Vornehmen gedrückt würden. Seine Abneigung gegen die Sachsen erklärt das ungünstige Urtheil der Letzteren über ihn, der sonst der Löwe der Gerechtigkeit heißt.

Er starb 1135 und hinterließ keine rechtmäßigen Söhne. Seine Tochter Mathilde war Wittwe von Kaiser Heinrich V. und zum zweiten Male vermählt mit Gottfried Grafen von Anjou, genannt Plantagenet, von seiner Gewohnheit, einen blühenden Ginsterzweig als Feder auf den Helm zu stecken. Sein Vater war der König Fulco von Jerusalem. Heinrich hatte Mathilde zur Erbin aller seiner Länder ernannt; allein Graf Stephan von Boulogne und Blois, Schwestersohn des Verstorbenen, kam ihr zuvor, und bemächtigte sich mit Hülfe einer ihm ergebenen Partei der Krone. Durch Herablassung, Milde und geschickten Gebrauch der vorgefundenen Schätze wußte er in Kurzem alle Vasallen zur Huldigung zu bewegen; da aber seine Stellung doch die Unsicherheit einer Usurpation hatte, mußte er den Baronen Vieles nachsehen. So verlor sich allmählig die strengere Unterordnung der Lehnsträger, welche Wilhelm I. bei der Eroberung gegründet, und überall sah man Burgen entstehen, von welchen aus im Nothfalle auch dem Könige getrotzt werden konnte. Fehden dieser kleinen Häuptlinge unter einander nahmen überhand und machten England zum Schauplatz fortwährender Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen, die bald einen noch höhern Gipfel erreichten, als Mathilde, die bis jetzt in Frankreich gewesen war, nach einigen Jahren an der Küste von Sussex mit hundertundvierzig Rittern landete, um ihr Recht geltend zu machen, und sich nun ein förmlicher Bürgerkrieg entzündete. Robert, Graf von Glocester, Mathildens natürlicher Bruder, schlug Stephan bei Lincoln (1141) und nahm ihn gefangen, worauf sogar der Bischof Heinrich von Wincheſter, Stephan's Bruder und das vorzüglichste Werkzeug seiner Thronbesteigung, auf Mathildens Seite trat. Doch jetzt, wo diese nahe daran war, vollständig obzusiegen, wandte sie durch Uebermuth und Stolz ihre Freunde von sich ab, behandelte das mächtige London mit Geringschätzung, und legte dieser Stadt sehr unklug eine schwere Steuer auf. Da kehrte ihr auch das Glück den Rücken. Bischof Heinrich verließ ihre Partei, ihr Bruder Robert wurde gefangen, und sie mußte sich entschließen, ihn gegen Stephan auszuwechseln. Nach einiger Zeit verlor sie ihn durch den Tod, und verließ nun, ihrer größ-

ten Stütze beraubt, England (1147), ohne daß jedoch Stephan sei früheres Ansehen wieder gewinnen konnte. Indeß hatte Mathildens Gemahl, Gottfried, den Krieg in der Normandie gegen die Partei Stephan's geführt. Als er im Jahre 1150 starb, wurde sein Sohn Heinrich in der Normandie wie von Ludwig VII. von Frankreich als Herzog anerkannt. Nachdem sich der neue Herrscher dann auch in den Erblanden seiner Gemahlin, in Poitou und Guienne, festgesetzt hatte, ging er (1153) als ein weitgebietender Fürst nach England hinüber, und Stephan sah sich genöthigt, einen Vergleich zu schließen, in welchem er ihm sofort den Besitz der Normandie überließ, und nach seinem Tode die Succession auf dem englischen Thron zusicherte. Bald darauf starb Stephan (1154) nach einer neunzehnjährigen Regierung voll Unruhen und Jammer.

Mit Heinrich II. kam das Haus Anjou oder **Plantageuet** auf den englischen Thron, und blieb in männlicher Nachkommenschaft über drei Jahrhunderte im Besitze desselben. Heinrich, seinem Großvater Heinrich I. an Gaben gleich oder ihn noch übertreffend, führte eine kluge und kräftige Regierung. Ohne Frage war er nächst Friedrich Barbarossa der talentvollste Fürst seines Jahrhunderts. In Waffen geübt und für jede scharfsinnige Combination in Krieg und Frieden erfindsam und zugänglich, voll umfassender Entwürfe und zähe genug, deren Ausführung zu erzwingen, rastlos thätig, beweglich und doch unbiegsam, voll feinen Sinnes für Kunst und Wissenschaft und doch von ungewöhnlicher staatsmännischer Begabung, hatte er alle Eigenschaften, die einen Menschen groß machen können. Allein sein ganzes Wesen bestand aus unvermittelten Gegensätzen, er hatte die ganze Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit einer südfranzösischen Natur, deren Haupttriebe ein ungebändigter Egoismus und schrankenlose Herrschsucht waren *). Er stellte die Ruhe im Reiche wieder her, ließ eine Menge Raubschlösser niederreißen, verbesserte die Münzen und brachte strengere Ordnung in das Gerichtswesen. Mit der Kirche aber gerieth er in einen bedenklichen Streit, dessen Ausgang ihn nöthigte, sich vor demselben Papste zu demüthigen, der den mächtigen Kaiser Friedrich I. zu seinen Füßen sah. Der Mann, welcher dem Könige diesen Kampf bereitete, war **Thomas Becket**, erst sein Kanzler und vertrautester Freund, dann durch Heinrich's eigene Bestimmung auch Erzbischof von Canterbury. Wie Becket sich in seinen früheren Verhältnissen durch ungemessene Pracht ausgezeichnet hatte, so that

*) Vgl. **Pauli**, Gesch. von England, III. 191. **Reuter**, Alexander III., I. 307. **Ranke**, Engl. Gesch., I. 58.

er es nun durch einen übermäßig strengen Lebenswandel. War er schon als Kanzler mitten unter der Ueppigkeit seiner Umgebungen mäßig und nüchtern geblieben, so stieg die Entäußerung der Bedürfnisse jetzt bis zu ekelhafter Unsauberkeit. Mit dem gröbsten Haartuche voll Schmutz war sein Körper dicht an der Haut bekleidet, er geißelte sich häufig, und wusch auf seinen Knieen täglich dreizehn Bettlern die Füße. Daß Becket bei diesem Wandel zugleich die Stellung und den Ruf beabsichtigte, die ihm nöthig schienen, um als Haupt der englischen Kirche dem Könige nachdrücklich entgegentreten zu können, blieb nicht lange verborgen. Der Erzbischof wollte ein selbständiges Kirchenwesen dem Staate gegenüber wieder aufrichten, der König den normannischen Staat, der die Kirche in sich auflöste, vollenden; der Erstere war bemüht, die Exemtion des Klerus vor der weltlichen Jurisdiction zu schützen, der Letztere, dieselbe zu brechen. Es ist falsch, bei dem Streite Beider an einen Gegensatz normannischer und sächsischer Nationalität zu denken, wie man in neuerer Zeit wohl gethan hat; vielmehr wird nur derselbe Principienkampf auch hier ausgefochten, der die deutsche Geschichte schon längere Zeit bewegte. Becket forderte die Ländereien zurück, die während der vorigen Regierungen dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury entzogen worden waren, und zeigte schon hierdurch, wie wenig er der weltlichen Macht zu schonen gedenke. Dagegen klagte Heinrich über die großen Mißbräuche bei den geistlichen Gerichten, indem während der seit seiner Thronbesteigung verflossenen zehn Jahre von den wilden normannischen Geistlichen über hundert Mordthaten begangen und ohne genügende Bestrafung geblieben waren. Er verlangte daher, daß alle Priester, die sich eines gröberen Verbrechens schuldig gemacht hätten, nach ihrer Degradation den weltlichen Gerichten zur weitern Bestrafung ausgeliefert würden, und daß die Geistlichen sich in allen Dingen nach dem Herkommen richten sollten, wie es besonders seit seinem Großvater Heinrich I. sich gebildet habe. Wilhelm der Eroberer hatte dagegen eine scharfe Trennung der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit eingeführt. Um seine Absicht durch förmliche Gesetze festzustellen, berief Heinrich im Jahre 1164 eine allgemeine Versammlung der geistlichen und weltlichen Stände nach Clarendon, einem Dorfe in der Nähe von Salisbury, und legte ihnen dort sechzehn auf jene angeblichen alten Gewohnheiten gegründete Artikel vor. Jeder wegen eines Verbrechens angeklagte Geistliche solle verbunden sein, sich vor den weltlichen Gerichtshof zu stellen; die letzte Instanz aller geistlichen Sachen solle der König sein; die Erzbischöfe und Bischöfe sollten ihre gesammten Besitzungen nur als vom Könige empfangene

Baronien betrachten, deren Inhaber deßhalb dem Lehnshofe zu Recht ſtehen müßten. Alle Einkünfte erledigter Pfründen gehören dem Könige, der zu ſeiner Zeit für die Wiederbeſetzung derſelben ſorgen wird, indem er die zur Wahl berechtigten Perſonen zuſammenberuft. Es war ein kühner Gedanke des Königs, in einer Zeit, die der geiſtlichen Gewalt faſt allgemein nachgab, die engliſche Kirche, welche von ſeinen Vorgängern ſchon in einer ſtrengern Abhängigkeit vom Thron geſtellt und erhalten worden war, als ſonſt irgendwo, in allen Dingen, welche nicht Glauben und Lehre betrafen, von ihrem Mittelpunkte zu Rom ganz losreißen zu wollen. Aber ſein Plan ſchlug fehl. Zwar unterſchrieben die Biſchöfe, durch die Gewalt, mit welcher die Barone im Weigerungsfalle drohten, geſchreckt, und Becket ſelbſt wich zunächſt den Umſtänden. Aber kaum hatte Alexander III., wie der Erzbiſchof wohl vorausſehen konnte, den meiſten dieſer Artikel die päpſtliche Beſtätigung verweigert, als Becket erklärte, er habe durch den ihm aufgedrungenen Schritt eine große Schuld auf ſich geladen, und ſehe ſich als unfähig zu allen prieſterlichen Verrichtungen an, bis ihn der Papſt losgeſprochen haben würde. Er flüchtete nach Frankreich, wo Ludwig VII., der nur auf eine Gelegenheit wartete, Heinrich angreifen zu können, ihn willig in Schutz nahm. Der Papſt ließ ihn natürlich auch nicht fallen; da er aber, damals von Kaiſer Friedrich I. hart bedrängt und aus Italien vertrieben, fürchten mußte, der König von England würde, wenn er ihn allzuſehr reize, leicht zur Partei des Gegenpapſtes hinübergezogen werden, ſo ſuchte er eine Verſöhnung zwiſchen dem Könige und dem Erzbiſchofe zu bewirken. Dies gelang zwar dem Scheine nach, und Becket kehrte nach England zurück, benahm ſich aber hier ſofort wieder ſo feſt und unerſchütterlich, indem er ſogar gegen den Erzbiſchof von York und die Biſchöfe von London und Salisbury den Bann ſchleuderte, daß dem Könige eines Tages die unbedachtſamen Worte entfuhren: „iſt denn unter den Feigen, die mein Brot eſſen, keiner, der mich von einem aufrühreriſchen Prieſter befreit?*)“ Vier Dienſtmannen, die durch dieſe Klage ihre Ehre verletzt hielten, eilten ſofort nach Canterbury und ermordeten den Erzbiſchof, der es verſchmähte, ſich durch die Flucht zu retten, in der Kathedrale an den Stufen des Altars (1170). War Becket mit dem Muthe und der Feſtigkeit eines Märtyrers geſtorben, ſo ergriffen den König bei dieſer Nachricht Beſtürzung und Schmerz, da er die bedenklichen Folgen des

*) Se ignobiles et ignavos homines nutrivisse, quorum nec unus tot sibi illatas injurias voluerit vindicare.

Fortels für seine Entwürfe, Schande und Bannfluch für sich selbst, klar vorhersah. Er eilte daher, sich beim Papste zu rechtfertigen, und dieser sandte zwei Legaten nach der Normandie, wo Heinrich damals verweilte; es kam ein Vertrag zu Stande, durch den sich der König verpflichten mußte, den Appellationen nach Rom in geistlichen Angelegenheiten kein Hinderniß in den Weg zu legen, sofern sie mit seiner Genehmigung geschähen, und die Artikel von Clarendon bis auf den Vasalleneid für die Bischöfe aufzugeben. Die Legaten führten ihn darauf vor die Thür der Kirche zu Avranches, wo er die Knie beugte, vor allem Volke schwur, Becket's Tod weder gewollt noch befohlen zu haben und die Bestimmungen der Uebereinkunft redlich und ohne List zu erfüllen. Dann wurde er von aller Schuld freigesprochen. Der Papst erhob den Ermordeten als einen Märtyrer zwei Jahre nach dessen Tode unter die Zahl der Heiligen, und wie viel Heinrich bei längerm Widerstreben von dem Geiste des Volks zu fürchten gehabt hätte, kann man daraus sehen, daß das Volk aus allen Theilen des Königreichs Wallfahrten zu dem Grabe des neuen Heiligen anstellte, und daß man in einem Jahre über hunderttausend in Canterbury angekommene Pilgrime zählte. Heinrich selbst unternahm nach einigen Jahren (1174) eine solche Wallfahrt, sei es daß ihn Gewissenszweifel trieben, oder daß er nöthig fand, dem Volke diesen Beweis seiner reuigen Aussöhnung mit der Kirche zu geben. Er ging nach Canterbury, näherte sich barfuß dem Grabe des Heiligen, bewachte vier und zwanzig Stunden unter Fasten und Gebet die Reliquien desselben, und ließ sich zuletzt von einem Chor von Mönchen den entblößten Rücken geißeln. Es war ein Anblick, der alle Anwesende zu Thränen rührte.

Irland, diese damals noch halbwilde, unter fünf kleine Könige, die einander die Oberherrschaft streitig machten, vertheilte Insel, reizte Heinrich's Eroberungslust. Er ließ sich das Land schon 1154 von Papst Hadrian IV. förmlich schenken, fand aber lange Zeit keine Muße zur Ausführung seines Vorhabens, bis er, vierzehn Jahre später, einigen seiner Vasallen erlaubte, einem vertriebenen irländischen Fürsten Beistand zu leisten. So gering die Macht auch war, welche die Engländer hinüberführten, so besiegten sie doch die ihnen entgegentretenden Schaaren der Eingebornen, und setzten sich auf der Insel fest. Nach einigen Jahren erschien Heinrich selbst (1171), und die irländischen Häuptlinge eilten von allen Seiten herbei, sich ihm zu unterwerfen. Doch suchten sie noch unter seiner Regierung das Joch wieder abzuschütteln, und dieser Hang, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, blieb in allen folgenden Zeiten gleich mächtig bei ihnen, so daß zwei Drittel der Insel bis auf

den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch oft gegen die Engländer in den Waffen waren. Die Nationalirländer behielten ihre ursprüngliche celtische Stammverfassung, welche besonders dadurch eigenthümlich ist, daß kein Einzelner Grundeigenthum besitzt, sondern nur der ganze Stamm, dessen Häuptling dasselbe unter die Genossen vertheilt, und diese Theilung, so oft ein männliches Mitglied stirbt, erneut. Eine solche Unsicherheit des Besitzes ließ den Ackerbau nicht emporkommen, Städte gab es sehr wenige, Viehzucht und Fischerei waren die Hauptbeschäftigungen. Die Engländer, welche sich von jener Zeit an auf der Insel ansiedelten, lebten dagegen nach ihren Gewohnheiten, Einrichtungen und Gesetzen. Sie vermehrten sich in einem Drittel der Insel, in dem sie sich völlig festsetzten, in einigen Jahrhunderten dergestalt, daß sie als eine für sich bestehende, nicht unbedeutende Nation betrachtet werden konnten. So gab es denn in Irland zwei ganz verschiedene Völker, auf der östlichen Seite Engländer, mit ihrer Verfassung, Sprache und Sitten; im Norden, Westen und Süden die noch rohen Eingebornen unter verschiedenen Oberhäuptern, die immer aufgefordert wurden, den König von England für ihren Oberherrn anzuerkennen und ihm Tribut zu zahlen, die sich dazu verstanden, wenn sie sich fürchteten, und sich weigerten, wenn sie sich stark genug zum Widerstande glaubten; alle voll Haß gegen die gewaltthätig eingedrungenen Engländer, aber auch alle unter sich selbst uneinig.

Mit Ludwig VII. von Frankreich war Heinrich, schon ehe er den englischen Thron bestieg, gleich nach seiner Vermählung mit Eleonoren in Krieg gerathen, weil diese die Erlaubniß zu dem neuen Ehebündnisse bei dem Könige von Frankreich, ihrem Lehnsherrn, nicht eingeholt hatte. Ludwig mußte Alles aufbieten, um die Vereinigung einer so großen Ländermasse in der Hand Eines Vasallen zu verhindern; darum erneute er noch zweimal diesen Kampf, als Heinrich Ansprüche auf die Grafschaft Toulouse machte (1159), und im Jahre 1166, als derselbe die Bretagne erwarb. Aber Ludwig hatte die ritterlichen Eigenschaften seines Vaters nicht geerbt, und Heinrich's unermüdliche Thätigkeit ließ ihn zu keinen größeren Erfolgen kommen, wenn er auch die Besitznahme von Toulouse glücklich verhinderte.

Kurz nach der Unterwerfung Irland's und der Aussöhnung mit dem Papste mußte Heinrich wie sein Ahnherr Wilhelm I. den tiefen Schmerz empfinden, seine eigenen Söhne gegen sich aufstehen zu sehen; sie waren die echten Söhne ihrer leidenschaftlichen und sinnlichen Mutter, die früher von ihrem ersten Gemahl, Ludwig VII., geschieden, nun auch von

Heinrich II. getrennt lebte. Sie war es auch, welche die Prinzen zum Aufstande gegen den Vater anreizte; an den Königen von Frankreich und Schottland fanden sie bereitwillige Bundesgenossen. Den ältesten derselben, Heinrich, hatte der König zu seinem Nachfolger in England krönen lassen, dem zweiten, Richard, Poitou, dem dritten, Gottfried, die Bretagne gegeben. Heinrich hatte nun zugleich einen Kampf in der Normandie zu bestehen, und in England einen Aufruhr zu dämpfen, während König Wilhelm von Schottland mit Heeresmacht in das Reich einfiel. Doch Heinrich's Tapferkeit behielt die Oberhand; Wilhelm von Schottland wurde geschlagen und gefangen (1174), und mußte England's Lehnshoheit anerkennen. Der zu gleicher Zeit mit den Söhnen geschlossene Friede dauerte indeß nur bis 1183, wo sich Heinrich und Gottfried wieder gegen den Vater erhoben; aber Beide starben während der Unruhen. Wie König Heinrich seine Fehden mit Philipp August von Frankreich durch die Zusammenkunft von Gisors und den für ihn ungünstigen Frieden von Tours endete, um nach dem heiligen Lande ziehen zu können, ist schon oben erzählt. Während des letzten Krieges gelang es dem König von Frankreich, den Grafen Richard von Poitou, den ein Gerücht, daß seinem jüngeren Bruder Johann die Krone von England bestimmt sei, mit Rachsucht und Neid erfüllte, auf seine Seite zu ziehen. Mit ihm fielen die Barone der Bretagne und Poitou's von seinem Vater ab. So mußte Heinrich noch in den letzten Tagen seines Lebens seinen zahlreichen Feinden den Rücken zeigen, ohne noch zu wissen, daß selbst sein Sohn Johann zu ihnen gehörte. Als er auch dies erfuhr, brach ihm das Herz. „Schande, rief er aus, Schande einem besiegten Könige! Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren bin, und von Gott verflucht seien die Söhne, die ich hinterlasse.“ So starb er (6. Julius 1189).

Die alte Gerichtsverfassung, die Hundrede- und Grafschaftsgerichte, hatten mit der früheren Eintheilung des Landes im Allgemeinen unter der normannischen Herrschaft, aber mit viel geringerem Ansehen, als früherhin fortgedauert. Die Geistlichkeit war ausgeschieden, nur wenig freie Besitzer waren übrig, um den Verhandlungen beizuwohnen, die Mehrzahl bildeten die Vasallen der Barone, welche aber in allen Lehnsstreitigkeiten vor das Gericht der Lehnsherren gehörten, sowie diese selbst vor dem Hofe des Königs Recht zu nehmen hatten. Dieser letztere bestand auch hier aus den obersten Hof- und Reichsbeamten, dem Kanzler, dem Kämmerer, dem Oberhofmeister (Stewart), dem Connetable, dem Oberrichter, der des Königs Stelle vertrat u. a. Da die Berufungen an dieses Gericht wegen Unbill, Bedrückungen und Gewalt sehr häufig

wurden, da es allein in allen den Sachen, die Hoheitsrechte betrafen, zu sprechen befugt war, so hatte Heinrich, um den Rechtsgang zu beschleunigen und zu erleichtern, eine sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen. Auf der Versammlung zu Northampton (1176) theilte er das ganze Reich in sechs Bezirke, und ernannte für jeden drei bevollmächtigte Richter aus seinem Gerichtshofe, welche, in ihrem Sprengel umherreisend, die Appellationen an Ort und Stelle entscheiden, jeden Friedensbruch ahnden und überhaupt die königlichen Rechte wahrnehmen sollten. Zweikampf, Feuer- und Wasserproben ꝛc. waren noch immer für die Criminalgerichtsbarkeit im Gebrauch, und die Strafen barbarisch. Räuberei, Mord, Brandstiftung, Falschmünzen wurden mit dem Verlust der rechten Hand und des rechten Fußes bestraft. Auch das Unzureichende der Lehnsaufgebote zum Kriege fing in dieser Zeit an, den Fürsten einzuleuchten; daher findet man bei Heinrich II., wie bei seinen Zeitgenossen, dem Kaiser Friedrich I. und Philipp August, den Gebrauch der Soldtruppen allgemeiner als früher, wo sie nur höchst selten erschienen. In England wurde dafür von den Lehnsträgern, welche es vorzogen, den Kriegsdienst nicht persönlich zu leisten, eine Geldabgabe, Scutagium genannt, erhoben.

---

19. Philipp August, Richard Löwenherz und Johann ohne Land.

Die Verhältnisse Frankreich's und England's sind unter diesen Königen so eng mit einander verbunden, daß sich auch die Darstellung derselben nicht trennen läßt. Philipp II. Augustus (welchen Beinamen er von dem Glanze seiner Regierung und der Ausdehnung des Reiches erhalten hat), war einer der thätigsten und ausgezeichnetsten Könige von Frankreich. Er war schon als Kind bei seines Vaters, Ludwig's VII., Lebzeiten gekrönt worden, und folgte ihm bei dessen Tode (18. Septbr. 1180), funfzehn Jahr alt, in der Regierung. Die Umgestaltung des Landes, zu welcher der Grund bereits gelegt war, vermöge der Erhebung des Thrones über die Vasallen und der Vereinigung der Bürger zu freien Gemeinden, machte unter seiner dreiundvierzigjährigen Regierung bedeutende Fortschritte, und die Gefahren, welche dem Reiche durch die weit ausgedehnte Macht der englischen Könige drohten, wurden glücklich abgewendet. Es war eine verständige, kalt berechnende Politik, wie sie bisher im Mittelalter kaum in ähnlicher Weise sich gezeigt hat,

durch welche Philipp August seine Zwecke erreichte. Die großen Triebfedern der damaligen Welt, das Kirchenthum und das Ritterwesen fühlte er nicht so mächtig und lebendig in sich wie seine Zeitgenossen; aber eben weil es Kräfte seiner Zeit waren, widersetzte er sich ihnen nicht, sondern brachte sie wohl in Anschlag. Er zog nach dem heiligen Lande, er war, wie seine beiden nächsten Vorgänger, der Kirche ergeben und besonders ein Freund der Geistlichen, so weit sein Vortheil nicht beeinträchtigt wurde; auch in den Waffen versuchte er sich, wenn es sein Beruf als Herrscher, den er höher als alles Andere hielt, verlangte. Gleich seine erste Handlung offenbarte den Geist und Charakter der neuen Regierung. Die Juden, welche durch Schutz und Begünstigungen seines Vaters sehr zahlreich geworden, und sich durch schamlosen Wucher bereichert hatten, beschloß er im Interesse seines Schatzes zu berauben. Im April 1182 ließ er den Befehl ergehen, daß alle Israeliten in seinem Reiche innerhalb dreier Monate ihre beweglichen Güter verkaufen und das Land räumen sollten, falls sie nicht zur christlichen Kirche überträten. Ihre unbeweglichen Güter wurden sämmtlich eingezogen und alle Schulden an Juden wurden den Christen erlassen. Dagegen mußte der fünfte Theil des Betrages derselben an den König abgeliefert werden. So setzte sich Philipp zuerst durch Geldmittel in den Stand, nachdrücklicher als sein Vater gegen Heinrich aufzutreten.

Die inneren Kriege und Fehden, so wie die unaufhörlich sich erneuenden Kämpfe gegen England vermehrten täglich die Schaaren der Soldtruppen, welche man damals Brabançons nannte, weil sie besonders aus den Niederlanden kamen. Sobald einmal Friede geschlossen, und sie entlassen waren, plünderten und brannten sie im Lande. Die steigende Noth trieb endlich die Bevölkerung in Masse zur Selbsthülfe. Philipp sandte Unterstützung, und so wurden viele, namentlich im Juli 1183 mehr als zehntausend dieser Räuber, niedergehauen. Aber ihre völlige Vernichtung wurde dadurch verhindert, daß der König selbst ihrer sehr bald wieder in einem Kriege gegen die Großen des Reiches bedurfte.

Ein scharfer Gegensatz zu dem Charakter Philipp August's tritt uns in dem Genossen seiner Kreuzfahrt, in Richard Löwenherz entgegen, der alle Tugenden und alle Fehler des Ritterthums in sich vereinigte. Er war der erste Held seiner Zeit und ein trefflicher Sänger zarter Minnelieder. Zugleich aber erscheint in seinem Wesen die ganze Abenteuerlichkeit dieses ritterlichen Treibens, das unverständige und ungeschlachte Zugreifen, die gewaltsame Weise des Auftretens, die Verachtung aller Schranken, der Ungestüm der Leidenschaften, und in deren Gefolge

Unrecht und Grauſamkeit. Leichtſinnig verſchleuderte er Gerechtſame und Güter des Reiches, um augenblickliche Bedürfniſſe zu befriedigen. Zur Aufbringung der Koſten des Kreuzzuges verkaufte er dem Könige von Schottland die von ſeinem Vater erworbene Lehnsherrlichkeit wieder für zehntauſend Mark, und bot Krongüter, Ehrenſtellen und Aemter öffentlich feil. „Hätte ſich ein Käufer gefunden, rief er aus, ſo würde ich ihm auch London zugeſchlagen haben.“

Bei ſeiner Rückkehr aus Paläſtina hatte er großes, unerwartetes Drangſal zu beſtehen. Lange warfen ihn Stürme auf dem Meere umher, endlich litt er zwiſchen Venedig und Aquileja Schiffbruch, rettete kaum ſein Leben, und mußte die weitere Reiſe zu Lande unter großen Gefahren fortſetzen; denn die Deutſchen, die ihn gefangen zu nehmen ſuchten, hatten Kunde von dem Wege, den er eingeſchlagen, und ſtellten ihm mit großer Aufmerkſamkeit nach. Er ſuchte verkleidet zu entſchlüpfen, da aber ſein Diener zu Wien ſich durch morgenländiſche Münzen und anmaßendes Benehmen, und Richard ſich ſelbſt durch einen koſtbaren Ring verrieth, ward er entdeckt und gefangen von dem Herzoge Leopold von Oeſterreich. Dieſer lieferte ihn jedoch bald dem Kaiſer Heinrich VI. aus, der ihn, als Bundesgenoſſen ſeines Feindes Tancred in Sicilien und um ein ſchweres Löſegeld von ihm zu erpreſſen, zuerſt in Trifels, dann in Worms gefangen hielt, und ſtreng bewachen ließ*). Am 28. December 1192 ſchrieb Heinrich dem Könige von Frankreich, daß Richard in ſeiner Gewalt ſei. Auf dieſe erfreuliche Nachricht machte Philipp dem Kaiſer ſogleich Anträge zu längerer Gefangenſchaft ſeines Gegners, die aber verworfen wurden, und trat mit Richard's Bruder, Johann ohne Land (ſo genannt, weil er beim Tode ſeines Vaters noch minderjährig war, und kein Lehen beſitzen konnte), in Unterhandlungen. Der Schwur auf das Evangelium, durch den Philipp ſich ſchon im gelobten Lande verpflichtet hatte, Richard's Land, ſo lange er auf dem Kreuzzuge ſei, nicht anzugreifen, ward vergeſſen, als ihm Johann den auf dem rechten Ufer der Seine liegenden Theil der Normandie abzutreten verſprach, wenn er ſich mit ihm gegen Richard vereinigen wolle, und Philipp brach

*) Nach den neueſten Unterſuchungen hat eine feindſelige Verwickelung zwiſchen Herzog Leopold von Oeſterreich und Richard von Acre, von der diese Sage erzählt, gar nicht ſtattgefunden. Kaiſer Heinrich VI. war es, von welchem Herzog Leopold den Auftrag erhielt, Richard gefangen zu nehmen, weil er ihm in Sicilien entgegengearbeitet hatte und die Stütze des welfiſchen Hauſes war; der Kaiſer belohnte den Dienſt dadurch, daß er Leopold in den Beſitz von Steiermark gelangen ließ.

gleich darauf in jene Provinz ein, um sich seines Antheils zu versichern, fand aber vor Rouen tapferen Widerstand. Eben so erfolglos blieben die Anstrengungen Johann's gegen die Anhänger seines Bruders in England. Endlich (Februar 1194) ward König Richard, nachdem seine Gefangenschaft dreizehn Monate gewährt, gegen ein Lösegeld von hundert und funfzigtausend Mark, sowie gegen Anerkennung der Lehnshoheit des Kaisers und das Versprechen, einen Jahreszins zu entrichten, wieder freigegeben. Philipp August meldete dieses Ereigniß seinem Bundesgenossen mit den Worten: „Nehmt euch in Acht, der Teufel ist wieder los." Und allerdings hätte man jetzt die nachdrücklichsten Kriege erwarten sollen; allein theils durch das Lösegeld, welches aufzubringen unglaubliche Mühe gekostet hatte, theils durch die Lässigkeit der englischen Großen, die eben so schwer nach Frankreich, als die Deutschen nach Italien zu bringen waren, wurde Richard's Kraft gehemmt. Johann unterwarf sich und erhielt Verzeihung. Dann begann mit Philipp August in Frankreich ein mehrjähriger, öfter durch Stillstände unterbrochener Kampf, der sich auf Ueberfälle fester Orte, auf Verheerung der Felder und auf einzelne Reitergefechte beschränkte, aus dem jedoch Richard nicht mehr nach England zurückkehrte.

Im Jahre 1199 ward Richard Löwenherz, als er einen Vasallen, den Vicegrafen Vidomar von Limoges, wegen unbedeutender Ursache bekriegte, vor dessen Schlosse Chalus von einem Pfeilschusse am linken Arm getroffen. Sofort gab er Befehl zu stürmen, und als das Schloß erobert war, ließ er die ganze Besatzung aufhängen, mit Ausnahme des Bogenschützen Bertrand de Gourdon, der ihn verwundet hatte. Die Wunde war an sich nicht tödtlich, wurde es aber durch die ungeschickte Behandlung des Arztes. Als der König sein Ende herannahen fühlte, ließ er Gourdon vor sein Lager kommen, und fragte ihn, was er ihm je gethan, daß er so feindselig nach ihm gezielt habe. „Du tödtetest mit eigener Hand meinen Vater und meine zwei Brüder, versetzte Jener, und mich wolltest du hängen lassen; jetzt bin ich in deiner Gewalt, und du kannst dich nach Gefallen an mir rächen, aber ich werde alle Martern mit Freuden erdulden, da mir der Trost bleibt, die Welt von einem so schädlichen Menschen befreit zu haben." Der König befahl hierauf ihn ziehen zu lassen; aber Marcader, das Haupt der Brabançons in Richard's Solde, ließ ihn heimlich wieder greifen, lebendig schinden und dann aufhängen.

Nach Richard's Tode hätte die Krone von England dem Erbrechte nach dem Sohne seines Bruders Gottfried, dem zwölfjährigen Arthur, Herzog von Bretagne, gebührt; aber die Ansprüche desselben wurden

nicht geachtet, und Johann ohne Land, von Richard zum Thronfolger ernannt, wurde in England als König angenommen. Waren bisher die englischen Könige im Allgemeinen den französischen wie an Ländernumfang, auch an persönlichen Eigenschaften überlegen gewesen: so kehrte sich jetzt das Verhältniß um, als dem unternehmenden Philipp in Johann ein Mann gegenüberstand, in dessen Charakter Treulosigkeit, Grausamkeit und eine niedrige Gesinnung, die im Glück stolz und hochfahrend, im Unglück feig, verzagt und gleichgültig gegen den Schimpf war, die Hauptzüge bilden. Sogleich nach seiner Thronbesteigung überzog ihn Philipp August mit Krieg, indem er sich das Ansehen gab, die Rechte Arthur's, als einer beeinträchtigten Waise, zu vertheidigen; doch ward bald Friede geschlossen (1200). Für die Grafschaft Evreux, welche Johann seiner Nichte Blanca von Castilien, die mit Philipp's Sohne Ludwig vermählt ward, abtrat, opferte Philipp Arthur's Ansprüche auf, und nöthigte den jungen Fürsten, seinem Oheim wegen des Herzogthums Bretagne zu huldigen. Aber die Eintracht dauerte nicht lange. Johann entführte die schöne Isabelle von Angouleme, welche dem Grafen Hugo de la Marche verlobt war. Dieser ergriff die Waffen wider Johann, und klagte bei dem Könige von Frankreich, als ihrem gemeinsamen Lehnsherrn. Als Johann sich weigerte, bei dem Pairshofe Philipp's zu erscheinen, brach der Krieg wieder aus; Arthur trat ebenfalls auf die französische Seite, hatte aber das Unglück, vor dem Schlosse Mirabeau seinem blutdürstigen Oheim in die Hände zu fallen. Er wurde in einen Thurm der Burg von Rouen gesperrt und war nach einigen Wochen verschwunden. Ein allgemeines und nie widerlegtes Gerücht schrieb seine Ermordung Johann's eigener Hand zu. Die Stände von Bretagne, voll Trauer und Wuth über den Tod ihres jungen Herzogs, wandten sich an den König von Frankreich, und dieser berief Johann als seinen Vasallen wiederum nach Paris vor seinen Lehnshof. Da derselbe nicht erschien, so erklärte ihn das Gericht des Hochverraths schuldig und seine sämmtlichen französischen Lehen für heimgefallen. Natürlich konnte ein solcher Ausspruch erst durch eine bewaffnete Vollziehung Gewicht erhalten, und daran ließ es Philipp August nicht fehlen (1203). Zwar bat Johann den Papst Innocenz III. um Hülfe, und dieser gebot Frieden; allein Philipp achtete nicht darauf, sondern eroberte mit reißender Schnelligkeit, von den Bretagnern unterstützt, die Obernormandie, und zwang den König Johann nach England hinüber zu fliehen. Im Frühling 1204 waren nur noch Rouen, Arques und Verneuil in den Händen der Engländer. Rouen vertheidigte sich tapfer, da aber keine Hülfe

erschien, so öffneten die Bürger endlich die Thore. Zu derselben Zeit ergaben sich die beiden anderen Städte (1. Junius). Auf diese Art wurde die ganze Normandie wieder mit der Krone Frankreichs vereinigt, etwa drei Jahrhunderte, nachdem sie an die Normannen abgetreten worden war. Seit Rollo's, des Normannen, Tode hatte sie funfzehn Herzoge gehabt, von denen die sechs letzten die englische Krone getragen hatten. Damit noch nicht begnügt, besetzte Philipp auch Anjou, Maine, Turaine und den größten Theil von Poitou. Dann erst (1206) bewilligte er auf dringendes Begehren eines päpstlichen Legaten einen Waffenstillstand.

Bald darauf gerieth Johann in einen Streit mit dem Papste, der nicht weniger schimpflich und nachtheilig für ihn endete. Im Jahre 1205 war der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury erledigt, und die Stiftsherren wählten den Subprior Reginald auf ganz unerlaubte Weise, ohne Anzeige an den König und unter der Bedingung, daß die Ernennung geheim bleiben solle, bis die Bestätigung aus Rom komme. Reginald aber brach das ihm aufgelegte Stillschweigen, und die Stiftsherren stellten eine zweite Wahl an. Dieser widersprachen die Sprengelbischöfe, weil sie nicht zugezogen seien, was unter Heinrich II. und Richard immer der Fall gewesen war, und die Streitsache kam vor den Papst. Innocenz III. verwarf nicht nur beide Wahlen, sondern ließ auch die in Rom befindlichen funfzehn Abgeordneten der Stiftsherren sofort zu einer neuen Wahl schreiten, welche der päpstlichen Weisung zufolge auf den Cardinal Stephan Langton, einen gebornen Engländer, fiel. Der Papst mochte bei diesem Schritte die Absicht haben, die ihm anstößige Selbständigkeit der englischen Bischöfe zu brechen.

Die Nachricht von diesem Vorgange setzte Johann in Wuth. Er weigerte sich nicht nur den päpstlichen Erzbischof aufzunehmen, sondern schickte auch zwei der wildesten Ritter nach Canterbury, ließ das ganze Capitel auseinanderjagen und dessen Güter in Besitz nehmen. Innocenz warnte, ermahnte, drohte vergebens. Bald darauf sandte er den Bischöfen von London, Ely und Worcester den Befehl, den König noch einmal zur Nachgiebigkeit zu ermahnen und ihm den Bann anzukündigen, wenn er in seinem Ungehorsam beharre. Als die Bevollmächtigten vor den König traten, fuhr er sie an: „bei Gottes Zähnen, waget es, Bann oder Interdict auszusprechen, dann will ich euch und die ganze Klerisei dem Papste schicken, und die Güter an mich ziehen. Ja, alle Römer, die in meinem Land gefunden werden, sollen mit ausgestochenen Augen und abgehauenen Nasen heimziehen, damit man sie in der ganzen Welt kenne, und wenn euch eure Haut lieb ist, so packt euch mir aus den Augen."

Hierauf belegten die Bischöfe im Namen des Papstes das ganze Königreich mit dem Interdict, einer erst neu eingeführten furchtbaren Art des Bannes, welche nicht Einzelne, sondern ganze Länder oder Bezirke traf. Aller Gottesdienst im Königreiche mußte eingestellt, die Altäre ihres Schmuckes entkleidet, die Kreuze, die Bilder der Heiligen, die Glocken heruntergenommen und bedeckt auf den Boden gelegt werden; alle Leichen wurden an der Straße verscharrt und nicht in geweihtem Boden begraben, die Heirathen wurden auf den Kirchhöfen vollzogen; alle Vergnügungen, Gastmähler, selbst das Fleischessen war verboten; Niemand durfte den Andern grüßen, Niemand sich den Bart scheeren; das ganze Land schien wegen der Sünde des Einen in Trauer und in banger Furcht vor dem göttlichen Zorne zu stehen.

Dennoch widerstand Johann ziemlich lange, und übte seine Rache an den Geistlichen. Er ließ sie, wie er gedroht, aus ihren Sitzen treiben, und nahm ihre Güter in Beschlag. Sogar um die Neigung seiner Unterthanen bewarb sich der trotzig gemachte König jetzt so wenig als sonst, und fuhr fort, alle Stände zu beleidigen. Er entehrte vornehme Familien durch die Ungezähmtheit seiner Begierden, entzog ihnen ihre Besitzungen, verbot den Edelleuten fliegendes Wild zu jagen, verordnete neue Abgaben, ließ die Gehege von Forsten niederreißen, damit seine Hirsche die benachbarten Felder abweiden könnten, und nahm den Großen, denen er nicht traute, ihre Kinder als Geiseln weg. Der Papst schärfte nun seine Strafen stufenweise. Im Jahre 1209 sprach er den Bann über den König und jeden, der mit ihm Gemeinschaft haben würde, aus, und nun verließen die vornehmen Geistlichen, welche nicht schon früher die Flucht genommen hatten, das Reich. Zuletzt, da alle Angelegenheiten der Kirche damals in glücklichem Fortgang waren, die Ketzer im südlichen Frankreich besiegt und unterdrückt wurden, entband Innocenz III. die Vasallen Johann's von ihrem Eide der Treue (1212), ermahnte alle christlichen Fürsten und Barone, sich gegen den gottlosen Herrscher zu vereinigen, und forderte namentlich den König von Frankreich auf, das Urtheil zu vollstrecken und England zu erobern. Obschon in der Annahme dieses Auftrags das offenbare Eingeständniß lag, daß der römische Hof Könige absetzen und Länder verschenken könne, so überwog doch die Eroberungssucht in Philipp August dieses wichtige Bedenken. Er gab Befehle zur Versammlung eines zahlreichen Heeres bei Rouen und einer Flotte bei Boulogne. In Johann aber gesellte sich zu der Furcht vor der feindlichen Landung die nicht mindere vor der bedenklichen Stimmung seines Kriegsvolkes; Feigheit, Unentschlossenheit und Gewissensbisse vermochten ihn

zur Demüthigung unter des Papstes gewaltige Hand. Er entsagte seinem Reich zu Gunsten des heiligen Stuhles. In der öffentlichen Urkunde, die er hierüber ausstellte, heißt es: „Aus gutem, freien Willen und um Vergebung seiner Sünden und die Barmherzigkeit Gottes zu erlangen, übergebe er Gott, den Aposteln Petrus und Paulus, seinem Herrn, dem Papst Innocenz, und dessen Nachfolgern England und Irland, um dieselben von der römischen Kirche, England für siebenhundert und Irland für dreihundert Mark jährlichen Tributs, fortan als Lehen zu tragen." Die Lehnshuldigung geschah so öffentlich als möglich. Am 15. Mai 1213 begab sich der König in die Kirche zu Dover, legte Krone und Scepter ab, und schwur knieend den gewöhnlichen Lehnseid in die Hände des päpstlichen Legaten Pandulf.

Der Letztere ging hierauf nach Frankreich hinüber, und nahm die Aufforderung, Johann zu bekriegen, zurück, weil dieser nun zur Erkenntniß seiner Sünden gekommen und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zurückgekehrt sei. Philipp gab eine zornige Antwort, stellte seinen Vasallen vor, daß das auf die Flotte und das Heer verwandte Geld unmöglich weggeworfen sein dürfe, und wolle das Unternehmen nicht aufgeben. Zuerst wendete er sich indeß gegen den Grafen Ferrand von Flandern, der, im heimlichen Einverständniß mit Johann, seine Theilnahme an dem Zuge gegen England, trotz der Vasallenpflicht verweigert hatte. Gravelines, Ypern, Brügge und Gent fielen den Franzosen in die Hände. Aber Johann sandte eine Flotte von fünfhundert Schiffen zu Hülfe, und im folgenden Jahr traten noch der Graf Reginald von Boulogne, Herzog Heinrich I. von Brabant und der römische Kaiser Otto IV., Johann's Neffe, dem Bunde gegen Philipp August bei. Um die französische Macht zu theilen, landete der König von England zu gleicher Zeit in Guienne, und rückte bis nach Anjou vor. Die Gefahr wurde drohend für Frankreich, doch der König blieb fest, und Ritter wie Bürger waren entschlossen, ihn zu schirmen. Nach dem Westen sandte Philipp seinen Sohn Ludwig, dem es gelang, die Engländer zurückzutreiben; er selbst ging den Verbündeten in Flandern entgegen. Bei Bouvines, zwei Stunden von Lille, kam es zur Schlacht (27. Juli 1214). Man erzählt, daß Philipp, um die verdächtige Treue einiger Barone zu prüfen, vorher alle seine Vasallen zusammenkommen ließ, eine Hand voll zerbrochenen Brots in einen großen mit Wein gefüllten Becher warf und sagte, indem er ein Stück davon herausnahm und aß: „Gefährten, wer mit mir leben und sterben will, der thue so wie ich." Diese Entschlossenheit habe das Ehrgefühl der Barone dergestalt gereizt, daß in einem Augenblicke

der Becher ausgeleert war, und alle von Muth und Streitlust entbrannten. Meister Guerin, ein Hospitaliter und tüchtiger Kriegsmann, Kanzler von Frankreich und nachmals Bischof von Senlis, stellte das französische Heer in Schlachtordnung. Gegen Mittag begann das Treffen; von beiden Seiten ward mit bewundernswerther Tapferkeit gefochten, und die Franzosen wurden mehrmals zurückgedrängt. Schon hatte ein deutscher Fußknecht den König Philipp mit dem Widerhaken seiner Lanze vom Pferde gerissen und war im Begriff, ihn zu tödten, als die Franzosen, welche die Lebensgefahr ihres Herrn sahen, mit so unwiderstehlicher Gewalt vordrangen, daß die Deutschen ihrerseits weichen mußten. Der Sieg entschied sich, ungeachtet der löwenmüthigen Tapferkeit des Grafen Reinald von Boulogne, nun völlig für das französische Heer. Auch der Graf von Flandern wurde gefangen. Siegprangend zog Philipp in Paris ein, und Johann mußte zufrieden sein, einen fünfjährigen Waffenstillstand zu erhalten.

Die Schlacht von Bouvines war von großen Folgen nicht allein für Deutschland, wo sie den Sturz Otto's entschied, sondern auch für Frankreich. Sie zeigte zuerst den Franzosen, wie sie, durch lebendiges Nationalgefühl vereinigt, mächtigen Feinden furchtlos widerstehen könnten; sie zeigte den großen Vasallen durch die Unterwerfung und lange Gefangenschaft der Grafen von Flandern und von Boulogne, wie gefährlich es sei, dem nunmehr fester begründeten königlichen Ansehen zu trotzen, und dieses Beispiel schreckte auch die Lehnsträger in den erworbenen Provinzen, in Anjou und in der Normandie, von ähnlichen Versuchen ab. In der That beherrschte jetzt Philipp, da er keine der neuen Besitzungen wieder zu Lehen gab, eine Ländermasse, welche ihm auch sämmtliche gegen die Krone vereinigte Vasallen nicht mehr furchtbar erscheinen lassen konnte; er machte den von seinem Großvater aufgestellten Grundsatz, daß der König Niemandes Vasall sein könnte, zur Wahrheit und setzte es durch, daß die Kronvasallen ihm schwuren, ihm gegen Alle treu und gewärtig zu sein. Um auch die gesetzgebende Gewalt der Krone auf die Länder der Vasallen auszudehnen, versammelte er die Großen des Reiches öfter an seinem Hofe. Die sechs vornehmsten Geistlichen des Landes, die Erzbischöfe und Bischöfe von Rheims, Laon, Langres, Beauvais, Chalons und Noyon, und die sechs bedeutendsten Lehnsträger des Reiches, die Herzöge von Burgund, Bretagne und Guienne, und die Grafen von Flandern, Champagne und Toulouse führen seit dieser Zeit ausschließend den Titel Pairs (pares), weil sie einander im Lehnsverhältnisse gleich, unmittelbare Vasallen waren. Sie bildeten den engeren

Rath des Königs und den Gerichtshof für ihres Gleichen, sie waren die Schöffen des Königs in seinem höchsten Gericht. Bei den Krönungen und anderen Feierlichkeiten verrichteten sie die Ehrendienste. Indessen begann der König bald nachher auch, die Zahl der Pairs durch seine besondern Hofbeamten zu ergänzen. Wurden die Mächtigsten auf jene Weise bevorzugt und gewonnen, so konnte die Krone immer entschiedener gegen die Kleineren auftreten. Des Beistands der Geistlichen waren die Könige von Frankreich fast immer gewiß, weil hier die Kirche stets des Schutzes der Krone gegen die Vasallen bedurfte. Auch die Entwickelung der Städte beförderte Philipp nach Kräften, doch gab er bedeutendere Privilegien nur kleineren Städten, um seiner Herrschaft nicht neue Schranken zu gründen; größere erhielten fast nur Abstellung einzelner Mißbräuche ohne eine eigentliche Kommunalverfassung. Das Bedürfniß, nachdem die alten Grafen Karl's des Großen längst erbliche Besitzer und Lehnsträger geworden waren, wieder Verwaltungsbeamte zu haben, veranlaßte Philipp zuerst in seinen Kronlanden, über die Prevots (praepositi), denen mit der Handhabung der Gerechtigkeit auch die Sorge für die Ruhe und Sicherheit der Städte und deren Umgegend anvertraut war, Bailli's und Senechaux zu setzen, welche in höherer Instanz richteten und die Erhebung und Einlieferung der Steuern an den König besorgten. Es datirt diese Verbesserung der Verwaltung schon aus der Zeit, als er den Kreuzzug antrat.

Ein ganz entgegengesetztes Schauspiel bietet die weitere Entwickelung der Begebenheiten in England dar. Das Interdict war aufgehoben worden, nachdem es sechs Jahre auf dem Reiche gelegen hatte, die von Johann vertriebenen Geistlichen waren zurückgekehrt, und Langton hatte den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury eingenommen. Er wollte die Erniedrigung des Königs benutzen, die Vorrechte der höheren Geistlichen und Barone, welche ihnen durch den Freiheitsbrief König Heinrich's I. eingeräumt, aber wieder in Vergessenheit gerathen und von Johann vielfältig verletzt waren, aufs Neue bestätigen und fester bestimmen zu lassen. Die Barone, welche den König seit seiner Demüthigung vor dem Papste und seinem Unglück in Frankreich noch mehr verachteten und haßten, kamen ihm mit denselben Absichten entgegen, und als Johann sich weigerte, solchem Begehren zu willfahren, entstand ein großes Bündniß, dem sich auch die bedeutendste Stadt des Landes, London, anschloß und das den überraschten König mit Waffengewalt umringte, und ihm eine Urkunde abzwang, die unter dem Namen des großen Freiheitsbriefes (magna charta libertatum) hochberühmt ist. Diese wichtige Ur-

kunde ward unterzeichnet am 15. Junius 1215 auf einem freien Platze (Runnemede oder Runneymead genannt) zwischen Windsor und Staines. Der Klerus gewann durch die Bestimmungen des großen Freiheitsbriefes die Zusicherung der Wahlfreiheit und aller bisher geübten Privilegien und Rechte. Für die Barone wurde die Abgabe bei der Belehnung auf bestimmte Summen festgesetzt. Außerdem sind sie nur gehalten, Hülfsgelder zu bezahlen beim Ritterschlag des ältesten Sohnes des Königs, bei Verheirathung der ältesten Tochter und im Falle der Gefangenschaft des Königs selbst. Zur Erhebung der Schild- und Heersteuer (scutagium et auxilium) bedarf es der Einwilligung einer allgemeinen Reichsversammlung, zu welcher alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen und Barone, einzeln schriftlich, und alle anderen unmittelbaren Vasallen durch eine allgemeine Aufforderung berufen werden. Alle Vorrechte, die der König den Baronen bewilligt, sollen von ihnen auch den Untervasallen zugestanden werden. Die fremden Kaufleute sollen keinen willkürlichen Zöllen und Abgaben unterworfen sein; London, so wie alle Städte und Flecken behalten ihre alten Gewohnheiten und Freiheiten. Die Gerichte sollen Jedermann offen stehen, die Gerechtigkeit nicht länger verkauft, verweigert oder verzögert werden. Kein freier Mann wird gefangen gesetzt, seiner Güter beraubt, oder sonst geschädigt werden, wenn nicht vermittelst Urtheils von Richtern seines Gleichen und nach den Landesgesetzen; jedem wird Freizügigkeit zugestanden. Der Gerichtshof für Civilfälle (court of common pleas, common bench) soll fortan nicht mehr der Person des Königs folgen, sondern stets an einem bestimmten Orte seine Sitzungen halten. Dieses Gericht war nicht lange vorher von dem obersten Hofe des Königs abgezweigt worden, und hatte die Appellationen in allen den Sachen zu hören, welche den König und seine Rechte nicht unmittelbar betrafen. Die Forsten und Wasser, welche seit dem Anfang der gegenwärtigen Regierung eingehegt worden sind, sollen freigegeben werden, nachdem eine Untersuchung der Anrechte durch zwölf Geschworene aus dem Adel jeder Grafschaft stattgefunden hat. Ueber die Vollziehung dieser Charte wird ein von den Baronen aus ihrer Mitte gewählter, beständiger, sich selbst ergänzender Ausschuß von fünfundzwanzig Mitgliedern wachen. Derselbe wird, sobald vom Könige oder dessen Beamten dagegen gehandelt wird, den König selbst, oder wenn er abwesend ist, den Oberrichter deshalb mahnen. Im Falle verweigerter Abhülfe aber ist der Ausschuß befugt, die Communen des Landes zu den Waffen aufzubieten und Abstellung zu erzwingen auf jede Weise, nur

nicht mit Verletzung der Person des Regenten und seiner Familienglieder. Zuletzt wurde eine allgemeine Amnestie verkündet.

Johann hatte der Gewalt weichen müssen. Kaum war die Noth vorüber, so überließ er sich zügelloser Leidenschaft. Sein Aussehn zeigte verhaltenen Grimm. Er war blaß, sah starr vor sich hin, knirschte mit den Zähnen, zerbiß wie rasend Stäbe und Hölzer, und trat sie mit Füßen. In Flandern ließ er Truppen werben, schickte nach Rom Abgeordnete, und beklagte sich beim Papste über seine rebellischen Vasallen. Es stand zu erwarten, daß Innocenz das Verfahren der Barone nicht billigen würde; er sah ihr Verfahren als einen Eingriff in seine nunmehrigen Rechte an, erklärte den Freiheitsbrief für ungültig, und sprach den Bann gegen die Barone. Aber selbst der Erzbischof Langton war nun wider den Papst, der jetzt zum zweiten Mal erfuhr, was er schon in seinem Verhältnisse zu Otto IV. erlebt hatte. Der Kaiser und der Erzbischof mußten aufhören, des Papstes Freunde zu sein, als ihre Stellung sie zu nothwendigen Feinden desselben machte. Johann begann indeß mit großen Zurüstungen und zahlreichen Söldnern den Krieg wider die Barone, führte ihn mit unmenschlicher Grausamkeit, und ängstete seine Gegner so, daß sie ihre Zuflucht zu Philipp August nahmen, und dessen Sohne Ludwig die Krone anboten. Dieser erschien in England an der Spitze einer bewaffneten Macht und setzte sich zunächst in London fest, so daß auch diese Stadt mit dem Banne belegt ward. Inzwischen starb Innocenz und Johann war auf sich allein angewiesen; ehe es aber noch zu einer entscheidenden Schlacht kam, ereilte auch ihn der Tod am 17. October 1216.

Von dem inneren Zustande des Landes, von der Art, wie die Gerechtigkeit unter den normannischen Königen im Allgemeinen und besonders unter Johann gehandhabt wurde, können folgende Züge eine Anschauung geben. Niemand durfte ohne Geschenke dem Throne nahen. So bezahlte die Grafschaft Norfolk eine Summe, damit redlich mit ihr umgegangen würde; und der Flecken Yarmuth eine andere, damit sein Freiheitsbrief, den er vom Könige hatte, nicht übertreten würde. Ein gewisser Serlo erkaufte die Erlaubniß, sich zu vertheidigen, im Fall er wegen eines gewissen Todschlags angeklagt würde. Nikolas Morel versprach, sechzig Pfund zu bezahlen, wenn der Graf von Flandern gezwungen würde, ihm die dreihundert und dreiundvierzig Pfund zu erstatten, die er von ihm geborgt hätte. Hugo Disel bezahlte vierhundert Mark für die Freiheit, in England zu handeln. Gottfried Fitz-Pierre

gab zwei norwegische Falken, damit Walter le Madine die Freiheit haben möchte, hundert Pfund Käse aus den Gebieten des Königs hinaus zu bringen. Die Gemahlin Hugo's von Neville gab dem Könige zweihundert Hühner für die Erlaubniß, ihren gefangenen Gatten besuchen zu dürfen. Richard von Neville gab zwanzig Reitpferde, um von dem Könige ein Empfehlungsschreiben an Isolda Biset zu erhalten, daß sie ihn zum Manne nehmen möchte, und Robert de Vaux fünf, damit der König in einer gewissen Sache schwiege. Wie in Frankreich, waren auch in England die Juden zahlreich und im Besitz großer Schätze. Johann ließ sie einmal sämmtlich einkerkern, und gab ihnen dann für sechsundsechzigtausend Mark die Freiheit wieder. Zu einer andern Zeit erpreßte er von dem Juden Isaac von York allein fünftausendeinhundert Mark, eine Summe, für welche man in jener Zeit die Gebiete mächtiger Herren erstehen konnte.

Mit der vollen Einführung der in der Magna Charta enthaltenen Bestimmungen beginnt eine neue Epoche in der Geschichte von England. So unvollkommen sie auch in vieler Hinsicht noch war, so stiegen doch durch sie Ordnung und Gerechtigkeit in der Verwaltung zusehends. Die Völker des Mittelalters waren von dem Trachten entfernt, die Beseitigung des Despotismus und der Willkür durch Einführung einer gänzlich neuen Ordnung der Dinge zu bewerkstelligen; nur langsam, in allmähliger Wandlung, sproßte aus dem unscheinbaren Keime der Magna Charta der starke und stolze Stamm der englischen Freiheit hervor.

---

20. Kaiser Friedrich II.

Friedrich II., Barbarossa's Enkel, den wir nach Otto's IV. Besiegung als Oberhaupt des Reichs verlassen haben, benutzte die ersten Jahre seiner Herrschaft, sich auf dem Throne zu befestigen, und die durch Philipp's Kriege und Verleihungen geschwächten Stammgüter des Hohenstaufischen Hauses in Deutschland wieder zu mehren und zu vergrößern. Ehe Friedrich 1212 Sicilien verließ, hatte er mit einem Eide die Lehnsherrlichkeit der römischen Kirche über dies Land anerkannt; derselbe war später wiederholt worden. Ob damit zugleich das Versprechen gegeben war, für die Folge das normannische Erbe von Deutschland zu trennen, also eine Personalunion zu verhüten, ist nicht mehr zu er-

messen*). Jedesfalls bedurfte es langer Verhandlungen mit dem Papste, ehe Friedrich es wagte, seine Gemahlin und seinen Sohn Heinrich nach Deutschland kommen zu lassen. Sie kamen, wenn auch auf verschiedenen Wegen, im Jahre 1216. Am 16. Juli desselben Jahres starb Innocenz und hatte zum Nachfolger Honorius III., der „einfach die Politik seines Vorgängers fortsetzte, soweit dies einer andern Persönlichkeit und namentlich einem Manne, den das Alter mild gemacht hatte, möglich war." Gleich bei seiner Krönung in Aachen hatte Friedrich freiwillig das Gelübde einer Kreuzfahrt gethan. Doch kam es vor der Hand nicht dazu; die Anwesenheit Friedrich's war in Deutschland nöthig, und die Fürsten zeigten wenig Neigung zu dem Unternehmen. Er konnte daher die Schuld wegen der langen Verzögerung des Zuges nicht ohne Grund auf diese schieben und forderte den Papst auf, mit größerem Nachdruck bei ihnen darauf zu dringen. Er gab dabei fortwährend die stärksten Versicherungen seiner Ergebenheit gegen die Kirche, an deren Brüsten, wie er sich ausdrückte, er gesogen, mit deren Milch er genährt worden sei. Wirklich bestimmte der milde Honorius eine Frist nach der andern zum Antritt der Pilgerfahrt, und ließ es sich sogar gefallen, daß der junge Heinrich, der schon 1217 das Staufische Erbe, das Herzogthum Schwaben, erhalten hatte, zum römischen Könige gewählt wurde (1220); eine Erhebung, welche Friedrich indeß nur durch die Bestätigung großer Vorrechte an die Prälaten, unter andern durch Entsagung des Spolienrechts, durchsetzte; dem Papste gegenüber, der die Wahl, weil Heinrich auch der natürliche Erbe Sicilien's war, nicht gern sehen konnte, rechtfertigte er dieselbe mit dem Willen der deutschen Fürsten und der Nothwendigkeit einer ständigen Regierung während seiner Abwesenheit auf dem Kreuzzuge. Im Herbste desselben Jahres trat er mit seiner Gemahlin und einer ansehnlichen Begleitung seinen Römerzug an. Die Mailänder zeigten so viele Abneigung, daß er die Stadt vermied und die Krönung mit der lombardischen Krone für den Augenblick gar nicht verlangte. Ehe er nach Rom kam, verpflichtete er sich gegen den Papst in einem neuen Vertrage, die von ihm früher gegen die Kirche eingegangenen Verheißungen treulich zu erfüllen; und so geschah denn die Krönung in der Peterskirche im November 1220 ohne alle Schwierigkeit. Der

*) Vgl. Leo, Vorles. III. 150 flg. Schirrmacher, Kaiser Friedrich II. Winkelmann (in Forschungen zur deutschen Gesch. I. 1, S. 11), die Wahl Königs Heinrich. Der Letztere führt gegen Schirrmacher aus, daß Friedrich damals noch nicht die Absicht gehabt habe, das Abhängigkeitsverhältniß zur römischen Kurie zu verändern.

Papst nannte Friedrich jetzt Kaiser und König von Sicilien, und schien also auf der Trennung beider Reiche, wenigstens für jetzt, nicht mehr zu bestehen; wogegen allerdings der Kaiser wiederum versprach, von einer Realunion derselben abzustehen, in Sicilien nur Eingeborene anzustellen und für dieses Königreich ein eigenes Siegel zu führen. Zum Ueberflusse nahm Friedrich nochmals das Kreuz, erbat sich aber einen neuen Aufschub, um seine Erbländer erst beruhigen zu können.

Diese sah er jetzt nach achtjähriger Entfernung als Mann und Kaiser wieder, mit der festen Absicht, die königliche Gewalt hier in ihrem vollen Umfange herzustellen. Von den Baronen und Prälaten forderte er Rechenschaft und strafte viele wegen gesetzwidrigen Betragens während seiner Minderjährigkeit und Abwesenheit. Er griff hier nicht ohne Härte kräftig durch, ordnete, soweit dies möglich war, die Trennung der Justiz von der Verwaltung an und stellte eine genaue Beaufsichtigung der Finanzen durch eine besondere Behörde (Baili) her, wie er denn überhaupt die normannischen Länder als die sicherste Geldquelle ansah. In Deutschland erhielten die von ihm eingesetzten Räthe seines Sohnes Heinrich, unter denen sich der nachher ermordete Erzbischof von Köln, Engelbert, besonders durch Thätigkeit und Staatsklugheit auszeichnete, vor der Hand gute Ordnung; 1222 ward Heinrich zu Aachen feierlich als König gekrönt.

Der Papst hörte indessen nicht auf, mit großem Eifer die Ausführung des Kreuzzuges zu betreiben, und da Friedrich von seiner Seite immer noch anstand, höchstens, um Einiges zu thun, von Zeit zu Zeit Flotten und Geldsummen den Christen in Palästina zur Unterstützung sandte: so machte Honorius einen Plan, der den Kaiser durch den eigenen Vortheil zur Ausführung reizen sollte. Friedrich's Gemahlin Constantia war 1222 gestorben. Derjenige, welcher damals den Namen eines Königs von Jerusalem führte, ein französischer Graf, Johann von Brienne, hielt sich in Italien auf, um im Abendlande Hülfe zu suchen. Der Papst brachte nun eine Vermählung Friedrich's mit der einzigen Tochter dieses Fürsten, Jolantha, zu Stande, wodurch er zugleich alle Ansprüche auf das Königthum Jerusalem erhielt. Die Heirath ward 1225 vollzogen, und Friedrich nahm sogleich den Titel eines Königs von Jerusalem an.

Honorius war beruhigt, und bewilligte jetzt selbst noch einen Aufschub auf zwei Jahre. Friedrich widmete auch diese Frist seinen sicilischen Staaten, an deren Aufnahme und Wohlstand er mit größtem Eifer arbeitete. Die noch in Sicilien hausenden Saracenen besiegte er, und versetzte

sechzigtausend von ihnen nach Italien herüber in die Stadt Lucera. Sie wurden, in der Folge durch weitere Gefangene und Unterliegende vermehrt, bald gewerbfleißige Ansiedler und die treuesten Anhänger des Kaisers. An einem neuen Gesetzbuche für Apulien und Sicilien ward gearbeitet und im Jahre 1224 zu Neapel eine Universität gegründet. Dann richtete der Kaiser seine Aufmerksamkeit wieder auf Oberitalien, wo die lombardischen Städte sich vielfach unter einander befehdeten und dennoch selbst diejenigen Rechte ihm verweigerten, die dem Kostnitzer Frieden zufolge ihm gebührten; die Herstellung des kaiserlichen Ansehens in Italien lag ihm begreiflicherweise viel näher am Herzen, als die Eroberung des heiligen Grabes.

Indessen sollte diese jene Hoheit mit erringen helfen. Er schrieb einen allgemeinen Reichstag nach Cremona aus (1226), zu dem er auch seinen Sohn Heinrich mit den deutschen Fürsten berief, angeblich, und wahrscheinlich ernstlich, um wegen des Kreuzzugs die nöthigen Maßregeln zu verabreden, der alsdann 1227 ganz bestimmt angetreten werden sollte. Allein kaum vernahmen dies die feindlich gesinnten Veroneser, so erneuten sie, weil sie von Sicilien und von Deutschland aus ihre Freiheit zugleich bedroht glaubten, mit funfzehn anderen Städten, unter denen Mailand wieder voranstand, den lombardischen Bund, ergriffen kriegerische Maßregeln, sperrten die Alpenpässe, und ließen den König Heinrich, der mit den deutschen Ständen schon bis Trident gekommen war, nicht nach Italien. Nur wenige Städte besuchten den Tag zu Cremona. Friedrich sprach zwar die Acht über die im Bunde Befindlichen aus, erkannte aber, wie die Lombarden selbst, den Papst als Vermittler und Schiedsrichter dieses Zwistes an. Honorius, der zuerst diese Vermittelung als eine unerträgliche Last abgelehnt hatte, entschied: der Kaiser solle Alles verzeihen, Acht und Bann sollten aufhören, und die Lombarden sollten vierhundert Reiter zum Kreuzzuge schicken. Dieser Ausspruch, der, statt die streitigen Verhältnisse zwischen Kaiser und Städten festzusetzen, diesen nur eine vorübergehende Last auflegte, konnte Friedrich unmöglich zufrieden stellen. Doch schwieg er für jetzt und gab seine Einwilligung.

21. Friedrich's II. Kreuzzug.

(1228. 1229.)

Im März des Jahres 1227 starb Honorius III. Ihm folgte Gregor IX., wie Innocenz III. aus dem Geschlechte der Grafen von Signia, schon ein hochbejahrter Greis, aber kühn und thatkräftig, ganz dazu gemacht, dem Kaiser mit Nachdruck entgegen zu treten, und den Ansprüchen des päpstlichen Stuhles, die Honorius nicht mit der Stärke strengerer Vorgänger durchgefochten hatte, neues Leben zu geben. Sein erstes Wort war wieder der Kreuzzug. In der That durfte Friedrich kaum noch länger zögern, wenn er nicht die allgemeine Unzufriedenheit der Völker gegen sich erregen wollte. Auf Mariä Himmelfahrt (1227) wurde der Aufbruch festgesetzt. Große Schaaren von Kreuzfahrern aus Deutschland und England strömten nach Apulien, dem bestimmten Sammelplatz, wo aber bald unter den zusammengedrängten, der Hitze eines süditalischen Sommers ungewohnten Nordländern böse Seuchen ausbrachen. Indeß wurden Viele eingeschifft, und am 8. September folgte Friedrich mit seinem Freunde, dem Landgrafen Ludwig von Thüringen, selbst nach. Auf der Flotte wurden Beide von der ansteckenden Krankheit ergriffen, und ließen sich schon am dritten Tage zu Otranto wieder ans Land setzen. Der Landgraf starb; die schon vorausgeeilten Pilger, da sie hörten, daß der Kaiser nicht nachkomme, kehrten verdrossen wieder um, und zerstreuten sich einzeln in ihre Heimath. Nur achthundert Ritter sollen mit dem Patriarchen von Jerusalem und dem Hochmeister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, an der syrischen Küste gelandet sein; der ganze Zug, auf den Europa und Asien das Auge gerichtet hatten, war vereitelt.

Gregor IX. gab seinem Zorne freien Lauf, und begann offnen Krieg mit dem Kaiser. Er nannte jene Krankheit Verstellung, ließ dessen Gesandten gar nicht vor sich, schrieb ihm: „ein unmäßiger Schmerz, unermeßliches Erstaunen und grenzenloses Schrecken habe ihm Leib und Seele von allen Seiten umgeben," bestieg am Michaelistage die Kanzel, hielt eine donnernde Predigt über die Worte: „es muß ja Aergerniß kommen," nannte den Kaiser eine Schlange, und schleuderte zuletzt den Bannstrahl gegen ihn. Friedrich entschuldigte sich in Gegenschriften, versicherte, er werde sein Gelübde nach wieder erlangter Gesundheit vollständig erfüllen; es werde sich zeigen, ob den Päpsten das heilige Grab so sehr am Herzen läge, oder ob sie vielmehr nur sein Verderben bezweck-

ten. Auch bei Johann ohne Land und dem Grafen von Toulouse habe der römische Stuhl den Bann bloß dazu gebraucht, sich die Länder dieser Fürsten zu unterwerfen. „Deshalb vereinige sich," fährt er fort, „die Welt zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei, dieser allgemeinen Gefahr; denn Niemand wird dem Untergange entrinnen, welcher einem widerrechtlich Bedrängten beizustehen unterläßt und vergißt, daß da, wo das Feuer schon des Nachbars Wand ergriffen hat, stets von der eigenen Rettung die Rede ist."

Mochte der Bann insofern formell gerechtfertigt sein, als Friedrich selbst erklärt hatte, daß er alle Kirchenstrafen auf sich nehmen wolle, wenn er den letzten Termin nicht einhalte: so läßt sich andererseits doch auch nicht beweisen, daß der Kaiser die Ausführung des Zuges absichtlich vereitelt habe; vielmehr spricht Alles dafür, daß es ihm in der That Ernst mit dem Unternehmen war. Um zu zeigen, daß seine Krankheit kein bloßer Vorwand gewesen, trat der Kaiser das Jahr darauf (1228) die Kreuzfahrt von neuem an. Er zog dazu eine besondere Steuer von seinen Baronen und Geistlichen ein, bestellte den Herzog Rainald von Spoleto zum Reichsverweser und traf die zweckmäßigsten Vorkehrungen. Seine Partei in Rom erregte einen Tumult gegen den Papst, und zwang ihn, die Stadt zu verlassen; aber selbst fliehend wiederholte er seinen Bannfluch gegen den Kaiser, und seine Legaten wiederholten ihn an allen Enden Europa's. Vorher war die Unterlassung des Kreuzzuges eine Sünde gewesen, jetzt war es die Vollführung. Um seinen Maßregeln auch äußerlich mehr Nachdruck zu geben und das Gebiet der römischen Kirche vor Rainald von Spoleto zu sichern, der dasselbe, jedoch ohne kaiserlichen Befehl, verwüstete, forderte Gregor unter Bewilligung großer Vortheile zum Kriege gegen Neapel auf, ließ aber die Angeworbenen als Kämpfer des heiligen Stuhles diesmal nicht mit dem Kreuze, sondern mit dem Schlüssel Petri bezeichnen.

Friedrich II. war indessen im September 1228 zu Acre glücklich ans Land gestiegen. Die Johanniter, Tempelherren und deutschen Ritter waren ihm freudig entgegengekommen, und hatten ihn als Kaiser und König von Palästina begrüßt. Da erschienen zwei Franciscaner (s. unten) mit päpstlichen Schreiben, welche die nochmalige Erneuerung des Bannfluches und das Verbot, den Befehlen und Anordnungen des Gebannten zu gehorchen, enthielten. Sogleich war alle Einheit zerstört. Die Johanniter zogen sich zurück, die Tempelherren zeigten feindselige Gesinnungen und machten auch einen Theil des Heeres vom Kaiser abwendig. Friedrich brach dennoch mit dem Rest seiner Getreuen und mit den deut-

schen Rittern von Acre auf, um entweder den Tod oder desto größern Ruhm in Palästina zu finden. Hermann von Salza, der wackere Großmeister des deutschen Ordens, blieb zurück, und seine Bemühungen hatten endlich den Erfolg, daß die Templer und Johanniter nach einer Uebereinkunft, welcher gemäß die Befehle und das Feldgeschrei nicht im Namen des Kaisers, sondern im Namen Gottes und der gesammten christlichen Republik gegeben werden sollten, sich wieder mit Friedrich vereinigten.

Nach Saladin's Tode war sein Reich unter seine drei Söhne und seinen Bruder Malek el Adel vertheilt worden. Aber der Letztere vertrieb die Herrscher von Damaskus und von Aegypten, und hinterließ das erste Land seinem ältesten Sohn Moaddhem, das zweite dem jüngern Kamel (1218). Diesen griffen die Christen von Palästina an, nachdem sie fast zu derselben Zeit, als der König Andreas von Ungarn seinen Kreuzzug that, eine bedeutende Verstärkung von Kölnern, Bremern, Friesen, Holländern und Brabantern, welche auf einer Flotte von hundert Segeln ankamen, erhalten hatten, und eroberten nach einer Belagerung von sechzehn Monaten (am 5. Nov. 1219) das wichtige Damiette, den Schlüssel des Landes; es waren jene Helfer dieselben Niederländer, die auf ihrer Fahrt in Lissabon gelandet waren und dem Kampfe gegen die spanischen Mauren eine günstige Wendung gegeben hatten. Als die Pilger aber danach von Damiette aus, durch neue Schaaren unter Herzog Ludwig von Baiern, welche Kaiser Friedrich sendete, unterstützt, in das Innere vordringen wollten, wurden sie durch Sultan Kamel's geschickte Anordnungen zwischen die Arme des Nil eingeschlossen und konnten Rückzug und Rettung nur mit der Räumung Damiette's, der mühsam errungenen Frucht so langer und so preiswürdiger Anstrengung, erkaufen. Wie Friedrich in Palästina landete, war Moaddhem von Damaskus, zu dessen Ländern die syrische Küste gehörte, gestorben und hatte einen minderjährigen Sohn Malek el Nasr David hinterlassen. Ohne auf die Einsprüche des Knaben zu achten, bemächtigte sich Kamel Palästina's.

In der Mitte des November langte der Kaiser in Joppe an, und fand den Sultan von Aegypten, der mit einem Heere bei Gaza stand, sehr geneigt zu friedlicher Ausgleichung. Er wollte sich nicht in einen doppelten Krieg verwickeln, da sein Neffe gegen ihn heranzog und schon bis Sichem vorgerückt war. Von diesen Umständen unterstützt, gewann Friedrich jetzt durch geschickte Unterhandlungen ohne Schwertstreich, was die mächtigsten Fürsten vor ihm durch so viel Blut und Gefahren nicht hatten erlangen können. Der Sultan von Aegypten trat in einem zehn-

jährigen Waffenstillstande (18. Febr. 1229) Jerusalem, Bethlehem und Nazareth sammt ihren Gebieten, und alle auf dem Wege zwischen Joppe und Jerusalem liegenden Städte und Landschaften ab, und verlangte nur Schutz und Sicherheit für die an den überlassenen Orten wohnenden Moslemen und Zutritt für sie zu dem Tempel Salomo's, den sie eben so sehr verehrten, als die Christen. Friedrich zog fröhlich in Jerusalem ein; aber an demselben Tage erschien auch daselbst der Erzbischof von Caesarea und sprach im Namen des Patriarchen von Jerusalem das Interdict über die Stadt und das heilige Grab. Dennoch ging Friedrich am 18. März 1229 in die Kirche, und da kein Priester Messe lesen wollte, setzte er sich selbst am Altar die Krone auf. Hermann von Salza hielt in deutscher und französischer Sprache eine Rede an das Volk, in der er im Auftrage des Kaisers die Gründe der Verzögerung des Zuges und die Bereitwilligkeit desselben, den Papst zu versöhnen, auseinandersetzte. Nach einem kurzen Aufenthalt in der heiligen Stadt und zu Ptolemais, der ihm durch Mißverhältnisse und Streitigkeiten mit dem Patriarchen Gerold, einem ergebenen Diener des Papstes, und den Templern verbittert wurde, schiffte sich der Kaiser in den ersten Tagen des Mai wieder ein, und stieg glücklich bei Brundusium ans Land.

Zum größten Glücke für die morgenländischen Christen dauerten die Streitigkeiten in Saladin's Familie fort. Sie selbst aber waren weit entfernt, diese Gunst der Verhältnisse zur Sicherstellung und Befestigung ihrer Besitzungen zu benutzen. Als Friedrich im Jahre 1230 einen neuen Statthalter, den Marschall Richard Filangieri, mit einigen Truppen nach Palästina schickte, kam es zum Kriege zwischen diesem und den syrischen Baronen. Der Marschall war anfangs glücklich; als er aber, weil die Gegenpartei von Cypern aus unterstützt wurde, auch nach dieser Insel übersetzte, um sie zu unterwerfen, erlitt er eine Niederlage, in deren Folge das Ansehn Kaiser Friedrich's im Königreiche Jerusalem immer mehr in Verfall kam.

Nach dem Tode Kamel's von Aegypten (1238) verdrängte der jüngere Sohn desselben, Malek el Saleh Nodschmeddin Eyub, seinen älteren Bruder vom Thron und sprach offen die Absicht aus, das Reich Saladin's wieder herzustellen. Dagegen verbündete sich sein Oheim Ismael von Damaskus mit den Christen von Palästina. Der Sultan von Aegypten glaubte sich durch diese Vereinigung bedroht, und nahm die türkischen Horden der Chowaresmier in Sold, welche damals in den Gegenden des Euphrat und Tigris plündernd umher-

ſtreiften*). Dieſe eroberten zuerſt Tiberias, drangen verheerend nach Jeruſalem vor, nahmen die heilige Stadt nach kurzem Widerſtande, hieben die Einwohner nieder, zerſtörten das heilige Grab, öffneten die Grüfte der Könige und verbrannten die Gebeine, welche ſie hier fanden. Bei Gaza ſchlugen ſie mit den ägyptiſchen Truppen die chriſtliche Ritterſchaft und die verbündeten Moslemen von Damaskus (18. Oct. 1244). Die Großmeiſter des Tempels und des Hoſpitals wurden gefangen, die Blüthe der drei geiſtlichen Ritterorden lag unter den Erſchlagenen. Nur mit hundert muthloſen Flüchtlingen erreichte der Patriarch die Stadt Ptolemais. Die Chriſten beſaßen zum zweiten Male nichts weiter, als ſie beim Scheiden Richard's von England aus dem Lande innegehabt hatten.

---

22. Italien und Deutſchland nach Friedrich's Rückkehr.

(1229—1237.)

Noch ehe der Kaiſer zurückgekehrt war, hatte der Papſt ſchon den im Orient geſchloſſenen Frieden als ein Gewebe von Falſchheit und Tücke dargeſtellt. Friedrich habe die Urkunde nicht von den Baronen und den Emiren beſchwören laſſen, der Sultan David von Damaskus habe ſeine Einwilligung nicht gegeben, er habe nichts zum ferneren Schutze von Paläſtina gethan, damit er im Abendlande ſagen könne, wenn Jeruſalem und die anderen Städte wieder verloren gingen, wie es wahrſcheinlich ſei: Sehet ich habe die heiligen Orte gewonnen, aber der Patriarch hat ſie nicht behaupten können. Die Würde des römiſchen Kaiſers und des Führers der Kreuzfahrt habe er ſchmählich verletzt, indem er mehr mit Saracenen als mit Chriſten umgegangen ſei, ſaraceniſche Sitten und Kleidung angenommen, und ſich mit Sängerinnen und Tänzerinnen, die ihm Kamel geſchenkt, ſchändlichen Ausſchweifungen ergeben habe. Auch

---

*) Das Reich von Chowaresm wurde im Jahre 1097 durch den Türken Kotbeddin Mohammed geſtiftet, dem Sultan Barkiarok die Verwaltung jener Provinz überließ. Kotbeddin's Nachfolger entzogen ſich der Abhängigkeit und Zinsbarkeit der ſeldſchukiſchen Sultane von Perſien. Im Jahre 1220 wurde das Reich von den Mongolen angegriffen, und unterlag in dieſem Kampfe (ſ. u. Abſchn. 44.). Seit der Zeit dienten zahlreiche Schaaren chowaresmiſcher Krieger als Miethstruppen im vorderen Aſien.

das päpstliche Heer war nicht unthätig gewesen. Es hatte nicht bloß Rainald's Truppen aus dem Gebiet der römischen Kirche vertrieben, sondern war auch tief in Apulien, bis über den Volturno vorgedrungen. Die schamlosesten Frevel wurden unter der Führung der päpstlichen Legaten begangen; Gregor selbst mußte ihnen Einhalt thun. Friedrich's plötzliche Erscheinung im Juni 1229 änderte die Lage der Dinge. Die Schlüsselträger wichen auf allen Punkten und in wenigen Wochen hatte Friedrich seine Staaten gereinigt. Er verschmähte es, sein Glück weiter zu verfolgen, und bot dem Papste Versöhnung an. Weniger wohl die Bemühungen des Hochmeisters Hermann von Salza, der es auch jetzt nicht an Vermittelungsversuchen fehlen ließ, als der rasche Fortschritt der kaiserlichen Waffen, sowie die Einsicht, daß es ihm nicht gelingen würde, die deutschen Fürsten gegen den Kaiser aufzuhetzen, hatten Gregor nachgiebiger gemacht, und im August 1230 kam der Friede von St. Germano zu Stande. Der Kaiser ward zu Ceperano durch den Cardinal von Capua feierlich seines Bannes entledigt, und versprach dafür, Alles zu vergessen und sich in allen Dingen, derentwegen er dem Banne verfallen sei, der Kirche zu fügen. Am 2. September 1230 hatte er sogar mit dem Papst zu Anagni eine sehr freundschaftliche Zusammenkunft.

Die kurze Muße, die ihm dieser Friede gewährte, verwendete Friedrich auf die Vollendung seiner neuen Gesetzgebung für das sicilische Reich, welche er schon vor dem Kreuzzuge begonnen hatte. Zu Melfi wurde sie 1231 in lateinischer, griechischer und arabischer Sprache bekannt gemacht. Friedrich begründet im Eingange dieser berühmten Constitutionen seine Berechtigung zum Erlaß derselben mit einem Hinweise auf Gottes Einsetzung des Königthums und auf das altrömische Kaiserrecht. Er fühlt sich nicht wie in Deutschland als der Vertreter einer nur idealen Gewalt, sondern sehr bestimmt und positiv als der Landesfürst, der die höchste Staatsgewalt durch Beamte handhabt, die von ihm eingesetzt werden. In der That sehen wir in seinen Anordnungen die Anfänge der Einrichtungen, wie sie in der Folge der moderne einheitliche Staat ausgebildet hat. Grundlage blieb allerdings die alte normannische Lehnsverfassung, die freilich bereits eine andere gewesen war, als die der deutschen Staaten. Aber die Willkür und Unabhängigkeit der Barone ward eingeschränkt, ihnen die peinliche Gerichtsbarkeit, sowie das Befestigungsrecht genommen, die Störung des Gottesfriedens wie die Selbsthülfe untersagt; entschädigt wurden sie für diese Einbuße dadurch, daß die Lehen durch die unbeschränkte Vererbung auf Töchter und Seitenverwandte fast zu freiem Eigenthum erhoben wurden. In ähnlicher Weise

zog er auch die Geiſtlichkeit in den Kreis des geſammten Staatslebens hinein, indem er ihnen zwar die Wahlen und den Verkehr mit dem Papſte frei ließ, übrigens ſie jedoch ſeinen Beamten in vieler Beziehung unterordnete. Wichtiger noch war es, daß er nicht nur dieſe beiden Stände zu ſeinen Hoftagen entbot, ſondern auch den Rath der Städte auf denſelben zu hören verlangte, und zwar ſo, daß jede derſelben je nach der Größe einen oder mehrere Abgeordnete, die aus den angeſehenen Bürgern zu wählen waren, entſandte, — der erſte Verſuch, die Geſammtheit eines Standes durch Stellvertreter in einem Parlamente repräſentiren zu laſſen. War nun ſonach den Ständen eine geſetzliche Einwirkung auf die Verwaltung durch ihren Rath zugewieſen, ſo folgte daraus, daß der Beamtenſtand um ſo ſicherer geſtellt und allein von dem Kaiſer abhängig ſein mußte. Für die Rechtspflege wurde ein Großrichter (magnae curiae magister justitiarius), der einem oberſten Richtercollegium vorſitzen ſollte, für die einzelnen Bezirke niedere Juſtitiarien beſtellt, die von jenem beaufſichtigt wurden und an ihn Berufungen ergehen zu laſſen hatten; von ihnen wurden peinliche Sachen und niedere Lehnsſachen entſchieden. Für die Erhebung der Steuern war der Kämmerer der oberſte Beamte, unter dem die ſchon oben genannten Bajuli oder Baili, die Ortsbeamten ſtanden. Zur Controle der letzteren ward 1240 noch ein Oberrechnungshof (summa ratiocinii curia) gegründet. Eine beſondere Sorgfalt ward der Acciſe, den indirecten Steuern, gewidmet, die ſchon aus der ſaraceniſchen Zeit im Lande gebräuchlich war. Eine völlige Trennung der Juſtiz von der Adminiſtration einzuführen, gelang dem Kaiſer noch nicht, lag auch wohl nicht in ſeiner Abſicht, wie denn der Kämmerer und die Bajuli einzelne Rechtsſachen abzumachen hatten. Charakteriſtiſch iſt es, daß die Provinzialbeamten aus dem Stande der geringeren Ritter, die vertrauteſten Diener des Kaiſers von noch niedrigerer Herkunft waren. Die Verſchiedenheit der Volksrechte fiel natürlich von ſelbſt weg; Normannen, Apulier, Saracenen bildeten einen Staat. Auch für Handel, Polizei- und Medicinalweſen u. ſ. w. ergingen die heilſamſten Vorſchriften *). Es iſt ganz unſtreitig, daß Neapel und Sicilien nie ſo glücklich regiert worden ſind, als zur Zeit Friedrich's II. Viele Städte wurden durch prächtige Gebäude und nützliche Stiftungen verſchönert, andere befeſtigt, und zum zweiten Male ward eine ſaraceniſche Colonie aus Sicilien nach Apulien herüber verſetzt.

*) v. Raumer a. a. O. Bd. III. Hptſt. 6. S. 213 ff. und Schirrmacher a. a. O. II. 241.

In der Lombardei herrschten indeß unaufhörliche Unruhen und Fehden. Die Städte bekriegten einander aus Eifersucht und leidenschaftlichem Hasse, und innerhalb ihrer Mauern herrschten nicht weniger verderbliche Parteikämpfe. Je schöner Friedrich in seinen Staaten Einheit, Recht und Ordnung durch feste Einrichtungen und Gesetze aufblühen sah, um so unleidlicher mußte ihm die wilde Verwirrung in Oberitalien erscheinen, wie sie schon seit der Zeit Heinrich's VI. begonnen hatte, und die innere Zerrissenheit, welche im raschen Verlaufe der Entwickelung der Staatsformen bereits den Untergang der freien Verfassungen von fern her verkündete, so wie die ganze nirgend Schranken erkennende Gesinnung der Lombarden. Er schrieb zunächst wieder 1231 einen allgemeinen Reichstag nach Ravenna aus. Aber die Lombarden zeigten sich nicht weniger widerspenstig, als bei dem früher zu Cremona anberaumten Reichstage und erneuerten ihren Städtebund; auch versuchten sie, den zum Reichstage berufenen deutschen Fürsten den Weg zu versperren.

Noch war Friedrich nicht in der Verfassung, diese Kühnheit bestrafen zu können, zumal da ein Aufstand ihn nach Sicilien rief. Um dieselbe Zeit gerieth der Papst mit der römischen Bürgerschaft, welche ihm die Hoheitsrechte über die Stadt streitig machte, in einen Zwist, in Folge dessen er sich nach Perugia begeben mußte. Friedrich besuchte ihn 1234 zu Rieti, und ergriff die Gelegenheit, sich diesen, wie er wohl erfahren, auf jeden Fall furchtbaren Feind durch einen Dienst verbinden zu können. Er unterstützte ihn nachdrücklich mit deutschen Truppen, verlangte aber zu gleicher Zeit, daß er die lombardischen Angelegenheiten, deren Entscheidung er ihm schon früher übertragen hatte, schleunig vermitteln möge, und versprach nochmals, sich seinem schiedsrichterlichen Urtheile zu unterwerfen. Wirklich ermahnte Gregor die Lombarden ernstlich, nicht länger zu zögern. Endlich ging eine Erklärung der Städte ein, daß sie die Vermittelung des Papstes auf die verlangte Weise annähmen. Indeß hatten die Treulosen schon geheime Unterhandlungen mit dem römischen Könige Heinrich eröffnet, der im Begriff war, wider seinen Vater aufzustehen, und schlossen, zwei Monate nachdem sie jenes Schreiben an den Papst erlassen, einen Vertrag mit ihm, in welchem sie sich anheischig machten, ihn anzuerkennen.

Der junge König, der in seines Vaters Abwesenheit Deutschland verwaltete, hatte sich einer ausschweifenden Lebensweise und schlechten Rathgebern hingegeben. Die väterlichen Ermahnungen und Zurechtweisungen, die er sich dadurch zuzog, nahm er mit Unwillen auf, und öffnete sein Ohr Schmeichlern, in der Mehrzahl Staufischen und Reichs-

Miniſterialen, die ihm vorſtellten: „Deutſchland leide durch die Abweſenheit ſeines Herrſchers, und der Kaiſer ſolle ja nach den Ausſprüchen des Papſtes nicht zugleich in Deutſchland und in Sicilien herrſchen. Heinrich ſorge daher nur für das Beſte des Staats und der Kirche, wenn er ſich unabhängig mache.“ Schon, als der Reichstag nach Ravenna berufen ward, gelangten Klagen über das Regiment des Königs an ſeinen Vater, den Kaiſer; es hatte danach eine Zuſammenkunft ſtatt, in der Heinrich verſprechen mußte, ſich zu beſſern und einzelne Fürſten eine Garantie für ihn übernehmen. Aber er trieb es von jetzt an nur um ſo ärger, verfeindete ſich die Mehrzahl der deutſchen Fürſten, ſtellte ſich auf die Seite der rheiniſchen Städte, die mit den Biſchöfen, den Stadtherren, im Streit waren, ja er ſcheint ſogar die Ketzerverfolgungen, die von den Dominikanern ausgingen, als eine Geldquelle benutzt zu haben; die Anhänger des Kaiſers überzog er mit Krieg. Daß der Papſt die Beſtrebungen Heinrich's gefördert habe, iſt nicht zu erweiſen; er trat im Gegentheil als Widerſacher deſſelben auf und entſchied damit die Haltung der deutſchen Biſchöfe. Auf einem Reichstage zu Boppard 1234 erforſchte der König die Gemüther und warf nun die Maske ab; er trat jetzt offenkundig als Empörer auf und knüpfte Unterhandlungen mit den Lombarden an, die ihm huldigten. Die bedeutendſte Unterſtützung fand er bei dem ſchwäbiſchen und fränkiſchen Adel; die Fürſten aber, die Prälaten und die meiſten Städte blieben dem Kaiſer treu. Im Frühjahr 1235 brach Friedrich nach Deutſchland auf, ohne Heer, nur von ſeinem zweiten Sohne Konrad und Hermann von Salza begleitet, aber „mit einem großen Schatze“. Heinrich hatte zuerſt die Abſicht, einen verzweifelten Kampf auf Schloß Trifels zu beginnen, aber bald unterwarf er ſich auf Gnade oder Ungnade. In Worms, wo der Kaiſer im Julius 1235 einzog, ward über ihn entſchieden. Er ward gefangen geſetzt, nachdem er noch einmal einen Verſuch gemacht hatte, ſich zu widerſetzen, und nach Heidelberg geſchickt. Später, als er nach Italien gebracht war, wurde die Haft noch ſtrenger. Im Jahre 1242 iſt er in Martorano geſtorben und zu Coſenza beerdigt. Von ſeinen beiden Söhnen wird der jüngere in der Geſchichte jener Zeit gar nicht wieder erwähnt, der ältere ſtarb ſchon 1251. Bei Heinrich's Tode erließ der Kaiſer ein Rundſchreiben, in welchem er ſagte: „Ich geſtehe es, daß mich der Stolz des lebenden Königs nicht beugen konnte, der Tod des Sohnes aber tief bewegte, und ich bin weder der Erſte noch der Letzte Derjenigen, welche von ungehorſamen Söhnen Schaden erduldeten und doch an ihrem Grabe weinten.“

Auf das traurige Geſchäft der Bekämpfung ſeines eigenen Sohnes

ließ Friedrich ein fröhlicheres folgen. Schon längst wieder Wittwer, hielt er durch deutsche Gesandte im Februar 1235 um eine dritte Gemahlin, die Prinzessin Isabelle, Schwester des englischen Königs, Heinrich's III., an. Nach Ostern kamen der Erzbischof von Köln und der Herzog von Brabant mit zahlreicher Begleitung nach London, um sie nach Deutschland abzuholen. Ihr Zug durch die reichen niederländischen Städte war ein unendliches Fest. In Köln holten sie zehntausend Bürger auf schönen Rossen und in prächtiger Kleidung ein. Alle Straßen waren herrlich geschmückt und voll von Menschen; besonders ergötzlich aber war der Anblick künstlicher Schiffe, die gezogen von mit Purpurdecken verborgenen Pferden sich rudernd weiter zu bewegen schienen. Da die Fürstin ihren Schleier abnahm, um besser gesehen zu werden, und freundlich den Zurufenden dankte, priesen Alle ihre Schönheit und Herablassung, und weissagten Glück in der Ehe und eine zahlreiche Nachkommenschaft. Auch die Vermählung, die zu Worms vom 20. Julius an vier Tage lang durch Schmausereien und Lustbarkeiten aller Art gefeiert ward, gab einen Beweis von der Prachtliebe, dem Wohlstand und dem Kunstfleiß jener Zeiten und Gegenden.

Von Worms ging der Kaiser nach Mainz zu einem der größten und feierlichsten Reichstage; „seit der Herrlichkeit des Reichsfestes vom Mai 1184 hatten die Mainzer nicht so viel Fürsten und Herren versammelt gesehen; man zählte fünfundsiebzig Fürsten und bei zwölftausend Ritter. Der Eid- und Friedensbruch des Königs Heinrich wurde zur öffentlichen Kenntniß gebracht". Otto, der Enkel Heinrich's des Löwen von dessen Sohne Wilhelm, übergab die braunschweigschen und lüneburgschen Lande, sein Erbeigenthum, dem Kaiser, und empfing sie als ein Herzogthum und ein für Söhne und Töchter erbliches Reichslehn zurück. So war der alte Hader zwischen Staufen und Welfen geschlichtet. Den wichtigsten Gegenstand der Berathungen bildete jedoch der Landfrieden und die Bestätigung und Erweiterung mehrerer, schon einige Jahre zuvor erlassenen Gesetze zu Gunsten der geistlichen und weltlichen Fürsten, deren Streben nach Unabhängigkeit allerdings in den Zeiten Philipp's und Otto's mächtig gefördert war und jetzt kaum mehr zurückgedrängt werden konnte. Durch andere Verordnungen suchte Friedrich die Freiheiten der Städte in bestimmte Schranken zurückzuweisen, um eine der lombardischen ähnliche Entwickelung in Deutschland zu unterdrücken. Das eigenmächtige Zusammentreten von Gemeinderäthen, Anstellung von Beamten, Bildung von Genossenschaften, Aufnahme fremder Leibeigenen in derselben Weise, wurde untersagt und, wo es bereits geschehen war, wieder auf-

gehoben. Doch nahmen die Städte des Reiches, Goslar, Lübeck, Frankfurt, Oppenheim, Wetzlar, Nürnberg, Ulm, Conſtanz, nicht eingeengt durch drückende Herrenrechte, ſeit dieſer Zeit einen blühenden Aufſchwung. Ueber den Landfrieden wurde feſtgeſetzt, daß jeder ſeine Sachen vor Gericht bringen ſolle; nur wenn er hier kein Recht finde, dürfe er ſich zur Wehr ſetzen; doch müſſe er die Fehde anſagen laſſen, und die befriedeten Tage halten. Einen Mittelpunkt erhielt das Gerichtsweſen durch die Einſetzung eines Hofrichters (judex curiae), deſſen Stellung freilich bei der Gerichtsbarkeit, die die Fürſten hatten, nicht recht klar iſt. Alle dieſe Beſchlüſſe wurden in einen Reichsabſchied, der in lateiniſcher und deutſcher Sprache redigirt war, zuſammengefaßt.

Aber ſo viel Friedrich auch durch ſeine Organiſationen wie in Unteritalien ſo in Deutſchland erreicht zu haben ſchien: der ganze große Bau blieb unvollendet, wenn und ſo lange er es nicht erreichte, auch die Lombarden zur Anerkennung ſeiner Herrſcherrechte zu bringen. Er brach mit 1500 Rittern nach Oberitalien auf. Die Vermittelungsverſuche des Papſtes waren ohne Erfolg geblieben und Friedrich hielt jetzt ſein Anſehen in Deutſchland und Unteritalien für befeſtigt genug, um gegen die Widerſpenſtigen in der Weiſe ſeines Ahnen Barbaroſſa auftreten zu können. Gregor hatte ſich ſeines Theils mit den Römern verglichen und bedurfte nach dieſer Seite hin des Kaiſers nicht mehr. Unter keiner Bedingung konnte er wünſchen, daß dieſer ſich in Oberitalien ein ähnliches Reich gründe, wie in Apulien. Gern hätte er den Kaiſer wieder in eine Schätze und Truppen, auch beim glücklichſten Erfolg, vernichtende Unternehmung im Oriente verwickelt; aber Friedrich erwiederte, daß die Kirche ein weit näheres und größeres Intereſſe habe, die täglich weiter um ſich greifende Ketzerei in den lombardiſchen Städten zu unterdrücken, wozu er ihr demnächſt helfen wolle. Er verlangte von den Lombarden, daß ſie ihn als Oberhaupt erkennen, ihm Treue ſchwören, die Regalien zurückgeben und für die letzten Beleidigungen Entſchädigung zahlen ſollten. Sie ſchlugen Alles ab und wollten blos den Koſtnitzer Frieden beſtätigt haben, obgleich ſie nach dem Tode Friedrich's I. denſelben weit überſchritten hatten. Deshalb verlangte der Kaiſer eine ſichere Grundlage. Er betrachtete jene faſt nie gehaltenen Beſtimmungen als die Quelle aller Willkür der Städte, welche wiederum in den Forderungen des Kaiſers tyranniſche Anmaßung ſahen. Cremona und Pavia, als alte Nebenbuhler von Mailand, waren kaiſerlich; Parma konnte gegen Piacenza gebraucht werden, Modena gegen Bologna. Von den noch übrigen Fürſten und Adelshäuptern war Azzo VII. Markgraf von Eſte aus Welfiſchem

Stamme gegen, Ezelin von Romano für den Kaiser. Schon im Jahre 1232 hatte sich Ezelin Verona's bemächtigt, als ihn der Podesta dieser Stadt zwingen wollte, dem lombardischen Bunde beizutreten. Hier empfing er jetzt mit der Ghibellinischen Partei, an deren Spitze die Adelsfamilie der Montecchi stand, den Kaiser im August 1236 mit großen Ehrenbezeigungen. Das lombardische Heer wurde schnell zerstreut, Vicenza erstürmt und Treviso aufs äußerste bedrängt, als der Kaiser mitten im Winter 1236 wieder nach Deutschland zurückkehrte. Er hatte die Absicht, Verstärkungen aus Deutschland an sich zu ziehen, auch mochte er durch die Erwählung seines Sohnes Konrad zum römischen König die Zukunft des Reiches sichern wollen; überdem verlangte die Ordnung der Verhältnisse nach dem jüngst beendigten österreichischen Kriege seine Gegenwart. Friedrich der Streitbare nämlich, Herzog von Oesterreich, Schwager des abgesetzten Heinrich und der Empörung verdächtig, wegen Bedrückung von seinen Ständen und den Nachbarn angeklagt, war auf mehrmalige kaiserliche Vorladung nicht erschienen und deshalb zu Augsburg in die Reichsacht erklärt worden, deren Vollziehung seinen Nachbarn, dem König Wenceslaus von Böhmen und dem Herzoge Otto von Baiern, anheim gefallen war. Herzog Friedrich hatte zwar anfangs seine Gegner geschlagen; da indessen seine eigenen Lehnsleute nach der Achtserklärung von ihm abfielen, so war sein Land bald bis auf wenige Orte von den mit der Vollstreckung des Urtheils beauftragten Fürsten erobert worden. Selbst Wien hatte die Thore geöffnet, und der Kaiser konnte in dieser Stadt im Januar 1237 seinen Hofhalt nehmen. Der Kaiser zog Oesterreich und Steiermark zum Reiche, bestätigte den Ständen des Landes ihre Privilegien und erklärte Wien zum Lohn für seine freiwillige Unterwerfung zur Reichsstadt. Das übrige Land wurde durch kaiserliche Statthalter verwaltet, bis es später dem Herzog Friedrich durch thätige Unterstützung des Kaisers in Italien gelang, des Letztern Gnade und mit derselben alle seine Besitzungen wieder zu erhalten.

Jenes rasche Strafgericht erhöhte Friedrich's II. Ansehen in Deutschland ungemein. Er berief die Fürsten nach Speier (1237), wo die schon zu Wien mit dem größten Theile derselben verabredete Wahl seines zweiten Sohnes Konrad feierlich vollzogen werden sollte. Hier zum ersten Male findet sich ein schriftlich abgefaßtes Wahldecret, doch ist von bestimmten Kurfürsten darin noch nicht die Rede, vielmehr heißt es: „Da wir Sigfried der Mainzer, Dietrich der Trierer, und Gerhard der Kölner Erzbischof, Gerbert der Bamberger, Sigfried der Regensburger, kaiserlicher Hofkanzler, desgleichen der Freisinger und Passauer Bischof, Otto,

Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern, Wenceslaus, König von Böhmen, Heinrich, Landgraf von Thüringen, und Burkard, Herzog von Kärnthen, die wir in dieser Sache die Stelle des römischen Senats eingenommen haben, und die Väter und Richter des Reichs vorstellen, den gegenwärtigen Kaiser in seiner Nachkommenschaft zu ehren beschlossen haben, und um den Folgen eines Zwischenreiches oder zwistiger Wahl zu begegnen, erwählen Konrad an Heinrich's Stelle wie David nach Saul zum deutschen König und künftigen Kaiser." Die Krönung geschah noch in demselben Jahre. Im September war Friedrich schon wieder in Italien, um seine letzte und schwerste Aufgabe zu lösen.

23. Fortgesetzter Kampf in Italien.

(1237 — 1241.)

In Italien hatte indessen Ezelin für des Kaisers und seine eigene Sache gearbeitet. Padua und Treviso hatten sich ihm ergeben*). Jetzt unterwarf sich auch Mantua, und überall schien Friedrich durch sein bloßes Erscheinen den Sieg zu erringen. Seit dem Stoße, welchen die königliche Macht in Deutschland durch den Bürgerkrieg Philipp's und Otto's erlitten hatte, kümmerten sich die Fürsten meistens um die Züge der Kaiser nach Italien nicht mehr, so daß Friedrich wieder nur eine geringe Anzahl deutscher Vasallen mitgebracht hatte. Indeß suchte er sich durch Söldner zu verstärken, und da ihm reiche Hülfsquellen zu Gebot standen, fehlte es nicht an hinreichender Mannschaft. Seine apulischen und deutschen Ritter zeichneten sich durch Pracht der Rüstungen aus. Das Hauptpanier wurde von einem Elephanten getragen, den eine ausgesuchte Schaar von Christen und Saracenen umgab.

Die Lombarden wünschten, es in diesem Jahre (1237) zu keiner Entscheidung kommen zu lassen, aber Friedrich überraschte sie bei Corte

*) Ezelin wurde von dieser Zeit an ein furchtbarer Tyrann. Er glaubte seine Herrschaft bei der losgebundenen Freiheit, Haltlosigkeit, Tücke und Leidenschaftlichkeit des damaligen italienischen Lebens nur durch die größte Grausamkeit befestigen zu können, und wüthete besonders nach des Kaisers Tode in der Lombardei auf schreckliche Weise. Nicht minder frevelten die Städte in einem Rachekriege, in welchem Ezelin (1259) gefangen wurde und umkam.

nuova (27. November) und ſchlug ſie nach hartem Kampfe und tapferer Gegenwehr vollſtändig. An zehntauſend Mann ließen ſie auf der Wahlſtatt; nur Wenige aus ihrem Heere entgingen dem Tode oder der Gefangenſchaft; auch der Carroccio fiel in die Hände des Siegers, der ihn nach Rom ſandte und im Capitol aufſtellen ließ. Der Augenblick zur Unterwerfung der ganzen Lombardei war gekommen. Der Kaiſer zog in Oberitalien entlang bis nach Piemont, von wo aus er ſeine Blicke auch auf die Verhältniſſe im Königreich Arelat wandte; die Markgrafen von Eſte und Montferrat fielen ihm zu; auch die meiſten Städte öffneten in Folge der Schlacht ihre Thore; nur Mailand, Bologna, Piacenza und Brescia leiſteten noch Widerſtand, Alles kam auf die Mailänder an, deren Beiſpiel die übrigen gefolgt ſein würden. Aber Friedrich ging zu weit, indem er Ergebung auf Gnade oder Ungnade verlangte, wahrſcheinlich um die Rache Friedrich's I. zum zweiten Mal zu vollziehen. Die Mailänder beſchloſſen zu ſterben. Es war der Wendepunkt im Leben Friedrich's, er vereitelte ſelbſt die Früchte ſeines Sieges, indem er die Lombarden aufs äußerſte trieb; denn niemals iſt eine ähnliche Lage der Verhältniſſe für ihn wiedergekehrt. Im folgenden Sommer, als Konrad mit Verſtärkungen aus Deutſchland angekommen war, unternahm der Kaiſer zuerſt die Belagerung von Brescia. Hartnäckig vertheidigten ſich die Bürger, und Friedrich mußte Thaten der Wildheit und Grauſamkeit ſehen, wie ſie Barbaroſſa vor Crema erlebt hatte. Schon wandten ſich Azzo von Eſte und manche Städte, unter andern Genua, von Friedrich wieder ab. Auch Gregor faßte hierdurch Muth zu neuem Kampfe gegen den übermächtigen Kaiſer. Er ermahnte ihn zur Milde gegen die Lombarden; als dies fruchtlos blieb, ſchloß er ſich den Städten wieder näher an und drohte dem Kaiſer, daß er die härteſten Maßregeln gegen ihn ergreifen werde, wenn die Angelegenheiten Oberitaliens nicht ſeinem ſchiedsrichterlichen Ausſpruche anvertraut würden. Ein anderer Grund zum Zwiſte wurde Sardinien. Auf den Beſitz dieſer Inſel hatten die Päpſte ſchon ſeit langer Zeit Anſprüche gemacht, und Gregor war der Erfüllung nahe, als plötzlich die Erbin eines Theiles jener Inſel, Adelaſia, einem natürlichen Sohne Friedrich's, dem ſchönen Enzius (d. i. Henzius ſtatt Heinrich), ihre Hand reichte, und dieſer ſich König von Torre und Galura oder von Sardinien nannte. Auch über dieſen Punkt wollte der Kaiſer kraft alter Reichsrechte und der Belehnung Bariſo's durch Friedrich I. nicht nachgeben, und nun trat Gregor wieder als offener Feind auf. Nachdem er ſich vorher noch mit Venedig, welches im apuliſchen Reiche Eroberungen zu machen hoffte, eng verbunden hatte,

sprach er am Palmsonntage 1239 zum zweiten Mal den Bannfluch über den Kaiser aus. Die Gründe, die er in einem Manifest anführte, waren: daß der Kaiser Sardinien seiner Herrschaft unterwerfe, Kirchengüter im sicilischen Reiche widerrechtlich an sich bringe, alle Anhänger der Kirche feindlich behandle, die Saracenen begünstige, die Rettung des heiligen Landes hintertreibe u. a.

Friedrich ermangelte nicht, diese Vorwürfe des Papstes durch öffentliche Bekanntmachungen abzuweisen und sandte durch die ganze Christenheit Schreiben, in welchen er über das große und unverdiente Unrecht, das ihm geschähe, Klage führte und den Papst heftig angriff. Auch eine Art Flugschrift von einem Anhänger des Kaisers, in der er diesen vertheidigt, ist uns erhalten. Nicht minder heftig antwortete Gregor, und hob besonders Friedrich's Unglauben und Ketzereien hervor. Unter andern versicherte er: „dieser König der Pestilenz behaupte, die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Christus und Mohammed, getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend, gestorben sei" *). Friedrich erklärte dagegen, daß er den rechten christlichen Glauben allerdings besäße; was Gregor, „der auf dem Stuhle der verkehrten Lehre sitzende und mit dem Oele der Schelmerei gesalbte Pharisäer," gegen ihn vorbringe, seien abgeschmackte Verläumdungen. „Er, blos dem Namen nach ein Papst," fährt der Kaiser fort, „hat uns mit dem aus dem Meere heraufsteigenden Thiere der Offenbarung Johannis verglichen, welches voller Namen der Lästerung sei; wir hingegen behaupten, er selbst sei jenes andere Thier, von welchem ebendaselbst geschrieben steht: und es ging ein anderes Pferd vom Meere aus, und der darauf saß, nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst tödteten." Allein so leicht es auch dem Kaiser wurde, die Gründe seiner Excommunication, welche in der That rein aus der Luft gegriffen waren, und die Vorwürfe über Unglauben und Ketzerei in ihrer Unbestimmtheit zu widerlegen, so verfehlten die päpstlichen Maßregeln doch bei der großen Menge ihre Wirkung nicht, und waren den meisten

*) Daraus hat man späterhin die Behauptung gemacht, Friedrich habe ein Buch de tribus impostoribus geschrieben; auch ist eine solche Schrift wirklich geschmiedet worden. — Die Nachricht über diesen Vorwurf des Papstes findet sich bei dem englischen Mönch Matthäus Paris, der ihn zugleich als eine schamlose Erfindung bezeichnet. Allerdings ist Matthäus Paris ein Feind des päpstlichen Stuhles und Bewunderer Friedrich's, dennoch ist an die Wahrheit der Beschuldigung kaum zu glauben, wie es Böhmer (Reg. Imp. p. 36) in seiner Abneigung gegen die Staufen thut.

Anhängern der Gegenpartei wenigstens als Deckmantel und Vorwand angenehm, wenn sie auch selbst aus ganz andern Motiven handelten, als aus kirchlicher Frömmigkeit und aus Abscheu über die moralische Verworfenheit Friedrich's. Gregor ging noch weiter. Er forderte die deutschen Fürsten öffentlich auf, sich einen neuen Kaiser zu wählen. Aber diese antworteten ihm, dem Papst stehe nicht zu, eine Kaiserwahl anzuordnen, sondern nur die Krönung desjenigen, den die deutschen Fürsten gewählt hätten, zu vollziehen; die Bischöfe mahnten wenigstens, daß er sich mit dem Kaiser vertragen möchte, um kein Aergerniß zu geben. Als seine Absicht hier fehlgeschlagen war, wandte er sich nach Frankreich, und schrieb an den König und die Barone jenes Reiches: „er habe den Kaiser wegen seiner weltkundigen Verbrechen abgesetzt, und den Grafen Robert von Artois, des Königs Bruder, zum Nachfolger bestimmt." Ludwig IX. von Frankreich erwiederte: „nach welchem Rechte kann der heilige Vater einen so großen Fürsten, der keinen höhern über sich hat, unüberführt verdammen und absetzen? Hätte Friedrich es verdient, so könnte dies doch nur vor einer allgemeinen Kirchenversammlung geschehen. Wegen seiner Vergehungen darf man den Angaben seiner Feinde, und folglich auch des Papstes, nicht trauen. Er ist gegen Uns ein treuer Nachbar gewesen, und wir haben nicht gesehen, daß er etwas gegen die Religion gethan hätte. Wir werden unser Blut nicht gegen einen Fürsten verschwenden, dem so große Macht, noch mehr aber die Gerechtigkeit seiner Sache zur Seite steht." Seinerseits war der Kaiser gleich thätig. Die Geistlichen im sicilischen Reiche, welche den Gottesdienst nicht ferner halten wollten, wurden mit schweren Steuern belegt, und die Mönche von Monte Cassino, die im Vertrauen auf ihr festes und unzugängliches Kloster den Bann des Kaisers öffentlich bekannt machten, wurden belagert, ausgehungert und dann aus dem Lande gejagt, um ein abschreckendes Beispiel zu geben. Indeß hatte Friedrich die Belagerung von Brescia ohne Erfolg aufheben müssen, und die Streitigkeiten mit der Kirche wirkten lähmend auf seine ferneren Unternehmungen in der Lombardei. Er mußte die Fortsetzung des Krieges in diesen Gegenden seinen Anhängern überlassen und wendete sich, während sein tapferer und kluger Sohn, der König Enzius, die Mark Ancona eroberte, nach dem Kirchenstaate (1240), bemächtigte sich mehrerer Städte, und setzte den Papst in große Furcht; denn auch die Römer zeigten Bereitwilligkeit, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Von seinen Bundesgenossen abgeschnitten, nahm der unbeugsame Gregor zu geistlichen Mitteln seine Zuflucht. Er hielt einen feierlichen Umzug an der Spitze der römischen Geistlichkeit unter Vor-

tragung der Häupter der Apostel Petrus und Paulus, und forderte Alle auf, die Waffen zu ergreifen. Seine feurige Rede machte tiefen Eindruck, und es sammelte sich eine solche Macht um ihn, daß im Innern der Stadt die kaiserliche Partei nichts wagte, und auch Friedrich selbst nicht weiter vorrückte. Dieser begab sich vielmehr nach Apulien, um ein neues Heer aufzubringen, und ließ alle Widerspenstigen und päpstlich Gesinnten mit großer Strenge bestrafen.

In seinen früheren Klagen über den Papst hatte der Kaiser mehrere Male eine allgemeine Kirchenversammlung verlangt und von ihr die Abstellung der vorhandenen Mißbräuche erwartet. Gregor, der früher darauf nicht hatte eingehen wollen, um seine monarchische Stellung nicht zu gefährden, glaubte jetzt, wo er sich der kaiserlichen Macht nicht mehr erwehren konnte, von den Geistlichen noch eher Beistand erwarten zu dürfen als von den Laien, und verkündete daher, daß er auf Ostern 1241 eine Versammlung nach Rom berufe, „wegen der schweren Lasten der Kirche." Friedrich aber, der den Papst indeß durch einen neuen Kriegszug und durch die Einnahme von Ravenna, Benevent und Faenza an den Rand des Untergangs gebracht hatte, konnte nunmehr von der Geistlichkeit nur Hemmung seiner Pläne fürchten und erklärte daher sogleich durch Briefe an alle Könige und Fürsten, daß er sich dem Zusammentreten dieser Versammlung, die ohne kaiserliche Einwilligung nicht berufen werden dürfe, widersetzen werde, weil sie keinen andern Erfolg haben könne, als die Kriegsflamme stärker anzufachen, statt den Frieden herbeizuführen. Da sich aber dennoch viele Cardinäle und Bischöfe in Nizza eingefunden hatten, um sich auf einer genuesischen Flotte übers Meer nach Rom zu begeben, weil Friedrich Herr der ganzen Umgegend jener Stadt war, so beschloß er, dieses mit Gewalt zu verhindern. Schnell eilten seine und die pisanische Flotte, von Enzius und dem Admiral Ansaldo de Mari geführt, herbei, und griffen die genuesischen Schiffe bei Meloria an. Nach einem hitzigen und hartnäckigen Treffen siegten die Kaiserlichen, und mit dem größten Theil der genuesischen Flotte fielen alle darauf befindliche Geistlichen in ihre Hände (1241). Um diese Zeit waren die weltverwüstenden Mongolen, wie weiter unten erzählt werden wird, bis nach Deutschland und Ungarn gedrungen; aber so laut auch das Geschrei um Hülfe an Papst und Kaiser ertönte, die beiden Häupter der Christenheit dachten auch bei der allgemeinen Gefahr derselben nicht an Versöhnung; höchstens schrieb der junge König Konrad ein Aufgebot der deutschen Fürsten zur Abwehr aus, das aber auch nicht zusammenkam. Vielmehr rückte Friedrich nach seinem Seesiege wieder

erobernd im Kirchenstaate vor, und nahm sämmtliche noch Widerstand leistenden Städte, unter andern auch die Burg Monteforte, welche der Papst für seine Verwandten erbaut hatte. Rom war rings umschlossen, so daß Gregor gezwungen wurde, gegen seine Gewohnheit während der Hitze des Sommers in der ungesunden Stadt zu verweilen. Die giftigen Dünste, wie die vielen und schweren Schläge führten den Tod des fast hundertjährigen, bis zuletzt ungebrochenen Greises herbei. Er starb den 21. August 1241.

---

24. Innocenz IV.

Die Cardinäle wählten Cölestin IV. zu seinem Nachfolger, allein dieser schwächliche Greis überlebte seine Wahl nur wenige Wochen. Friedrich hielt unterdessen den Kirchenstaat besetzt, und befestigte sein Ansehen im ganzen mittleren Italien immer mehr. In die Papstwahl mischte er sich nicht; auch hinderte er sie nicht, obwohl er zwei Cardinäle, die dazu mitzuwirken hatten, noch längere Zeit gefangen hielt; sie verzögerte sich einundzwanzig Monate lang. Die Cardinäle waren mit den Römern im Streit, keiner gönnte dem andern die päpstliche Krone; auch wollten sie die aus der langen Erledigung entstehende Verwirrung dem Kaiser gern zur Last legen. Friedrich war mit der ganzen Kirche zu sehr zerfallen, als daß er zu dem alten Mittel der Kaiser, durch die ihnen ergebene Partei einen Papst aufstellen zu lassen, seine Zuflucht hätte nehmen können; vielleicht wäre es ihm am liebsten gewesen, wenn überhaupt keiner zu wählen gewesen wäre; jetzt erließ er wenigstens nach allen Seiten Schreiben, in denen er darlegte, daß die Verzögerung der Wahl weniger an ihm als an den Cardinälen liege. So wurde denn endlich zu Anagni am 25. Junius 1243 der Genueser Sinibald Fiesch o aus dem Hause der Grafen von Lavagna, der den Namen Innocenz IV. annahm, auf den apostolischen Stuhl erhoben.

Innocenz war ein in der Theologie und Jurisprudenz wohl unterrichteter Mann, der bei manchen schwierigen Verhandlungen sein großes Talent offenbart hatte. Er gehörte einer Familie an, die bisher dauernd auf Ghibellinischer Seite gestanden hatte, und in der That hatte er bis zu seiner Erwählung sich dem Kaiser wohlgesinnt und freundlich gezeigt. Allein schon, daß er den Namen des großen Innocenz annahm, bewies in welchem Sinne er sein Amt zu führen und den Streit mit dem Kaiser

zu schlichten gedachte; und bald hatte Friedrich, der zuerst seine Erhebung erfreut nach Deutschland gemeldet, Veranlassung auszurufen: „ich fürchte, daß ich einen Freund unter den Cardinälen verloren habe, und einen feindlichen Papst wiederfinde! Kein Papst kann Ghibelline sein!“ Indeß versuchte er es, seinen Frieden mit ihm zu machen, und knüpfte zu diesem Behufe Unterhandlungen an. Der Papst, bedrängt durch des Kaisers Nähe, zeigte dem Scheine nach alle mögliche Bereitwilligkeit, um so mehr, da Friedrich, der sich von Herzen nach dem Ende dieses lästigen Zwistes sehnte und eben noch eine schwere Niederlage vor Viterbo erlitten hatte, zuletzt Vorschläge that, die der Papst nicht mit Ehren zurückweisen konnte. Er wollte alle Schäden ersetzen, seine Verachtung des Bannes durch Kirchenstrafen büßen und den Stuhl zu Rom in geistlichen Dingen als das Oberhaupt aller christlichen Könige und Fürsten anerkennen (1244).

Allein wer sollte mit der Vollziehung des neuen Vertrages den Anfang machen? Innocenz fürchtete, der Kaiser werde, sobald er in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen sei, die Bedingungen nicht pünktlich erfüllen, und Friedrich verlangte vor Allem die Aufhebung des Bannes. Auch über die lombardischen Angelegenheiten erhob sich neuer Zwist. Der Papst beschloß also, sich eher mit List aus seiner schlimmen Lage in Rom zu ziehen. Indem er scheinbar auf dem Wege zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser begriffen war, eilte er verkleidet und in der größten Stille nach Civitavecchia, wo seine Landsleute, die Genueser, Schiffe für ihn bereit hielten. Als der Kaiser in Pisa Nachricht von der Flucht des Papstes erhielt, rief er bestürzt aus: „Es stehet geschrieben, der Gottlose entrinnet und Niemand verfolgt ihn.“ Innocenz segelte indeß nach Genua und begab sich von dort nach dem damals fast unabhängigen Lyon, welches er am 2. December 1244 erreichte. Sobald er sich hier freier fühlte, änderte er seine ganze Stellung zum Kaiser und schlug nun mit der entschlossenen Härte und anmaßenden Gewaltsamkeit, die selbst die Gegner Friedrich's an ihm tadeln, einen neuen Weg ein, der zur völligen Demüthigung des Kaisers führen sollte. Er berief die allgemeine Kirchenversammlung, welche Gregor in Rom zu halten verhindert worden war, nun nach Lyon und erneuerte im Voraus den Bannfluch des Kaisers. Die Empfindungen des Volks und selbst der Geistlichen waren dabei verschieden. Ein Pfarrer in Paris sprach zu seiner Gemeinde: „daß zwischen dem Papst und dem Kaiser Streit ist, wissen wir; wer aber Recht hat, wissen wir nicht. Mir ist befohlen, gegen den Kaiser den Bann zu sprechen. Ich spreche ihn hiemit

gegen den, auf deſſen Seite die Schuld iſt; dem Unſchuldigen gebe ich die Abſolution.“ Der kühne Redner ward für ſeine Freimüthigkeit vom Papſte beſtraft, Friedrich aber machte ihm ein anſehnliches Geſchenk.

Zu Johannis 1245 fanden ſich die Prälaten Spanien's, England's, Frankreich's und der Lombardei zu Lyon ein; ſelbſt aus Paläſtina war einer gekommen. Aus Deutſchland und Ungarn erſchienen wenige. Man ſah gegen hundertundvierzig Erzbiſchöfe und Biſchöfe beiſammen. Von Seiten des Kaiſers war der Großrichter von Sicilien, Thaddäus von Sueſſa, zugegen. Am Montag nach Johannis (oder nach anderer Berechnung Mittwoch, den 28. Juni) ward das Concilium eröffnet. In der zweiten Sitzung erhob ſich der Papſt nach beendigtem Gottesdienſt, und ſprach: „o ihr, die ihr vorübergehet, gebet Acht und ſehet, ob ein Schmerz gleich ſei dem meinigen. So wie Chriſtus mit fünf Wunden durchbohrt wurde, ſo bin auch ich von fünffachem Schmerze durchdrungen. Zuerſt verheeren die Mongolen mit wilder Grauſamkeit chriſtliche Länder, dann widerſtreben die Griechen noch immer der allgemeinen Mutterkirche zu Rom, drittens nehmen die Ketzereien vor Allem in den lombardiſchen Städten überhand, viertens beherrſchen die gottloſen Horden der Chowaresmier die heiligen Stätten, aber den fünften Schmerz trage ich um den Kaiſer und deſſen fürchterliche Verbrechen (enormitates).“ Die letzteren zählte er danach einzeln auf. Da hörte man alle die alten Beſchuldigungen wieder, daß er ein Ketzer, ein heimlicher Mohammedaner, ein Gotteslästerer ſei, daß er mit dem Sultan von Aegypten ein Bündniß geſchloſſen, Saracenen in ſeine Städte und Heere aufgenommen, ſeine Eidſchwüre gebrochen, Geiſtliche gemißhandelt u. dgl. Thaddäus von Sueſſa nahm hierauf das Wort, und rechtfertigte den Kaiſer beredt und bündig. Allein er bewirkte dadurch nichts, als eine Friſt von zwölf Tagen, damit Friedrich perſönlich erſcheinen und ſeine Vertheidigung ſelbſt führen könnte. Es war aber zu klar, daß Innocenz mit Hülfe der verſammelten Väter der Kirche den Kaiſer nur verderben, keineswegs aber Recht und Gerechtigkeit üben wollte. Friedrich verkannte dieſe Lage der Dinge nicht, und ſah deutlich voraus, daß ſein Auftreten vor dem Concilium nur mit Herabwürdigung für ihn enden könne. Er begnügte ſich deshalb, Geſandte mit unbeſchränkten Vollmachten abzuſenden. Ehe dieſe in der kurzen Zeit Lyon erreichen konnten, eröffnete Innocenz, der indeß Alles aufgeboten hatte, die Mehrzahl der Prälaten zu gewinnen, an dem beſtimmten Tage (17. Juli 1245) die dritte Sitzung und ſchritt zur ſchließlichen Verhandlung über die Sache des Kaiſers. Vergebens rief Thaddäus laut: „ich appellire von dieſer Kirchenverſammlung, auf

welcher so viele Prälaten und weltliche Abgeordnete fehlen, an eine allgemeinere unparteiische Versammlung; ich appellire von diesem, meinem Herrn feindlich gesinnten Papst, an den künftigen, milder und christlicher gesinnten!" In diesem Augenblicke, wo Innocenz zum Aeußersten schreiten wollte, trat ein Zwischenfall ein, der ihn auf kurze Zeit in Verlegenheit setzte. Wilhelm von Povveria, der Bevollmächtigte England's, erhob nachdrückliche Klage über die ungeheuren Bedrückungen, welche von den päpstlichen Gesandten die englische Kirche zu erleiden gehabt hätte. Mit großer Geschicklichkeit beseitigte der Papst diese unbequeme Angelegenheit, brachte die unterbrochene Berathung wieder in Gang und ließ sich nun nicht zum zweiten Male unterbrechen, sondern sprach das Verdammungsurtheil mit aller Feierlichkeit aus. „Wir haben," so schloß seine Bulle, „jenen Fürsten, der seiner Ungerechtigkeit halber von Gott verworfen ist, seiner Würden und Ehren beraubt und entsetzt. Alle, die ihm durch Eide der Treue verpflichtet sind, entbinden wir von diesen Eiden, und gebieten aus apostolischer Machtvollkommenheit, daß ihm künftig Niemand mehr gehorche. Wer diesen Befehl verachtet, ist dadurch in den Kirchenbann verfallen. In Deutschland mögen die zur Wahl berechtigten Fürsten einen König erwählen; über das sicilische Reich werden wir mit Rath der Cardinäle das Nöthige festsetzen." Einen so harten Beschluß über den großen Kaiser verkündete Innocenz ohne vollständige Untersuchung, ohne Umfrage, ohne gemeinsamen Beschluß der Kirchenversammlung. Während der Verlesung dieses Urtheils hatten die Bischöfe nach dem Gebrauche bei der Aussprechung des Bannfluches, brennende Kerzen in den Händen gehalten, jetzt warfen sie dieselben auf die Erde, daß sie erloschen. Thaddäus verließ bei diesem Auftritt die Versammlung, und rief, sich an die Brust schlagend: „das ist der Tag des Zorns, der Tag des Unheils und Verderbens!"

Friedrich entbrannte bei der Nachricht von seiner Absetzung von gerechtem Zorn, und nahm sogleich die kräftigsten Maßregeln, seine Kronen zu behaupten. Allen europäischen Monarchen öffnete er in ausführlichen Briefen die Augen über des Papstes Anmaßungen, ihre schimpfliche Zinsbarkeit, und ihre Gefahr, einst so wie er herabgewürdigt zu werden. „Ich bin nicht der erste," heißt es unter andern, den der Mißbrauch der priesterlichen Gewalt verfolgt und in den Abgrund zu stürzen sucht. Und dennoch gehorcht ihr bethört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß noch der ganze Ocean in ihren Rachen strömen werde! O hätte eure leichtgläubige Einfalt sich bemüht, nach den Worten des Erlösers zu lernen, was die Heuchelei der Schriftgelehrten und Phari-

ßer ist! Wie oft würdet ihr haben die Schändlichkeiten des römischen Hofes verwünschen müssen, welche Anstand und Ehrbarkeit herzurechnen verbieten. Glaubt nicht, daß die Majestät unserer Größe auf irgend eine Weise durch den Spruch des Papstes gelitten habe. Unser Gewissen ist rein, und folglich Gott mit uns. Ihn nehmen wir zum Zeugen. Stets ist es unsere Absicht und unser Wille gewesen, die Geistlichen jedes Standes, und vorzüglich die mächtigeren, zu dem zurück zu bringen, was sie in der ersten Kirche waren, das heißt, zu einem apostolischen Wandel und zur Nachahmung der Demuth ihres Meisters. Solche Geistliche lebten im Umgang der Engel, glänzten durch Wunder, heilten Kranke, erweckten Todte, und machten durch ihre Heiligkeit, nicht durch die Waffen, Fürsten zu ihren Knechten. Unsere Priester hingegen, den Schwelgereien der Welt ergeben und in Wollüsten berauscht, denken nicht an Gott; der Ueberfluß an Geld und Gütern hat alle Religion in ihnen erstickt. Bei euch betteln Christen und Pilger, damit in Italien Verschwender und Ketzer vollauf haben. Solchen Leuten die Reichthümer zu nehmen, welche ihnen schädlich und eine Last sind, die sie zur Verdammniß führt, ist ein Werk der Liebe. Und dazu, daß sie alles Ueberflüssige herausgeben und, mit mäßigen Einkünften zufrieden, Gott dienen, dazu solltet ihr und alle Fürsten der Erde, mit uns vereint, die letzten Kräfte anwenden."

Innocenz IV. war indessen geschäftig, seine Sprüche zur Vollstreckung zu bringen. Dies konnte nur durch Aufwiegelungen in den Ländern des Kaisers geschehen. Im Frühjahr 1246 wurde durch die Gräfin von Caserta, Friedrich's edle und hochgesinnte Freundin, eine Verschwörung apulischer Barone und vornehmer Reichsbeamten entdeckt, deren Zweck die Ermordung des Kaisers und die Besitznahme des sicilischen Reiches für den Papst war. Friedrich eilte von Grosetto, wo er sich damals aufhielt, mit solcher Schnelligkeit nach Apulien, daß den Empörern kaum Zeit blieb, sich in zwei feste Schlösser zu werfen. Die Cardinäle Stephan de Romanis und Rainer Capoccio, von Innocenz mit unbeschränkten Vollmachten gegen den Kaiser zu wirken versehen, hatten den Aufstand unterstützen wollen. Capoccio brach mit einem Heerhaufen in Apulien ein, erlitt aber bei Ascoli eine Niederlage. Die Verschwornen, welche sich bald ergeben mußten, beriefen sich auf päpstliche Befehle. Sie wurden geblendet und hingerichtet. Kaiser und Papst beschuldigten sich wechselweise des Meuchelmordes, und die Erbitterung stieg auf den höchsten Grad.

Es ist nicht zu verwundern, daß in dem gewaltigen Kampfe zwischen den Häuptern der Christenheit auch die innern Schäden der Kirche zeit-

weise offen zu Tage traten. Wie in Deutschland und England die bitterste Klage über die Geldgier und Habsucht der päpstlichen Legaten schon seit lange geführt wurde, so erhob sich in Frankreich besonders unter dem Adel gegen die gegenwärtige Haltung der Kirche eine bedenkliche Bewegung, die, vielleicht gestützt und angeregt von den zahlreichen Rundschreiben des Kaisers, nichts geringeres anstrebte als ein Zurückgehen auf die ursprüngliche Gestalt der Kirche. Innocenz wußte hier zu rechter Zeit einzubiegen und nachzugeben, um so mehr, da König Ludwig IX., eifrig mit den Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge beschäftigt, das Ende des Streites mit dem Kaiser sehnlichst herbeiwünschte. Desto eifriger war der Papst, den Kaiser in Deutschland zu verderben. Hier rief er jeden frommen Christen zur Theilnahme an der Rechtsvollstreckung auf. In die Fürsten drang er, einen neuen Kaiser zu wählen, wozu er Geld und andern Beistand versprach. Endlich ließen sich die geistlichen Stände, voran die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, die schon seit einiger Zeit ganz auf die Seite des Papstes übergetreten waren, dazu bereit finden, und auf deren Zureden nahm zuletzt der Landgraf Heinrich von Thüringen, mit dem Beinamen Raspe, „zur Ehre Gottes und der Kirche, wie auch der christlichen Religion zum Besten," das Reich wirklich an. Er ward zu Hochheim bei Würzburg am 22. Mai 1246 von den Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln und Bremen, und den Bischöfen von Würzburg, Naumburg, Speier und Straßburg gewählt, und bald darauf zu Aachen gekrönt. Erpressungen der päpstlichen Legaten in England, Frankreich und Spanien setzten Innocenz in den Stand, ihm große Summen zur Bestechung der weltlichen Fürsten und zur Ausrüstung eines Heeres übersenden zu können. Zugleich predigten die Bettelmönche das Kreuz gegen Friedrich, versprachen Allen, die die Waffen gegen ihn ergreifen würden, vollkommenen Ablaß ihrer Sünden; ja Bischof Philipp von Ferrara, das Hauptwerkzeug zur Erhebung Heinrich's, den Innocenz nach Deutschland geschickt hatte, mit der Vollmacht „zu pflanzen und auszureißen, zu bauen und niederzustürzen, wie es ihm Gott eingeben würde," ließ bekannt machen, daß, wer nur seine Predigten anhören würde, mit zwanzig bis vierzigtägigem Ablaß und mit Befreiung von jeder Kirchenbuße belohnt werden solle. Durch alle diese Mittel sammelte Heinrich ein ansehnliches Heer um sich. Des Kaisers Vasallen und Dienstmannen in Deutschland suchte man ebenfalls durch Geld treulos zu machen; zwei schwäbische Grafen erhielten sechstausend Mark vom Papste, nebst dem Versprechen, das Herzogthum Schwaben unter sich theilen zu dürfen. Als Konrad am 24. Julius bei Frankfurt

am Main den Landgrafen, welchen das Volk spottweise den Pfaffenkönig nannte, angriff, gingen die beiden Verräther mit zweitausend Reitern und Schützen zu ihm über. In dieser Verwirrung ergriff zuletzt auch Konrad's noch übriges Heer die Flucht, und er selber mußte sich in das feste Frankfurt werfen. Bald aber erholte er sich wieder, als neues Kriegsvolk aus Lothringen und Burgund zu ihm stieß und er an dem Herzoge Otto dem Erlauchten von Baiern, der sich früher zur päpstlichen Partei geneigt, jetzt aber seine Tochter Elisabeth an Konrad verheirathet hatte, einen über Erwarten entschlossenen Freund fand. Die Städte blieben fast alle den Hohenstaufen treu. An ihren Mauern scheiterte Heinrich's Glück. Nachdem er Reutlingen und Ulm lange vergeblich belagert hatte, ward er bei der letztern Stadt von dem zum Entsatz herbeirückenden Konrad so völlig geschlagen, daß er das Feld nicht mehr halten konnte. Das Jahr darauf (17. Februar 1247) starb er machtlos und ohne Erben auf der Wartburg.

---

25. Friedrich's letzte Anstrengungen.

(1247—1250.)

Auf seinem Plane, den Kaiser völlig zu stürzen, fest beharrend, wies Innocenz alle Anträge desselben zurück. Ein nochmaliger Vermittlungsversuch Ludwig's IX. von Frankreich blieb wiederum fruchtlos. „Wie der Papst in Italien seinen Einfluß und seine Schätze rücksichtslos zum Nutzen seiner Familie verwandte, so häufte er gegen seine Anhänger ungescheut Forderungen auf Forderungen," mittels deren er in Deutschland seine Zwecke zu erreichen strebte; was durch Erpressungen im ganzen Abendlande oder durch Anleihen in die päpstliche Schatzkammer floß, davon wurde ein großer Theil in Deutschland gegen die staufische Partei verwendet. Ganze Schaaren von Bettelmönchen strömten von Lyon in die Staaten des Kaisers, die Völker aufzuwiegeln. Selbst an den König Konrad wagten sie sich, um ihn zur Empörung gegen seinen eigenen Vater zu reizen. Ein Cardinal ging sogar nach Norwegen, um dem König Hakon die deutsche Kaiserkrone anzubieten. „Ich will zwar alle Feinde der Kirche, aber keineswegs alle Feinde des Papstes bekämpfen," war die Antwort des Normannen.

In der Lombardei waren nach Gregor's Tode die Ghibellinen eine Zeit lang im Vortheil gewesen, aber bald stellte Innocenz durch Geld-

sendungen und durch die Thätigkeit seiner Legaten das Gleichgewicht wieder her, die Versuche der kaiserlichen Feldherren auf Genua, vor und nach der Schlacht bei Meloria, scheiterten an der Tapferkeit der Bürger. Indeß behauptete sich Ezelin im östlichen Oberitalien mit unerbittlicher Grausamkeit in seinen Plätzen, gegen alle Verschwörungen und Angriffe der Guelfen, und in den mittleren Gegenden unterstützte Enzius von Parma aus die Ghibellinen und hielt die Städte der kaiserlichen Partei in Gehorsam. Friedrich selbst hatte Viterbo vergeblich belagert und bei dem letzten Sturme, wie erwähnt, eine harte Niederlage erlitten. Als der Aufstand in Apulien unterdrückt worden war, brachte er ein neues Heer aus seinen Erbstaaten zusammen und zog über Pisa (1247) nach Turin herauf, um den Papst in Lyon zu ängstigen oder in seine Gewalt zu bringen, als ihn ein unerwarteter Vorfall nöthigte, diesen Plan aufzugeben. König Enzius hatte eben Parma verlassen und belagerte eine Burg der Brescianer, als die vertriebenen Guelfen von Parma einen plötzlichen Angriff auf ihre Vaterstadt machten und sich derselben glücklich bemächtigten (16. Juli 1247). Aus Mantua und Piacenza kam sogleich Kriegsvolk, und der Legat Gregor von Montelungo, welcher schon seit acht Jahren die Seele aller Unternehmungen der Lombarden gegen Friedrich gewesen war, führte persönlich 1000 Ritter aus Mailand herbei. Enzius wendete sich mit den Cremonesen gegen die vereinigten Guelfen, allein der Angriff mißglückte, und er sah sich gezwungen, die Ankunft seines Vaters zu erwarten. Alles verkündete, daß sich der ganze Krieg um Parma zusammendrängen würde. Bologna, Ferrara, Genua, der Markgraf Azzo von Este waren thätig zur Unterstützung der Stadt; dagegen stießen Enzius und saracenische Haufen aus Apulien zum Kaiser. Feste Mauern waren der Kriegskunst jener Zeiten fast unbezwinglich. Auch diesmal zog sich die Belagerung in die Länge. Als der Winter herannahte, erbaute Friedrich, um die Einschließung nicht aufheben zu müssen, eine förmliche Stadt dicht neben Parma, die er, im sichern Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg, Vittoria nannte. Aber nachdem er bis in die Mitte des Februar des Jahres 1248 darin ausgehalten, und der Hoffnung, die Belagerten endlich zur Uebergabe zu zwingen, immer näher gekommen war, vereitelte ein Zufall alle seine Aussichten. Denn als er eines Tages auf der Falkenjagd entfernt war, und die Seinen sorglos ruhten, machten die Parmenser einen Ausfall, überwältigten die Belagerer nach einem heftigen Gefecht, und vernichteten mit Vittoria alle bisherigen Anstrengungen des Kaisers. Dieser unglückliche Schlag war für die italienischen Angelegenheiten entscheidend.

Als ob das Schicksal selbst des Papstes Worte erfüllen wollte, brach auch in Deutschland der Aufruhr von Neuem aus. Nicht nur daß das Aussterben dreier bedeutender Häuser, der Landgrafen von Thüringen, der Herzöge von Meran und derer von Oesterreich, das Land zerriß, und daß die bisher der staufischen Partei treuen Reichsministerialen abzufallen begannen; Innocenz hatte auch nicht eher geruht, als bis er einen Nachfolger Heinrich Raspe's aufgefunden hatte. Dies war der kaum zwanzigjährige Graf Wilhelm von Holland. Gelockt von dem Königstitel und im Vertrauen auf die Macht seines Oheims, des Herzogs von Brabant, und seiner Vettern, des Erzbischofs von Köln und der Bischöfe von Lüttich und Utrecht, wagte er sich auf die schlüpfrige Bahn. Die Schätze und Versprechungen des Papstes erkauften ihm viele Stimmen, und so ward er wirklich schon am 3. October 1247, durch das unermüdliche Betreiben der päpstlichen Legaten, von einer Anzahl meist geistlicher Fürsten zu Neuß oder zu Woringen zum römischen König gewählt, worauf ihm Papst Innocenz sogleich dreißigtausend Mark Silbers übersandte. Die großen Reichsfürsten hielten sich still, die reichen Städte sperrten ihre Thore; gegen Aachen, das dem neuen König standhaft den Einzug verweigerte, ward sogar das Kreuz gepredigt, und erst nachdem die Belagerung dreizehn Monate gedauert hatte, konnten die Bürger, durch einen von friesischen Kreuzzüglern erbaueten hohen Damm bedroht, bewogen werden, die Krönung zu gestatten. Innere Kriege und Fehden zerrütteten damals das Reich an allen Enden. König Konrad fand nicht nur keine Hülfe, um Aachen entsetzen zu können, sondern wurde sogar aus den schwäbischen Erblanden, welche die päpstliche Partei im Aufstande erhielt, nach Baiern getrieben. Doch konnte auch Wilhelm keine Fortschritte machen.

In Italien traf den Kaiser ein Unfall nach dem andern. Sein trefflicher Sohn Enzius, der an Tapferkeit, edler Sitte und Schönheit vor allen Rittern strahlte, wurde in einer Schlacht bei Fossalta (1249) von den Bolognesern gefangen genommen, die den erst vierundzwanzig Sommer zählenden Heldenjüngling triumphirend in ihre Stadt brachten, und trotz aller Anerbietungen des tiefbetrübten Vaters bis an sein Ende, noch zweiundzwanzig Jahre, mit plebejischer Freude in Gewahrsam hielten. Nicht weniger Schmerz mußte den Kaiser ergreifen, als schwere Anklagen des Verraths gegen den Kanzler Peter von Vinea erhoben wurden, einen Mann, den er durch seine Gunst aus niedriger Stellung zu hohen Ehren erhoben, den er zu den wichtigsten diplomatischen Geschäften gebraucht und bisher für seinen vertrautesten Freund gehalten hatte. Peter

wurde verhaftet, und nahm sich wahrscheinlich im Gefängnisse selbst das Leben. Es ruht ein großes Dunkel auf dieser Begebenheit; auch die neueren Forschungen haben kein Licht in dasselbe gebracht*); vielleicht ist der Kanzler eben so wenig von aller Schuld freizusprechen, als der argwöhnisch gestimmte Kaiser von der Geneigtheit, den Feinden Peter's sein Ohr zu öffnen. Petrus de Vinea war übrigens der letzte seiner näheren Freunde; denn Thaddäus von Suessa war bei der Vertheidigung von Vittoria gefallen.

Die durch Anstrengung und Unglück schon geschwächte Gesundheit Friedrich's wurde von allen diesen Leiden heftig angegriffen, und eine entkräftende Krankheit hemmte eine Zeit lang seine Thätigkeit fast ganz. Kaum aber war er nur einigermaßen wieder hergestellt, als er sich von Neuem zur Fortsetzung des großen Kampfes ermannte. In Toscana und dem Kirchenstaat war er noch immer der Stärkere. Seine Erbstaaten hatten noch keinen Feind gesehen und bereicherten sich durch den blühendsten Handel mit den Saracenen, selbst bis nach Indostan und Ceylon hin. In der Lombardei trat statt des verlornen Parma dessen Nebenbuhlerin Piacenza auf des Kaisers Seite und that den Parmensern, so wie Cremona den Mailändern, großen Abbruch. Die Stadt Lyon war des langen Aufenthalts des Papstes dort überdrüssig, die Könige von Frankreich und England, zu denen sich Innocenz deshalb begeben wollte, lehnten seinen Besuch ab, und die Römer drohten einen andern Papst zu wählen, wenn er nicht bald zu ihnen zurückkehre. Aber nicht lange erfreute sich der Kaiser dieses Hoffnungsschimmers. In Firenzuola (Fiorentino), in der Nähe von Luceria, ward er von einer ruhrartigen Krankheit befallen, und starb am 13. December 1250 in den Armen seines Sohnes Manfred, des geliebtesten seiner Kinder, nachdem er sich durch alle Kirchengebräuche dazu vorbereitet hatte. Er stand damals im sechsundfunfzigsten Jahre. Sein Grabmal wird noch heute in Palermo gezeigt.

Das Aeußere dieses geistvollen Mannes entsprach seinem Innern vollkommen. Er war von ebenmäßigem, mittlerem Wuchs, blond, von hoher Stirn und bedeutenden Zügen; ein Freund des weiblichen Geschlechts, vielleicht mehr als die Gebote der Sittlichkeit zuließen, und aller Lebensgenüsse; aber auch Liebhaber, Beförderer, Kenner, ja Meister der Künste und Wissenschaften. Durch seine Sorgfalt entstanden in Neapel und Capua die ersten Kunstsammlungen. Er verstand sechs Sprachen,

*) v. Raumer a. a. O. Bd. IV. S. 134, und Leo, Vorlesungen III, 554.

die Sprachen der in seinem Reiche wohnenden Völker, und schrieb unter andern ein Buch über die Natur und Wartung der Vögel, welches von umfassender Kenntniß und Gründlichkeit zeugt. Auch ließ er zur Beförderung naturgeschichtlicher Kenntnisse zuerst fremde Thiere aus dem Orient kommen. Er war ein glücklicher Dichter; von seinem Hofe aus verbreitete sich die Pflege und Liebe der italienischen Nationalpoesie. In den schönsten Gegenden seines sicilischen Reiches ließ er herrlich geschmückte Paläste aufführen. So oft er daselbst Hof hielt, um der Regierungssorgen zu vergessen, umgab ihn jeder Schmuck des Lebens, Pracht, Ergötzlichkeit und die das Gemüth erheiternde und emporhebende Kunst. Kurz, auf welche Richtung menschlicher Thätigkeit wir auch unsern Blick werfen, es fehlt keine in diesem überreichen Leben, dessen vielseitige, anregende Thätigkeit unsere Bewunderung um so mehr verdient, da harte Kämpfe und schwere Schläge des Geschicks so tiefe und düstere Schatten darauf warfen. Er war seinem Vater Heinrich ähnlich in der feinen Beobachtung der Dinge wie der Menschen, in der Fähigkeit große politische Gedanken zu erfassen und consequent festzuhalten, er übertraf ihn in der Kunst, sich selbst zu beherrschen; aber hinter dem Ahn Friedrich I., an den sonst sein äußeres Erscheinen erinnerte, stand er doch darin zurück, daß er leidenschaftlicher und, vielleicht wegen seiner großen Menschenkenntniß, zu sehr zu Mißtrauen geneigt war. Wie herrlich hätten sich seine hervorragenden Anlagen entwickeln können, wenn seine Erziehung von den Eltern, nicht von fremder Hand geleitet gewesen wäre.

Wenn Friedrich im Anfange seiner Regierung den Forderungen der Päpste, Innocenz III. und Honorius, Sicilien aufzugeben, nicht nachkam, so geschah es, weil er dem Plan seines Hauses nicht untreu werden mochte, und weil er auch einsah, daß allein von Deutschland aus dauernder Einfluß auf den heiligen Stuhl und auf Italien nicht zu gründen sei. Da jenes Land reicher, einheitlicher und in der Bildung weiter vorgeschritten war, so verlegte er den Schwerpunkt seiner Herrschaft dorthin. Wird ihm nicht ohne Grund der Vorwurf gemacht, daß er damit Deutschland schwer geschädigt habe, so ist doch andererseits der Nachweis nicht zu führen, daß eine „völlige Wiederherstellung des Reiches" durch ihn möglich gewesen wäre. Wenn er den Kreuzzug scheinbar eigensinnig verzögerte und dadurch dem Reiche von Palästina wirklich Schaden zufügte, so zeigte die Folge, daß er nur durch seine Thätigkeit in dieser Zeit für Apulien, im Stande war, den späteren Kampf zu führen; und was er etwa an der Christenheit gefehlt, wurde durch Gregor's Heftigkeit, als er dann wirklich ins heilige Land gezogen war, mindestens auf-

gewogen. Friedrich übernahm, als er die Kronen von Deutſchland und Italien empfing, eine ſchwierigere Aufgabe als ſein Ahn Barbaroſſa. In Deutſchland war das Anſehen der kaiſerlichen Gewalt durch einen langen und verderblichen Krieg erſchüttert, in der Lombardei hatten die Städte ihre Kräfte kennen gelernt, die Päpſte ſahen klarer, was ſie von den Hohenſtaufen zu erwarten hatten. Sein Ziel war, Ordnung und Herrſchaft zurückzuführen und zu befeſtigen, die weltliche Macht von der Kirche zu emancipiren, zu einer Zeit, wo alle unteren Lebenskreiſe Bedürfniß und Kraft ſelbſtändiger Geſtaltung fühlten, wo die Kirche unter dem dritten Innocenz den Gipfel ihres Anſehens erreichte. Nicht um einzelne Rechte wie früherhin ſtritten Hohenſtaufen und Päpſte, ſondern um die Herrſchaft überhaupt. Die erſteren faßten die Idee des Kaiſerthums eben ſo ideal großartig, als die letzteren die von der damaligen Welt bei weitem allgemeiner anerkannte Vorſtellung der durch den Papſt vermittelten Hoheit des Chriſtenthums über den Erdkreis. Mit einer großen geiſtigen Klarheit und Ueberlegenheit führte Friedrich den theoretiſchen Kampf gegen die Kirche, noch ſchärfer als ſein Vorfahr hielt er ihrem Zuſtande die Zeit apoſtoliſchen Lebens und Wirkens gegenüber. Er war kein Ketzer, wofür er ausgegeben wurde, aber allerdings über Beſchränkung und einſeitiges Halten an Dogma und Satzung hinaus. Andererſeits war auch die Kirche nicht ſo verderbt als er ſie darſtellte, in jedem irgend bedeutenderen Mitgliede derſelben waren die Ideen des Chriſtenthums und der Hierarchie noch lebendig und mächtig. Ihre Mängel waren durch ihre ganze Stellung zur Welt gegeben. Innocenz IV. aber führte den Krieg in einer Weiſe, wie ſie bis dahin unerhört war, und die für ihn nur durch die freilich wohl begründete Ueberzeugung zu entſchuldigen iſt, daß zum Fortbeſtehen der Kirche in der bisherigen Weiſe die Unterdrückung der Hohenſtaufen nothwendig ſei. Indem er aber nach ſchlechten, äußeren Mitteln griff, zeigte ſich deutlich, daß die Uebermacht durch innere und geiſtige nicht zu erreichen geweſen ſei. Die Richtung auf Geld und Güter dieſer Welt blieb von jener Zeit an dem römiſchen Hofe und erzeugte ihm, ſchnell um ſich greifend, auch von dieſer Seite her die dringendſten Gefahren, welche ſeinen Fall vorbereitet haben. So gab ſich das Papſtthum ſelbſt in der Siegesfreude den Todesſtoß, und der Triumphzug führte ins Grab. Auch iſt die freiere und bewußtere Weiſe, in welcher Friedrich der Kirche gegenübertrat, die ganze geiſtige Erregung, welche jener große Kampf ſchon ſeit Gregor VII. erzeugt hatte, wenigſtens nicht ohne Früchte geblieben; und die in Folge deſſelben eintretende Auflöſung der ſtrengeren Formen des Papſt- und Kaiſerthums,

in welchen sich das Leben seit fast drei Jahrhunderten bewegt hatte, gab der Entwickelung neuer und kräftiger, wenn auch minder großartiger Gestaltungen Raum und Freiheit. Ist der Werth des Menschen danach zu beurtheilen, wie er den Anforderungen der Zeit und des Platzes zu genügen weiß, auf welchen ihn die Verhältnisse und er selbst sich gestellt haben: so muß Friedrich II. unbedenklich zu den bedeutendsten Regenten gerechnet werden, wenn ihm auch die Krone des Geistes, welcher kommenden Geburten Worte und Thaten leiht, nicht in vollem Maße zugesprochen werden kann. Und so wenig wie ihm selber werden wir seinen mächtigen Gegnern die Anerkennung versagen dürfen, die hohem Wollen und hoher Thatkraft gebührt.

---

26. Untergang der Hohenstaufen.

(1250—1268.)

Frohlockend über den Tod seines Feindes kehrte Innocenz IV. von Lyon nach Italien zurück. „Himmel und Erde sollen sich erfreuen," schrieb er den Sicilianern, „daß nun das starke Donnerwetter, welches uns bisher so sehr geschadet, sich in einen sanften Wind verwandelt hat." Allein der Sieg schien nicht vollständig, so lange noch ein Sprößling der Hohenstaufen übrig war. Das ganze feindliche Haus sollte untergehen. Dem deutschen Könige Konrad IV. sprach der Papst das Herzogthum Schwaben ab, und die Apulier lud er ein, unter das sanfte Joch der Kirche zurückzukehren, worauf auch alsbald viele Große und die Hauptstadt selbst die römische Hoheit anerkannten. Indeß wurde ihm kräftig entgegengewirkt. Der schon erwähnte Manfred, ein ehelicher wiewohl nicht ebenbürtiger Sohn des verstorbenen Kaisers und der Gräfin Lancia, von der einnehmendsten Bildung und Liebenswürdigkeit, tapfer, kühn und geistreich, hatte beim Tode seines Vaters das Fürstenthum Tarent erhalten. Aber der achtzehnjährige Jüngling fühlte Muth und Kraft, sich in Abwesenheit Konrad's des ganzen Königreichs anzunehmen, und stritt so geschickt und glücklich wider die päpstlich Gesinnten, daß ihm nur noch Neapel und Capua widerstanden (1251).

König Konrad, der in Deutschland aus Mangel an Mitteln nur in geringem Ansehen stand, eilte, sich seines reichen Erbtheils in Italien zu versichern. Er ging 1251 mit einem Heere über die Alpen, ver-

einigte sich mit den Anhängern der Ghibellinischen Partei in Oberitalien, und ging sodann von Porto Navone zu Schiffe nach Apulien. Er fand schon Alles in bester Ordnung und konnte sogleich zur Belagerung der beiden empörten Städte schreiten, welche dann ebenfalls glücklich bezwungen wurden (1253). Indeß bot der Papst das sicilische Reich, welches er seit Friedrich's Excommunication stets als erledigtes Lehen der Kirche betrachtet hatte, bald in England und Frankreich aus, bald machte er neue Versuche, es mit dem Kirchenstaate zu vereinigen. Dazu schienen sich die Umstände überaus günstig zu gestalten, als Friedrich's II. dritter Sohn, Heinrich, den Isabella von England ihm geboren hatte, im sechsundzwanzigsten Jahre seines Alters in Sicilien starb und Konrad selbst am 21. Mai 1254 ihm in das Grab nachfolgte. Innocenz eilte nun voll froher Hoffnung in Person nach Neapel, wo Manfred für den Augenblick nachgab, um nicht Alles für immer zu verlieren. Durch geschickte Unterhandlungen hatte er es erreicht, daß er Statthalter des Papstes diesseits der Meerenge bleiben sollte. Indeß erhoben sich bald neue Zwistigkeiten. Manfred entkam unter mannichfachen Abenteuern und Gefahren zu den Saracenen in Luceria, auf deren treue Anhänglichkeit er rechnen konnte. Mit ihnen und deutschen Söldnern schlug er das päpstliche Heer, welches Wilhelm Fiesch, des Papstes Neffe, führte, in die Flucht, und gewann bedeutende Vortheile. Die Nachricht von diesen Unfällen machte auf Innocenz IV., der sich am Ziele seiner Pläne geglaubt hatte, so tiefen Eindruck, daß eine ihn schon länger heimsuchende Krankheit schnell überhand nahm. Er erlag derselben noch zu Neapel (1254), und Manfred fuhr fort, so wacker zu kämpfen, daß er sich bald wieder im Besitz des ganzen Reiches sah, dessen Stände ihm nun selbst die Krone antrugen. Allerdings hatte der junge Konrad (von den Italienern Conradino genannt), ein 1252 geborner Sohn Konrad's IV., ein näheres Recht auf den Thron; aber Manfred mochte erwägen, daß in so bedenklichen Zeiten, bei der fortwährenden Feindschaft Rom's, die bloße Verwaltung für einen in der Ferne lebenden Knaben noch größere Schwierigkeiten haben könne, nahm daher die Königswürde an, und ließ sich zu Palermo feierlich krönen (1258).

Gern hätte sich Manfred auch mit der Kirche versöhnt; allein die Unterhandlungen mit Innocenzens Nachfolgern, Alexander IV. (st. 1261) und Urban IV., blieben fruchtlos, und der schon früher über ihn ausgesprochene Bann wurde nicht gelöst. Getreu dem Plane seiner Vorgänger, den Hohenstaufen das sicilische Reich um jeden Preis zu entreißen, fand Urban endlich einen Fürsten, der seinen Ermunterungen folgte. Es war

der jüngste Bruder König Ludwig's IX. von Frankreich, Karl von Anjou, Graf von Provence, ein gewandter, muthiger und thätiger, aber seinem Bruder völlig unähnlicher, habsüchtiger, grausamer, jedem edlern Gefühle verschlossener Mann, in dessen finsteren Zügen sich eine menschenfeindliche Seele malte. Mit diesem schloß Urban einen Vertrag über die Eroberung des sicilischen Reiches ab, aber noch ehe Karl zur Ausführung schreiten konnte, starb Urban (1264); an seine Stelle trat Clemens IV., ein Provenzale von Geburt. Weil er nicht mehr zurücktreten konnte, oder weil auch ihm die Herrschaft eines Hohenstaufen in Neapel noch immer zu gefährlich schien (denn Manfred unterstützte und vereinigte, seitdem er in Sicilien befestigt war, die Ghibellinen durch ganz Italien), beförderte Clemens Karl's Unternehmung, und dieser kam nun wirklich zur See mit einem Heere nach Rom, wo er zum König von Apulien gekrönt wurde. Manfred war wohlgerüstet, und die Franzosen hätten schimpflich wieder abziehen müssen, wenn böser Verrath unter den sicilischen Edlen, deren Treue durch große Versprechungen des Papstes erschüttert war, ihnen nicht beigestanden hätte. Graf Richard von Caserta verließ die Pässe am Garigliano, welche in das Königreich führen; andere Verräther gingen in der Schlacht bei Benevent (26. Febr. 1266) zu dem Feinde über. Als Manfred sah, daß Alles verloren sei, stürzte er sich in die Feinde, und muthig kämpfend fiel der edle Held. Erschrocken öffneten die Städte dem Sieger die Thore, und Karl wurde zum König von Neapel erhoben. Der Papst bestätigte ihn als solchen, gegen das schon zuvor geleistete Versprechen eines jährlichen Tributs von achttausend Unzen Goldes, und unter Bedingungen, die aus diesem Nachbar ein nützliches Werkzeug, niemals wieder einen gefährlichen Feind machen sollten.

Karl waltete in dem Lande, welches er der harten Herrschaft arger Kirchenfeinde entrissen zu haben sich rühmte, mit eisernem Scepter. Er wüthete gegen alles Hohenstaufische, ließ gefangene Edle martern, erließ thörichte und unbillige Gesetze, und gab die wichtigsten Stellen habsüchtigen Franzosen. Der mit ihm einwandernde Adel wurde reich mit Landgütern und Herrschaften ausgestattet; die Montforts, Joinvilles, Artois, Cantelmes u. s. w. erhielten ausgedehnte Besitzungen, Schlösser und Hoheitsrechte. Vergebens waren die ernstlichen Ermahnungen des Papstes, Karl verharrte bei seinen tyrannischen Maßregeln, und machte dadurch seine Herrschaft bald unerträglich. Die Ghibellinen schickten Botschaft nach Deutschland an Konradin, sie luden ihn ein, daß er kommen und sein väterliches Reich annehmen möchte. Konradin war bereit, die-

fen Aufforderungen zu folgen; von Jugend auf lebte er arm und ungeachtet bei seinem Oheim, dem Herzog Ludwig von Baiern, aber der hohe Geist seiner Ahnen war nicht von ihm gewichen. Vergebens warnte mit ahnendem Gemüthe die zärtliche, besorgte Mutter: Italien mit seinen Schätzen, seiner Lust, seinen Reizen, habe alle Hohenstaufen zu sich gelockt, aber zu sicherm Verderben, auch diesmal werde es die alte Tücke bewähren. Konradin blieb entschlossen, das Erbe der Kaiser, von denen er abstammte, zu erringen oder ihrer würdig unterzugehen, und eher einen gefährlichen, schwierigen Kampf zu beginnen, als daheim sicher, aber ruhmlos zu leben. Mit echt ritterlichem Sinne verkaufte und verpfändete er noch die letzten Trümmer der Hohenstaufischen Güter in Schwaben, und warb dafür ein Heer, an dessen Spitze er, in Gesellschaft seines Busenfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, im Herbste 1267 den Zug über die Alpen muthig antrat. Der Anfang versprach Glück. Allenthalben fielen ihm die Ghibellinen zu, und selbst die Römer, die, wie gewöhnlich, in Zwietracht mit dem Papste lebten, führten ihn, dem Letztern zum Trotz, mit großem Triumphgepränge in ihre Stadt ein. Die Pisaner, kurz zuvor von den Guelfen hart bedrängt, hatten eine Flotte zu Konradin's Unterstützung gerüstet. Von Federico Lancia geführt, erfocht diese bei Messina einen glänzenden Sieg über Karl's Galeeren. Die Saracenen von Luceria empörten sich und Konrad Capece, den Konradin zu seinem Statthalter in Sicilien ernannt hatte, brachte die ganze Insel zum Aufstand gegen die drückende Herrschaft der Franzosen. In so schwieriger Lage konnte Karl von Anjou nur von einem glücklichen Treffen Rettung erwarten. Er gewann am 23. August 1268 die Schlacht bei Tagliacozzo oder Scurcola, wo Konradin völlig auf's Haupt geschlagen wurde. Die Unvorsichtigkeit der Ghibellinischen Ritter, die den Sieg schon in Händen hatten, sich aber zu früh zerstreuten, und ein darauf berechneter Hinterhalt der Franzosen, welcher nun hervorbrach, war Schuld an dieser unglücklichen Niederlage. Konradin und sein Freund Friedrich wandten sich zuerst nach Rom, wo sie Alles verändert fanden, dann nach Astura, von wo sie nach Sicilien übersetzen wollten. Schon steuerten sie der Insel zu, da wurden sie durch den Herrn des Ortes, Johann Fragipani, dessen Familie von Kaiser Friedrich II. mit Wohlthaten überhäuft worden war, zurückgeholt und nach einigem Zögern an Karl ausgeliefert. Dieser, welcher schon gegen die Anhänger Konradin's mit blutdürstiger Grausamkeit gewüthet hatte, wollte den jungen Fürsten selbst durch den Spruch von Rechtsgelehrten, die er nach Neapel zusammenberief, zum Tode verurtheilt wissen. Unerschrocken

spruch einer der versammelten Richter, Guido von Suzara: „Konradin frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wiederzugewinnen; und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ Alle Uebrigen stimmten dem edlen Manne bei, bis auf den knechtisch gesinnten Robert von Bari, und dies genügte dem König, das Todesurtheil zu sprechen. Der sechzehnjährige Konradin, der beim Schachspiele saß, als ihm der furchtbare Spruch verkündet wurde, zeigte eine seines Heldengeschlechts würdige Fassung; er bat nur um eine Frist, sich zum Tode vorzubereiten. Am 29. October 1268 wurde er zum Blutgerüst geführt. Als Robert von Bari der versammelten Menge das Urtheil vorlas, eilte Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, herbei, rief: „wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?“ und schlug nach ihm mit dem Schwerte, daß er halbtodt fortgetragen wurde. Der jedem menschlichen Gefühle fremde Karl, der es nicht unter seiner Würde hielt, dem blutigen Schauspiele zuzusehen, blieb ungerührt. Konrad sprach noch wenige Worte zum Volke von seiner Schuldlosigkeit, entkleidete sich, kniete nieder und empfing den Todesstreich. Friedrich von Baden schrie laut auf in unnennbarem Jammer, dann fiel auch sein Haupt.

So endete der Enkel Friedrich's II. unter dem Beil des Henkers. Auch König Enzius starb bald nachher in der Haft zu Bologna (1272), nachdem einige Zeit vorher ein Versuch zu seiner Befreiung mißlungen war. Manfred's Söhne ließ der unbarmherzige Karl bis an ihr Ende im Kerker schmachten. Die Tochter Friedrich's II., Margarethe, verfolgte ein nicht minder hartes Loos. Sie war an Albrecht den Entarteten, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, vermählt, der sie auf das Unwürdigste behandelte, und sie, wie die Sage hinzusetzt, sogar ermorden lassen wollte, um ein Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg (oder von Isenburg), heirathen zu können, mit der er einen unerlaubten Umgang unterhielt. Margarethe wurde gewarnt, und entschloß sich zu eiliger Flucht. Die Sage meldet, daß sie mit Hülfe des Knechtes, den ihr Gemahl zum Morde gedungen, die Wartburg verlassen habe, an Stricken sich herablassend; aber vorher habe sie noch von ihren schlafenden Söhnen Abschied nehmen wollen und in ihrem Schmerze den älteren, Friedrich, so tief in die Wange gebissen, daß er von nun an den Namen „der Gebissene“ führte. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß er bei seinen Zeitgenossen nur den Beinamen „der Freudige“ hatte. Die Kaiserstochter irrte hülflos durch das Land, bis sie zuletzt nach

Frankfurt kam, dessen Bürger sie ehrenvoll aufnahmen, wo sie jedoch ihrem Grame in kurzer Zeit erlag (1270). So vielfacher Jammer verfolgte die Glieder des Hohenstaufischen Hauses, das noch wenige Menschenalter vorher in zahlreichen Zweigen blühte, allen Fürstengeschlechtern seiner Zeit voranstrahlend an Fülle der Kraft und jeder Gabe, welche die Natur ihren vorzüglichsten Günstlingen verleiht.

---

27. Die sicilische Vesper.

(1282, 30. März.)

Die Kirche hatte nunmehr in ihrem hartnäckigen Kampfe mit dem verhaßten Fürstengeschlecht vollständig obgesiegt, dadurch aber auch selbst äußerlich nicht viel gewonnen. Ihr Schützling, der neue König von Neapel, Karl, wuchs bald an Macht so, daß sie wieder eines Schutzes gegen diesen bedurfte. Als Haupt der Guelfen (so hieß in Italien fortwährend die den deutschen Kaisern feindliche Partei) gelang es ihm, sein Ansehen in ganz Italien geltend zu machen; er streckte seine Hand nach der römischen Kaiserkrone aus, während er zugleich Anstalten traf, dem griechischen Kaiser seinen Thron zu entreißen, und an den östlichen Küsten des Mittelmeeres seinem Hause ein großes Reich zu gründen gedachte. Da sich einige Päpste, wie Gregor X. und Nicolaus III., um seine Macht zu brechen, wieder nach Deutschland wandten, wußte er sich solchen Einfluß auf die Papstwahl zu erzwingen, daß nur seine Werkzeuge erhoben wurden. Aber eben als sein Ehrgeiz und seine Habsucht den Gipfel erreicht zu haben schienen, ward er von seiner Höhe herabgestürzt.

Nach Konradin's Niederlage war Sicilien mit leichter Mühe wieder unterworfen worden. Länger und fast bis auf den letzten Mann hatten sich die Saracenen vertheidigt. Allein der Uebermuth, mit welchem die Franzosen ihre Unterthanen behandelten, die Verfolgungen, welche sie über eine Menge von Leuten als angeblichen Anhängern Konradin's ergehen ließen, erregten von Tage zu Tage größere Unzufriedenheit. Am tiefsten wurde dieser Druck in Sicilien empfunden, das von den Hohenstaufen bevorzugt, jetzt auf jede Weise hintangesetzt und gekränkt wurde. Johann von Procida, ein unternehmender Mann, faßte den Entschluß, dieser Unterdrückung ein Ende zu machen. Er war aus einer angesehenen Familie in Salerno, Besitzer der Insel Procida, und in der Arznei-

kunde erfahren. Als Anhänger Konradin's hatte er zwar seine Güter vor den räuberischen Händen des Königs nicht retten können, aber sein Leben brachte er in Sicherheit durch die Flucht an den aragonischen Hof, wo er die freundlichste Aufnahme und Entschädigung für seinen Verlust gefunden hatte. Voll Haß gegen die Franzosen und voll Treue gegen das Hohenstaufische Haus, erregte er den König von Aragonien Peter III. (1276—1283) und dessen Gemahlin Constantia, eine Tochter König Manfred's, zur Rache gegen Karl und zur Befreiung der Unterdrückten. Da Peter sich nicht für stark genug hielt, zog Johann von Procida überall umher, um ihm Bundesgenossen zu verschaffen. Er ging heimlich nach Sicilien, entdeckte sich mehreren Mißvergnügten, und fand, daß er auf diese Insel am meisten werde rechnen können. Als Barfüßermönch verkleidet, reis'te er auch nach Constantinopel zu dem griechischen Kaiser, der, mit der Absicht Karl's von Anjou, ihm sein Reich zu entreißen, nicht unbekannt, diesen gern in seinen eigenen Staaten beschäftigt sah. Er gab Hülfsgelder, und versprach den sicilischen Baronen Waffen. Nun faßte Peter von Aragonien Muth. Er fing an, eine Flotte auszurüsten, und da er vorgab, damit gegen die Ungläubigen in Afrika kreuzen zu wollen, so erhielt er Geldbeiträge dazu vom König von Frankreich, und, wie man sagt, sogar von Karl von Anjou selbst. In der That wollte er nach Afrika segeln, um dort zu erwarten, was in Sicilien geschehen werde.

Ehe er aber noch mit seinen Schiffen an der afrikanischen Küste erschien, war schon die von Johann von Procida geleitete Verschwörung durch einen Zufall zum Ausbruch gekommen (am Ostermontage, den 30. März 1282 Nachmittags). Die Bürger Palermo's waren gewohnt in der Kirche von Montreal, die etwas entfernt von der Stadt liegt, die Vesper zu hören. Es war ein gewöhnlicher Spaziergang, und die Franzosen selbst nahmen an dem Feste Theil; aber sie hatten untersagt, Waffen zu tragen, mit denen man sich sonst an diesem Tage immer zu üben pflegte. Unter diesem Vorwande erlaubte sich ein unverschämter Franzose, Namens Drouet, gegen eine junge adelige Dame, die mit ihren Eltern und ihrem Bräutigam hinausgekommen war, grobe Unanständigkeiten, als wolle er untersuchen, ob sie nicht gegen das Verbot Waffen bei sich führe. Ihre Angehörigen sprangen entrüstet hinzu, alle Vorübergehenden fühlten sich gleich sehr beleidigt, Drouet ward erstochen, und in einem Augenblick sah man tausend verborgene Dolche entblößt, tausend Augen nach Rachopfern umherschauend. Der Schritt war einmal gethan, in wenig Minuten war das Morden allgemein. Statt der Vesper erfolgte ein Blutbad, in welchem alle Franzosen niedergemacht

wurden. Kein Einziger fand Gnade; man ſpürte ſo lange herum, bis man jede Spur der Fremdlinge in ganz Palermo vertilgt zu haben glaubte. Der Aufſtand verbreitete ſich von hier aus durch die ganze Inſel. In Catanea kamen allein achttauſend Franzoſen ums Leben. Um ſie zu erkennen, ließ man, wie erzählt wird, jeden Unbekannten das Wort Cioeri ausſprechen, welches den Franzoſen unmöglich war. In Taormina, wohin ſich Viele geflüchtet hatten, ging es eben ſo; in Meſſina, welche Stadt, da ſie durch die ſtärkſte Beſatzung im Zaum gehalten wurde, am ſpäteſten den Aufſtand wagte, wurden dreitauſend Franzoſen ermordet. In ganz Sicilien wurden nur zwei franzöſiſche Edelleute verſchont. Ein ſchreckliches Todtenopfer für die Manen Konradin's!

Karl von Anjou befand ſich eben beim Papſte Martin IV., als er die entſetzliche Nachricht erfuhr. Er biß vor Wuth in ſeinen Stockknopf, und ſchwur den Sicilienern fürchterliche Rache; der Papſt that ſie in den Bann. Als aber Karl Meſſina mit großer Macht ängſtigte, landete Peter von Aragonien mit dreißigtauſend Kriegern, ließ ſich in Palermo zum König krönen, zwang Karl zur Aufhebung der Belagerung und vernichtete einen bedeutenden Theil ſeiner Flotte. So wurde Peter Herr von Sicilien, und obſchon der Kampf zwiſchen dieſen beiden Königen und ihren Nachkommen noch lange fortdauerte, blieben doch alle Verſuche der Franzoſen, wieder zum Beſitz der Inſel zu gelangen, vergeblich. Im Jahre 1302 kam endlich ein Friede zu Stande, kraft deſſen Peter's von Aragonien dritter Sohn, Friedrich*), König von Sicilien (der Inſel) blieb; Karl II. aber, des 1285 geſtorbenen Karl's I. Sohn, ſich mit dem feſten Lande von Unteritalien oder dem Königreiche Neapel begnügen mußte. Die Kirche beſtätigte den Vertrag, nicht allein weil auch Friedrich ſich für ihren Lehnsmann erklärte, ſondern weil ſie die Theilung der neapolitaniſchen Macht ihrem Vortheil am angemeſſenſten fand.

*) Als Peter 1285 ſtarb, folgte ihm in Sicilien zuerſt ſein Sohn Jakob, dann, als Jakob König von Aragonien wurde, 1296 deſſen Bruder Friedrich.

28. Zwischenreich in Deutschland.

(1250—1272.)

Wir kehren zum deutschen Reiche zurück, das wir bei Friedrich's II. Tode unter dem Gegenkönige Wilhelm von Holland verlassen haben. Schrecklich waren die Wunden, die der erbitterte Kampf der Päpste mit den Hohenstaufen diesem Reiche geschlagen hatte. Die Zwietracht hatte alle Bande alter Sitte und Ordnung zerrissen, die Fürsten und Stände bekriegten sich unter einander, plünderten und verheerten das Land, unbekümmert um das Oberhaupt, und der niedere Adel fand Lust und Erwerb an Wegelagerung und Straßenraub. Jeder mußte sich selbst schützen. Da die Bürger unter diesen Unordnungen am meisten litten, so traten 1254 mehr als sechzig, meist an den Rheinufern gelegene Städte zusammen, und errichteten einen Bund (der rheinische genannt) zum Schutze ihres Handels und Gewerbes und zu gemeinsamer Hülfe gegen Friedebrecher. Mainz und Worms standen an der Spitze. Jährlich sollten vier Hauptversammlungen in Sachen „des heiligen Friedens" gehalten werden. Die Städte von der Mosel bis nach Basel sollten hundert, die unteren Städte funfzig wohlgerüstete Kriegsschiffe mit Armbrustschützen halten, und außerdem tüchtige Mannschaft zu Roß und zu Fuß, die jede Stunde zum Aufbruch bereit sei. Der Bund ward 1255 von Wilhelm auf dem Tage zu Oppenheim bestätigt.

Nach dem Tode Konrad's war Wilhelm rechtmäßiger König, da die Hohenstaufische Partei zu schwach war, um eine Anerkennung des Knaben Konradin zu bewerkstelligen. Aber der Einfluß Wilhelm's auf Fürsten und Reich wurde darum nicht größer. Die kleineren Stände fanden keinen Schutz, und als auch die geistlichen Herren, welche ihn erhoben hatten, ihm feindselig wurden, sank er in völlige Ohnmacht. Zu Neuß drohte (1252) der Erzbischof von Köln ihn in seinem Palaste zu verbrennen, zu Coblenz fielen die Bürger sein Gefolge an, ein Edelmann plünderte seine Gemahlin in der Umgegend von Trifels auf der Heerstraße aus, und ein gemeiner Bürger warf zu Utrecht, welche Stadt er liebte und deren geschworener Bürger er war, einen Stein nach ihm selber.

In seiner Heimath gerieth er in Fehde mit den Bewohnern Westfriesland's, die, altgermanischen Sitten und Einrichtungen treuer als irgend ein anderer Stamm, sich stets der Oberherrschaft der Grafen von Holland widersetzten, welche diese, gestützt auf Schenkungen deutscher

Kaiser, seit beinah drei Jahrhunderten in Anspruch nahmen. Wilhelm wollte den fortdauernden Kämpfen mit Einem Schlage ein Ende machen und rückte, wegen der morastigen Natur des Landes erst im Winter, mit der ganzen Macht seiner Erblande und einigem Zuzug aus Deutschland in die friesischen Gauen. Als er sich aber (am 28. Januar 1256) auf schwerem Roß und in voller Rüstung zu kühn vorwagte, brach das Eis, und der römische König wurde von einem Hinterhalte der Friesen erschlagen. Er war erst siebenundzwanzig Jahr alt, ein Herr von großer Milde und ritterlicher Gesinnung und in Holland sehr beliebt.

So war denn das Reich wieder ohne Oberhaupt, und seltsam genug auch ohne einen Fürsten, der ein Verlangen gehabt hätte, diese schwere Würde zu übernehmen. Da fielen die geistlichen Fürsten zum ersten Male darauf, die Wahl auf auswärtige Herrscher zu lenken. Der Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, der Gründer des Kölner Doms, der, wie die meisten seiner Vorgänger, die Verbindungen des Niederrheins mit England im Auge hatte, erhob mit seinem Anhang den Herzog Richard von Cornwall, Bruder König Heinrich's III. von England; der Erzbischof von Trier dagegen wählte mit Brandenburg und Sachsen, wohl unter französischem Einfluß, den König von Castilien, Alfons X., den Weisen. Der Erzbischof von Mainz war eben damals ein Gefangener des Herzogs Albrecht von Braunschweig, und die weltlichen Stände sahen fast gleichgültig zu. Alle Verderbniß des Wahlreichs zeigte sich in vollem Maße. Schamlos forderte der Erzbischof von Köln Geld für die Fürsten. Richard bewilligte ihm selbst zwölftausend Mark, dem Herzog Ludwig von Baiern achtzehntausend Pfund Sterling, dem Grafen von Würtemberg tausend Mark ꝛc. Auch Alfons sandte große Summen nach Deutschland, ohne jedoch selber zu kommen.

Merkwürdig ist noch, daß bei dieser Gelegenheit zuerst auf bestimmte und deutliche Weise von sieben Kurfürsten, denen mit Ausschließung der übrigen die Wahl zustehe, die Rede ist. Der Vorrang dieser Sieben ging aus von der Kanzlerwürde der drei rheinischen Erzbisthümer Mainz, Trier und Köln, und den vier Hofämtern des Truchseß, des Marschalls, des Schenken und des Kämmerers, welche die vier großen Herzoge von Franken, Sachsen, Baiern und Schwaben bekleidet hatten. Die Hohenstaufen, welche das fränkische und schwäbische Herzogthum besaßen, ertheilten das Erzkämmereramt des letztern an Brandenburg, das fränkische Erztruchseßamt ging mit der rheinischen Pfalzgrafschaft an die Wittelsbacher über, während Heinrich der Stolze das bai-

rische Erzschenkenamt schon an Böhmen abgetreten hatte, als er zum Besitze des Herzogthums Sachsen gelangt war.

Herzog Richard hatte sich bereits auf einem im Jahr 1240 von ihm unternommenen Kreuzzuge, welcher segensreiche, wenn auch schnell wieder verschwindende Früchte für das heilige Land brachte, als einen tapfern und verständigen Mann gezeigt. Man empfing ihn daher in Deutschland mit guten Erwartungen, und die Stadt Aachen öffnete ihm freiwillig zur Krönung ihre Pforten. Gegen dreißig Fürsten, zwei Erzbischöfe, zehn Bischöfe und an dreitausend Ritter waren bei dieser Feierlichkeit zugegen (17. Mai 1257). Er durchzog hierauf die Städte am Rhein, und kehrte sodann nach England zurück. Im Jahre 1260 kam er wieder, aber auch nur auf einige Monate. Zwei Jahre danach hatte er das Unglück, in England von den aufrührerischen Baronen in dem Treffen bei Lewes gefangen zu werden, die ihn erst nach einem Jahre wieder frei gaben. Papst Urban IV. beschied beide Könige von Deutschland, Richard und Alfons, nach Rom, damit ihre Ansprüche untersucht werden könnten. Er starb aber, ehe etwas entschieden würde, und sein Nachfolger Clemens IV. (1264 — 1268) wiederholte die Vorladungen, ohne daß Jemand erschien. Richard kam darauf noch einmal 1268 zu einem Reichstage nach Worms, und starb endlich am 2. April 1272 in England. Alfons war nie nach Deutschland gekommen. Der größere Theil der Reichsfürsten hatte von keinem von Beiden Kenntniß genommen, und für sie war also das Reich seit Friedrich's II. Tode ganz ohne Oberhaupt gewesen. Man nennt in dieser Hinsicht den Zeitraum von 1250 bis 1272 auch wohl das Interregnum oder Zwischenreich.

---

29. Zustand in der Hohenstaufischen Zeit.

Die Zeit der Staufen gilt für den Höhepunkt deutscher Geschichte. Mit Recht. Nicht mehr wie zur Zeit des großen Karl oder des ersten Otto ist es eine halbcivilisirte Welt, der die Kaiser gebieten, sondern diese stehen mitten in den Strömungen reicher, wenn auch eigenthümlicher Bildung; sie halten die Idee ihrer Würde aufrecht in einer ringenden, mächtig strebenden, spannungsvollen Zeit, die bereits ein Wendepunkt für die Entwickelung aller Staaten ist. Friedrich I. vor allen war in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, wie er es als Kaiser sein sollte,

der anerkannte und bewunderte Führer der Chriſtenheit. Aber ſchon mit ſeinem Sohne, wie hoch auch ſeine Pläne fliegen mochten, begann eine folgenreiche Veränderung in der politiſchen Haltung der Kaiſer, die nun die Herren des entlegenen Süditaliens wurden und damit den Blick von der Heimath abwandten, — eine Aenderung, die dem deutſchen Vaterlande nicht zum Segen gereichte, vielmehr weiter und weiter die Veranlaſſung zum tiefen Sinken deſſelben nach innen und außen ward. In dem Kampfe um Italien und gegen die Päpſte erſchöpften ſich die Kräfte ſelbſt eines Friedrich II.; Deutſchland, dem wenig davon zu gute kam, fiel einer wilden Zerrüttung anheim. Und doch hätte das Land gerade damals am meiſten der theilnehmenden Leitung ſeiner Kaiſer bedurft, da neue, ungekannte Momente des ſtaatlichen wie privaten Lebens in ſchöpferiſcher Regſamkeit ſich an das Licht drängten. Damals nahm das Ritterthum neue Formen an, die Städte erwarben ſich Selbſtändigkeit und Selbſtregierung, die Baukunſt ſchwang ſich zu ſchönerer freierer Thätigkeit auf, die Poeſie feierte ihr erſtes goldenes Zeitalter in deutſcher Zunge.

Es war die Grundanſchauung des Mittelalters, daß die oberſte Regierungsgewalt, wenigſtens in Bezug auf die Kaiſerwürde, göttlichen Urſprunges ſei. Sie theilte ſich indeſſen in die weltliche und geiſtliche, was man ſich durch das Bild der beiden Schwerter, des weltlichen und geiſtlichen, deutlich zu machen pflegte. Der Kaiſer hat die Schirmvogtei (advocatia) der römiſchen Kirche zu verwalten, außerdem allen Hülfsbedürftigen, Wittwen und Waiſen, Schutz zu gewähren; ſeit der Stauſiſchen Zeit war auch die Vorſtellung von einer oberſten Gewalt in allen Landen (dominium mundi) aufgekommen, worauf man den Vorrang des Kaiſers vor allen occidentaliſchen Fürſten und ſein Recht, den Königstitel zu verleihen — wie in Böhmen und Ungarn — gründete. In Deutſchland indeſſen übte der Kaiſer die Reichsregierung nur als König, welche Würde von keiner andern Macht als von der Nation vergeben wurde, wie dies in der Wahl, die freilich mehr und mehr nur von den Fürſten ausgeübt werden konnte, feſtgehalten und anerkannt ward. Das Recht des Königs beruhte vornehmlich in dem Bann, dem Heerbann und deſſen Führung, aber ebenſo ſehr in dem Gerichtsbann*). Die Ausübung des letzteren beſtand vor Allem in der Erhaltung des Landfriedens und in der Anordnung von Gerichten, die aber immer aus Schöffen oder Standesgleichen zuſammengeſetzt waren und für die nur der Vorſitzende

*) Vgl. zu dem Folgenden Walter, Deutſche Rechtsgeſch. 2. Aufl. 332 flg., Zöpfl, Deutſche Rechtsgeſch. 3. Aufl. 480 flg., und Raumer a. a. O. Bd. V.

bestellt ward; die Schöffen fanden auch das Recht. Der König konnte natürlich, so oft er wollte, den Vorsitz selbst haben, jeder Andere hielt das Gericht nur in seinem Auftrage und als sein Beamter ab. Im Allgemeinen saß er selbst nur in Criminalsachen der Fürsten zu Gericht und übertrug übrigens diese Function für die unmittelbaren Reichslande und Reichsdomänen seinem Pfalzgrafen, den Hofrichtern und Reichsvögten. Ein höchstes Gericht gab es kaum, obwohl Friedrich II. allerdings mit der Einsetzung seines judex curiae (1235) eine Zusammenfassung beabsichtigt zu haben scheint. In den Ländern, die nicht unter dem Kaiser unmittelbar standen, hatten bisher die Grafen den Bann gehabt. — Eine gesetzgebende Gewalt stand dem Könige nicht zu, wenigstens nicht allein, und nur so, daß die Nation oder ihre Vertreter, die Fürsten mitwirkten. Dagegen äußerte sich die Macht des Königs desto mehr in der Ertheilung von Privilegien, die im Grunde den Empfänger über das Gesetz oder das, was allgemein gültig war, stellten; ferner in der Lehnsherrlichkeit über alle Fürsten, weltliche und geistliche, von denen jenen die Hoheitsrechte in der Verleihung als Fahnlehn, diesen als Scepterlehn gegeben wurden.

Nicht also allgemeine Staatszwecke waren es, die die königliche Gewalt zu verfolgen hatte, der ganze Staat ward als eine Friedensgenossenschaft betrachtet, bei deren Zusammenhang es zunächst auf die Erhaltung des Landfriedens ankam; der eigentlichen Regierungsrechte waren für den König nur wenige. Er war in dieser Hinsicht in immer engere Grenzen eingeschränkt worden, da, wie wir bei Gelegenheit der salischen Kaiser gesehen, die alte Gauverfassung sich mehr und mehr verloren, die Bedeutung der Herzogthümer dagegen sich gesteigert hatte, so daß die Zahl der vom Könige abhängigen Beamten zum Nachtheil seiner Gewalt unverhältnißmäßig verringert worden war. Aber schlimmer ward das Uebel durch die Entwickelung der Verhältnisse unter den Staufen. Die Immunitäten, d. h. die Berechtigungen für die Grundherrn des Landes, die Gerichtsbarkeit selbst auszuüben, mehrten sich zahllos, der einzelnen Gaue wurden immer weniger, vielmehr verschmolzen sie, da sie einem und demselben Landesherren, der in ihnen Lehen und vielleicht Allodien besaß, überlassen wurden, zu Territorien, zu geistlichen oder weltlichen Fürstenthümern, — ein neuer Ausdruck im Staatsrecht, der die vollständige Wandelung in der thatsächlichen Lage der Dinge anzeigt. Den Anfang zu dieser Veränderung hatten die geistlichen Bezirke gemacht, deren Inhabern die Kaiser zuerst, aus politischen Rücksichten und um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürsten zu haben, ausgedehnte

Immunitäten verliehen hatten (so erhielt Würzburg zuerst mit dem Herzogthum in Franken die Grafschaften seiner Parochie). Natürlich folgten die weltlichen Großen diesem Streben mit großem Eifer; ihnen kam es darauf an, ihre Amtsbezirke, nämlich Herzogthümer oder Grafschaften, mit ihren Besitzungen, Allodien wie Lehen, zu einer Einheit zusammenzuformen, die eine Einwirkung des Königs abzuschneiden im Stande wäre, und alsdann schließlich erblich zu machen. Was nützte der eine bedeutende Vorgang, daß Friedrich I. das große Welfenreich zerschlug, wenn nun die Nachbarn um so mehr Gelegenheit fanden, das, was Heinrich dem Löwen abgenommen war, ihrerseits zur Errichtung eines territorialen Ganzen zu benutzen? Es erfolgte übrigens bei dieser Umwandlung ein doppelter Proceß, der freilich zu demselben Ziele führte. Die Herzöge nämlich, die ursprünglich nur die Vertreter der einzelnen Stämme und Verweser des Heerbannes gewesen waren, das Richteramt aber nicht, oder höchstens in ihren Allodien gehabt hatten, gelangten nunmehr dahin, daß die Grafschaften ihres Bereiches von ihnen, nicht mehr vom Kaiser zu Lehen genommen wurden, so daß sie also innerhalb ihres herzoglichen Gebietes nun auch das Richteramt erwarben und den Bann an die Grafen als an ihre Beamte gaben. Oder es geschah in umgekehrter Weise, indem die Grafen, die noch immer in erster Linie das Richteramt versahen, durch das Zusammenschlagen mehrerer Grafschaften mit ihren eigenen Besitzungen sich zu der Stellung der Herzöge erhoben und dadurch, daß sie die Grafschaften als Fahnlehn unmittelbar vom Kaiser erhielten, zu den Fürsten (principes) gerechnet wurden; in dieser Weise, wie schon früher auseinandergesetzt worden, entstanden die Pfalzgrafen, die Markgrafen, die Landgrafen. Es war dies die natürliche Folge der weiteren Ausbildung des Lehnssystems, wonach der Stärkere den Schwächeren durch persönliche Abhängigkeit an sich kettet und umgekehrt dieser seine Pflichten und Leistungen immer nur auf den nächsten Höheren, von dem er Schutz genießt und dem er in Treue verbunden ist, bezieht.

Es fand nun diese Landeshoheit (dominium terrae) hauptsächlich in dem Bann, in der Gerichtsbarkeit ihren Ausdruck, in so fern der Landesherr die Gerichtsvorstände in den niederen Gerichten, die Zentgrafen, ebenso in den Landgerichten, die größere Striche umfaßten, die Grafen, und endlich auch die Hofrichter an seinem Lehnhofe, wo über Lehnssachen und Vasallenrecht entschieden ward, ernannte. Damit war der wichtigste Zweig der Verwaltung in den Händen der Landesherren; die Führung des Heerbannes gehörte naturgemäß auch zu ihren Befugnissen; bald

auch traten andere Vorrechte, die sonst nur des Königs waren, die sogenannten Regalien, hinzu, als Zölle, Waldungen, Jagd, Fischerei, Münze. Aber bei weitem der wichtigste Gewinn für die Landesherren war der, daß die Erblichkeit der Territorien von Friedrich II. in aller Form anerkannt ward. Also geradezu die Umkehr der natürlichen und in andern Ländern auch erfolgenden Entwickelung: ein gewählter König und erbliche Fürstenhäuser.

Die geistlichen Territorien hatten unter den Bischöfen weltliche Beamte, die den Bann im Namen jener übten; im Uebrigen war der Bischof ebenso Lehnsherr über seine Vasallen und Landesherr auch der freien Leute seines Bezirkes wie die weltlichen Fürsten. Wenn kleinere geistliche Stifter, die nicht das Scepterlehn von dem Kaiser hatten, in weltlichen Territorien lagen, so waren die kirchlichen Personen und Güter von der gräflichen Gerichtsbarkeit der Landgerichte eximirt, sonst aber im Betreff des Heerbannes u. s. w. dem Landesherrn unterworfen. Wie die Erblichkeit für die weltlichen Fürsten, so war auch den Bischöfen von Friedrich II. eine große Concession gemacht, indem er auf das Spolienrecht verzichtete.

Auch da, wo die Kaiser noch die alleinigen Landesherren geblieben waren, in den unmittelbaren Reichslanden, in denen sie durch ihre Beamte, Reichsvögte, Reichsschultheißen, Burggrafen (die letzteren, wo die kaiserliche Vogtei in einer Stadt lag) die Gerichtsbarkeit in ihrem Namen ausüben ließen, verblich ihr Ansehen allmählig und ihre Rechte gingen verloren; denn auch aus diesen Bezirken wurden landesherrliche Territorien, in so fern dieselben in Zeiten der Noth entweder an Nachbarfürsten verpfändet und später nicht wieder eingelöst oder die Beamten geradezu erblich wurden (so z. B. die Burggrafen in Nürnberg).

Fassen wir die staatsrechtliche Stellung des Königs gegenüber den neuerworbenen Rechten der Fürsten zusammen, welche letzteren übrigens schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts so weit befestigt waren, daß sie die Territorien als einen Gesammtbesitz der Familie ansahen und theilten*): so bleibt für den ersteren neben dem Rechte der obersten Heerführung, der Vertretung des Reiches nach außen, und der Berufung und Leitung der Reichstage wenig mehr übrig, als daß er als Oberlehnsherr angesehen ward, wenn schon auch dies Recht noch dadurch gemindert wurde, daß Gesammtbelehnungen für ein ganzes Haus gesucht und ertheilt zu werden pflegten.

*) Ficker, Vom Reichsfürstenstande. I, 247.

Die genannten Veränderungen traten begreiflicher Weise nicht auf einmal ein, sie waren seit lange vorbereitet und fanden erst allmählig ihren Abschluß. Auch trafen sie nicht alle Theile des Reiches in gleicher Ausdehnung, es blieben manche Bezirke unberührt davon. So besaßen die Hohenstaufen selbst bis auf ihren Untergang das Herzogthum Schwaben und die alten Familiengüter in Franken. Hier wuchs zuerst unter ihrem Schutze, dann im Gegensatz zu ihnen, ein Stand zu so erheblicher Bedeutung, wie er sich nirgend anders erhoben hat, die Staufischen Reichs- und Hausministerialen. Es waren dies jene schwäbischen und fränkischen Ritter, die schon unter Friedrich I. den besten Theil seiner Heere gebildet hatten und von Heinrich VI. vielfach zu den wichtigsten Diensten verwandt waren, die später Philipp zur Annahme der Krone bewogen, auf kurze Zeit zu Otto IV. hielten und dann wieder zu dem schnellen Aufkommen Friedrich's II. das Meiste thaten. Schon Philipp war ihrer nicht mehr völlig Herr gewesen; Friedrich II. benutzte sie während seiner ersten Regierungszeit an seinem Hofe und als Beamte in Italien; dann aber verleiteten sie den König Heinrich zur Opposition gegen den Vater, wobei sie im bewußten Gegensatze zu den Fürsten, Bischöfen und Städten des Reiches standen, und wurden erst auf dem Mainzer Reichstage in die alten Schranken zurückgewiesen. Sie hatten während eines halben Jahrhunderts den größten Einfluß ausgeübt; ihre Niederlage führte dann um so mehr dazu, die Macht der Fürsten zu erhöhen*).

Eine andere Neubildung dieser nach allen Seiten schöpferischen Zeit ist die Erhebung der Städte zur Selbstregierung. Nicht nur der große Aufschwung, den die Kreuzzüge anbahnten, das Aufblühen der Gewerbe am Oberrhein und die weite Ausdehnung des Handels am Niederrhein, auch daß die Geldwirthschaft den einfacheren Verkehr verdrängte, alle diese Momente wirkten zusammen, um die Städte zu einer bisher ungekannten Bedeutung zu erheben. Es gab drei Arten, königliche, bischöfliche und landesherrliche, von denen die letzten die mindest zahlreichen waren, zum Theil sogar erst aus den Burgflecken entstanden. Auch für die Städte beförderten die Immunitäten das Fortschreiten der Entwickelung, indem die Bischöfe auf Grund solcher Privilegien die Gerichtsbarkeit den königlichen Beamten oder den Gaugrafen entzogen und an sich brachten und so allerdings die Bürger zunächst in ein abhängiges, halb unfreies Verhältniß herabdrückten, zugleich aber auch den Einfluß

*) Nitzsch, Staufische Studien in Sybel, Historische Zeitschrift III, 322.

fremder Elemente beseitigten. Nicht selten entstand zwischen Stadtbewohnern und Bischöfen der bitterste Streit; allmählig aber setzten sich die bischöflichen Ministerialen als Vertreter ihres Standes so fest, sie wußten die Verwaltung der städtischen Aemter (Zoll, Münze u. s. w.), die sie vorher nur im Auftrage der Bischöfe geübt hatten, von der oberen Gewalt dieser so consequent loszulösen, daß ihnen zuletzt vollständige Selbstverwaltung nicht mehr vorenthalten werden konnte; daß sie schon immer als Schöffen in den Gerichten thätig gewesen waren, mochte ihren Bestrebungen zu Hülfe kommen. So entstand auf diesem Boden aus früher abhängigen und zinspflichtigen Leuten eine neue Art nicht nur ganz freier, sondern adliger Leute, die nunmehr die Interessen der Stadt vertraten und ihre Leitung in einem Collegium versahen, das unter einem magister civium (Schultheißen) stand: die städtischen Patricier. Dem deutschen Wesen entsprechend schlug diese Umwandlung an verschiedenen Orten verschiedene Wege ein (wie denn z. B. Köln sich von andern Städten beträchtlich unterschied); überall aber war die neue Form am Schlusse dieser Periode im Wesentlichen durchgeführt, denn auch die königlichen Städte wußten sich von der Gewalt der königlichen Beamten (Burggrafen) zu befreien. Im Allgemeinen mögen die Kaufleute das Patriciat gebildet haben. Neben demselben standen die Zünfte (officia), die niederen Handwerker, die ursprünglich wohl nicht einmal persönlich frei waren und längere Zeit gebrauchten, bis sie zur Verwaltung der öffentlichen Dinge zugelassen wurden. Wie groß aber die Bedeutung einzelner Städte gewesen sein muß, läßt sich an dem einen Köln abnehmen, das durch seinen Handel nicht allein den ganzen Niederrhein beherrschte, sondern auch, weil es mit England in engster Verbindung stand, eine eigene Politik verfolgte und geltend zu machen wußte; Köln war es, das die Anerkennung des Welfen Otto bewirkte, das seine Erzbischöfe, auch den kräftigen Engelbert, in der Leitung der Reichsangelegenheiten zur Wahrnehmung seiner städtischen Interessen nöthigte*).

Seitdem sich der Bürgerstand auf diese Weise hob und durch Gewerbe und Handel bereicherte, ward der niedere Landadel, theils durch Neid, daß der Bürger an Geld und Gütern ihm überlegen sei, theils aus Lust an einem wilden, unruhigen Leben, das seit den Kriegen Friedrich's I. den freien Leuten vom Lande zur Gewohnheit geworden war,

*) Die Untersuchungen über den Verlauf der städtischen Entwickelung sind noch nicht völlig abgeschlossen. Vgl. Arnold, Verfassungsgesch. der deutschen Freistädte, und Nitzsch, Ministerialität und Bürgerthum.

gegen die Städte getrieben. Seit der Zeit Heinrich's IV. waren auf dem Lande zahlreiche Burgen gebaut worden. Adlige Sitte wurde es nun, von diesen festen Zufluchtsorten oder aus Hinterhalten wehrlose Kaufleute auf den Heerstraßen oder Flüssen zu überfallen und auszuplündern, reichen Gewerbsstädten unter leichten Vorwänden abzusagen, damit man ein scheinbares Recht hätte, ihre Güter und Feldfrüchte zu jeder Zeit zu rauben, u. dgl. Als seit dem großen Bannfluche von Lyon gegen Kaiser Friedrich jeder Unordnung ein breiter Weg eröffnet war, und Niemand dem Uebel wehren konnte, griff dieses Räuberwesen mit reißender Schnelligkeit um sich. Die Raubschlösser vermehrten sich von Jahr zu Jahr, und wenn ein einzelner Ritter nicht im Stande war, einen solchen Bau zu bestreiten, so vereinigten sich mehrere dazu und plünderten nachher in Gemeinschaft. Auch die geistlichen Güter wurden von ihnen keineswegs verschont. Bequemere Kriege konnte man nicht führen, denn jeden Abend war man wieder von dem Streifzuge zurück. Dem Kaiser hingegen nach Italien zu folgen und dort die Ehre des Reichs mit gemeinsamer Kraft retten zu helfen, dafür hatte Niemand mehr Ohren; „bei Sonnenlicht aus- und einzuziehen oder nur für die Landwehr aufgeboten zu werden", das waren die Privilegien, die der Ritter für sich in Anspruch nahm. Es neigte sich allmählig dahin, daß das Reichsoberhaupt, einst so allgemein geehrt, und der Schiedsrichter Europa's, als eine lästige und überflüssige Person im Lande betrachtet ward. Der Sinn für das große Ganze erlosch, weil in der That dieses Ganze nicht mehr als Ganzes vorhanden war. — Die freien Bauern auf dem Lande waren schon in früherer Zeit fast ganz zu Unfreien herabgesunken; nur im Norden Deutschlands, an den Seeküsten, auch wohl in den Bergen der Schweiz hatten sich noch Freie dieses Standes erhalten, von denen aber eben jetzt die Stedinger noch unterdrückt wurden. Doch fehlte es auch hier nicht an Ansätzen zu neuen Bildungen und schon hatte die Bewegung begonnen, die den ganzen Osten Europa's mit deutschen Kolonisten überfluthete und der bäuerlichen Freiheit ein neues Gebiert erschloß (s. Abschn. 30).

Schon im zehnten und elften Jahrhundert hatten die alten Volksrechte, so wie die Capitularien Karl's des Großen, weil sie auf untergegangenen oder veränderten Einrichtungen und Verhältnissen beruhten, allmählig ihre Geltung verloren. Die Fortbildung und Umgestaltung des Rechts ging aber in jenen Zeiten nur sehr selten von Kaiser und Reich aus, die sich mit wenigen ganz allgemeinen Bestimmungen, wie über den Landfrieden, Reichsdienst u. s. w. begnügten. Denn, wie schon oben angedeutet, nicht sowohl als die Quelle der Gesetze ward das Ober-

haupt des Staates angesehen, sondern vielmehr als die Macht, durch Befreiungen Ausnahmen davon zu machen. Im deutschen Volke wurzelte tief die Vorstellung, daß für jede Genossenschaft bis zu den untersten Kreisen hinab, Gesetz und Recht aus den Beschlüssen der Verbundenen, und aus dem Herkommen, welches diesen zu Grunde gelegt wurde, seinen Ursprung zu nehmen habe. So war es auch schon in den ältesten Zeiten gewesen, und keinem Oberherrn fiel es ein, willkürlich in das organisch und unbewußt sich ausbildende Leben des Rechts einzugreifen. Diese Selbstgesetzgebung war vornehmlich in den Händen der Gerichte, welche nach ihren Gewohnheiten sprachen und dieselben auf neue Fälle übertrugen. Wo die Erfahrung nicht ausreichte, verlangten die unteren Gerichtsstätten wohl von dem oberen Richter, daß er ihnen das Recht weise, und ein solches Weisthum galt dann als Grundsatz für ähnliche Streitigkeiten. Doch waren Richter und Schöffen nicht allein thätig; es kamen noch immer die freien und ritterbürtigen Leute an den altüberlieferten Stätten zu den Dingen zusammen, hörten den Ausspruch der Schöffen und billigten oder verwarfen ihn. Auf ähnliche Weise wie das Privat- und Criminalrecht entwickelten sich die öffentlichen Verhältnisse und Zustände durch Verträge der Betheiligten. Wie der Kaiser mit den Reichsständen, die Landherren mit den Landsassen, so schlossen die Vasallen und Ministerialen Uebereinkünfte mit ihren Lehns- und Dienstherren über ihre gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten, und so traten allmählig immer neue oder veränderte Bestimmungen an die Stelle der alten, durch den Lauf der Zeit verdunkelten oder unpassend gewordenen. Gewöhnlich hatten die Dienstleute hierbei gemeinsame Interessen gegen den Herrn, und machten dann auch gemeinsame Sache; neue Ansprüche ließen sich auf diese Weise leichter durchsetzen. Ebenso vertrugen sich die Gemeinden freier und unfreier Leute unter einander und mit der Herrschaft, über Gemeinheitsrechte, gesellschaftliche Anordnungen und Leistungen. So entstanden Dienst- und Hofrechte, Stadtrechte, Bauernküren, Zunftstatuten und ähnliche Rechtsregeln. Wie stark und lebendig aber auch das Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes sein mochte: die Reichsgesetzgebung war sehr spärlich und die Kaiser gelangten nicht dazu, das geltende Recht in allgemeinen Gesetzen zusammenzufassen oder neue Grundsätze aufzustellen. „Es unternahmen daher Privatmänner diejenigen Grundsätze in größeren Arbeiten zusammenzustellen, welche in der Praxis beobachtet wurden; sie beabsichtigten nicht nur den Schöffen zu Hülfe zu kommen, sondern das ganze Recht darzustellen, und ihre Werke beziehen sich sonach nicht nur auf Privatrecht, Strafrecht und Gerichts-

wesen, sondern auch auf das Staatsrecht und das Recht der Kirche. Diese Rechtsbücher sind die ersten wissenschaftlichen Arbeiten über das deutsche Recht; sie sind in deutscher Sprache verfaßt und dies zu einer Zeit, wo das römische Recht noch wenig oder gar nicht gekannt war". Das älteste derselben ist der Sachsenspiegel, in zwei Theile, das sächsische Landrecht und das sächsische Lehnrecht, zerfallend, verfaßt zwischen 1224 — 1235, auf Veranlassung des Grafen Hoier von Falckenstein von einem sächsischen Schöffen aus der Grafschaft Billingshöhe bei Magdeburg, Namens Eike von Repgowe*). Wegen seiner inneren Wahrheit und tiefen Erfassung des Gegenstandes, auch wegen der reichen Kenntnisse und der großen Ausführlichkeit fand das vortreffliche Werk vielen Eingang und gab Veranlassung zu der Abfassung des Deutschenspiegels, der in Augsburg entstanden zu sein scheint, aber in seinem Einflusse von dem Schwabenspiegel verdrängt wurde; beide Rechtsbücher geben nicht nur sächsische Rechtsgewohnheiten, sondern allgemeine deutsche, der Schwabenspiegel lehnt sich sogar an das canonische Recht an und ist in päpstlichem Sinne geschrieben; die Abfassungszeit fällt in die Jahre 1273 — 1282. Aehnliche Rechtsbücher waren schon früher in Italien für das Lehnsverhältniß entstanden. Sie wurden dann durch kaiserliche Gesetze vermehrt, zu einem Ganzen, consuetudines feudorum genannt, verschmolzen, und allgemein in den Gerichten gebraucht; die einzelnen Theile, die sehr verschieden sind, scheinen auf der Universität Bologna zusammengestellt zu sein. Für die übrigen Verhältnisse bestand noch das langobardische Gesetzbuch, zu dem Karl der Große und die folgenden Könige von Italien und Deutschland Zusätze gemacht hatten. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden die einzelnen Bestimmungen systematisch zusammengestellt. Außerdem hatte fast jede Stadt ihre eigenen Statuten.

Nachdem nun die alten Reichsbeamten in Deutschland zu erblichen Fürsten geworden sind, und in den Ländern, die sie regieren, einen gesonderten Staatsvortheil zu verfolgen beginnen, treten neben der allgemeinen deutschen Reichsgeschichte viele Specialgeschichten auf. Die vornehmsten der noch heut zu Tage blühenden deutschen Fürstenhäuser sind in diesem Zeitraum hervorgetreten, wo sie sich meistens auf den Trümmern der aufgelösten Herzogthümer erhoben.

---

*) Vgl. Stobbe, Gesch. der deutschen Rechtsquellen I, 288, und Homeyer, Des Sachsenspiegels erster Theil. 3. Aufl. 1861. S. 13. Der Letztere bestimmt die Abfassungszeit noch genauer auf 1224—1230.

In dem alten Herzogthume Niederlothringen ging der herzogliche Titel auf Brabant über. Die demselben ehemals unterworfenen Grafschaften Limburg, Flandern, Hennegau, Namur, Geldern, Jülich, Kleve, Berg, Holland erscheinen jetzt als unabhängig. Eben so die geistlichen Gebiete: das Erzstift Köln, die Bisthümer Lüttich, Utrecht ꝛc. Köln und Aachen waren Reichsstädte. Vom ehemaligen Oberlothringen (ein Theil davon behielt den Namen Lothringen und den herzoglichen Titel) waren getrennt: das Erzstift Trier, die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, nebst anderen unmittelbaren Stiftern und mehreren weltlichen Besitzungen.

Zu den Ländern, welche ehedem das Herzogthum Franken ausgemacht hatten, gehörten besonders: das Erzbisthum Mainz, die Bisthümer Speier, Worms, Bamberg, Würzburg, die Abtei Fulda, die Grafschaften Henneberg, Nassau u. a., die freien Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg ꝛc. Die in diesen Gegenden liegenden königlichen Güter pflegten von dem Pfalzgrafen am Rhein verwaltet zu werden, ein Amt, das noch ein Sohn Friedrich's I. bekleidet hatte. Die Enkelin dieses Hohenstaufen brachte das Amt, das nun sammt dem Gebiete schon erblich geworden war, an ihren Gemahl, den Wittelsbacher Otto von Baiern, so daß späterhin sich zwei Linien dieses Hauses, in Baiern und in der Rheinpfalz, bildeten. Das Burggrafthum Nürnberg (von der Stadt wohl zu unterscheiden) kam in der Hohenstaufischen Zeit an einen Zweig der aus Schwaben stammenden Grafen von Hohenzollern, und wurde von diesen Herren in der Folge zu zwei Fürstenthümern, Ansbach und Baireuth (oder Culmbach), erweitert. Wie sie von da aus Brandenburg und endlich den preußischen Königsthron erwarben, wird die folgende Geschichte erzählen.

In Schwaben waren die Hohenstaufen die letzten Herzoge. Dafür erscheinen jetzt die Häuser Würtemberg, Baden, Hohenzollern, Habsburg u. s. w. Nirgends erhielten so viel kleine Herren und Städte die Unabhängigkeit als hier. Unter den letzteren waren besonders Augsburg und Ulm ausgezeichnet, so wie in dem bis dahin zu Schwaben gerechneten Elsaß die Stadt Straßburg.

In Baiern blieb das Herzogthum in den Händen der Wittelsbacher den früheren Verhältnissen zwar noch am meisten ähnlich, aber, wie schon oben bemerkt worden ist, in sehr verringertem Umfange. Das Erzbisthum Salzburg und die Grafschaft Tyrol waren selbständig, Regensburg, die alte Residenz der bairischen Herzöge, freie Stadt geworden. Das Erlöschen des Babenbergischen Mannsstammes in Oesterreich hatte sehr wichtige Folgen. Herzog Friedrich der Streitbare nämlich fiel 1246

gegen die Ungarn, und hinterließ keine Erben. Kaiser Friedrich II. wollte das Land als eröffnetes Reichslehen einziehen, konnte dies aber in den Verwirrnissen seiner letzten Jahre nicht durchsetzen, und Markgraf Hermann von Baden, Gemahl der Gertrud, einer Schwestertochter des letzten Herzogs, erwarb einen Theil des Landes. Nachdem er gestorben war (1250), gewann der böhmische Prinz Ottokar die österreichischen Stände, daß sie ihn als Herzog anerkannten, indem er durch eine Heirath mit Margarethen, der Schwester des letzten Babenbergers und Wittwe des in der Gefangenschaft gestorbenen römischen Königs Heinrich ein Anrecht zu begründen suchte. So gewann der Böhme Oesterreich mit Steiermark und Krain, und als er nach dem Tode seines Vaters König von Böhmen (wozu Mähren gehörte) geworden war, auch noch Kärnthen nach dem Tode des letzten kinderlosen Herzogs zu seinen Besitzungen fügte (1269), war er bei weitem der mächtigste Fürst in Deutschland. An das Recht des jungen Friedrich, Gertruden's Sohn, dachte Niemand. Es ist derselbe, der mit seinem Freunde Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel starb; wegen seiner Ansprüche heißt er in der Geschichte auch Friedrich von Oesterreich.

Wie das alte Sachsen, d. h. Niedersachsen und Westphalen, mit Heinrich's des Löwen Aechtung zerfiel, und dessen Nachkommen nur Braunschweig und Lüneburg behielten, seit Friedrich II. als Reichslehn und mit dem Namen eines Herzogthums, hat die bisherige Geschichte gezeigt. Aus dem alten Sachsen gingen die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim, Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, Osnabrück, Verden, Paderborn und Münster, die Grafen von Holstein und Oldenburg, die Fürsten von Anhalt, die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen ꝛc. als unabhängig hervor. Ebenso wurden die Fürsten von Mecklenburg und Pommern, welche Heinrich der Löwe sich unterworfen hatte, von der sächsischen Hoheit frei und deutsche Reichsfürsten. Der Name des Herzogthums Sachsen aber, mit welchem bisher ein so großer und schöner Theil Deutschland's bezeichnet worden war, ging auf einige kleine Landstriche über, welche der von Kaiser Friedrich I. eingesetzte Herzog Bernhard von Ascanien selbst besaß. Es war die kurz vorher den Slaven entrissene Umgegend von Wittenberg. Zu dieser ward zwar nach Bernhard's Zeiten durch Herzog Albrecht zum Lohn für den Beistand, den er gegen Waldemar von Dänemark geleistet, noch das Lauenburgische gewonnen, aber bald wieder davon getrennt, indem zwei Linien entstanden, eine zu Lauenburg und die andere zu Wittenberg, deren jede, trotz ihrer geringen Besitzungen, den herzoglichen Titel von Sachsen führte.

Die Markgrafen von Meißen waren ursprünglich Grafen von Wettin. Einer derselben, Konrad, tauschte 1144 das damals noch unbedeutende Leipzig von dem Bischofe von Merseburg ein. Im Laufe desselben Jahrhunderts erlangten diese Fürsten durch die Entdeckung der Silberbergwerke im Erzgebirge große Reichthümer, und im folgenden erwarb Markgraf Heinrich der Erlauchte Thüringen, als Neffe des letzten Landgrafen, des Gegenkönigs Heinrich Raspe. Doch hatte er einen langwierigen Krieg mit einer andern Verwandten, der Herzogin Sophie von Brabant, der Tochter der heiligen Elisabeth, zu führen, die zuletzt das bis dahin mit Thüringen verbunden gewesene Hessen für ihren noch unmündigen Sohn Heinrich erwarb, welcher Stammvater des jetzigen hessischen Hauses wurde. Markgraf Heinrich der Erlauchte war der prächtigste Fürst seiner Zeit. Selbst Kaiser Friedrich II., als er seine Tochter Margarethe mit einem Sohne Heinrich's vermählte, erstaunte über den Glanz seines Hofstaats. Dieser Sohn war der (oben S. 239) schon erwähnte Albrecht der Entartete, der von seinem Vater Thüringen erhalten hatte.

In der Reihe der ehemals slavischen, während der Hohenstaufischen Zeit erst für das Christenthum und deutsche Nationalität gewonnenen Länder wuchs besonders die Mark Brandenburg unter den ascanischen Fürsten kräftig empor. Zwei wackere Brüder, Johann I. und Otto III., welche unter Friedrich II. und bis in das Zwischenreich herrschten, vergrößerten den Staat durch die Uker- und Neumark und die Oberlausitz, und sorgten für Anbau und Gewerbe. Auch hatten die Ascanier die nach Jahrhunderten so wichtig gewordene Lehnsherrlichkeit über Pommern erworben. — So entwickelten sich in unserm Vaterlande allmählig die Gestaltungen, welche wir in den späteren Jahrhunderten hier erblicken.

Im oberen Italien zerfiel das Staatsleben ohne alle zusammenhaltende Mächte in noch kleinere und gegeneinander ganz selbständige Kreise. Nachdem schon die Eroberungen der Römer die alten Stammesunterschiede vernichtet hatten, und dann selbst zu Grunde gegangen waren; nachdem auch durch die Ansiedelungen der Lombarden und Normannen nur ein allgemeiner Gegensatz des Nordens und Südens hervorgerufen war, fehlten hier die Momente, welche in Deutschland den Kern zu größeren Vereinigungen bildeten. Die Gewalt der geistlichen Herren über Adel und Städte war schon durch Konrad II. und durch den Kampf Heinrich's IV. und Gregor's VII. gebrochen worden. Ungehindert hatten die Stadtgemeinden seitdem ihre Selbständigkeit entwickelt, bis Friedrich I. es unternahm, sie in das alte Verhältniß zum Reiche zurückzubringen.

Dieser Versuch mißlang, das Ende des Kampfes war die förmliche Bestätigung der meisten Rechte, welche die Bürger bis dahin usurpirt hatten. Zur Zeit Friedrich's II. hatte die neue Freiheit schon zu inneren Kämpfen geführt. Fast überall erhob sich das geringere Stadtvolk gegen den städtischen Adel, der sich aus den Freien und den Lehnsleuten der ursprünglichen Gemeinde gebildet hatte; es stritt der Landadel gegen die Patricier, es befehdeten sich die städtischen Adelsfamilien unter einander. Um Unterstützung zu gewinnen, erklärte man sich für den Kaiser oder den Papst. Das Resultat aller dieser Bewegungen war die Auflösung des noch übrigen Einflusses der Geistlichen auf die Städte durch Rechte und Güter, so wie die kaiserliche Gewalt schon längst gebrochen war. In den Guelfischen Orten mußte der Klerus große Opfer bringen, um seiner Partei die Oberhand zu erhalten, in den Ghibellinischen wurde er stark gebrandschatzt. So bildete sich hier ein neues und einfacheres, mittelalterlichen Interessen schon sehr entfremdetes Staatsleben. Was nach den Hohenstaufen von Deutschland aus für Italien unternommen worden ist, hat nur vorübergehende Wirkung gehabt, und durch das Aufhören der ordnenden und zurückdrängenden Thätigkeit der deutschen Kaiser ist der letzte Antrieb verschwunden, welcher die Italiener vor Erschlaffung und gänzlichem Auseinanderfallen bewahrt hatte. Der fortdauernde Kriegszustand aber zwischen den Städten und den einzelnen Factionen zeigte damals bald das Bedürfniß größerer Einheit in der Führung der Staats- und Militärangelegenheiten, und eröffnete so allmählig mächtigen Adelsgeschlechtern die Aussicht, dereinst an die Spitze zu treten.

---

30. Eroberung Preußens durch den deutschen Ritterorden *).

Auf das Streben der Franzosen und Italiener, ihrem Leben in den östlichen Ländern, an den Küsten des Mittelmeeres eine größere Entfaltung zu geben, ist oben hingedeutet worden. Aber während diese Gründungen in weiter Ferne und unter fremdartigen Verhältnissen schon wieder zu verschwinden beginnen, wurde auf gesicherterem Boden und nach längerer Arbeit deutsche Sitte, Bildung und Sprache zugleich mit dem

*) S. Voigt's Geschichte Preußens, Bd. I. bis III. Vgl. auch Watterich, Die Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen.

Christenthume siegreich über weite Länder am baltischen Meere ausgebreitet, die bis dahin durch Glaube und Gesittung von dem Kreise der in der Cultur fortschreitenden Nationen Europa's ausgeschlossen waren. Während Deutschland als Gesammtreich schon von der erstiegenen Höhe herabsinkt, werden hier Keime zu Staatenbildungen gelegt, welche im Laufe der Jahrhunderte den Schwerpunkt deutschen Lebens vom Rheine weit nach Osten hinübergezogen haben. Es ist ein Beweis hoher politischer Befähigung des deutschen Volkes, daß diese Colonisation vermittelt ward durch den mönchisch-ritterlichen deutschen Orden, während die Johanniter und Templer, die reicher ausgestatteten Brüder desselben, keine ähnliche Gründung zu Stande brachten.

Schon der Bekehrungseifer früherer Jahrhunderte hatte sich an dem Lande nord- und ostwärts von der Weichsel, berühmt als Vaterland des hochgeschätzten Bernsteins, versucht; aber ohne Erfolg. Die Bewohner desselben, seit dem elften Jahrhundert mit dem Namen Preußen belegt, obschon dem Ackerbau und mancher geselligen und bürgerlichen Ordnung nicht fremd, standen doch auf einer niederern Stufe der Bildung als die alten Germanen. Neben ihren Königen oder Reiks behaupteten die Oberpriester, Griwen genannt, deren es wahrscheinlich in jeder Landschaft einen gab, ein vorzüglich hohes Ansehen. Sie waren die obersten Richter, und die Befehle, die sie als Priester ertheilten, galten als der Wille der Götter. Der Griwe wußte dieses Ansehen durch das geheimnißvolle Dunkel, in welches er sich hüllte, zu erhalten und zu befestigen. So selten zeigte er sich dem Volke, daß ihn gesehen zu haben für ein hohes Lebensglück galt. Als nun diesen mächtigen Priestern, deren Herrschaft durch das Alter von vielen Jahrhunderten fest begründet war, die christlichen Glaubensboten entgegentraten, voll Demuth, ohne Pracht, Glanz und Macht, als Männer, die nur in Entsagungen und Entbehrungen ihre Tugend und ihr Verdienst suchten, als Lehrer, welche die waltenden Götter des Volkes taube und stumme Götzen nannten, und dagegen zur Verehrung eines Wesens ermahnten, das nicht zu schauen und nie zu begreifen war: da war es wohl nicht zu verwundern, wenn ihnen Mißtrauen und Haß entgegentrat, wenn ihnen ihr frommer Eifer mit Schmach und Verfolgung, ja mit dem Tode gelohnt ward. Einen solchen Märtyrertod starb im Jahre 997 der heilige Adalbert, der seinen bischöflichen Stuhl zu Prag wegen der zügellosen Rohheit der Böhmen verlassen hatte, und dem Evangelium unter den Preußen eine Stätte bereiten wollte; und elf Jahre nach ihm traf den Benedictiner Bruno dasselbe Schicksal. Im elften Jahrhundert suchten die polnischen Herzöge sich die

Preußen zu unterwerfen, aber erfolglos. Mußte das Volk auch zuweilen, durch die Gewalt der Waffen gezwungen, Tribut geloben und Geiseln stellen, so warf es doch das verhaßte Joch immer schnell wieder ab. So standen die Preußen auch im Anfange des zwölften Jahrhunderts auf der Seite der Pommern, als diese ihre Unabhängigkeit gegen den polnischen Herzog Boleslav III. Krzywousty (Krummmaul) zu vertheidigen strebten. Wenn ihnen das Bekenntniß des Christenthums zur Friedensbedingung gemacht ward, und dann einige der Vornehmeren die Taufe nahmen, so betrachteten sie es, eben weil es von ihren Feinden kam, nur als ein lästiges Joch, dessen sie sich stets wieder entledigten, so oft sie neue Kraft und neuen Muth in sich fühlten. Und diese Abneigung gegen den christlichen Glauben stieg noch höher, und wurde zum heftigen Abscheu, als sie sahen, welche Folgen das Christenthum in dem benachbarten Pommern, wo es seit 1124 durch die Bemühungen des Bischofs Otto von Bamberg festen Fuß gefaßt hatte, nach sich zog; welche schwere Lasten dort das Land jetzt drückten, welche Länderstrecken den Bewohnern entzogen wurden, um Kirchen und Klöster damit zu bereichern, wie die einwandernden Deutschen die fruchtbarsten Gegenden in Besitz nahmen, und auf alle Weise bevorrechtet, die einheimischen Slaven dagegen zurückgedrängt, verachtet und in Armuth gestürzt wurden, und Leben, Sitte und Sprache der Urväter erlöschen sehen mußten. Die Kraft dieses gesteigerten Volkshasses der Preußen mußte der Polenherzog Boleslav IV. erfahren (der Sohn des 1139 gestorbenen Boleslav III.), den wir schon oben in der Umgebung Friedrich's I. und als Bekämpfer seines Bruders Wladislav kennen gelernt haben. Er faßte den Gedanken der Unterwerfung Preußens wieder auf, fiel in das Land ein, und brachte viele der erschreckten Bewohner für den Augenblick zum Christenthum. Kaum jedoch war das Land von den fremden Kriegern verlassen, als sich das Volk auch wieder dem Glauben der Väter zuwandte. Da kam der ergrimmte Herzog von neuem mit großer Heeresmacht herbei, um das ganze störrige Volk zu vertilgen. Aber die Preußen lockten ihn in Sümpfe, wo das polnische Heer sich bald von den erbitterten Feinden umgeben sah, und ohne nur Widerstand leisten zu können, entweder in den Morast versank oder erschlagen ward. Nur mit wenigen Begleitern rettete sich der Herzog (1161).

Polen befand sich seit dem Tode Boleslav's III. in einem Zustande heilloser Verwirrung. Reichstheilungen und das von Boleslav gegebene Gesetz, daß immer der Senior der Familie Krakau besitzen und den Vorrang vor den übrigen Nachkommen als Großherzog haben sollte, riefen

zerrüttende Bruder- und Bürgerkriege und verderbliche Parteiungen unter den Großen hervor; alle Ordnung löste sich auf, Bildung konnte nicht aufkommen, und die einzelnen Theile des Landes waren schwach gegen die Nachbarn. So wurde im Jahre 1206, bei einer abermaligen Theilung des Landes, Masovien ein unabhängiges Herzogthum, aber Herzog Konrad, dem es zufiel, ein leidenschaftlicher, grausamer, im Unglücke kraft- und rathloser Fürst, war nicht im Stande, sein durch die inneren Kämpfe ohnehin zerrüttetes Land gegen die Raub- und Plünderungskriege der seit jenen Unterjochungsversuchen erbitterten Preußen zu schützen, und fand eben so wenig bei den Nachbarn Hülfe.

Indeß waren im höhern Norden durch die Bestrebungen, dem Christenthume Eingang zu verschaffen, folgenreiche Veränderungen vorgegangen. Es war im Jahre 1158, als Kaufleute aus Bremen (vielleicht auch aus Lübeck) nach der Mündung der Düna kamen, und mit den Liven einen friedlichen Handelsverkehr anknüpften, den häufige Besuche befestigten. An den Handel knüpfte sich die Sache der Religion. Nach mehr als zwanzig Jahren begleitete die Bremer ein Augustinermönch Meinhard, ein hochbetagter Greis, aber noch voll frischen Muthes und jugendlicher Kraft. Er ging mit großer Behutsamkeit zu Werke, und trotz mancher Schwierigkeiten hatte das Bekehrungswerk Fortgang. In Ykeskola (Ixkul) an der Düna errichtete er die erste christliche Kirche in jenen Gegenden. Als er aber von einer Reise nach Bremen, wo er auf des Papstes Geheiß zum Bischof der neuen Kirche in Livland geweiht worden war, zurückkehrte, fand er zu seinem großen Kummer sein Werk fast gänzlich wieder vernichtet. Die meisten der getauften Liven hatten sich an die Düna begeben, um durch das Wasser des Stromes, wie sie wähnten, die Taufe wieder von sich abzuwaschen. Nach Meinhard's Tode (1196) ging es seinem Nachfolger Berthold nicht besser; die erbitterten Liven schworen ihm den Tod, dem er sich nur durch schleunige Flucht entziehen konnte. Da ließ Papst Cölestin III. gegen die Liven das Kreuz predigen. Noch war die Zeit, wo diese Predigten großen Eindruck machten, wo jeder glaubte, im Streite für die Kirche das Ziel der Seligkeit zu finden. Da schien es denn Manchem erwünscht, das abgelegte Gelübde in Europa gegen ein minder furchtbares Völkchen, als der Glaubensfeind in Asien war, erfüllen zu können, und es kam ein nicht unbedeutendes Heer, welches die Liven mit den Waffen zum Christenthum nöthigte. Aber kaum hatte es den Rücken gewandt, so spotteten sie der erzwungenen Bekehrung von neuem, und die christlichen Geistlichen mußten aus dem Lande fliehen. Der neu erwählte Bischof für Livland, Albert, war dem schwie-

rigen Werke weit mehr gewachsen als seine Vorgänger, denn er verband mit großen geistlichen Tugenden Erfahrung in den Welthändeln, Besonnenheit und Klugheit. Er kam (1199) an der Spitze eines neuen Kreuzheeres, und nöthigte die erschrockenen Heiden von neuem zu Friede und Taufe. Da er aber wohl sah, wie große Erbitterung noch unter den Liven herrschte, wie schwer es halten würde, die festen Wurzeln des alten Götterglaubens auszureißen, und wie unzureichend der Schutz der nach Jahresfrist stets wieder heimkehrenden Pilgerheere gegen einen neuen sehr zu befürchtenden Abfall des Volkes sei, so beschloß er einen besondern Ritterorden zu gründen, dessen Zweck es sein sollte, das Reich des Glaubens und der Kirche unter den Völkern des Nordens immer mehr zu verbreiten, und eine dem Landesbischof in jedem Augenblicke bereite Heeresmacht zu bilden. Innocenz III. gab gern seine Einwilligung, und so entstand der neue Orden der „Brüder des Ritterdienstes Christi," von dem Zeichen des Schwertes, welches sie, neben dem allen geistlichen Ritterorden gemeinsamen Kreuze, auf dem weißen Ordensmantel trugen, gewöhnlich Schwertbrüder genannt. In wenigen Jahren war die Zahl der Ordensgenossen schon ziemlich bedeutend. Daneben war der Bischof fortwährend bemüht, auch noch die Kreuzzüge nach Livland in Bewegung zu erhalten, und um den Christen einen festern Vereinigungspunkt zu gewähren, gründete er schon im Jahre 1200 die Stadt Riga. Indeß gedieh auch in der Folge das Werk der Bekehrung in Livland nur unter unaufhörlichen, schweren und harten Kämpfen. Zur Zerstörung des christlichen Glaubens und der deutschen Herrschaft im Lande verbanden sich mehrmals mit den noch unbekehrten Liven nicht nur die umherwohnenden heidnischen Völker, die Esthen, Lithauer und Semgallen, sondern auch mehrere benachbarte russische Fürsten, welche durch die Ausbreitung der deutschen Macht in jenen Gegenden ihren bisher dort geübten Einfluß beeinträchtigt und zerstört sahen. Leider erhoben sich auch zwischen dem Bischofe und dem Orden Streitigkeiten, welche dem Fortgange der gemeinsamen Angelegenheit nachtheilig wurden. Da indeß alter Haß unter den verschiedenen heidnischen Völkern ihre Bündnisse immer wieder störte und zerriß, da sie kluger Leitung und geschickter Anwendung ihrer Kraft ermangelten, so blieb zuletzt doch der Sieg dem Kreuze. Daher gelang es dem Orden, nach einiger Zeit (1217) auch Esthland zu unterwerfen.

Diese Vorgänge überzeugten den Herzog Konrad von Masovien, daß auch die Preußen nur zu zähmen sein würden, wenn man sie für

das Christenthum gewönne, und so begünstigte er jeden darauf abzielenden Versuch. Unter seinem Schutze trat der Bernhardinermönch Christian in der zunächst an Masovien grenzenden preußischen Landschaft, dem Kulmerlande, als Bekehrer auf. Diesem gelang es zuerst, dem Evangelium hier einigen Eingang zu verschaffen, und als er sich darauf nach Rom begab, von dem Erfolge seines Werkes Bericht abzustatten, wurde er von Innocenz III. zum Bischof von Preußen ernannt. Aber auch er hatte den Schmerz, bei seiner Rückkehr seine Pflanzung durch Einfälle der heidnischen Preußen in großer Bedrängniß zu sehen. Es gelang ihm zwar, zum Schutze derselben ein Kreuzheer unter die Waffen zu rufen (1219), welches besonders das schon christliche Kulmerland, wo er in der Burg Kulm den Sitz seines Bisthums hatte, schützte. Aber kaum hatten diese Pilger den Rücken gekehrt, als auch die Preußen ihre zerstörenden Raubzüge wieder begannen. Eben so wenig wollte es dem Bischofe mit einer nach dem in Livland gegebenen Beispiele gestifteten Verbindung der „Ritterbrüder von Dobrin" gelingen, denn schon in den ersten Tagen seines Daseins wurde dieser Orden fast gänzlich wieder vertilgt, indem die meisten Ritter in einer Schlacht wider die Preußen fielen. Die schwachen Reste der Dobriner Verbindung wurden in der Folge mit dem deutschen Ritterorden verschmolzen.

Dieser Orden hatte sich damals, ein Menschenalter nach seiner Entstehung, schon zu großer Bedeutung erhoben, wie an Ansehen und Gewicht vor der Welt, so an Umfang und an Reichthum seines Einkommens und seiner Besitzungen. Den größten Aufschwung nahm er unter der Leitung Hermann's von Salza, der im Jahre 1210 Hochmeister geworden war, eines Mannes, der uns in jener wirren und leidenschaftlich erregten Zeit fast als die einzige von allen Parteien gleich sehr anerkannte Persönlichkeit entgegentritt, der auf den Kaiser wie auf den Papst denselben Einfluß übte, der eine liebenswürdige und feine Natur, den Weltverstand und weiten Blick des Staatsmannes mit der Rechtschaffenheit und Treue des Ehrenmannes vereinte. An ihn wandte sich im Jahre 1226 Herzog Konrad von Masovien, um die Unterstützung seines Ordens gegen die Preußen zu gewinnen, wie dieser eben vorher gegen die Kumanen in Siebenbürgen verwandt worden war. Konrad umging bei dieser Gelegenheit die Rechte, welche er dem Bischof Christian, der mittlerweile vom Papste in die Stellung eines Metropoliten für Preußen erhoben war, über das Kulmer Land zugestanden hatte, und verhieß dasselbe dem Orden für seine Mühe. Noch während die Bevollmächtigten Hermann's

mit Konrad und Christian unterhandelten, bestätigte Kaiser Friedrich dem Orden die Schenkung Konrad's *); da aber Bischof Christian von seinen Rechten nichts aufgeben wollte, so ward 1229 eine zweite Gesandtschaft nach Preußen abgeordnet, die wegen eines neuen siegreichen Vordringens der heidnischen Preußen den Herzog zu größeren Anerbietungen und Christian wenigstens zu Zugeständnissen bereit fand. Es kam dem Orden darauf an, ein Land zu erwerben, in dem er unabhängiger Besitzer unter alleiniger Oberhoheit des Kaisers wäre, zugleich aber mußte er wünschen, daß ihm auch sein von den Päpsten ertheiltes Privilegium unverkümmert bliebe, wonach er keiner geistlichen Jurisdiction unterworfen sein sollte. Die üble Lage, in der sich Konrad befand, ermöglichte in rascher Frist das Erwerben des Landes als Eigenthum; da aber Christian bei einem abermaligen Raubzuge der Samländer gefangen worden war, so war es für Hermann nicht schwer, auch bei Papst Gregor IX. eine Bulle zu erwirken, nach welcher der Orden das Land als päpstliches Lehn besitzen und auch die Abgrenzung der kirchlichen Sprengel als oberster Bischof vollziehen sollte (1236) **). Inzwischen war bereits seit 1226 eine Ordensmacht an der Weichsel thätig gewesen. An ihrer Spitze stand Hermann Balk (Balko), der umsichtig und tapfer die Leitung des Krieges gegen die Preußen in die Hand nahm. Seine Nachfolger in dieser Würde führten den Titel: Landmeister. Es war nur eine sehr kleine Schaar, welche Hermann Balk herbeiführte, und es würde unbegreiflich sein, wie diese wagen oder nur hoffen konnte, ein Volk zu unterwerfen, welches mehr Tausende zählte, als sie Einzelne, wenn ihr nicht die Macht der Ueberzeugung von dem unausbleiblichen Siege des Kreuzes über den Irrwahn der Götzendiener ein felsenfestes Vertrauen eingeflößt hätte. In den mühevollen und harten Kämpfen eines halben Jahrhunderts, die nun begannen, wurden die Ritter zwar öfters durch deutsche Kreuzheere unterstützt; da diese Hülfe aber immer schnell wieder

*) Friedrich sagt ganz bestimmt: „confirmantes eidem magistro, successoribus suis et domui suae in perpetuum tam praedictam terram quam a praedicto duce recipiet et quamcunque aliam dabit nec non terram quam in partibus Prussiae conquiret, ut eam liberam sine ullo servitio teneat et immunem."

**) Daß bei der ganzen Verhandlung der Orden die größte Staatsklugheit entwickelte, daß er das Land zuerst als Vasall Christian's betreten, dann aber von diesen Schranken sich zu lösen gewußt hat, daß die Rechte Christian's verletzt wurden, hat Watterich a. a. O. einleuchtend gegen Voigt bewiesen. Christian starb übrigens 1245, ohne in seinen Rechten vom Papste geschützt zu sein.

verschwand, so waren sie doch am meisten auf ihre eigenen Kräfte angewiesen; auch die Uneinigkeit ihrer Gegner erleichterte ihnen den Sieg.

Die ersten Niederlassungen der Ritter in dem Lande ihrer neuen Wirksamkeit waren die Burgen Vogelsang und Nessau auf dem linken Weichselufer. Im Jahre 1231 ging Hermann Balk über den Strom, ließ dort die Burg Thorn anlegen, und gewann von da aus das ganze Kulmerland. So verfuhr der Orden auch bei seinen folgenden Eroberungen. Zuerst errichtete er meistens eine Burg an einem passenden Grenzpunkte des Landes, dessen er sich zu bemächtigen strebte, um den christlichen Kämpfern vor allem einen festen Rückhalt und sichern Zufluchtsort zu gewinnen. Den kriegerischen Zwecken schloß sich die Civilisation an. Schon 1232 gründeten deutsche Einzöglinge bei den Burgen Thorn und Kulm Städte, deren bürgerliche Ordnung und Verfassung der Orden in einer Urkunde, die kulmische Handfeste genannt, bestimmte. Sie war ganz nach dem Vorbilde deutscher Einrichtungen und Gesetze entworfen, und auf deutsches Leben und Sitte berechnet, und wurde, da sie in der Folge auf die meisten Städte und Gebiete Preußens ausgedehnt ward, ein wichtiges Beförderungsmittel für die Verbreitung und Einheimung der deutschen Cultur in diesem Lande.

Die Päpste verloren den Orden auch in der auf Preußen gewandten Richtung seiner Thätigkeit nicht aus den Augen, denn was er eroberte, war auch für die Herrschaft der Kirche gewonnen. Bestanden ihre Unterstützungen auch nur in Worten und Ermahnungen, so war doch diese Hülfe eine sehr wesentliche. Der Orden erhielt durch ihre steten Ermunterungen viele neue Glieder und Besitzungen, und von Zeit zu Zeit wurden auch noch immer Kreuzheere wider die Heiden in Preußen gebildet. Mit Hülfe eines solchen unter der Anführung des Markgrafen Heinrich's des Erlauchten von Meißen unterwarf sich der Orden die erste preußische Landschaft, Pomesanien, und bald darauf, nach harten Kämpfen, auch eine zweite, Pogesanien (1237). Ermüdet durch das Unglück des Krieges, verzweifelnd an ihrer Götter Macht und Beistand, hülflos in sich selbst, und verlassen von der Theilnahme der anderen Gebiete, unterwarfen sie sich der Herrschaft des Ordens, huldigten dem Christenthum im Empfang der Taufe, und stellten Geiseln für die Sicherheit ihrer Zusagen. Noch wurden die Neubekehrten milde und schonend behandelt. Die Ordensbrüder ritten im Lande hin und her zu Vornehmen und Armen, pflegten willfährig und mitleidig arme und kranke Preußen in ihren Hospitälern, sorgten für Wittwen und Waisen, schickten talentvolle Knaben nach Deutschland in die Schulen. In Pogesanien lockte

der Handelsvortheil die Lübecker zu einer wichtigen Niederlaſſung. Bremen's und Lübeck's Verkehr nämlich nahm im zwölften Jahrhundert beſonders nach dem baltiſchen Meere ſeine Richtung, und ſo ward denn die Gelegenheit, die ſich hier zur Erweiterung dieſes Verkehrs darbot, mit Freuden ergriffen. An einem für den Handel ganz beſonders glücklich und günſtig gelegenen Ort war 1237 eine neue Stadt, Elbing genannt, gegründet, und ſchon nach wenigen Jahren erhob ſie ſich zur Blüthe.

Eine neue Verbreitung ſeines Einfluſſes erhielt der Orden um dieſe Zeit durch die Vereinigung mit den Schwertbrüdern in Livland. Dieſe Ritter hatten an den Ruſſen hartnäckige Feinde zu bekämpfen, deren ſie ſich nur mit Mühe erwehrten; noch ſchlimmer aber waren die wilden Verheerungszüge der Lithauer, welche dieſes rohe Volk unter Freveln und Gräueln aller Art unaufhörlich fortſetzte. Dazu kam ein unleidliches Verhältniß zu dem herrſchſüchtigen Biſchof Albert, der die Ritter nur als Werkzeuge für ſeine Pläne betrachtete, jedes Emporſtreben des Ordens zu unterdrücken trachtete, und ihm für alle ſeine Mühe kaum etwas mehr gönnte, als was zur ſpärlichen Erhaltung nöthig war. Da ſtieg in dem Ordensmeiſter Volkwin der Gedanke auf, ſeine ritterliche Stiftung mit dem Orden der deutſchen Herren zu vereinigen. Die Ausführung fand anfangs große Schwierigkeiten. Als aber die Schwertbrüder 1236 von den Lithauern eine große und ſchwere Niederlage erlitten, in welcher auch der ritterliche Held Volkwin fiel, ſo daß Furcht und Entſetzen ſich aller Chriſten in den benachbarten Landen bemächtigte, und Allen der Untergang der jungen Kirche in Livland unvermeidlich ſchien, wenn nicht eiligſt neue Hülfe herbeikomme: da betrieb auch der Papſt, in der Meinung, daß dieſe Hülfe nur vom deutſchen Orden geleiſtet werden könne, die Vereinigung eifrig. Im nächſten Jahre kam ſie, obwohl der deutſche Orden ſich ſcheuete, die ziemlich ordnungsloſen Schwertbrüder in ſeinen Schooß aufzunehmen, dennoch, weil Hermann von Salza ihr geneigt war, zu Stande, und der unermüdet thätige Hermann Ball erſchien an der Spitze einer Ritterſchaar in Livland, ſicherte das Land und ordnete die Verhältniſſe. Mit dem Könige Waldemar II. von Dänemark, der früher an der Eroberung Eſthland's Theil genommen hatte, und jetzt ſeine Anſprüche auf dieſe Provinz mit den Waffen geltend machen wollte, ward ein Vergleich geſchloſſen, vermöge deſſen ihm das nördliche Eſthland abgetreten ward. Nach dieſer Beruhigung Livland's war die Hoffnung vorhanden, daß der Orden künftig, nach Bezwingung der dazwiſchen liegenden preußiſchen Landſchaften, mit dieſer ſeiner neuen

Stiftung in unmittelbare Berührung werde treten können; es war ihm aber auch die Bürde neuer Sorgen und Kämpfe auferlegt.

In Preußen erwarb der Orden nach dem Tode Hermann Balk's (er und der Hochmeister Hermann von Salza starben in einem Jahre, 1239), unterstützt von einem Kreuzzuge unter dem Herzoge Otto von Braunschweig, nach harten Kämpfen die Provinzen Warmien (Ermland), Natangen und Galindien. Auch an diesen Kreuzzug hatten sich wieder viele Deutsche mit Weib und Kind in der Absicht angeschlossen, sich in Preußen niederzulassen. Den Ordensrittern waren solche Einzöglinge sehr erwünscht; sie gaben ihnen reichliches Besitzthum mit besonderen Vorrechten und Freiheiten. Die Begünstigung erweckte den Neid der Eingeborenen, die ohnedies, nachdem der erste Sturm des Krieges vorüber war, das ihnen gefallene Loos schrecklich und unerträglich fanden. Der oberflächliche, in einigen halb oder gar nicht verstandenen Formeln bestehende Unterricht im Christenthume, welchen die Neubekehrten erhielten, konnte unmöglich hinreichen, die Liebe zu den alten Göttern, mit deren Dienste das vorige in unbeschränkter Freiheit und Fröhlichkeit hingebrachte Leben innig verwandt war, aus den Gemüthern zu verdrängen. Gegen diese Vergangenheit schien ihnen ihr nunmehriges, von allen eingewurzelten Neigungen losgerissenes Dasein leer und trostlos. Auch vergaß der Orden schon jetzt der früher geübten Milde, und fing an, das Volk mit einer gewissen Strenge und Härte zu behandeln. Kein Wunder daher, daß Groll und Ingrimm sich der Herzen bemächtigten, und der Gedanke der Rache und Vergeltung sich im Volke immer mehr ausbreitete und immer tiefer wurzelte. Ein mächtiger Bundesgenosse erstand ihm in dem Herzoge Swantepolc von Hinterpommern (oder Pomerellen, von der Persante bis zur Weichsel). Dieser Fürst, der früher selbst zu den Eroberungen des Ordens Vieles beigetragen hatte, wurde nun auf die wachsende Macht desselben eifersüchtig. Schon hatte das deutsche Wesen im westlichen Pommern die alte Sprache, Sitte und Verfassung verdrängt, oder doch bedeutend verändert; jetzt sah er im östlichen Nachbarlande, in Preußen, durch das Herbeiströmen einer Menge neuer Bewohner aus Deutschland dieselbe ihm und seinem Volke fremde Nationalität wachsen und sich befestigen, und fürchtete von allen diesen Veränderungen üble Folgen für seines Landes Sicherheit und Unabhängigkeit. Bei dieser mißtrauischen und feindseligen Stimmung konnte es, da sich die beiderseitigen Grenzen so nahe berührten, nicht an Verletzungen, manchem kleinlichen Hader und Zwist fehlen. Nunmehr, wo sich die Preußen mit Klagen über die vom Orden erfahrenen Bedrückungen an ihn wandten,

freute er sich der Gelegenheit, den Ordensrittern unter dem Scheine des Rechts entgegentreten zu können, indem er als Beschützer der Unterdrückten auftrat, und sich dabei auf die ausdrücklichen Verordnungen des Papstes stützte, daß die Neubekehrten mit Milde und Liebe behandelt werden sollten. Und kaum vernahmen die Preußen, daß der Herzog Krieg gegen den Orden bereite, als vom Drange des Freiheitsgefühls und von Rachedurst getrieben Alles zu den Waffen griff, dem Gekreuzigten entsagte, den alten Göttern zueilte, den alten Priestern vertraute. Eine allgemeine Empörung erhob sich, überall wurden die errichteten Zwingburgen umlagert. Nun brach auch der Herzog hervor, und Verheerung, Raub, Brand und Mord gingen von allen Seiten furchtbar über das ganze Ordensland hin. Nur noch auf fünf Burgen hielten sich die Ritter, alle übrigen hatten die ergrimmten Preußen erstürmt und die Besatzungen erschlagen. Da gab ein hochbetagter Held, der Marschall Dietrich von Bernheim, der zu der Schaar gehört hatte, welche zuerst mit Hermann Balk den Boden des Landes betreten, dem kleinen Häuflein der Deutschen durch kühne Thaten und Erfolge wieder Muth. Und zum Glück für den Orden erhoben sich jetzt die polnischen Herzoge, ja seine eigenen Brüder wider Swantepolc, wodurch er zum Frieden genöthigt ward (1243). Aber es blieb nicht lange dabei, denn der Herzog behielt seine Gesinnung wider die Ritter, und es erfolgte noch eine Reihe von Kämpfen, die das Land durch fortgesetzte verheerende Einfälle der Pommern in einen furchtbaren Zustand brachten. Erst nachdem der Orden, auch durch die Unterstützung neuer Kreuzfahrer aus Deutschland, kräftiger gegen den Herzog auftrat, und die durch ihn angerichteten Verwüstungen durch vergeltende Raubzüge in sein Land erwiederte, erkannte er, daß er nicht blos jene Ritterschaaren zu bekämpfen habe, die der Orden nach Preußen gesandt hatte, sondern alle die Stützen, die dieser in dem Geiste fand, der durch das Jahrhundert ging, in der Kampf- und Fehdelust der Zeit, in dem Glauben an das seligmachende Verdienst des mannhaften Streites für Kirche und Evangelium, in dem Wohlgefallen an den abenteuerlichen Kriegen mit den Heiden. Nachdem nun der Herzog in einem abermaligen Vergleiche (1248) gelobt hatte, niemals wieder gegen die Ritter mit den neubekehrten Preußen in ein Bündniß zu treten, konnte der Orden an die Unterwerfung der abgefallenen nördlichen Landschaften denken. Ganz ermattet und entmuthigt schlossen die Preußen 1249 mit den Rittern einen förmlichen Friedensvertrag, in welchem ihnen, so lange sie dem christlichen Glauben und dem Orden treu bleiben würden, völlige persönliche Freiheit und das Recht, Eigenthum zu erwerben, zugestanden

ward. Einige Jahre vorher waren auch, nach manchem Zwist und Hader, die kirchlichen Verhältnisse des Landes geordnet worden. Nach dem Tode des ersten Bischofs Christian (1245) war Innocenz IV. zunächst zu sehr mit den eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er seine Sorge auch Preußen hätte zuwenden können; er ließ den Orden walten und schalten. Nachdem dann aber der bisherige Erzbischof von Armagh, Albert, von ihm zum Erzbischof von Livland, Esthland und Preußen ernannt war, begannen die Zerwürfnisse mit dem Orden sofort, da Albert sich als den Träger der früher an Christian verliehenen Rechte ansah. Es gelang dem Orden, der deßhalb die Staufische Partei verließ, den Papst zu gewinnen; zweckmäßig angewandte Geldspenden mochten das ihrige thun; Albert ward endlich angewiesen, seinen Sitz in Riga zu nehmen, zum Bischof von Ermland aber, wie es der Orden gewünscht hatte, einer seiner Ordenspriester geweiht. Die kirchliche Organisation des Landes ward nun so eingerichtet, daß das ganze Land in vier Bisthümer getheilt wurde. Die kulmische, die pomesanische und die ermländische Diöcese umfaßten das bereits eroberte Gebiet, eine vierte sollte die noch zu unterwerfenden Landschaften begreifen.

Unter diesen Landschaften faßte der Orden zunächst das wichtige Samland ins Auge. Um die Verbindung der Samländer mit den benachbarten, von uralter Zeit her stammverwandten Samaiten zu verhindern, wurde die Burg Memel erbaut, an die sich bald auch eine Stadt anschloß, und als nun im Jahre 1255 der König Ottokar von Böhmen und dessen Schwager, der Markgraf Otto III. von Brandenburg, mit einem neuen zahlreichen Kreuzheere in Preußen erschienen, wurde Samland zur Unterwerfung gezwungen. Damals ward das heilige Romove, die Stätte für die Götterbilder, für immer zerstört, und eine neue dort erbaute Feste wurde aus Dankbarkeit gegen den ritterlichen König Königsberg genannt. Der daselbst eingesetzte Comthur hatte mit der geringen Besatzung, dem erbitterten Volke gegenüber, einen schweren Stand. Er verfuhr daher mit größter Mäßigung, Milde und Schonung, und suchte besonders das Vertrauen und die Ergebenheit des edlen Herrenstandes der Preußen zu gewinnen, indem er diesen Angesehenen und Vornehmen nicht nur den fernern und ungestörten Besitz aller ihrer bisherigen Güter fest verbürgte, sondern diesen Besitz hier und da auch noch ansehnlich vergrößerte. Dadurch wurde die reichste und viel geltende Klasse der Eingebornen mit seinem ganzen Interesse gegen das gemeine Volk an die Sache des Ordens gekettet. Die Bekehrung aber, die das Volk dem neuen Leben am meisten hätte zuführen und mit ihm befreunden sollen, war

eine erzwungene und ganz äußerliche, denn der Geiſt des Chriſtenthums blieb ihm bei dem Mangel an aller Belehrung fremd, und was vorläufig erreicht wurde, war nur, daß der Grundbau des alten Lebens immer mehr zuſammenbrach.

Der Orden war daher immer noch weit von ſeinem Ziele. Die völlige Befeſtigung ſeiner Herrſchaft in Preußen machte die Unterwerfung der noch freien und unberührt gebliebenen Landſchaften nöthig; die weiten Grenzen waren ſchwer zu ſichern, die Stimmung der ſchon unterworfenen Gebiete bedenklich, die Verluſte, die der Orden an ſeinen in den Kämpfen gefallenen Brüdern erlitten hatte, bedeutend. Das Mittel der Kreuzpredigten war ſchon abgenutzt und brachte keine erhebliche Wirkung mehr hervor. Die Päpſte bemühten ſich zwar nicht ohne Erfolg, dem Orden neue Mitglieder zu verſchaffen, aber es waren unter dieſen auch Menſchen, deren früherer Wandel nichts weniger als löblich, ja ſelbſt mit ſchweren Verbrechen angefüllt war, die daher der Verbindung mehr ſchädlich als nützlich wurden. Und je mehr der römiſche Stuhl auf dieſe und andere Weiſe den Orden zu unterſtützen trachtete, je heftiger erwachte der Neid der herrſchſüchtigen Geiſtlichkeit. Durch Ränke und Schliche, durch Liſt und Umtriebe ſuchte ſie den Orden zu beeinträchtigen und ſeine Rechte zu ſchmälern. Wenn aber die Anklagen, die ſie wider ihn erhob, meiſtens ungegründet waren, ſo brach dagegen die große Gefahr, welche die Preußen ihm jetzt bereiteten, keineswegs ohne ſein Verſchulden über ihn herein. Um die Burgen, welche anfangs in der Eil nur leicht errichtet waren, nunmehr feſter zu bauen, vermehrte man die Frohndienſte des Volkes und damit zugleich ſeinen Groll und ſeine Erbitterung, die noch höher ſtiegen, als die Läſſigen und Widerſpenſtigen mit unzeitiger Strenge durch Wegnahme ihrer Kinder beſtraft wurden. Der Zuſtand der Neubekehrten war in der That jammervoll. Ihre Felder waren durch die wilden Kriegsſtürme faſt alle verwüſtet, der Ackerbau hatte ſich noch nirgends wieder erhoben, und die Ritter ſelbſt, geſchweige das Volk, mußten oft mit Mangel kämpfen. Und für die Erhaltung eines ſolchen Lebens voll Kummer, Noth und Trübſal ſollten nun die unglücklichen Eingebornen alle ihre Kräfte opfern, ſollten die Kreuzheere ernähren, die nur herbeikamen, ihnen die Feſſeln enger anzulegen, ſollten die Burgfeſten verſtärken, von denen ihr Unglück ausging. Kein Wunder, wenn der Entſchluß, Alles an die Wiedererringung der verlorenen Freiheit zu ſetzen, ſich in ihren Gemüthern immer mehr befeſtigte.

Als dieſe feindſelige Stimmung ſich dem Ausbruche nahte, geſchah,

daß der lithauische Fürst Mindowe, der früher den christlichen Glauben angenommen hatte, und mit dem Königstitel geschmückt worden war, wieder zum Heidenthum abfiel, den Orden bekriegte und 1261 an der Durbe einen großen Sieg über ihn davontrug. Und als nun gleich nach dieser schweren Niederlage ein Ordensvogt am frischen Haff eine Anzahl edler Preußen auf seine Burg lockte und sie dort in Flammen umkommen ließ, mit der Beschuldigung, daß sie eine Verschwörung wider sein Leben angestiftet: da erhob sich der Aufruhr von den Gestaden Samland's bis an die Grenze Pomesanien's. Die Kirchen wurden niedergerissen oder verbrannt, die heiligen Geräthe geraubt, die Priester aufs Grausamste ermordet. Alle christlichen und deutschen Landbewohner, die nicht eiligst Rettung in einer nahen Ordensfeste finden konnten, wurden theils jammervoll erwürgt und erschlagen, theils in Sklaverei hinweggeführt. Die Ritter waren größtentheils auf die nächsten Umgebungen ihrer Burgen beschränkt, in diesen nicht einmal auf lange Zeit mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, und ganz außer Stande, dem Feinde mit Macht entgegenzutreten. Nur das Kulmerland und Pomesanien blieben treu, weil dort meist deutsche Einzöglinge wohnten. Ungeachtet durch die Bemühungen des Papstes Urban IV., der früher als Legat in Preußen gewesen war und nun durch die Dominikaner das Kreuz in Deutschland predigen ließ, einige Hülfstruppen aus der Nähe herbeigezogen wurden, so blieben doch die Preußen siegreich, und mit ihren Siegen wuchs das Vertrauen zu den alten Göttern und ihre Zuversicht. Durch Hungersnoth kam eine Burg nach der andern, selbst Marienwerder in Pomesanien, eine der ersten Gründungen des Ordens, in ihre Hände, und mit jeder sank ein Pfeiler der Ordensherrschaft nieder. Mehr und mehr wurden des Ordens spärliche Kräfte in täglichen Kämpfen verzehrt gegen einen Feind, der seine Schaaren immer leichter ersetzen, seine Bedürfnisse ohne Mühe befriedigen konnte. König Ottokar von Böhmen erschien zwar auf vielfache Ermahnungen des Papstes 1267 mit einem Heere, aber selbst die Elemente schienen die Sache der Preußen zu begünstigen. Das Land war damals noch so sehr mit Sümpfen und Morästen angefüllt, daß es nur bei starker Winterkälte möglich war, mit einem Kriegsheere in die Wälder und Schlupfwinkel des Feindes einzudringen. Dieser Winter aber war so gelinde, daß die Preußen in ihren Zufluchtsörtern, wohin sie sich sämmtlich zurückgezogen hatten, unangreifbar blieben, und Ottokar mußte wieder heimziehen, ohne den früher in diesem Lande erworbenen Siegesruhm durch neue Thaten vermehrt zu haben. Des Ordens

Lage wurde immer schlimmer und verzweifelter, und auch das ganze christliche Kulmerland litt durch jährliche Verheerungszüge des mit steigender Zuversicht kämpfenden Feindes unsäglich.

Doch dem Christenthume und der Bildung war in Preußen nicht bestimmt zu erliegen und wieder unterzugehen. Noch schloß der Orden eine Anzahl tapferer Männer in sich, die, von hohem, unbezwinglichem Geiste erfüllt, auch in der härtesten Bedrängniß nicht verzweifelten, und als 1270 der Marschall Konrad von Thierberg, ein tapferer, besonnener, unerschütterlich fester Mann, die Anführung erhielt, kehrte das entwichene Glück allmählich wieder zu den muthig Ausharrenden und den christlichen Panieren zurück. Damals ward an der Rogat der Grund zu dem festen Marienburg gelegt, das, nachher weiter ausgedehnt und verschönert, in der Blüthezeit des Ordens die Residenz seiner fürstlichen Hochmeister wurde. Auch aus Deutschland kam jetzt wieder Hülfe, die tapfersten preußischen Häuptlinge fielen, und schon nach einigen Jahren war die schwere Prüfungszeit des Ordens überstanden, das ganze Land, so weit es früher erobert war, von neuem unterworfen, bald auch zwei neue Landschaften, Nadrauen und Schalauen dazu erobert. In den Rittern hatte sich während der Unglücksjahre mehr als je die Ueberzeugung befestigt, daß zur Sicherheit ihres Bestehens und ihrer Schöpfung das Heidenthum mit den Wurzeln ausgerissen und völlig vertilgt werden müsse. Darum nahmen die Kämpfe jetzt einen noch viel hartnäckigeren Charakter an, und wurden zu wahren Vernichtungskriegen. So war Nadrauen nach der Eroberung ein fast zur Wüste umgewandeltes Land, und als Pogesanien bei einem 1277 von neuem ausbrechenden, aber bald gedämpften Aufstande, am hartnäckigsten blieb, wurde dieser ganze Strich mit Raub und Brand verheert, und alle Bewohner, deren man sich nur irgend bemächtigen konnte, hinweggeführt. Dagegen wurde aber auch in den Tagen des Friedens, als das Heidenthum nun immer ermatteter zusammensank und nur noch in einzelnen Zuckungen lebte, mit großer Sorgfalt dahin gewirkt, den zerstörten Anbau wieder herzustellen und die Cultur in schöneren Blüthen emporsteigen zu lassen.

Nur noch eine preußische Landschaft war übrig, Sudauen, dessen Bewohner, stärker und tapferer im Kriege als alle anderen, wohl ahneten, was auch ihnen bevorstand, und daher selbst den Krieg durch verheerende Einfälle in das kulmische Land begannen. Ein Grund mehr für Konrad von Thierberg, diesen trotzigen Feind in seinem eigenen Gebiete aufzusuchen. Es war ein eben so wichtiges als schwieriges Unternehmen, aber doch nach einigen Jahren (1283) vollendet. Als der letzte sudauische

Häuptling sah, daß er jeden Gedanken, das Vaterland zu vertheidigen, fahren lassen müsse, beschloß er, es ganz aufzugeben, verheerte den heimathlichen Boden, so weit er konnte, mit Feuer und Raub, und wanderte mit seinem ganzen Volke aus nach Lithauen, um nie wieder zu kehren. Auf lange Zeit herrschte in Sudauen die Stille der Wüste und die Ruhe des Grabes.

In solcher Weise hatte der Orden nach einem dreiundfunfzigjährigen Kampfe ganz Preußen sich unterworfen und für Christenthum und deutsche Bildung gewonnen. Das Loos, welches den alten Landeseinwohnern, so viel das Schwert und der unsägliche Jammer des langen Krieges davon übrig gelassen hatte, fiel, war sehr verschieden, im Ganzen jedoch die Lage der Unterworfenen, in so fern sie ihr völlig niedergetretenes und vernichtetes Volksleben verschmerzen konnten, nicht schlimmer, als die des Volkes in Deutschland, in manchem Betracht sogar milder und leichter. Die ehemaligen Edlen Preußens, Withinge genannt, welche dem Orden Treue und Ergebenheit bewahrt hatten, genossen fortwährend große Vorrechte und Begünstigungen. Ihre alten Erbgüter besaßen sie frei von Verpflichtungen und Leistungen; für andere Besitzthümer, die ihnen, sammt einer Anzahl darauf sitzender Familien als ihren Gutsunterthanen, vom Orden zugewiesen waren, standen sie zu diesem in dem Verhältnisse dienstpflichtiger Lehnsmannen und mußten die Kriegsfolge leisten. Ihnen zunächst standen die Freilehnsleute, die in Rücksicht auf ihren ländlichen Besitz von der Zehntleistung und von bäuerlicher Arbeit befreit waren. Noch eine besondere Classe von Gutsbesitzern aus preußischem Stamme bildeten die Kölmer, so genannt, weil sie ihren Besitz auf kulmisches Recht, das zunächst nur deutschen Einwanderern ertheilt wurde, erhielten, und zu Zehnten und Zins verpflichtet waren. Die gesammte übrige Masse der alten Preußen bildete den Stand der Bauern und Hintersassen, zu welchen der Orden auch alle diejenigen der ehemaligen Edlen hinabdrückte, die sich ihm besonders feindlich bewiesen hatten. Sie waren die unmittelbaren Gutsunterthanen des Ordens, ihm zu verschiedenen Leistungen und Lasten verpflichtet, oder von ihm mit diesen Verpflichtungen jenen verdienten Preußen aus adeligem Stamme überwiesen. Die deutschen Einzöglinge erhielten die ihnen überlassenen Güter unter der Bedingung, Zehnten und Zins davon zu entrichten; von Hofdiensten waren sie befreit. Aus denen unter ihnen, die von edelen Geschlechtern Deutschland's stammten, gingen die Landesritter hervor. Andere deutsche Ansiedler bildeten einen deutschen, im Verhältniß zu dem preußischen sehr begünstigten, Bauernstand, und gaben

dem Geiſte, der Art, Sitte und Sprache ihres Vaterlandes in Preußen erſt feſte Grundlage und Haltung. Nur durch dieſe ward es möglich, in dem wüſten und verödeten Lande wieder ein friſches und regſames Leben, und mit ihm neuen Wohlſtand hervorzurufen. Wie durch die Deutſchen auch Bürgerthum und Städte entſtanden, iſt ſchon erzählt. Bemerkenswerth iſt jedoch, daß hier, auf Grund der Kulmer Handfeſte, die Städte ſchon gar nicht anders gegründet wurden als in der Weiſe, daß ihre Beamten aus der freien Wahl der Bürger hervorgingen.

Ein ſo ausgedehntes Gebiet unter der Herrſchaft eines geiſtlichen Ritterordens als eigentlichen Landesherrn zu ſehen, iſt eine in der Geſchichte einzige Erſcheinung. Der Hauptſitz des Ordens war damals noch in Akkon. An der Spitze der Verwaltung in Preußen ſtand der Landmeiſter, der aber in allen Angelegenheiten von irgend wichtiger Bedeutung ohne den Beirath und die Zuſtimmung der übrigen angeſehenen Ordensbeamten nichts beſchließen durfte. An Rang und Würde folgte auf ihn zunächſt der Ordensmarſchall, der in der Kriegführung mit ihm abwechſelte. Jeder Ordensburg und dem von ihr abhängigen Bezirke war ein Comthur vorgeſetzt. Die biſchöflichen Landestheile blieben abgeſondert, und ſtanden nicht unter dem Orden; doch gewann dieſer in drei derſelben einen entſchiedenen Einfluß, indem er die biſchöflichen Stühle ſowohl als die Domcapitel mit Ordensbrüdern zu beſetzen wußte, ein Beſtreben, das ihm nur in Ermland nicht ganz gelingen wollte.

---

31. Ludwig der Heilige, und ſein erſter Kreuzzug.

(1226—1254.)

Der lange Zeitraum der Regierung Friedrich's II. in Deutſchland und ſeiner nächſten ohnmächtigen Nachfolger war für das benachbarte Frankreich ein Zeitraum kräftiger Entwickelung, faſt nur durch einen einzigen König ausgefüllt, der ein Vorbild von Gerechtigkeit, Frömmigkeit und ritterlicher Tugend war. Philipp Auguſt war 1223 geſtorben. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig VIII. hatte noch bei Lebzeit ſeines Vaters einen Zug nach England und eine Kreuzfahrt gegen den Grafen von Toulouſe unternommen. In denſelben Richtungen bewegte ſich ſeine Thätigkeit als Regent. Er brach ſchon im erſten Jahre ſeiner Herrſchaft in Poitou ein, und eroberte die letzten Beſitzungen der Engländer in

Frankreich bis auf die Gascogne. Amalrich von Montfort, der durch Raimund VII. so bedrängt worden war, daß er nur mit Geld einen freien Abzug aus dem belagerten Carcassone hatte erkaufen können, übertrug in dieser Lage alle von der Kirche seinem Vater und ihm ertheilten Rechte auf Toulouse dem Könige von Frankreich (1224). Ludwig empfing das Kreuz aus den Händen der päpstlichen Legaten, und die Predigten der Geistlichen und Mönche brachten ein Heer von funfzigtausend Reitern und vielem Fußvolk gegen die Ketzer zusammen (1226). Nach dreimonatlicher Belagerung ward Avignon, das damals noch zum deutschen Reiche gehörte, eingenommen, der König drang weiter vor, aber schon im November, als er eben Anstalt machte Toulouse zu erobern, überraschte ihn der Tod. Wie die Sage berichtet, ward er durch den Grafen von Champagne vergiftet.

Sein Sohn Ludwig IX. zählte erst vierzehn Jahre. Bis zu seiner Großjährigkeit, und auch wohl noch etwas darüber hinaus, führte seine kluge Mutter, Blanca von Castilien, unterstützt von dem trefflichen Kanzler Guerin, die Regierung. Die Widerspenstigkeit der Barone in den nördlichen Provinzen wurde schnell beseitigt und mit Raimund VII. von Toulouse ward endlich ein Friede geschlossen, in welchem er dem König einen ansehnlichen Theil seiner Grafschaft abtreten mußte. Was ihm blieb, ward so gestellt, daß es gleichfalls an die französische Krone fallen konnte, denn er mußte seine Tochter und Erbin an Ludwig's IX. zweiten Bruder, den Grafen Alfons von Poitou verheirathen. Das war das Ende der Albigenserkriege, nach zwanzigjähriger Dauer*). Die Besitzungen der Krone erstreckten sich jetzt bis zum Mittelmeer. Allein die höhere Bildung, der Gewerbfleiß, der bessere Landbau, durch welchen sich diese Gegenden bisher vor den übrigen Ländern Frankreich's ausgezeichnet, waren mit den Ketzern durch die unsäglichen Verheerungen des Krieges vernichtet; der Norden eilte dem Süden vielmehr jetzt voran, und bis auf den heutigen Tag stehen die Ufer der Rhone und Garonne an Volksbildung und Landescultur weit hinter denen der Seine und Somme zurück.

Im Jahre 1236 erreichte Ludwig das Alter der Mündigkeit, das vierundzwanzigste Jahr. Anlage und Erziehung, welche von Geistlichen geleitet worden war, ließen die religiöse Richtung der Zeit bei ihm ent-

*) Ranke, franz. Gesch. I, 39 bemerkt, daß außer dem Siege bei Bouvines nichts so sehr das Nationalgefühl gehoben und dadurch das königliche Ansehn vermehrt habe, als die Theilnahme an den Albigenserkriegen und die durch diese gewonnene Ausdehnung der königlichen Gebiete.

ſchiedener und vollkommener als bei irgend einem andern Herrſcher des Mittelalters hervortreten. Deſto unbefangener und leidenſchaftsloſer überblickte er die weltlichen Verhältniſſe. Handhabung der Gerechtigkeit galt ihm als erſte Fürſtenpflicht, um ſo mehr, da ſie auch von der Religion geboten ſei; daher war auch ſeine Hauptſorge die Herſtellung der Ruhe und Sicherheit im Innern ſeines Reiches. Er ſchritt zu dem Ende auf der von ſeinen Vorgängern betretenen Bahn fort, das Königthum über die Vaſallen zu erheben. So befahl er zur Beförderung der Einheit in ſeinen Staaten den normanniſchen Baronen, welche Lehen in Frankreich und England zugleich beſaßen, entweder die einen oder die anderen aufzuopfern, weil nach dem Ausſpruche der Schrift Niemand zweien Herren dienen könne, eine dem Lehnsweſen bisher ganz fremde Neuerung. Eben ſo verbot er die Vermählung vornehmer Vaſallentöchter mit Fremden und verſtopfte auch dadurch eine Quelle unendlicher Unruhen. Vor Allem war er auf eine beſtimmtere Ordnung im Gerichtsweſen bedacht, und das unter ſeiner Regierung in Frankreich wie in anderen Ländern emporkommende Studium des römiſchen Rechts gab Gelegenheit zu wichtigen Verbeſſerungen.

Als die Nachrichten von der furchtbaren Zerſtörung Jeruſalem's durch die Chowaresmier nach Europa kam, lag Ludwig ſchwer darnieder an einem heftigen Fieber. Er verlangte ſogleich mit dem Kreuze bezeichnet zu werden. Nicht lange danach genas er. Nur mit Mühe ließen ſich die weltlichen und geiſtlichen Herren bewegen, ſeinem Beiſpiele nachzufolgen und Ludwig glaubte ſich endlich genöthigt, ihre Zahl durch Liſt zu vermehren. Es war damals Sitte, daß der Hof am Weihnachtsmorgen vom Könige mit Pelzmänteln beſchenkt ward. Ludwig ließ diesmal die Meſſe ſehr früh anſagen; die Edlen und Herren empfingen die Mäntel noch während der Dunkelheit und ſahen in der Kirche beim Schein der Lichter mit Verwunderung goldene Kreuze darauf geſtickt. Schamgefühl und Ehrgeiz hielten ſie ab, wieder zurückzutreten. Die Staatsverwaltung übertrug er ſeiner Mutter Blanca; ſeine Gemahlin Margaretha von Provence begleitete ihn, und nach langen Vorbereitungen ſchiffte ſich endlich das Kreuzheer am 25. Auguſt 1248 bei Aiguesmortes ein. Ein günſtiger Wind brachte die Flotte in der Mitte des Septembers nach Cypern, deſſen König, Heinrich von Luſignan, ein Nachkomme Guido's, ſeine Landsleute mit großer Pracht in ſeine Hauptſtadt Nikoſia einführte. Man mußte hier bis zum Frühjahr liegen bleiben, und Ludwig beſchloß, da Nodſchmeddin Eyub nach der Eroberung von Jeruſalem auch das Reich von Damaskus ſich unterworfen hatte, denſelben im

Hauptsitze seiner Herrschaft, in Aegypten, anzugreifen. Die Templer und Johanniter, welche ein völliges Niederwerfen der Saracenen ungern sahen, suchten ihn von diesem Schritte abzuhalten; vergebens. Am Donnerstag nach Pfingsten des Jahres 1249 warfen die Pilger im Angesicht von Damiette die Anker aus. An der Küste lag die ganze ägyptische Flotte ausgebreitet, bereit, sich der Landung aus allen Kräften zu widersetzen. Auch fehlten über zwei Drittheile der achthundert großen und kleinen Schiffe, mit welchen Ludwig von Cypern ausgelaufen war. Sie waren durch Stürme verschlagen worden und fanden sich erst später nach und nach wieder ein. Dennoch wurde der Angriff beschlossen und am andern Morgen glücklich ausgeführt. Ludwig sprang selber, wie die ganze Ritterschaft, bis an die Brust ins Wasser. Die ägyptische Flotte floh den Nil herauf, auch die Landtruppen leisteten nur unbedeutenden Widerstand, und überließen sogar die Stadt den Franzosen. Der fromme Ludwig hielt seinen feierlichen Einzug in dieselbe am ersten Sonntage nach Trinitatis, mit bloßem Haupt und Füßen, von seiner Gemahlin, seinen Brüdern, dem Könige von Cypern, dem päpstlichen Legaten, dem Patriarchen von Jerusalem und vielen andern geistlichen und weltlichen Herren begleitet. Die Moscheen wurden sogleich zu Kirchen geweiht; ein Bischof ward gewählt, Stiftsherren eingesetzt und durch die Sorge des Königs mit Einkünften und Geräthschaften des Kultus reichlich versehen.

Mit den weiteren Eroberungen ging es langsam, theils weil die Ueberschwemmung des Nils eintrat, theils weil Ludwig noch Hülfe aus Frankreich erwartete, die ihm sein Bruder Alfons von Poitou zuführen sollte. So blieb man noch länger in Damiette, wo sich das Kreuzheer allen Arten von Ausschweifungen in solchem Grade ergab, daß der König dadurch tief bekümmert ward; wogegen Eyub die Zeit eifrig benutzte, um seine Truppen zu sammeln. Endlich, nachdem Alfons am 28. October mit vieler neuen Mannschaft gelandet war, ward am 20. November nach Cairo aufgebrochen, auf demselben Wege, der vor dreißig Jahren die deutschen Pilgerschaaren ins Verderben geführt hatte. Das Heer zählte zwanzigtausend Ritter und vierzigtausend Fußgänger. Die Flotte folgte auf dem Nil. Allmählig verstärkte sich der Widerstand der Saracenen, die besonders durch das den Kreuzfahrern unbekannte griechische Feuer vielen Schaden anrichteten. So oft eine Ladung desselben geschleudert ward, fiel der heilige Ludwig auf seine Knie und betete weinend mit lauter Stimme: „Beau Sire, Dieu Jésus-Christ, garde moi et toute ma gent.“ Es wurden herrliche Thaten ritterlicher Tapferkeit in diesem Kriege verrichtet. Der allzu ungestüme Graf Robert von

Artois, des Königs älteſter Bruder, fiel mit zweihundert und achtzig Tempelherren in den Straßen der Stadt Manſurah, in die ihn ſeine unbeſonnene Verwegenheit vorangetrieben hatte. Der König zeigte ebenfalls perſönlichen Muth; aber auch die größte ſtrategiſche Unkunde. Man ließ ſich wieder zwiſchen die Kanäle und Flußarme verwickeln, alle Bewegungen wurden äußerſt langſam und ungeſchickt ausgeführt und ſo ſahen ſich die Pilger endlich auch von Damiette abgeſchnitten. In dieſer Lage unterlag das Kreuzheer der Hungersnoth und den ausbrechenden Seuchen. Ein Verſuch zu entkommen mißlang, und während des dabei entſtandenen Gefechtes, welches augenſcheinlich die Niedermetzelung und das Verderben aller Franzoſen herbeiführen mußte, erhielt Graf Philipp von Montfort Vollmacht vom Könige, Unterhandlungen zu verſuchen. Er fand den Emir Zeineddin, an den er ſich wendete, nicht abgeneigt. In dieſem Augenblick rief ein Verräther, Namens Marcel, den Rittern, welche den Kampf noch fortſetzten, zu: „Ihr Herren, ergebt euch, der König befiehlt es; gebt ihn nicht dem Tode Preis!“ Die Ritter glaubten, daß dies wirklich der Wille des Königs ſei und übergaben ſogleich ihre Schwerter den Saracenen. Darauf wurden alle entwaffnet, der König ſelbſt in der Stadt Minieh-Abuabdallah aufgehoben, und das ganze franzöſiſche Heer zu Gefangenen gemacht (April 1250)*). Moattam, der Sohn und Nachfolger des kurz vorher verſtorbenen Nodſchmeddin Eyub, verlangte von dem Könige für ſeine und ſeiner Leute Befreiung die Räumung aller Plätze in Syrien, die noch in chriſtlichen Händen ſeien; allein Ludwig antwortete, daß dies nicht von ihm, ſondern von dem Kaiſer Friedrich abhange. Hierauf forderte der Sultan die Uebergabe von Damiette und eine Million goldener Byzantiner, welches mit Freuden bewilligt wurde. Es kam endlich auf dieſer Grundlage ein Vergleich zu Stande, daß zwiſchen Moattam und allen Chriſten, die Syriſchen mit eingeſchloſſen, ein zehnjähriger Waffenſtillſtand ſein, alle Gefangene, die ſeit dem Friedensſchluſſe Kamel's und Friedrich's ge-

*) Die Königin Margarethe erwartete eben in Damiette ihre Niederkunft, als die Nachricht von dem Unglück ihres Gemahls einlief. In der Angſt warf ſie ſich einem alten Ritter zu Füßen, und bat ihn um eine Gunſt. Er verſprach es mit einem Schwur. „Sire Chevalier, ſagte ſie darauf, je vous requiers sur la foy que vous m'avez donnée, que si les Sarazins prennent ceste ville, vous me couppiez la teste, avant qu'ilz me puissent prendre.“ Worauf der Ritter antwortete, er wolle es ſehr gern thun, ja er habe ſelbſt ſchon daran gedacht, ſo zu verfahren, wenn der Fall eintreten ſollte. Zum Glück kam es nicht dahin.

macht wären, frei gegeben, Damiette geräumt, und achtmalhunderttausend Byzantiner oder ungefähr hunderttausend Mark Silbers bezahlt werden sollten. Den fünften Theil der Geldsumme hatte der Sultan erlassen.

Aber als man über Alles einig war, brach in Aegypten eine Empörung aus, durch welche die Franzosen in neue und größere Gefahr geriethen. Die Mameluken, aus erkauften Sklaven gebildete Truppen, aus welchen die Sultane ihr Heer, besonders ihre Leibwache, seit einiger Zeit zusammengesetzt, und die an dem Siege über die Christen großen Antheil hatten, fanden sich durch den Stolz Moattam's und diesen ohne ihre Zustimmung gemachten Frieden beleidigt, und ermordeten den Sultan zum nicht geringen Schrecken der Pilger, die das gleiche Schicksal fürchteten. So endigte die Dynastie der Eyubiden, d. h. der Familie Saladin's in Aegypten, und die Mameluckenherrschaft begann. Der von den Mameluken aus ihrer Mitte erwählte neue Herrscher, Malek el Moez, bestätigte endlich den durch seinen Vorgänger mit Ludwig geschlossenen Vertrag, so weit er die Befreiung der Gefangenen betraf. Die Franzosen gingen nach Damiette, wo die Hälfte der Summe abgetragen ward. Das Geld mußte aus Frankreich geholt werden, weil die eigennützigen Templer sich zu keinem Darlehn verstehen wollten. Der König schiffte darauf mit einem kleinen Theil seines Heeres nach Akkon, von wo er bald auch die zweite Hälfte der Schuld nach Aegypten sandte, aber ohne dafür die Freude zu haben, alle seine Leute befreit zu sehen. Von zwölftausend Gefangenen waren die Kranken getödtet, von den Anderen viele Sklaven gemacht und zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen worden. Auf den Mauern von Cairo prangten ganze Reihen aufgespießter Christenköpfe.

In Palästina, wo Ludwig noch beinah vier Jahre verweilte, sann er auf die Erneuerung des Krieges, und unterhandelte deshalb mit dem Sultan von Damaskus; denn die Saracenen dieses Reichs hatten den von den Mameluken erhobenen Herrscher nicht anerkannt, sondern Malek el Nasr, den bisherigen Herrn von Aleppo, einen Urenkel Saladin's, auf den Thron gesetzt. Indeß schlossen Aegypter und Damasker bald Frieden (1253) und Ludwig mußte sich bei seinen geringen Kriegsmitteln begnügen, die den Christen noch gebliebenen Städte an der Küste (es waren außer Akkon nur noch Sidon, Cäsarea und Joppe) in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Der Tod seiner Mutter (1. Dec. 1252) bewog ihn endlich, an die Rückkehr zu denken. Er ließ einige Truppen und einen Stellvertreter zurück, der aber von den beiden Ritterorden

wenig beachtet ward. Auf der Fahrt von Cypern nach Frankreich, welche zehn Wochen dauerte, ſorgte Ludwig in jeder Weiſe für die Erhöhung des chriſtlichen Sinnes unter ſeiner Umgebung. Sein Schiff war wie eine Kapelle eingerichtet. Vor einem darin aufgeſtellten Altar mit einer Monſtranz und vielen Reliquien ward alle Tage Meſſe geleſen und wöchentlich dreimal geprebigt. Wenn es das Wetter erlaubte und die Matroſen unbeſchäftigt waren, wurden ihnen einfache Vorträge über die Hauptlehren des Chriſtenthums gehalten, und die Sterbenden bereitete der fromme Ludwig ſelbſt zum Tode. Am 26. Junius 1254 landete die Flotte endlich im Hafen von Hieres. Die Städte, Klöſter und Biſthümer, durch welche der König kam, gaben ihm nach alter Art Geſchenke, und überall zeigte ſich die höchſte Freude über ſeine Rückkehr.

---

32. Ludwig's fernere Thaten.

(1254—1270.)

Mit verdoppelter Anſtrengung, mit reinem und feſtem Willen und unerſchütterlicher Strenge ſetzte Ludwig jetzt ſeine Bemühungen für das Wohl Frankreichs fort. Noch war die Macht der Barone nicht in dem Grade gebrochen, daß es an Gewaltthätigkeit und Eigenmächtigkeiten gefehlt hätte, noch war der Sinn der Zeit eines in geordneten und feſten Grenzen ſich bewegenden Lebens ungewohnt. Den Anfang machte er mit der Beſchränkung des Fehderechts und der Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit. Der Lehnsgebrauch geſtattete den Aftervaſallen ſchon lange Berufung von dem Spruche des unmittelbaren Lehnsherrn an den oberſten. Da der König jetzt Mittel genug beſaß, ſein Urtheil auch gegen die Mächtigſten geltend zu machen, und die ſtrenge Gerechtigkeitsliebe Ludwig's ſichere Bürgſchaft einer unparteiiſchen Entſcheidung gab, wurden dieſe Appellationen immer häufiger. Jeder wurde verpflichtet, vor den königlichen Gerichten zu erſcheinen; dann erſt ſollten die vorſitzenden Beamten entſcheiden, ob der Beklagte demſelben unterworfen ſei oder nicht. „So erſchien der König, wenn auch von den Rechtsbüchern jener Zeit noch immer eine gewiſſe Unabhängigkeit der großen Barone anerkannt wird, doch ſouverain über alle, und Niemand war ſo groß, daß er nicht vor den Gerichtshof deſſelben geführt werden konnte.“ Noch bedeutendere Folgen hatte das Verbot des gerichtlichen Zweikampfs

in allen Kronländern. Bei schwierigen Fällen war man bisher ohne weiteres zu diesem Auskunftsmittel geschritten, jetzt sollte eine genaue Untersuchung geführt, Zeugen gehört und Urkunden geprüft werden, Dinge, welchen weder die Kenntniß, noch die Lust und Ausdauer der Lehnsträger und Vasallen gewachsen waren. So entstand das Bedürfniß, Leute in die Gerichte aufzunehmen, welche durch gelehrte Bildung die dazu nöthige Fertigkeit und Geschicklichkeit erlangt hatten, und damit hinreichende Kunde des bestehenden Rechts verbanden. In ähnlicher Weise wurde auch der Gerichtshof des Königs umgestaltet, für welchen seit dieser Zeit der Name Parlament gebräuchlich ward*). Durch Berufungen von den Gerichten der Vasallen und Baillis wurde der Geschäftskreis desselben täglich größer, und die Barone, Prälaten und Hofbeamten, welche der König zu Beisitzern berief, bedurften des Beistandes Rechtsgelehrter, deren Befugniß sich allerdings zuerst nur auf die Führung der Untersuchung und Begutachtung der Streitsachen erstreckte, bald aber, bei der überlegenen Einsicht dieser Männer, bedeutend erweitert wurde. Eine Unterstützung gewährte nach dieser Seite die Erneuerung des römischen Rechtes in Frankreich, das zuerst von Blanca, dann noch mehr von Ludwig anerkannt wurde. Die Verwaltungsbeamten beaufsichtigte Ludwig streng und steuerte allem Mißbrauch. Jeder Beschwerde war er zugänglich, sprach selbst oder ließ in seiner Gegenwart Recht sprechen. Oft saß er im Sommer im Gehölze zu Vincennes unter einer großen Eiche, und Alle, welche mit ihm zu reden hatten, traten ungehindert heran.

Wie in Deutschland waren auch in Frankreich die alten Volksrechte und Kapitularien der Karolinger den Gewohnheiten der Städte und Provinzen gewichen. In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts fing man an, diese Herkommen aufzuzeichnen, und bald nach Ludwig's Tode oder auch noch während seiner Regierung verfaßte ein Rechtsgelehrter oder königlicher Beamter eine Zusammenstellung von Gewohnheitsrechten einiger Kronlandschaften und von Verordnungen Ludwig's, und suchte diese so viel als möglich mit dem römischen Rechte in Verbindung zu bringen und darauf zu stützen. Seine Arbeit ist unter dem Namen Etablissements de Sct. Louis bekannt.

Im Jahre 1259 brachte Ludwig endlich auch sein lange feindselig gewesenes Verhältniß mit England ins Reine. Heinrich III., der Nachfolger Johann's ohne Land, hatte 1230 einen vergeblichen Kriegszug

*) Schmidt, Geschichte von Frankreich, Thl. I. S. 579 flgd. Ranke, franz. Gesch. I, 43 flgd.

zur Wiedereroberung der verlorenen Besitzungen in Frankreich unternommen, und 1242 einen zweiten, der einen noch schlechtern Erfolg hatte. Die Engländer verloren diesmal zwei Treffen, bei Taillebourg und Saintes, und mußten sich eiligst zurückziehen. Dann wurde ein Waffenstillstand auf fünf Jahre geschlossen und mehrmals verlängert. Jetzt nach siebzehn Jahren entschloß sich Ludwig, um einen festen Frieden zu Stande zu bringen, Einiges von den eroberten Provinzen wieder heraus zu geben (Friede zu Abbeville). Heinrich entsagte für sich und seine Nachkommen auf immer der Normandie und den Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou. Dafür stellte Ludwig Limousin, Perigord, Quercy, Agenois und den Theil von Saintonge, der zwischen der Charente und Guienne liegt, zurück, wofür jedoch, so wie für seine sonstigen Besitzungen in Frankreich, der jedesmalige König von England, als Herzog von Guienne, dem französischen die Huldigung leisten sollte. Heinrich III. kam bald darauf nach Paris und schwur den Lehnseid, und da kurz nach seiner Anwesenheit Ludwig's ältester sechzehnjähriger Prinz gleiches Namens starb, so kehrte Heinrich noch einmal zurück, um dem Leichenzuge desselben beizuwohnen und den tief bekümmerten Vater zu trösten. Seit jener Zeit wurde die Normandie auf immer mit der Krone vereinigt; „auf der unmittelbaren Regierung von France und Normandie beruhte seitdem die Macht der Krone". — Auf ebenso billigen Grundlagen traf Ludwig eine Uebereinkunft mit dem König Jacob I. von Aragonien, durch welche die Verhältnisse geregelt und die Grenzen beider Reiche festgestellt wurden.

„Während in allen andern Ländern die Fehde entbrannte, waltete hier der Friede; und Frankreich nahm sich auf an Menschenzahl und Kultur. Daß ein ruhiger, bescheidener, vor Allem für das Heil seiner Seele besorgter Mann, nicht einmal ein sehr strenger Arbeiter, so viele mächtige Vasallen im Zaum halten konnte, war für die damalige Welt ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung" *).

Ueber seine Pflichten als König ließ sich Ludwig niemals durch hingebende Frömmigkeit verblenden. Nirgend sprach sich der beginnende Unwille über die Anmaßungen und Erpressungen des Papstes und des Klerus offener aus als in Frankreich. Der päpstliche Hof nahm die vollständigste Verfügung über geistliche Güter und Aemter in Anspruch; die Geistlichkeit griff unaufhörlich in die Gerichtsbarkeit der weltlichen Herrschaften ein. Schon vor dem Antritt seines Kreuzzuges machte Ludwig

*) Ranke, a. a. O.

dem Papste Innocenz IV. die nachdrücklichsten Vorstellungen: Es sei unerhört, daß der römische Hof für jede Noth Hülfsgelder von den Gütern der französischen Kirche fordere, daß die Bischöfe und Aebte wie Juden und Sklaven besteuert würden, daß geistliche Würden, Ausstattungen der Stiftsherren willkürlich, und selbst wenn sie nicht erledigt seien, vergeben würden. Da alle Beschwerden vergeblich blieben, ja da Clemens IV. späterhin solches Verfahren für wohlbegründet und rechtmäßig erklärte, so hielt es Ludwig für seine Schuldigkeit, die Rechte der Krone und der Vasallen, welche ihnen nach seiner Ueberzeugung gebührten, zu schützen, und die Wohlfahrt seiner Unterthanen der Habsucht der Päpste nicht aufzuopfern. Im März 1266 erließ er zu Paris die unter dem Namen der pragmatischen Sanction bekannte Verordnung, daß die Prälaten und Patrone der Kirchen gegen alle Eingriffe in ihre Rechte gesichert sein sollten. Ueberall sollte freie Wahl der Vorsteher stattfinden, und das verderbliche Laster der Simonie durchaus nicht mehr geduldet werden. Der letzte Artikel aber lautet folgender Gestalt: „Sechstens verbieten wir hiemit ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen der von dem römischen Hof verordneten Geldauflagen der Kirchen unsers Reichs, wodurch besagtes unser Reich elendiglich verarmet ist, wofern solches nicht aus rechtmäßigen und billigen Ursachen, und bei unumgänglichen Nothfällen, auch mit unserer und der Kirchen unsers Reichs freien und ausdrücklichen Bewilligung geschiehet."

Diese wohlthätigen Anstrengungen wurden durch einen neuen Kreuzzug unterbrochen. Durch den traurigen Ausgang des ersten glaubte Ludwig sein Gelübde noch nicht erfüllt zu haben. Es wurden Kopfsteuern gesammelt, die Geistlichen mußten einen Zehnten hergeben, und die Genueser übernahmen nach langen Verhandlungen und gegen hohe Bezahlung die Fortschaffung und Versorgung des Heeres. Im Lande selbst nahm man wenig Antheil an dem neuen Zuge, selbst der Papst soll nicht ohne Bedenken gewesen sein. Ludwig machte zuvor sein Testament, setzte zwei bewährte Männer, den Abt Matthäus von St. Denis und den Ritter Simon von Nesle, zu Reichsverwesern ein, nahm abermals zu St. Denis die Oriflamme, und schiffte sich am 1. Julius 1270 mit sechzigtausend Mann zu Aiguesmortes ein. Man konnte sich nicht viel Gutes von dem Unternehmen versprechen; Ludwig's Gesundheit hatte so gelitten, daß er nicht mehr ohne Hülfe aufs Pferd steigen, noch die volle Rüstung tragen konnte. Noch bestürzter ward das Heer, als man vernahm, daß der Zug zunächst nach Tunis gehen sollte. Diesen Plan hatte des Königs Bruder, Karl von Anjou, damals schon längere Zeit

König von Sicilien, entworfen, dem der Beherrscher von Tunis einen früher übernommenen Tribut nicht mehr zahlte. Auch hatte der Letztere dem frommen Ludwig die täuschende Hoffnung gemacht, Christ zu werden, wenn er es ohne Gefahr thun könne. Die Flotte landete an jener Küste, die Pilger eroberten das Schloß Karthago, und erwarteten dann die Ankunft des Königs von Sicilien. Diese verzögerte sich länger als man geglaubt hatte; die glühende Hitze erzeugte böse Seuchen, die Zahl der Feinde wuchs mit jedem Tage; mehrere französische Herren, unter ihnen Ludwig's dritter Sohn, und eine große Anzahl anderer Krieger, starben in den ersten Wochen, und endlich erkrankte der König selbst so heftig, daß er sein Ende nahe fühlte. Die Andachtsübungen, durch welche er sich zum Tode vorbereitete, unterbrach er nur durch die Abfassung weiser und frommer Vorschriften, welche er seinem zweiten Sohn und Nachfolger Philipp als bleibendes Vermächtniß übergab. So starb er, am 25. August, in seinem sechsundfunfzigsten Jahre, auf einem mit Asche bestreuten Bette, die Hände kreuzweise auf die Brust gelegt, und die Augen gen Himmel gerichtet. Seine letzten Worte waren die David'schen: „Herr, ich will in dein Haus gehen; in deinem heiligen Tempel will ich anbeten, und deinen Namen verherrlichen."

Von den seltenen Tugenden dieses Königs in seinem Privatleben erzählen die gleichzeitigen Schriftsteller rührende Züge. Ein alter Ritter Joinville, Seneschall von Champagne, der in einer höchst treuherzigen Sprache eine Geschichte Ludwig's niedergeschrieben hat, nennt ihn nicht anders als nostre bon roy Sainct Loys. Seine Standhaftigkeit in der Ausübung der kindlichen Pflichten, die ihm der Charakter seiner Mutter Blanca sehr erschwerte, war außerordentlich. Diese von Herrschsucht nicht freie und durch lange Herrschaft verwöhnte Frau zeigte sich auch auf den Einfluß ihrer Schwiegertochter, der Königin Margarethe, eifersüchtig, und drängte sich störend in das Verhältniß zu ihrem Gatten. Selbst wenn Ludwig seine Gemahlin im Schlosse besuchen wollte, mußte er wohl erst die Hunde peitschen lassen, damit die Mutter vor dem Geheul seine Tritte nicht hörte. Einst, als die junge Königin krank lag, und Blanca ihn hinter deren Bett versteckt fand, zog sie ihn hervor, und führte ihn mit dem Bedeuten, daß er hier nichts zu thun habe, zur Thür hinaus. „Mein Gott," rief die Kranke, „wollt ihr mich denn meinen Herrn und Gemahl weder im Leben noch im Tode sehen lassen?" und fiel in Ohnmacht. Hierauf kehrte der bekümmerte Gatte zurück, jedoch ohne seiner Mutter auch nur durch einen Blick ihr unangemessenes Betragen fühlbar zu machen. Täglich ließ der König hundertundzwanzig

Arme aus seiner Küche speisen, bediente sie zuweilen selber bei Tische, und entließ sie außerdem noch mit Geschenken. Im Jahre 1297 wurde er von Papst Bonifacius VIII. unter die Heiligen der Kirche aufgenommen. Ludwig's schöne Schwester, die heilige Isabelle, trieb die Frömmigkeit noch weiter. Sie schlug alle Vermählungsanträge aus, um nur mit Gott zu leben. Der Gedanke an den Gekreuzigten und besonders seine Worte: „Kommet zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig," rührten die Prinzessin so oft sie ihrer gedachte zu den heißesten Thränen. Oft stand sie früh mit verweinten Augen auf, aß dann wenig und ging an ihr Geschäft, Arme zu speisen, zu kleiden und nach des Heilands Beispiel zu laben. Ihr ganzes Vermögen war diesem Zwecke bestimmt. Immer noch nicht zufrieden mit sich selbst, legte sie sich oft die härtesten körperlichen Büßungen auf, und wenn sie sich zu fasten vorgenommen hatte, mußten ihre Mutter und ihr Bruder oft die seltsamsten Kunstgriffe anwenden, um ihr nur so viel Nahrung einzuzwingen, daß sie nicht verhungerte.

33. Ende der Kreuzzüge.

Nach dem Tode Ludwig's IX. landete Karl von Sicilien bei Tunis. Die Saracenen wurden in zwei Treffen besiegt, aber dennoch schritt man nicht zur Belagerung der Stadt, sondern ließ sich durch eine bedeutende Geldsumme zum Rückzuge bewegen. Dies war der letzte größere Versuch abendländischer Christen, ihren Brüdern in Palästina zu Hülfe zu kommen. Jener seltsame Staat von Tempelherren und Johannitern, Kaufleuten und Soldaten, Priestern und Bettlern, deren verschiedenartiges Bestreben durch die Mannichfaltigkeit der Völker, die sich hier beisammen fanden, noch mehr zersplittert ward, trug von Anfang die Keime seiner Zerstörung in sich. Während von außen her die Macht der mamelukischen Sultane Aegypten's immer drohender nahte, wütheten Eifersucht und blutige Fehden im Innern der christlichen Städte. Am 18. Mai 1291 erstürmten die Saracenen Ptolemais nach einer heldenmüthigen Vertheidigung. Nach dem Verluste dieses wichtigen Bollwerks verließen die Franken ihre letzten Plätze, Tyrus, Sidon und Berytus freiwillig, und die christliche Herrschaft in Syrien war unwiederbringlich verloren.

Zwei Jahrhunderte hindurch haben die Bewegungen des Abendlandes gegen das Morgenland gedauert. Sie sind hervorgegangen aus dem innersten Geiste des Mittelalters, und machen seine lebendigste Erscheinung aus. Gegen Rohheit und Barbarei ankämpfend, war das Christenthum einst den Germanen verkündigt worden, allmählig hatte es Kraft in ihren Herzen gewonnen, und erfüllte dann alle Gemüther mit solcher Begeisterung, daß es gegen den Islam, dem es früherhin fast erlegen war, siegreich auftreten konnte. Diese Richtung nach außen hin wurde zuerst durch das Gefühl erweckt: es sei der Christenheit unwürdig, das heilige Grab, die theuerste Reliquie, in den Händen der Heiden zu lassen. Es mahnte ferner der mysteriöse Glaube der Zeit, daß an den Orten, wo Heilige gewirkt und gelebt, ihre Gegenwart kräftiger und in mannichfachen Wundern sich äußernd empfunden werde. Was konnte — so meinte man — Besseres für das Heil der Seele gethan werden, als am Grabe des höchsten Heiligen zu beten, wofür die Kirche die Vergebung aller Sünden verhieß. Auch lag jenem Irrthum ein richtiges Gefühl zu Grunde; denn es wird allerdings an allen Stätten, wo große Männer gewandelt, durch die volle Anschauung der Umgebung und der Einzelnheiten die Erinnerung mächtiger aufgeregt und das Gemüth höher erhoben. Wie außerdem damals jeder Einzelne, jedes Kloster, jede Stadt dem Schutze eines besonderen Heiligen anvertraut war, wie diesem Glück und Wohlergehen zugeschrieben wurde, so ward gleicherweise angenommen, daß auch für die Gestaltung weltlicher Verhältnisse unter der Obhut Christi in und um Jerusalem die beste Stätte zu finden sei. Die Kirche feierte ihren höchsten Triumph, indem sie die ungeheure Gewalt jener Ideen sah, deren Träger sie war; ja man kann die Kreuzzüge geradezu als die auswärtige Politik der päpstlichen Weltherrschaft ansehen. Auf ihre Ermahnung ohne äußeren Zwang strömten Hunderttausende zusammen, für das Zeitliche das Ewige zu gewinnen oder in Palästina ein höheres und edleren Zwecken bestimmtes Leben zu führen. Die Fürsten erkannten an, daß alle ihre weltlichen Mittel, daß ihre Macht und ihr Leben für das Christenthum und die Kirche zu opfern seien, das Ritterthum setzte alle seine Kraft und Mannheit zur Erwerbung des Heiligen ein, und zeigte, wie alle Tapferkeit nur Organ des Glaubens sein dürfe. In solchem Sinne wurden die Ritterorden gestiftet. Interessen des Handels und der Politik schlossen sich dann den großen Unternehmungen an, auch Eigennutz und Habsucht fehlten wie bei allem Menschlichen nicht.

Das eigenthümliche Gepräge des Mittelalters, innerlich Zusammen-

gehöriges nur äußerlich neben- oder feindlich gegenüberzustellen und Widersprechendes zu verbinden, zeigt sich uns hier auf das schärfste und deutlichste. Rein Geistiges wollte man durch sinnliche Mittel erreichen, das wahre Leben sollte durch das Grab gewonnen werden, den Frieden der Seele wollte man durch das Schwert erkämpfen, den lebendigen Christus suchte man bei den Todten. Die Frömmigkeit geht in wilde Wuth und Grausamkeit über, und diese machen dann abwechselnd wieder heiliger Andacht und tiefer Zerknirschung Raum, wie wir es vornehmlich bei der Eroberung Jerusalem's gesehen haben. Die Hoffnung der Einen, Beruhigung der Seele zu finden, so wie die der Anderen, ein reineres Staatsleben in Palästina zu schaffen, schlug fehl. Die religiöse Begeisterung und Ueberspannung hatte jedes planmäßige und vernunftgemäße Auftreten im Orient unmöglich gemacht. Aber die Verachtung der irdischen Kräfte des Menschengeistes rächte sich; man fiel aus der mystischen Verzückung in jede niedrige, erbärmliche Leidenschaft und bald ging es dort unchristlicher, verderbter und sittenloser zu, als in den Reichen des Abendlandes. So sah man sich endlich vom Aeußeren weg an das Innere gewiesen, um hier Befriedigung und Versöhnung zu schöpfen. Aber auch die unmittelbaren Folgen der Kreuzzüge waren von der höchsten Bedeutung. Der einförmige beengte Sinn lernte Welttheile umfassen, die Völker wurden körperlich und geistig durch einander gemischt, morgen- und abendländischer Geist tauschte sich gegeneinander aus. Man sah die Kunst und Wissenschaft des Arabers, man erblickte unbekannte Staatsformen, die Fülle der Gewalt in einer Hand vereinigt, die bürgerliche Gesellschaft wohl geordnet, Gewerbe, Handel und Verkehr blühend, man erstaunte über die Cultur des Landes, über die mannichfachen Genüsse und den Schmuck des Lebens. So wurden mit neuen Kenntnissen und Gewohnheiten neue Bedürfnisse zurückgebracht, ferne Verbindungen angeknüpft. Ueberall regte es sich lebendiger im Abendlande unter Rittern und Bürgern, es tönten Gesänge, es strömten die Schüler zu den Lehrern der Philosophie, der Religion und des Rechts. Alle wesentliche Elemente saracenischer Cultur waren aufgenommen worden, immer reicher und allgemeiner wurden Bildung und geistige Entwickelung in den germanischen Ländern. Wie aber die Uebermacht der Kirche zu derselben Zeit zu Grunde ging, als ihre Schöpfungen auf asiatischem Boden dahinstarben, so begann der Occident sich von nun an als ein Ganzes auch ohne die Kirche, die bisher das alleinige Band der Zusammengehörigkeit gewesen war, zu fassen; die Nationalitäten traten einander näher, und dies, wunderbar genug, in demselben Maße als jede einzelne ihre beson-

deren und eigenthümlichen Culturmomente, Sitte, staatliche Ordnung, Sprache mehr und mehr für sich allein ausbildete.

Vielfach hat ein kalter Verstand die Kreuzzüge als das sinnlose Erzeugniß eines unklugen Aberglaubens verschrien und die unzählbare Menschenmenge beklagt, welche durch dieselben ihren Untergang gefunden. Aber nur ein allen großen, allen religiösen Gefühlen verschlossenes Gemüth kann die mächtig aufflutheude Ideenströmung, welche die Kreuzzüge ins Leben rief, ohne Erhebung und Bewunderung betrachten. Alle Pilger, die innerlich von dieser ergriffen die beschwerliche Fahrt antraten, haben in der That ihr Leben dadurch geadelt; denn nur in dem Maße verdient der Mensch Achtung, als die Ideen edel sind, für die er lebt und stirbt. Die Schlechten aber, die nur aus Raub- und Plünderungssucht Theil nahmen, würden auch im Vaterlande nichts Nützlicheres vollbracht haben; und wer von diesen den Beschwerden oder den Feinden erlag, darf kein großes Bedauern erwecken. In der ganzen Masse aber that ein Jeder seine Wirkung, zur Emporschwingung nämlich des Zeitgeistes und zur Richtung der Gedanken von dem geringfügigen Einzelnen auf das erhabene Allgemeine.

Der Missions- wie der Handelseifer folgte den Kriegerschaaren auf dem Fuße. Der Dominicaner Ascelin ward 1254 vom Papst Innocenz IV. an die mongolischen Chane geschickt, nahm seinen Weg durch Persien, und drang bis zur Ostseite des kaspischen Meeres vor. Zu den Chanen reiste schon früher der Franziscaner Johann de Plano Carpini; er gelangte bis zur hohen Mongolei. Im Jahre 1253 ging der Franziscaner Wilhelm Rubruquis als Abgeordneter Ludwig's des Heiligen in die Mongolei. Alle seine Vorgänger übertraf jedoch bei weitem der Venetianer Marco Polo, der Herodot des Mittelalters, der, nachdem er sechsundzwanzig Jahre (1272—1298) auf Reisen zugebracht hatte und dann bei der Rückkehr ins Vaterland von den Genuesern gefangen genommen war, in der Haft seinen berühmten Reisebericht, die Mirabilia mundi, verfaßte. Er war der erste Europäer, der auf dem Landwege nach China gelangte, der Tibet besuchte und auf der Heimfahrt auch Vorderindien kennen lernte.

34. England unter Heinrich III.

(1216—1272.)

König Johann, mit dessen Tode wir oben die englische Geschichte abbrachen, war 1216 gestorben, als er eben vor dem französischen Prinzen Ludwig und den aufständischen Baronen bis an die Grenze von Wales hatte flüchten müssen. Dennoch ward sein neunjähriger Sohn, Heinrich III., anerkannt, weil der Marschall des Reiches, Graf Wilhelm von Pembroke, der schon dem verstorbenen Herrscher unwandelbare Treue bewahrt hatte, mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriff. Ludwig von Frankreich verlor ein Treffen bei Lincoln, büßte seine Flotte ein und fand selbst bei den Bürgern von London, in deren Schutz er sich zuletzt begeben hatte, nicht mehr Theilnahme und Unterstützung, so daß er auf seine Ansprüche an die englische Krone verzichten mußte. Pembroke konnte es sogar wagen, die Magna Charta in einigen bedeutenden Punkten zu beschränken, so sehr wußte er das Ansehn der Krone zu heben; aber leider starb er, noch ehe der König großjährig war (1219), und es trat Keiner an seine Stelle, der Ansehen und Macht genug gehabt hätte, die Ruhe und Gesetzlichkeit im Innern, die er herbeigeführt, zu erhalten. Noch übler war, daß, als Heinrich III. im Jahre 1227 durch eine Bulle des Papstes Honorius III. für mündig erklärt ward, sich nur allzubald zeigte, wie er selbst völlig unfähig sei, den schwierigen Verhältnissen zum hohen Adel seines Reiches zu genügen. Während die Lage, in welcher er sich befand, Kraft, Ernst und Beharrlichkeit erforderte, war er nur wankelmüthig und unentschlossen ohne alle Thätigkeit und Selbständigkeit. Zwei Räthe waren es, welche sein Vertrauen am meisten besaßen, der Oberrichter Hubert de Burgh, und Peter des Roches aus Poitou, Bischof von Wincheſter. Nach einiger Zeit aber ward Hubert durch die wahre oder falsche Anklage, daß er sich auf Kosten des königlichen Schatzes bereichert habe, gestürzt (1232), und nun stand der Bischof in der Gunst des Königs ohne Nebenbuhler da, mit dem unumschränktesten Einflusse. Er bediente sich dessen eben so übermüthig als unverantwortlich, indem er alle Engländer verdrängte, und die höchsten und einträglichsten Stellen des Staates und der Kirche mit Poitevins und Bretagnern besetzte. Um jedem Widerstand zuvorzukommen, zog man an zweitausend Ritter von jenseits des Meeres ins Land und stattete dieselben mit Grafschaften und Baronien reichlich aus. Vergebens that Richard von Pembroke, Wilhelm's Sohn und Erbe seiner Reichs-

würde, die nachdrücklichſten Vorſtellungen, vergebens vereinigten ſich die Barone. Heinrich gab erſt nach, als auch der Erzbiſchof von Canterbury ihm mit dem Banne drohte. Die Ausländer wurden entlaſſen und Räthe ernannt, welche das Zutrauen der Nation beſaßen. Aber nur auf kurze Zeit. Denn als der König ſich zwei Jahre nachher mit Eleonoren, der Tochter des Grafen Raimund Berengar IV. von Provence, vermählte, traten die Oheime der Königin und andere Provençalen an die Stelle der früheren Günſtlinge, und erregten die kaum beſchwichtigte Unzufriedenheit von neuem.

Gab der König auf dieſe Weiſe zu den gerechteſten Beſchwerden Anlaß, ſo kränkten ſeine ruhmloſen Feldzüge in Frankreich auch die Volksehre, die wiederholten dazu eingeforderten Hülfsgelder vermehrten den Druck, und die Erpreſſungen des römiſchen Stuhles trieben den Unwillen auf die höchſte Spitze. England ſollte wie Frankreich und die übrigen Länder der Chriſtenheit die Geldmittel zum Kampfe gegen Friedrich II. und die Hohenſtaufen liefern, und da Heinrich aus Furcht vor den Päpſten ſich am wenigſten oder vielmehr gar nicht widerſetzte, ſo wurde in ſeinem Reiche das Meiſte zuſammengetrieben. Damals war England die eigentliche Schatzkammer des in Lyon reſidirenden päpſtlichen Hofes. Zwei Erzbiſchöfe von Canterbury wurden hintereinander von Rom aus ernannt, haufenweiſe kamen Italiener ins Land, die in Rom und Lyon die engliſchen Pfründen zu hohen Preiſen erſtanden hatten und ihre Koſten wieder herausbringen wollten. Schon Honorius III. hatte die Einkünfte zweier Stiftsherren an jeder Kathedralkirche und zwei Mönchsantheile in jedem Kloſter für den heiligen Stuhl gefordert, war aber nicht im Stande geweſen, ſeine Abſicht durchzuſetzen. Dagegen brachten jetzt die Legaten Otho (1240) und Martin (1244) ſo ungeheure Summen zuſammen, daß man ſagte, ſie hätten mehr Geld aus dem Königreiche hinweggenommen, als darin gelaſſen. In ihrem Gefolge befanden ſich lombardiſche Kapitaliſten und Wucherer, die Kirchen, Klöſtern und Pfarreien das augenblicklich Fehlende zu den höchſten Zinſen vorſtreckten. Ueberdem hatte die römiſche Kurie das Eindringen der Bettelorden der Dominicaner und Franziscaner begünſtigt, die, der Satzungen ihrer Stifter uneingedenk, im ganzen Lande Eigenthum erwarben und in das feindſeligſte Verhältniß zu den alten Mönchsorden traten. Ehe noch Karl von Anjou ſich auf die Eroberung Neapel's einließ, bot Innocenz IV. dieſes Reich dem Könige von England für ſeinen Sohn Edmund an. Heinrich war unvorſichtig genug, ſich ohne Befragung ſeines Parlaments auf dieſen mißlichen Handel einzulaſſen, und dem Papſte mit vollem Ver-

trauen alle zur Gewinnung der Neapolitaner erforderlichen Maßregeln anheim zu stellen. Innocenz und sein Nachfolger Alexander IV. unternahmen alsbald auf seine Kosten mit Manfred den Krieg, und berechneten ihm nach kurzer Zeit eine ungeheure Schuldenlast, deren Bezahlung die Barone verweigerten. Nun sollte die Kirche das Geld aufbringen. Innocenz befahl, die englischen Geistlichen sollten die liegenden Güter verpfänden, um darauf Geld für Edmund's Unternehmen zu leihen; wer sich weigere, würde abgesetzt werden. Alexander erklärte, Gelübde zur Kreuzfahrt seien gelöst, sobald man nach Sicilien gehen, oder Geld zum dortigen Kriege zahlen wollte. Danach ließ er drei Jahre hintereinander den Zehnten von allen Kirchengütern erheben, und bewilligte dem Könige die Hinterlassenschaft aller verstorbenen Geistlichen und die Einkünfte aller erledigten Pfründen. Die bitteren Klagen des Klerus waren fruchtlos. Dennoch blieb die ganze Sache ohne Erfolg; nur die Päpste hatten Geld dabei gewonnen. Eben so schlecht berechnet, indeß doch nicht für das Land so verderblich, war auch die Unternehmung Richard's, von der wir in der deutschen Geschichte gehört haben. Dieser, Heinrich's Bruder und reichster Vasall von England, erschöpfte sich in dem Maße, daß er genöthigt war, zuletzt sogar seine Holzungen in der Grafschaft Cornwall fällen zu lassen, um die Habsucht der geistlichen Fürsten in Deutschland befriedigen zu können; und das Alles für eine Krone, die ihm fast nichts als den Namen gewährte, und um derentwillen er in England nicht höher geehrt ward als zuvor.

Die Barone trugen Heinrich's Regierung mit dem größten Widerwillen und verbargen diesen in den Reichsversammlungen (Parlamenten), die der König nach der Bestimmung der Magna Charta, sobald er Geldforderungen machte, berufen mußte, keineswegs. Sie beklagten sich sogar, daß selbst die Lebensmittel, die in der Hofhaltung gebraucht wurden, die Kleider, welche der König und seine Diener trügen, vor allem aber der Wein, den diese tränken, den Unterthanen mit Gewalt und ohne Bezahlung weggenommen seien, und daß aller Handel aus Furcht vor dieser Räuberei aufhöre. Der schwache König beantwortete solche Vorwürfe jedesmal mit schönen Worten und Versprechungen, die nicht gehalten wurden. Als er im Jahre 1253 abermals seine Zuflucht zu den Baronen nehmen mußte, verlangten diese eine neue Bestätigung des großen Freiheitsbriefes, der nur zu häufig von Seiten des Königs verletzt worden, auf eine feierliche und zuverlässige Art. In seiner Bedrängniß versprach er, sich der Excommunication zu unterwerfen, wenn er seine Verpflichtung nicht erfülle. Demnach versammelten sich die Barone und

Prälaten in der Westminsterhalle. Der Freiheitsbrief ward bei Fackelschein vorgelesen, und der Bann auf Jeden gewälzt, der ihn brechen würde; hierauf warfen die Bischöfe ihre Fackeln auf den Boden und riefen: „So möge die Seele dessen, der dieses Urtheil auf sich ladet, in der Hölle stinken und umkommen!“ Der König setzte hinzu: „Mit Gottes Hülfe will ich Alles dieses unverletzt halten, so wahr ich ein Christ, ein Ritter und ein gesalbter und gekrönter König bin.“ Allein dieser Vorsatz war eben so schnell vergessen als gefaßt.

Schon war die Erbitterung im Lande aufs höchste gestiegen, als böses Wetter und Mißwachs im Sommer 1257 Theuerung und Hungersnoth erzeugten; der Weizen, der in den früheren Jahren zwei Schillinge gekostet hatte, stieg bis auf zwanzig. Gerade um dieselbe Zeit drohte der Papst mit dem Banne, wenn ihm der Preis der sicilischen Krone nicht ausbezahlt würde. Als unter diesen Umständen das Parlament Ostern 1258 in Westminster zusammentrat, verlangten die Barone einmüthig die unverzügliche Abstellung aller Beschwerden; sie waren bewaffnet und mit zahlreichem Gefolge erschienen, als wären sie darauf gefaßt, ihren Forderungen mit Gewalt Nachdruck zu geben. An der Spitze stand Simon von Montfort, Graf von Leicester. Dieser talentvolle, kühne und ehrgeizige Mann, ein jüngerer Sohn des aus den Albigenserkriegen bekannten Grafen Simon von Montfort, hatte sich nach England gewandt, und dort als Erbe seiner Mutter die Grafschaft Leicester in Besitz genommen. Nach langen Streitereien und nachdem von beiden Seiten Concessionen gemacht waren, versprach Heinrich eine neue Versammlung nach Oxford zu berufen, welche dann am 11. Junius 1258 zusammentrat. Sie führt in der englischen Geschichte den Namen des tollen Parlaments (mad parliament). Es wurden vierundzwanzig Barone und Prälaten gewählt, und ihnen die Verbesserung der Verfassung aufgetragen. Diese zwangen den König, seine Stiefbrüder, die Söhne des Grafen Hugo de la Marche, mit dem Heinrich's Mutter Isabella in zweiter Ehe verbunden war, die unter allen am Hofe lebenden Franzosen die wildesten und habgierigsten waren, zu verbannen, setzten alle königlichen Beamten ab, wählten andere aus ihrer Partei, und verordneten, daß das Parlament jährlich dreimal gehalten werden, in der Zwischenzeit aber ein Ausschuß von zwölf Baronen die ganze Gewalt des Parlaments haben, und zugleich den König beobachten solle. Es sind dies die sogenannten „Provisionen von Oxford“, die allerdings in beglaubigter Form nicht auf uns gekommen sind, denen sich aber die Städte, London voran, durch ihre Zustimmung anschlossen. Die Macht des Reiches lag

in der Hand der Barone; England war kaum eine Monarchie mehr, die Regierungsform eine oligarchische. Der König, den die Barone in Haft hielten, mußte die getroffenen und noch zu treffenden Einrichtungen beschwören. Wie viel aber von den straffen normannischen Institutionen verloren gegangen war, und wie lebhaft die niederen freien Leute die Bewegung unterstützten, geht daraus hervor, daß die Proclamation, welche das Parlament an das Volk erließ, nicht mehr allein in der bisherigen Geschäftssprache, der französischen, sondern zugleich in der sächsischen verfaßt war.

Aber die Barone blieben nicht einig; sie zerfielen unter einander selbst, und die Unruhen wurden noch größer. Der König ließ sich 1262 von Papst Urban IV. seines Eides entbinden, und erklärte, daß er die Regierung wieder übernommen habe. Es kam zum offenen Kampfe. Das Volk in London stand in Masse auf, schlug sich zu den Baronen, und beging große Ausschweifungen. Noch war Leicester soweit Herr der Staatsverwaltung, daß er mit Ludwig IX. das Abkommen über die englischen Besitzungen in Frankreich treffen und den oben erwähnten Frieden von Abbeville schließen konnte (1259). Indessen ward die Spaltung zwischen ihm und Richard von Gloucester immer größer, wogegen die Sache des Königs mehr und mehr Anhänger gewann, so daß die Barone darauf eingehen mußten, den Streit mit Heinrich dem schiedsrichterlichen Ausspruche des wegen seiner Gerechtigkeit auch außerhalb der Grenzen seines Reiches verehrten Königs Ludwig IX. von Frankreich zu überlassen. Der fromme König berief hierauf seine Großen nach Amiens (1264); hier, in Gegenwart des Königs von England und eines Sohnes des Grafen von Leicester, untersuchte er die Sache, und entschied, die königliche Würde solle wieder hergestellt und die Oxforder Verordnungen aufgehoben, aber auch die Freiheit des Volks aufrecht erhalten und allen Aufrührern verziehen werden. Mit diesem Ausspruch war aber der Graf von Leicester nicht zufrieden; er verwarf ihn, und griff wieder zu den Waffen. Der Westen und Norden des Reiches waren für den König, der Süden und Osten für die Barone, die eine Hauptstütze in dem geringeren Volk der Städte fanden. Heinrich zog gegen London heran und als Simon herbeieilte, diesen wichtigen Punkt zu retten, kam es bei Lewes in Sussex zur Schlacht (14. Mai 1264), in der Leicester's Kriegskunst den Ausschlag gab. Das königliche Heer ward geschlagen, und Heinrich selbst nebst seinem Bruder, dem römischen König Richard, gefangen. Am folgenden Morgen ward ein Vergleich geschlossen, kraft dessen die Oxforder Provisionen vor der Hand in Kraft bleiben, die beiden Könige und

alle anderen Gefangenen losgelassen, der Kronprinz Eduard dagegen als Geisel in Leicester's Hände gegeben, und der ganze Streit durch Schiedsrichter beendigt werden sollte (die sogenannte Misa von Lewes). Prinz Eduard ließ sich demnach ruhig in das Schloß zu Devonshire bringen, aber sein Vater und Oheim wurden darum nicht freigegeben. „Eine Reihe von Verordnungen bezeichnete nun die durchgreifende Regierung des Grafen von Leicester, die mehr als eine Wohlthat für das Land bezweckte, aber keineswegs frei von Gewinnsucht von Seiten der Sieger war" *). Leicester führte den König überall mit sich herum und brauchte den königlichen Namen zu allen seinen Verordnungen. Er dachte vielleicht darauf, England seinem Hause zu gewinnen. Die Truppen des Königs wurden entwaffnet, seine Schlösser besetzt, und um sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, zog Leicester die Güter von achtzehn Baronen ein, und ließ sich ungeheure Lösegelder und hohe Abgaben von der Geistlichkeit bezahlen. Am 20. Januar 1265 versammelte er ein neues Parlament zu London, und berief dazu, außer den Baronen und Geistlichen seiner Partei, zwei Ritter aus jeder Grafschaft, und Abgeordnete aus den freien Städten, um sich diese noch fester zu verknüpfen. Dies ist die erste unbezweifelte Berufung von Stellvertretern der Gemeinen zur Reichsversammlung. Ursprünglich hatten nur die unmittelbaren geistlichen und weltlichen Vasallen, die Barone und Prälaten, die Reichsversammlung gebildet, und so war es auch durch den großen Freiheitsbrief bestätigt worden; doch hatte schon Johann die Einberufung von vier Vertretern der Ritter jeder Grafschaft angeordnet (1213), „um mit dem Könige über Angelegenheiten des Reichs zu reden." Noch früher, zuerst 1070, waren Abgeordnete dieses Standes an den Hof beschieden worden, allein damals immer nur, um über einzelne und ihren Stand insbesondere betreffende Fälle Rath oder Zustimmung zu geben, nicht zur Theilnahme an den allgemeinen Berathungen und Steuerbewilligungen. Aebte und Prioren waren ebenfalls erst seit der Regierung Johann's ohne Land ins Parlament gerufen worden, und die so häufige Besteuerung des Kirchengutes unter der jetzigen Herrschaft hatte auch eine öftere Zuziehung dieser Geistlichen nöthig gemacht. Gleichzeitig mit den Städten im übrigen Europa hatten sich die englischen, besonders London, York, Lincoln, und die Hafenstädte wie Portsmouth, Plymouth u. s. w. gehoben, und wenn sie auch nicht solche Freiheit erkämpften wie die italienischen und ihre bessere Stellung sich noch unbeachteter und ruhiger

*) Pauli a. a. O. S. 775. Ranke, Englische Gesch. S. 76.

hervorbildete als in Deutschland und Frankreich, so erreichten die bedeutenderen Orte doch die Umwandlung der persönlichen Lasten in bestimmte Zahlungen, erwarben Marktrechte und Zollstätten, und zum Theil das Recht der Wahl ihrer Obrigkeiten und eigener Statuten. Die Könige hinderten diese Entwickelung nicht, da man sie nun als selbständige Corporationen zu den Steuern mit heranziehen konnte. Die Städte, welche damals Abgeordnete schickten, werden nicht genannt. Eben so wenig als über die Wahl ihrer Deputirten sind wir über die der ritterschaftlichen Abgeordneten unterrichtet. In der Folge ist die Theilnahme der Gemeinen an den Parlamenten das wesentlichste Werkzeug der englischen Freiheit geworden. Diesmal mußte sie dazu dienen, Leicester's gewaltsame Maßregeln zu bestätigen.

Der tapfere Prinz Eduard gab indeß den verworrenen Angelegenheiten seines Vaterlandes bald eine glückliche Wendung. Er benutzte das Zerwürfniß zwischen Leicester und Gloceſter zu seiner Befreiung und entkam wirklich aus seiner Haft; die Anhänger des Königs sammelten sich um ihn, und er errang am 4. August 1265 in der Schlacht bei Evesham, in welcher Leicester selbst heldenmüthig kämpfend fiel, einen vollständigen Sieg, und vertilgte nach einiger Zeit die letzten Reste der Empörung. Die Ueberwinder verfuhren, nachdem die erste Siegesfreude, in der sie manche Gewaltthat begingen, verrauscht war, mit Schonung und Milde. Zu Kenilworth trat am 1. November 1265 ein Parlament zusammen und stellte den alten Zustand, wie er vor dem Oxforder Parlament gewesen, wieder her; die Magna Charta ward anerkannt, auch vom päpstlichen Legaten bestätigt. Leicester's Söhne wurden verbannt; aber selbst das so ungehorsame London erhielt alle seine Freiheiten wieder. Um des trefflichen Sohnes willen vergaßen die Engländer alle Schwächen des Vaters und unterwarfen sich ihm mit neuen Hoffnungen. Prinz Eduard aber, nachdem er das Reich beruhigt sah, zog voll ritterlicher Thatenlust den französischen Kreuzfahrern (1270) nach, und da er den heiligen Ludwig bei Tunis nicht mehr am Leben fand, so ging er allein weiter nach Palästina, wo er den Ritterorden eine Zeitlang tapfern Beistand gegen die Saracenen leistete, so daß diese einen Assassinen gegen den jungen Fürsten aussandten. Aber die Körperstärke und Gewandtheit Eduard's vereitelte den Mordversuch. Sein Vater hielt indessen mit schwacher Hand, aber wenigstens gewissenhafter als früher, die Zügel der wiedergewonnenen Herrschaft, und starb noch vor der Rückkehr seines Sohnes am 16. November 1272 im sechsundsechzigsten Jahre seines Alters.

Von dem bürgerlichen Elende und der allgemeinen Unſicherheit in dieſem Zeitraume mag nur folgender Vorfall zeugen. Im Jahre 1249 kamen zwei brabantiſche Kaufleute zum Könige und klagten, daß königliche Dienſtleute ihnen zweihundert Mark geraubt hätten, daß dergleichen alle Tage vorfiele, und daß man dagegen keine Gerechtigkeit erlangen könne, weil die meiſten Richter die Räuber fürchteten, oder mit ihnen im Bunde ſtänden. Sie baten, ihnen den gerichtlichen Zweikampf zu erlauben. Heinrich verwies ſie an das Gericht der Grafſchaft. Dies ſprach die Thäter wirklich frei. Hierauf ließ der König Vorſitzer und Schöffen gefangen nehmen und die Sache von anderen Richtern unterſuchen. Dieſe fällten, die Strafe fürchtend, ein gerechtes Urtheil. Die Verbrecher entſchuldigten ſich mit der Noth, weil ſie vom Könige keinen Unterhalt bekämen. Es war zu jener Zeit nichts Seltenes, daß Dörfer und Klöſter vom Gefolge des Königs oder anderer Großen rein ausgeplündert wurden. Ein anderes Beiſpiel von der Gerechtigkeitspflege Heinrich's gibt ſein Verfahren gegen den Juden Aaron von York. Dieſer war der Fälſchung von Münzen und königlichen Urkunden angeklagt, überführt und verurtheilt worden. Um nicht im Gefängniß zu ſitzen, zahlte er vierzehntauſend Mark Silber und zehntauſend Mark Gold; und um dann wieder freigeſprochen zu werden, noch dreißigtauſend Mark Silber und zweihundert Mark Gold an die Königin. Doch traf Heinrich einige zweckmäßige polizeiliche Anordnungen über das Aufgebot der Städte und Dörfer zur Verfolgung von Verbrechern, Begleitung von Reiſenden, und über die Abhaltung von Nachtwachen. Der Handel, beſonders von den deutſchen Städten betrieben, nahm unter ſeiner Regierung merklich zu, mehrte aber auch die Neigung zum Materialismus. Anerkennenswerth iſt an dem Könige ferner ſein Intereſſe für alle Zweige der Kunſt.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.